

Alexander March

**SPORT IN DER SUCHTGESELLSCHAFT -
SUCHTTENDENZEN IM SPORT**

**PRÄVENTION UND IDENTITÄT IM FLUCHT-
PUNKT ZWEIER MODERNE-KONZEPTIONEN**



Cuvillier Verlag Göttingen

**SPORT IN DER SUCHTGESELLSCHAFT – SUCHTTENDENZEN IM SPORT
PRÄVENTION UND IDENTITÄT IM FLUCHTPUNKT ZWEIER
MODERNE-KONZEPTIONEN**

**VON DER GEMEINSAMEN FAKULTÄT FÜR GEISTES- UND SOZIALWISSENSCHAFTEN
DER UNIVERSITÄT HANNOVER ZUR ERLANGUNG DES GRADES EINES DOKTORS DER
PHILOSOPHIE (DR. PHIL.) GENEHMIGTE
DISSERTATION**

**VON ALEXANDER MARCH
GEBOREN AM 22. 11. 1971 IN HANNOVER**

2004

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2004
Zugl.: Hannover, Univ., Diss., 2004
ISBN 3-86537-220-1

Referent:	Prof. Dr. Lorenz Peiffer
Korreferent:	Prof. Dr. Thomas Ziehe
Korreferent:	Prof. Dr. Arnulf Bojanowski
Tag der mündlichen Prüfung:	14. 07. 2004

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2004
Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen
Telefon: 0551-54724-0
Telefax: 0551-54724-21
www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2004
Gedruckt auf säurefreiem Papier

ISBN 3-86537-220-1

Abstract

Ausgehend von der Behauptung, *Sport* habe eine positive Funktion in der *Suchtprävention*, wird in der vorliegenden Arbeit die Frage gestellt, welche Funktion Sport im Leben von Menschen haben muss, um süchtigen Verhaltensweisen vorbeugen zu können.

Dazu wird das Phänomen *Sucht* zunächst in den Zusammenhang von alltäglicher Identitätsarbeit gestellt. Wesentlich in diesem „anthropologischen Verständnis“ ist die Dissoziation von Sucht und Krankheit und das Bemühen, nicht zwischen einzelnen Suchtformen zu differenzieren, sondern ihre Gemeinsamkeiten aufzuzeigen.

Auf der Grundlage der anthropologischen Annäherung wird dann der Wandel der Suchtformen im Prozess der Modernisierung analysiert. Anhand charakteristischer Unterschiede in der Identitätsarbeit werden verschiedene Modernisierungsphasen voneinander abgesetzt, denen eine jeweils charakteristische Funktion der Sucht zugeordnet werden kann. In gleicher Weise werden Sport und Prävention in den verschiedenen Phasen untersucht.

Dabei stellt sich heraus, dass die aktuellen Versuche, *Sport* als Inhalt von Suchtprävention zu begründen, auf überholten Annahmen basieren, sowohl bezüglich der Funktion des Sports, als auch bezüglich der Funktion süchtiger Verhaltensweisen. Es zeichnet sich ein Muster ab, Sport als „funktionale Alternative“ für präventive Zwecke nutzbar zu machen, das darauf hindeutet, dass Sport selbst Suchtpotentiale aufweist.

Die *Suchtprävention* wird als jeweils spezifische Wirklichkeitsauffassung dechiffriert. Aus dieser Perspektive wird die Möglichkeit, dass Sucht als kulturell-gesellschaftlich bedingtes Phänomen heilbar sei, verworfen. Vielmehr dient die „Erfindung“ der Sucht der Aufrechterhaltung einer „kulturellen Selbsterzählung“, dass Identität individuell zu verwirklichen sei. Abschließend wird perspektivisch herausgestellt, in welche Richtung das Potential des Sports auszuschöpfen wäre, um *Sucht* – und mit ihr *Prävention* – vor dem Hintergrund postmoderner Pluralität aus den Wirklichkeitskonstruktionen von Individuen auszublenden.

Schlagwörter:

- Sucht
- Sport
- Prävention

Abstract

Beginning with the proposition that *sport* can play a positive role in the *prevention of addiction*, the question of what function sport has to have in the lives of people to actually prevent habit-forming patterns is put forward in this thesis.

In order to answer this question, the phenomenon of *addiction* is first put in the context of the everyday search for identity. Essential to this “anthropological understanding” is the dissociation of addiction and disease and the quest not to differentiate between actual forms of addiction but to identify what they have in common.

On the basis of the anthropological approach, the change of forms of addiction in the process of modernization is analysed. According to characteristic differences in the search for identity, contrasting phases of modernization are set off against each other so that characteristic functions of addiction can be classified. In the same way, sport and prevention are analyzed in the differing phases.

In this analysis the current attempts to establish *sport* as a contributor to the prevention of addiction prove to be based on obsolete assumptions concerning the function of sport as well as concerning the function of habit-forming patterns. A pattern emerges wherein sport is employed as a “functional alternative” to preventive purposes that indicates that sport itself has a potential for addiction.

The *prevention of addiction* is respectively decoded as a specific interpretation of reality. In this perspective the idea that addiction as a cultural and social phenomenon can be healed is negated. Rather, the “invention” of addiction serves to keep up a “cultural self-narration” that identity has to be realized individually. Finally, in which direction it is possible to take advantage of the potential of sport is distinguished in order to fade addiction – and consequently prevention – out of the construction of reality of individuals on the background of post-modern plurality.

Key Words

- addiction
- sport
- prevention

Struktur

Einleitung

I. Sucht als Lebensform. Eine anthropologische Perspektive

1. Formen der Sucht
2. Sucht und Gesellschaft
3. Sucht und Individuum
4. Überflüssiges wird notwendig: Sucht als Beziehungsstruktur
5. Zusammenfassung des Suchtmodells

II. Sucht als Produkt von Identitätsarbeit in der fortschreitenden Modernisierung

1. Anthropogenese der Sucht: Idealierte Identität in der organisierten Moderne
 1. 1 Identität als individualistisches Konstrukt
 1. 2 Sport im Identitätsbild der organisierten Moderne
 1. 3 Pathologisierung süchtigen Verhaltens: Drogenprävention
2. Soziogenese der Sucht: Offene Identität in der reflexiven Moderne
 2. 1 Identität als Projekt
 2. 2 Sport im Identitätsbild der reflexiven Moderne: Differenzierung einer weiten Begriffsauffassung
 2. 3 Paradigmenwechsel: Suchtprävention in der reflexiven Moderne
3. Psychogenese der Sucht: Diffuse Identität, wahrgenommen als Postmoderne
 3. 1 Identität im Zerfall
 3. 2 Sport als Fixierung eines Lebensstils. Interpretationsgehalte einer postmodernen Wucherung
 3. 3 Postmoderner Präventionshorizont: Gesundheitsförderung

III. Sport in der Suchtgesellschaft. Eine zusammenfassende Trennung der Konzepte

1. Identität im Wandel: Sucht als modernisierte Lebensform
2. Sport im Wandel: Inszenierung einer Lebensform
3. Prävention im Wandel: Interpretationsformen der Sucht

Schlussbetrachtung

Inhaltverzeichnis

Einleitung	6
<i>Zur Fragestellung; Dringlichkeit und Aktualität; Zur Vorgehensweise; Aufbau der Arbeit</i>	
I. Sucht als Lebensform. Eine anthropologische Perspektive	10
<i>Heterogenität der Diskussion; Sucht als multifaktorielles Geschehen; Plädoyer für eine weite Fassung des Suchtkonzepts; Verhaltensmuster</i>	
1. Formen der Sucht	16
<i>Stoffgebundene Süchte; Stoffungebundene Süchte</i>	
2. Sucht und Gesellschaft	19
2. 1 Gesellschaft und ihr Verhältnis zur Sucht: Sucht als Krankheit.....	20
<i>Stigmatisierung: Kontrollverlust als Normverstoß; Jedes Verhalten kann süchtig entarten; Unterscheidungsmerkmale zwischen „gesund“ und „krank“ im süchtigen Verhalten</i>	
2. 2 Gesellschaft und ihre Allianz mit der Sucht: Sucht und Kultur.....	25
<i>Süchtiges Verhalten als Anpassungsleistung</i>	
2. 2. 1 Sucht als Selbstbehandlung der Kultur.....	28
<i>Animation zur Substitution; Sucht als kulturelle Deutung vom „falschen Leben“</i>	
2. 2. 2 Sucht und das Fremde.....	31
<i>Das bekannte Fremde; Das unbekannte Fremde</i>	
2. 2. 3 Sucht und Rausch.....	33
<i>Rausch und Kontrollverlust; Vom Lustgewinn zur Leidvermeidung</i>	
3. Sucht und Individuum	36
3. 1 Der Körper als Resonanzraum der Gefühle: Pathologie einer Beziehung.....	37
<i>Leib: Körper – Seele – Geist; Anerkennung finden durch den Körper; Schutz suchen im Körper; Gestörtes Körperselbstbild; Körperaufmerksamkeit als Ersatz für emotionale Zuwendung</i>	
3. 2 Sucht als Fixierung und Beziehungsersatz.....	40
<i>Essstörungen als Beziehungsstörungen; Drogen und Beziehungsstörungen; Sucht als Beziehung: Co-Abhängigkeit</i>	
3. 3 Sucht und der Mythos der Selbstverwirklichung.....	47
<i>Zum „Ethos der Selbstverwirklichung“; Die Identität von Möglichkeit und Wirklichkeit; Sucht als Identitätsbaustein: Ein Verhältnis, in dem das „Ich“ wesentlich ist; Sucht als Schutz vor Identitätsverlust: Kontrollbedürfnisse</i>	
4. Überflüssiges wird notwendig: Sucht als Beziehungsstruktur	51
<i>Sinn-Suche als anthropologische Konstante; Identität als Paradox und Sinninstanz; „Sucht“ als Komplement zu „Identität“; Funktionalität von „Sucht“ und „Identität“; Sucht auf einem Kontinuum zwischen „gesund“ und „krank“; Manifestation einer süchtigen Beziehungsstruktur: Überflüssiges wird notwendig; Das „Sinn-Los“: Sucht als Nicht-Bewältigung von Leben</i>	
5. Zusammenfassung des Suchtmodells	61
<i>Abbildung 1: Sucht als Beziehungsstruktur</i>	
II. Sucht als Produkt von Identitätsarbeit in der fortschreitenden Modernisierung	66
<i>Realitätskonstruktion und Identität; Pathogenese der Sucht in der frühen Moderne</i>	

1. Anthropogenese der Sucht: Idealisierte Identität in der organisierten Moderne	70
<i>Wandlung der Wir-Ich-Balance: Die Gesellschaft der Individuen</i>	
1. 1 Identität als individualistisches Konstrukt	71
<i>Identität als Problem</i>	
1. 1. 1 Ich-Identität: Die Vorstellung über ein Individuum.....	72
<i>Erfassung des Identitätsbegriffs; Identität im Entwicklungsmodell: Psychosoziale Identität im Jugendalter; Identitätsdiffusion: Beschreibung der Abweichung; Identität „organisiert“ Gesellschaft</i>	
1. 1. 2 Entwicklungsaufgaben in der Jugend zur Individualisierung von Identität.....	79
1. 1. 3 Abweichung: Sucht und Entwicklungsaufgaben.....	81
<i>Sucht als Folge nicht bewältigter Entwicklungsaufgaben; Experimenteller Suchtmittelkonsum; Suchtmittelkonsum zum Erreichen von Sozialisationszielen</i>	
1. 2 Sport im Identitätsbild der organisierten Moderne	87
<i>Zur Wahl des „Gegenstandes“; Aufbruch des Sports in die Moderne</i>	
1. 2. 1 Formation des organisierten Sports.....	89
1. 2. 2 Der „sportliche Sport“	90
<i>Traditionelles Sportkonzept: Die Einheitlichkeit des Sports; „Normalitätsfabrik“ Sportverein</i>	
1. 2. 3 Sport und „Identität“	93
<i>Identität und Körper; Sport und Selbstkonzept</i>	
1. 2. 4 Doping: Sport als Modell für Leistungsorientierung.....	97
<i>Siegescode und Anspruchsinflation; Leistungsindividualismus und Sportlerbiographie; Doping zur Sicherung der Chancengleichheit; Neutralisierungstechniken; „Dopinggesellschaft“</i>	
1. 3 Pathologisierung süchtigen Verhaltens: Drogenprävention	103
<i>Präventionsmodelle</i>	
1. 3. 1 Drogen und das „falsche Leben“.....	106
<i>Gesellschaftliche Gefährdung durch Drogen; Individuelle Gefährdung durch Drogen</i>	
1. 3. 2 „Sport ist im Verein am schönsten“. Das Bild vom „richtigen Leben“	108
<i>Sportlerethos; „Keine Macht den Drogen“</i>	
2. Soziogenese der Sucht: Offene Identität in der reflexiven Moderne	112
<i>Identität als Diagnosekriterium für Modernisierungsprozesse; Sucht als Diagnosekriterium für Identitätsverlust in Modernisierungsprozessen</i>	
2. 1 Identität als Projekt	113
2. 1. 1 Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen in der „Risikogesellschaft“	114
<i>Freisetzungprozesse; Ausdifferenzierung von Lebenslagen; Vergesellschaftung von Individuen; Das Bewusstsein bestimmt das Sein: „Risikogesellschaft“</i>	
2. 1. 2 Der Verlust von Gemeinschaft.....	119
<i>Wandel der Intimsphäre: Intimbeziehungen als Austragungsort einer „Metaerzählung“; Geschlechterrollen</i>	
2. 1. 3 Jugend als „soziales Problem“	122
<i>Strukturwandel der Jugendphase; Abweichendes Verhalten</i>	
2. 1. 4 Das Verschwinden des Leibes.....	125
<i>Disziplinierung des Körpers; Virtualisierung der Lebenswelt; Schönheit als Verdienst: Das anorektische Ideal; Der Körper als „entseelter“ Leib</i>	

2. 1. 5 Dekonstruktion des „Ich“: Entwirte Iche.....	131
<i>Rationalisierung der Lebenswelt; Zusammenbruch der „Metaerzählung“: Sinnverlust; Zerspaltung einer geschlossenen Identität; „Verflüssigung“ menschlicher Existenz</i>	
2. 1. 6 Anpassung: Sucht als „psychosoziale Krankheit“.....	135
<i>Umgang mit Drogen als eigenständige Entwicklungsaufgabe; „Doping in Eigenregie“; Der Körper als Austragungsort widersprüchlicher Individualisierungsprozesse</i>	
2. 2 Sport im Identitätsbild der reflexiven Moderne: Differenzierung einer weiten Begriffsauffassung.....	142
2. 2. 1 Ausdifferenzierung von Sinngehalten.....	142
<i>„Soziale Öffnung“ des Sports; „Werte-Wandel“ im Sport; Sinnrichtungen des Sports</i>	
2. 2. 2 Der „nicht-sportliche Sport“: Verlust der Einheitlichkeit.....	147
<i>Individualisierungstendenzen; Instrumentalisierungstendenzen; „Neue“ Bewegungskultur</i>	
2. 2. 3 Sport und Versatzstücke einer „offenen Identität“.....	155
<i>Zum „Immunsierungseffekt“ der Sportvereine gegen Drogen; Geschlechterverhältnisse im Sport; „Anorexia Athletica“</i>	
2. 3 Paradigmenwechsel: Suchtprävention in der reflexiven Moderne.....	165
2. 3. 1 Von der Drogenprävention zur Suchtprävention.....	165
<i>Suchtgefahren; Akzeptierende Drogenarbeit; Risikokompetenzen und Alternativen; Pädagogisierung sozialer Probleme</i>	
2. 3. 2 „Sport statt Drogen“: Sport als funktionale Alternative zu Risikoverhalten.....	171
<i>Sport und soziale Probleme; Sport als „Botschaft“ der Suchtprävention; Erlebnispädagogik im Kontext der Suchtprävention; Kritik der Erlebnispädagogik; Zur Frage der „pädagogischen Erreichbarkeit“</i>	
3. Psychogenese der Sucht: Diffuse Identität, wahrgenommen als Postmoderne.....	181
<i>Postmoderne als neue Realitätsebene: Konturlose Zukunft</i>	
3. 1 Identität im Zerfall.....	183
<i>Im „Supermarkt“ der Lebenswelten</i>	
3. 1. 1 Das Erleben des Lebens: „Erlebnisgesellschaft“.....	184
<i>Innenorientierung: Das Projekt des schönen Lebens; Erlebnisorientierung; Erlebnisrationales Glücksmodell; Scheitern des erlebnisrationalen Glücksmodells</i>	
3. 1. 2 Von der Notwendigkeit zur Möglichkeit: „Multioptionsgesellschaft“.....	189
<i>Zerfall der Wissensklaven; Kontingenzerhöhung; Potentialität; Intensitätsverlust</i>	
3. 1. 3 Beschleunigung der Lebenszeit.....	193
<i>„Natürliche“ Zeit und „konstruierte“ Zeit; „Schnellfeuer-Kultur“; Gesparte Zeit: Not im Überfluss; Zerkleinerung von „Sinneinheiten“; Zeit- und Ortlosigkeit: Allgegenwärtige Gegenwart; Identität als Beschleunigungsmanöver</i>	
3. 1. 4 Eine endlich „jugendlich“ gewordene Gesellschaft.....	200
<i>Spielerischer Einsatz von Symbolen: Jugendkulturen; Jugendlichkeit – eine Bilderwelt; Jugendliche Körper; Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem</i>	
3. 1. 5 Der Körper als Identitätsverortung.....	204
<i>Noch einmal: Disziplinierung; Aufwertung des Körpers; Somatische Kultur; „Fit for Fun“; Der Körper als Sinninstanz</i>	
3. 1. 6 Rekonstruktion des „Ich“: Wir-lose Iche.....	211
<i>Diffuse Identität; Die Möglichkeit wird zur Notwendigkeit: Differenzminderung als Ich-Jagd; Die Entfaltung eines narzisstischen Sozialcharakters; Die Verknüpfung von Nicht-Zusammengehörigem: Patchwork-Identität</i>	

3. 1. 7 Universalisierung des Suchtkonzeptes: Pathologisierung „normaler“ Verhaltensweisen.....	220
<i>Wirklichkeitsverlust und Simulation; Sucht zur Ent- und Beschleunigung; Sucht als narzisstischer Selbstheilungsversuch; „Duty to be well“; Identitäts-Ideen: Sucht ersetzt das „Ich“</i>	
3. 2 Sport als Fixierung eines Lebensstils. Interpretationsgehalte einer postmodernen Wucherung.....	234
3. 2. 1 Sport als Lebensform.....	235
<i>„Versportung“ der Gesellschaft; Fitness: „Gesundheitssport“</i>	
3. 2. 2 Sport als Identitätsidee.....	241
<i>Der Körper als Weg nach „Innen“; Sporthelden; Leistungsindividualismus im Spannungsfeld von „Selbstverwirklichung“; „Körper-Ich“; Sport und das Ideal der Jugend</i>	
3. 2. 3 Sport als Suchtmittel.....	253
<i>Der Mythos des „runners high“; Optimales Erleben: „flow“; Der „Kick“: Extrem- und Risikosport; „Events“: Freizeitport in der Erlebnisgesellschaft; Fußball als „Droge“</i>	
3. 3 Postmoderner Präventionshorizont: Gesundheitsförderung.....	265
<i>Kritik der Präventionslogik</i>	
3. 3. 1 „Suchtprävention“ im Rahmen eines ganzheitlichen Gesundheitsmodells.....	269
<i>Von den Risikofaktoren zu den Protektivfaktoren; Gesundheitsförderung; Lebenskompetenzen; Salutogenese: Perspektivenwechsel im Gesundheitskonzept</i>	
3. 3. 2 Identität als pädagogisches Problem: Neubestimmung einer individualistischen Identität.....	278
<i>Identität und Kohärenzgefühl; Identität als aktive Passungsleistung; Differenzakzeptanz als Ich-Akzeptanz; Identität als Aneignungsmodus</i>	
3. 3. 3 Vom „Ich“ zum „Selbst“: Konstruktionistischer Wandel in der Identitätskonstruktion.....	286
<i>Das „Selbst“: Beziehungsgetragene Identität; Beziehungsfähigkeit als Beziehungsaufgabe; „Sinn vermitteln“ als Beziehungsangebot</i>	
3. 3. 4 Sport als Beziehungsmodell.....	295
<i>Der Leib als „Treffpunkt“ zwischen Mensch und Welt; „Zwischenleiblichkeit“; Weg von der Körpererfahrung – hin zum Spiel; Handlungsfähigkeit im Tun; Gesunder Sport; Überflüssiges überflüssig sein lassen</i>	
III. Sport in der Suchtgesellschaft. Eine zusammenfassende Trennung der Konzepte.....	313
<i>Abbildung 2: Sich wandelnde Suchtparameter in der fortschreitenden Modernisierung</i>	
1. Identität im Wandel: Sucht als modernisierte Lebensform.....	314
<i>Sucht ohne Sozialcharakter; Sucht als innovatives Verhalten; Sucht kompensiert Identität als Verlust- erfahrung; Sucht ersetzt Identität; Suchtgesellschaft</i>	
2. Sport im Wandel: Inszenierung einer Lebensform.....	324
<i>Sport stabilisiert Gesellschaft; Sport stabilisiert Identitätsentwicklung; Sport kompensiert Verlust- erfahrungen; Sport konstruiert Identitätserfahrungen; Wie Sport in das Konzept der Sucht Einzug hält</i>	
3. Prävention im Wandel: Interpretationsformen der Sucht.....	332
<i>Drogenprävention; Suchtprävention; Gesundheitsförderung; Wie Sucht das Konzept der Prävention ändert</i>	
Schlussbetrachtung.....	339
<i>Selbstverortung und Abgrenzung; Ausblendung der Gender-Thematik; Skepsis gegenüber praktischer Umsetzung; Ausblick</i>	
Quellenverzeichnis.....	345

Einleitung

*Je mehr wir versuchen,
überflüssiges Leiden überflüssig zu machen,
desto schärfer erfahren wir,
dass notwendiges Leiden notwendig ist,
angenommen und bejaht werden muss,
um Not zu wenden.*

Klaus Dörner zitiert nach: Werner Gross, *Hinter jeder Sucht ist eine Sehnsucht*

Zur Fragestellung

Die Fragestellung dieser Arbeit leitet sich schlicht von der Behauptung ab, dass Sport einen Beitrag zur Suchtprävention leisten könne. Diese Behauptung steckt nicht nur hinter der den Spitzensportlern im „Kampf gegen Drogen“ zugewiesenen Vorbildfunktion, sondern auch hinter der Eigenwerbung der Sportverbände, durch die allgemein verbreitet wird, Sport wirke per se (in Bezug auf Suchtprävention im positiven Sinn) erzieherisch. Damit wird nicht nur die Öffentlichkeit unterhalten, sondern auch so exponierte Personen wie der Präsident des Landessportbundes Niedersachsen, *Wolf-Rüdiger Umbach*, sehen sich in der (Zwangs-)Lage, zu behaupten, dass Sportler keiner Drogenszene angehören (vgl. Pilz 2000, 166). Suchtgefährdung scheint demnach nicht nur kein sportspezifisches Problem zu sein, sondern der Sport scheint sich auch ideal für Aufgaben in der Suchtprävention zu eignen. Dies ist lange unwidersprochen geblieben.

Doch seit Ende der 1990er Jahre muss man den Eindruck gewinnen, dass Ambivalenz und Doppelmoral zunehmend auch den Sport erreicht haben. Wie *Brinkhoff/Gomolinsky* (2003, 27) feststellen, zeigen längst nicht nur die – massenmedial abgehandelten und kommerzialisierten – Fälle *Christoph Daum* und *Jan Ullrich*, dass in Bezug auf die legalen und illegalen Drogen mit zweierlei Maß gemessen wird, wobei die Berichterstattungen bei Auffälligkeiten im Zusammenhang mit dem Konsum illegaler Drogen in keinem Verhältnis zu der Berichterstattung bei legalem Drogenkonsum im Sportmilieu steht. Darüber hinaus scheint es angesichts immer extremer werdender sportlicher Tätigkeiten (man denke nur an solche Torturen wie den *Ironman* auf Hawaii, bei dem die Athleten 3,8 km Schwimmen, 180 km Radfahren und 42,195 km Laufen nacheinander absolvieren) und angesichts der Tatsache, dass sich immer mehr Menschen extremen sportlichen Leistungen stellen (wodurch dann Marathonläufe zu Volksläufen mutieren), Suchtpotentiale in den sportlichen Tätigkeiten selbst zu geben.

Dass im Allgemeinen im Zusammenhang mit Suchtphänomenen im Sport das Augenmerk entweder auf extreme sportliche Tätigkeiten gerichtet wird (z.B. Doping im Hochleistungssport oder extreme Ausdauerleistung mit gesundheitlichem Risiko) oder im Zusammenhang mit Genussmittelmissbrauch auf „Saufgelage“ (wie etwa das „19. Loch“ beim Golfen, auch wenn dies nicht als sportliche Disziplin durchgeht), hat bei mir weitere Aufmerksamkeit erregt. Es hat sich der Verdacht geregt, dass der vom durchschnittlichen „Normalbürger“ in seiner Freizeit betriebene Breitensport als „guter Sport“ in „schlechter Gesellschaft“ (vgl. Buchtitel von *Michael Klein* 2000) zur Gegendeutung für einen „abweichenden Lebenswandel“ im Dienste der Suchtprävention nur deshalb erhalten kann, da sich dieser den herkömmlichen Erklärungsansätzen zu Sucht entzieht. Dabei wird kaum auf das eingegangen, was *Gunter Pilz* und *Lorenz Peiffer* (1998) als „Sinnkrise“ der Jugendlichen in ihrer Begründung für eine sportbezogene Jugendsozialarbeit andeuten.

Wenn die Aussicht auf eine Suchtprävention mit Sport dermaßen euphorisch stimmt, stellt sich für mich nämlich gerade an diesem Punkt die Frage, ob Sport und süchtige Verhaltensweisen nicht die gleiche Funktion ausfüllen. Warum sonst sollte Sport einen davon abhalten, z.B. Drogen zu nehmen? Welche Merkmale des Sports weisen also auf Suchtverhalten hin? Auf einer anderen Ebene gefragt: Wie kommt es, dass zunehmend Tätigkeiten das bewirken, was zuvor psychoaktiven Substanzen vorbehalten war? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus schließlich für die Rolle des Sports in der Suchtprävention?

Als Ausgangshypothese lässt sich daher festhalten, dass, wenn Tätigkeiten in zunehmendem Maße das leisten, was einst den Eigenschaften der Suchtstoffe vorbehalten war, man auf einen „sozialen Charakter“ von Sucht schließen kann. D.h. die Menschen „lernen“ sozial integrierte Verhaltensweisen so zu gebrauchen, dass sie dieselbe Funktion in ihrem Leben einnehmen können wie z.B. „Drogen“.

Dringlichkeit und Aktualität

Ein entscheidender Motor für die Sucht-Forschung und Umsetzung ihrer Ergebnisse ist die Dringlichkeit und Aktualität ihres Problems, denn die Süchte und die Süchtigen dieser Gesellschaft produzieren offenbar Ängste und Ambivalenzen, die bislang mit einer sehr rigiden, oft auch selbstgerechten Politik auf Distanz gehalten werden konnten, die aber inzwischen immer drängender werden und deshalb nach neuen und vielleicht erstmals nach „wirklichen Antworten“ verlangen (vgl. Scheerer 2000 (a), 51).

Nach *Brinkhoff/Gomolinsky* (2003, 20) ist Sucht inzwischen ein weltweit verbreitetes Phänomen, das vor allem in den Industriegesellschaften als Problem mit epidemischem Ausmaß begriffen wird. Das klingt dramatisch – und lässt sich leicht weiter schüren:

Die noch vor kurzer Zeit vertretene Hoffnung, Drogensucht sei nur Suchtverlagerung von Alkoholismus, hat sich nicht bestätigt. Der Alkoholismus steigt bei Männern und Frauen, bei Jugendlichen und Kindern gewaltig an. Die Arzneimittelsucht ergreift alle Bevölkerungsschichten. Die Drogensucht ist bereits im Jugendalter verbreitet, die sexuellen Süchte, die Arbeitssucht, die Fett- und Magersucht beschäftigen unsere Psychotherapeuten. Die neurologischen Kliniken sind überfüllt mit depressiven, seelisch zerrütteten und körperlich siechenden Patienten. Die Zahl der potentiellen Suchtkranken, die sich bereits von der Gesellschaft zurückziehen und ihr Heil im Videotraum, im Computerrausch, in der Fernseheinsamkeit oder in einer Gettoeinheit von radikalen Gruppen, obskuren Sekten oder unrealistischen Weltverbesserern suchen, steigt immer mehr und rekrutiert ein Heer von Süchtigen der Zukunft (J. Heigel 1992 zitiert nach: Harant-Hahn 1998, 33).

Der Leidensdruck, den dieses Thema auf allen Ebenen erzeugt, ist nicht zu übersehen. Trotzdem oder gerade deshalb möchte ich in dieser Arbeit weitgehend darauf verzichten, Zahlen vorzulegen, die die Opferchaft von süchtigen Menschen ausdrücken. Ich verzichte darauf vor allem aus einem Grund: Es gibt massenhaft Dokumentationen mit erschreckenden Zahlen – wenn man sich erschrecken lassen will –, die vor allem eine bedrückende Betroffenheit erzeugen. An empirischen Befunden die Ernsthaftigkeit des Problems zu belegen, verstellt den Blick, den ich hier eröffnen möchte. Es lenkt die Aufmerksamkeit mehr zu sozialpolitischen Fragestellungen. Nur wenn Zahlen den Blick dafür schärfen, dass es Möglichkeiten außerhalb des bisher gehandelten Erfahrungsraumes gibt, werden sie mit einbezogen.

Zur Vorgehensweise

Wie sich daraus schon andeutet, interessiert mich in dieser Arbeit nicht die Wirklichkeit, sondern der Blick auf die Wirklichkeit. Was ich daher anzubieten habe, ist kein Nachweis einer bestimmten Entwicklung, sondern ein Erklärungsmodell dafür, wie bestimmte Entwicklungen im Deutungszusammenhang mit ihren Wahrnehmungshorizonten stehen. Alle Wissenschaft wäre schließlich überflüssig, wenn das Wesen und die Erscheinung eines Phänomens zusammenfielen. Ich versuche also nicht die Wahrheit oder die Objektivität zu finden, sondern eine brauchbare Beschreibung und Erklärung zu liefern, die das einzufangen vermögen, was bisher verdeckt geblieben ist.

Methodisch ist dies als theoretische Literaturarbeit zu verstehen. Es mag zwar schon alles gesagt worden sein, was ich hier anzubieten habe, aber jeweils in einem spezifisch anderen Zusammenhang. Ich werde daher versuchen, die Autoren, auf die ich mich beziehe, das sagen zu lassen, was sie geantwortet hätten, wären sie im vorliegenden Zusammenhang befragt worden. Die vielen Quellennachweise mögen dem Eindruck eines flüssigen Textes zwar hinderlich sein, sie sind aber notwendig, nicht nur um Nachweise zu erbringen, sondern auch um aufzuzeigen, an welche Stelle die jeweiligen Aussagen einzuordnen sind. Es handelt sich daher also auch um eine Bewertung der Quellen bezogen auf einen begrenzten Gedankenkreis.

Die von mir verwendete Literatur ist vielfältig hinsichtlich ihrer Aussagen, Themen, theoretischen Zugangsweisen sowie der damit zusammenhängenden Begrifflichkeiten und umfasst einen Veröffentlichungszeitraum von mehreren Jahrzehnten. Dies deutet darauf hin, dass ich mich bemühen werde, die Gültigkeit von Aussagen, die ich losgelöst von ihrem eigenen Kontext darstelle, in den Dienst meines Gedankenzusammenhangs zu stellen. Ich versuche so ein Bild zu zeichnen, wie sich von mir als gültig angenommene Aussagen über das Leben der Menschen sowie gesellschaftliche Tendenzen zu einem gegenwärtigen Bild über den Gegenstand, den ich hier bearbeiten will, zusammenfügen. Folgerungen oder Aussagen, die sich in diesem Zusammenhang als irrtümlich darstellen, sind als solche von mir gekennzeichnet.

Zur Sprache sei angemerkt, dass ich grundsätzlich geschlechtsneutrale Formen verwende. Dies steht damit im Zusammenhang, dass ich keine spezielle geschlechtsspezifische Betrachtung durchführe. Nur dort, wo ausdrücklich Geschlechterunterschiede betrachtet werden, werden unterscheidende Formen gewählt. Die Gender-Thematik bleibt aber weitgehend ausgeblendet (vgl. hierzu auch die Schlussbetrachtung)

Aufbau der Arbeit

Um die Fragestellung beantworten zu können, wähle ich hier einen vielleicht ungewöhnlichen Weg: Im ersten Teil „Sucht als Lebensform“ werde ich versuchen, einen Querschnitt durch das Phänomen *Sucht* zu machen. Dazu „extrahiere“ ich aus der Vielfalt der Erklärungsansätze zur Suchtentstehung den Gehalt, der Bezug nimmt auf die Realitätskonstruktionen der Menschen und damit auf die eigene Identität (vgl. Abbildung 1: Sucht als Beziehungsstruktur). Der Erkenntnisfortschritt, den ich dabei erarbeiten möchte, hat keinen geringeren Anspruch, als ein Modell von Sucht zu vermitteln, das alle Verhaltensweisen, sei es Alkoholkonsum oder – sagen wir – Sammelleidenschaften, auf gleiche Weise verstehen kann.

Im zweiten Teil „Sucht als Produkt von Identitätsarbeit in der fortschreitenden Modernisierung“ will ich dann einen Längsschnitt machen und das Konzept *Sucht* im Wandel der Identitätsarbeit beschreiben. Die-

sen Längsschnitt gliedere ich in verschiedene Stufen („Modernisierungsstufen“), die sich aus den sich jeweils als bedeutsam erweisenden gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen ergeben. Das Konzept *Sport* wird jeweils parallel zu den Modernisierungsstufen geführt, ebenso wie der jeweils dazugehörige Präventionstypus.

Im dritten Teil „Sport in der Suchtgesellschaft“ will ich abschließend den Längsschnitt noch einmal „quer“ lesen und dabei zusammenfassen. Die Konzepte *Sucht*, *Sport* und *Prävention* werden hierzu voneinander getrennt und in Kurzform durch die Modernisierungsstufen „gefädelt“ (vgl. Abbildung 2: Sich wandelnde Suchtparameter in der fortschreitenden Modernisierung).

Zusammengefasst:

- Teil I will die Frage beantworten, was man unter Sucht verstehen kann und welches Modell sich eignet, Sport in das Konzept der Sucht mit einzubeziehen.
- Teil II will die Frage beantworten, wie sich die Sucht im Rahmen von Modernisierungsprozessen entfalten konnte. Dies wird jeweils noch bezogen auf Sport und Prävention differenziert.
- Teil III ist ein zusammenfassender Überblick der Analyse.

I. Sucht als Lebensform. Eine anthropologische Perspektive

Der erste Teil dieser Arbeit konzentriert sich allein auf das Phänomen der *Sucht*. Der Begriff *Sucht* wird – wie ich noch weiter ausführen werde – im Alltag sowie in der Fachliteratur in unterschiedlichster Form verwendet und steht, vordergründig betrachtet, für eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Verhaltensweisen. Diese vordergründigen Verhaltensweisen (z.B. Drogenmissbrauch, Essstörungen etc.) werden in erster Linie getrennt von einander untersucht, was ihre Symptome und Ursachen angeht. Ungeklärt bleibt dann aber, was eben Drogenmissbrauch und Magersucht miteinander gleich haben, werden sie doch beide unter *Sucht* abgehandelt.

Diese Gemeinsamkeit herzustellen und ein übergreifendes Erklärungsmodell zu entwickeln, ist das Ziel dieses ersten Teils. Ich konzentriere mich also darauf, was süchtige Verhaltensformen an Gemeinsamkeiten aufweisen. Um dies zu bewerkstelligen, bedarf es einer breiten Basis, auf der man alle Verhaltensweisen, die als süchtig bezeichnet werden, vereinen kann. Was mir vorschwebt ist etwas, das ich als „Sucht hinter der Suchtform“ bezeichnen möchte (im Folgenden mit *Sucht* kursiv bezeichnet), losgelöst von den Symptomen, dafür eingebettet in den Lebenslauf – eine anthropologische Perspektive.

Eine Gefahr schwebt bei dieser Vorgehensweise immer mit: Wer versucht die grundlegenden Gemeinsamkeiten von Suchtformen aufeinander zu beziehen, kann nicht an der Pathologie dieser Suchtformen interessiert sein – hier treten nämlich die Unterschiede hervor –, sondern muss die alltagswirksamen Funktionen der *Sucht* betrachten. Die Gefahr besteht nun einerseits darin, hierdurch den Alltag zu pathologisieren, andererseits der Schwere des Schicksals suchtkranker Menschen nicht gerecht zu werden, denn die Gemeinsamkeiten finden sich oft dort, wo Menschen sich allgemein miteinander identifizieren können. Doch ich möchte diesem entgegenhalten, dass *Sucht* nicht einfach aus dem Nichts entsteht, sondern die Wurzeln im Alltag eingebettet sind, und ich gerade diese zum Vorschein bringen möchte.

Heterogenität der Diskussion

Das Wort *Sucht* leitet sich ab von dem selten gewordenen Wort „siech“, und dass „Siechtum“ und „Krankheit“ Synonyme sind, ist noch aus der Wortverbindung wie „Fallsucht“ (Epilepsie) und „Schwindsucht“ deutlich erkennbar, wohingegen neuere Wortverbindungen wie etwa „Eigensucht“ und „Genusssucht“ schon auf die gedankliche Ableitung von „Suche“ hinweisen (vgl. Mieth 1996, 71). Über die heutige Verwendung des Begriffes *Sucht* in der deutschen Sprache besteht jedoch Uneinigkeit, im Alltag wie in der wissenschaftlichen Diskussion: Einerseits ist er gleichbedeutend mit *Krankheit*, andererseits jedoch auch mit „lasterhaften“ Charakterzügen wie „Habsucht“, „Rachsucht“ und „Eifersucht“ (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 9). *Gottfried Niebling* (1997, 19) verweist auf die vorwiegend psychologische Verwendung, in Verbindung mit dem Verb „suchen“. Die Verwendung des Suchtbegriffs durch die Psychologie ist aber eine relativ neue und zielt zunächst nur auf den Missbrauch von chemisch definierbaren Substanzen (*stoffgebundene Süchte*).

Die Erkenntnis, dass jede Richtung menschlichen Interesses süchtig entarten kann, bedingt aber eine Erweiterung der Begriffsverwendung auf Tätigkeitssüchte. Wer sich also mit Suchtphänomenen und deren Ursachen beschäftigt, hat es nicht leicht, denn spätestens nach der Lektüre der dritten Publikation zu diesem

Thema ist man durch die Heterogenität der wissenschaftlichen Diskussion verwirrt, denn eine allgemein anerkannte Beschreibung dessen, was *Sucht* ausmacht, gibt es nicht (vgl. Schiffer 1999, 150).

An der Oberfläche beginnt also die Verwirrung damit, dass man sich erst einmal einigen muss, was unter *Sucht* zu verstehen ist. Die „Klassiker“, die assoziativ mit *Sucht* verbunden sind, sind der Gebrauch von Alkohol und „Drogen“. Hinzu kommen die scheinbar ganz anderen Verhaltensweisen der Essstörungen wie Magersucht und Bulimie. Darüber hinaus hat es in den vergangenen Jahren eine Vielzahl an Publikationen gegeben, die im Zusammenhang mit *Sucht* ganz andere Verhaltensweisen thematisieren. Wer dann auch noch im Fernsehen in einer Beratungsshow von einer „stillsüchtigen“ Mutter erfährt, deren Eheleben laut Ehemann dadurch zerstört wird, dass sie ihre 5jährige Tochter noch immer die Brust gibt, kann sich wie *Werner Gross* (2000 (c), 324) des Eindrucks nicht erwehren, dass – ob Sport, Sex oder Sauberkeit – es nichts gibt, was nicht süchtig machen kann.

Der uferlose Suchtkatalog, der heute in die wissenschaftliche Landschaft schwappt, hat zur Folge, dass sich bestimmte soziale Verhaltensweisen pathologisieren lassen. Auf der praktischen Ebene schafft dies zwar Bedarf und Arbeit für professionelle Sozialkontrolleure, aber mit den deskriptiven Differenzierungen allein kann auf theoretischer Ebene kein tieferes Verständnis des Suchtgeschehens erreicht werden (vgl. Heim 1993, 249).

Die Beschäftigung mit Suchtphänomenen vermittelt also – gelinde gesagt – kein einheitliches Bild. Dies gilt auch und im besonderen Maße für die Ebene der theoretischen Erklärungsversuche. Im ersten Moment eröffnet sich dem Theoretiker ein scheinbar unübersehbares Wirrwarr von verschiedenen Ansätzen und Lehrgebäuden über Ursachen, Verlaufsformen und Erscheinungsbildern von drogeninduziertem auffälligen Verhalten und anderen Formen der *Sucht*. Trotzdem besitzen die vielen, oft konträren Vorstellungen auch einige Gemeinsamkeiten, von denen eine ist, dass das Verhalten unter Drogeneinfluss kulturell bedingt sei; eine gegensätzliche will Verhalten unter Drogeneinfluss als physische Substanzwirkung objektivieren (vgl. Wassenberg 2001, 11). Auf beides werde ich noch zu sprechen kommen.

Während die Theoriegehalte zur *Sucht* extrem heterogen sind, ist die empirische Basis der bisherigen Theorien in der Regel begrenzt. Weil systematische Überprüfungen von Theorien und Vergleiche konkurrierender Ansätze methodisch schwierig sind, fehlen sie weitgehend. Die Vielzahl unterschiedlicher Theorien spiegelt deshalb vor allem wider, dass bis jetzt kein Erklärungsversuch für die Entstehung süchtigen Verhaltens einen allgemein akzeptierten Erklärungswert hat. *Perlwitz* (1995, 64) weist darauf hin, dass dies auch noch gilt, wenn nur die Theorien zu einem der speziellen Suchtmittel betrachtet werden. Es liegt also noch kein geschlossener theoretischer Ansatz zur Erklärung von *Sucht* vor (vgl. auch Künzel-Böhmer/Bühringer/Janik-Konecny 1993, 13) und man muss zunächst davon ausgehen, dass die Motive, ein Suchtmittel zu gebrauchen oder sich süchtige Verhaltensweisen anzueignen, so vielfältig sind wie die Menschen selbst (vgl. Kaufmann 1997, 30).

Zu diesen zunächst theoretischen Schwierigkeiten, das Problem zu beschreiben und zu analysieren, gesellt sich eine Annahme über das Problem, vor der auch die wissenschaftliche Diskussion nicht gefeit ist, da es ja schließlich auch die Entwicklung der theoretischen Fragestellungen und damit auch die Richtung der Forschung nachhaltig beeinflusst: die öffentliche Meinung. Und in der öffentlichen Meinung in Deutschland,

maßgeblich erzeugt von den Medien, gibt es z.B. ein Bild vom Verlauf des Drogengebrauchs Jugendlicher, das so aussieht: „Wer einmal zu Drogen greift, bleibt dabei; und wer mit leichten Drogen beginnt, endet bei harten Drogen“. Den Hintergrund für diesen Eindruck sieht *Schille* (2002 (b), 165) in einer repressiven Drogenpolitik, die an einem Zerrbild interessiert ist, das den Tatsachen nicht gerecht wird.

Dies ist aber wiederum nur eine Seite. Auf einer anderen wird Drogenkonsum nicht von vornherein als Drogenmissbrauch im Sinne eines schädlichen oder problematischen Gebrauchs beschrieben, sondern als universaler Kultur- und Geschichtsbegleiter des Menschen, als ein Teil der „*conditio humana*“ und insbesondere in den letzten beiden Jahrzehnten als ein wertvolles Instrument der Alltagsbewältigung und -tranzendentierung. Hier nun wird selbst ein länger andauernder Gebrauch illegaler Drogen eher als Ausdruck eines freizeittypischen Verhaltens (oder eines Lebensstils) gesehen denn als Indiz für schwerwiegende Probleme (vgl. Scheerer 2000 (b), 311).

Eine weitere Schwierigkeit betrifft den Umgang mit Betroffenen. Wenn Suchtmittel und Süchtige unterschiedliche gesellschaftliche Aufmerksamkeit genießen, dann werden Drogentote einzeln als öffentlicher Skandal in den Zeitungen gezählt und gemeldet, aber von Alkohol- und Tabakgeschädigten wird niemals derart individualisierend und im Allgemeinen eher im Zusammenhang mit den Kosten für die Krankenversicherungen berichtet. Medikamentenabhängige bleiben weitgehend unbeachtet, sie werden – wie Alkoholabhängige – als Kranke behandelt; Drogenabhängige aber werden kriminalisiert und therapiert. „Sucht wird also toleriert, beklagt, bestraft – je nach dem“ (Thiersch 1996, 63). Diese gesellschaftlichen Vorstellung über *Sucht* bestimmt auch die Nebenwirkungen, also die Probleme der Lebensgestaltung Betroffener. Hierbei spielt die Unterscheidung zwischen legalen und illegalen Suchtmitteln eine zentrale Rolle.

Die hier angedeutete Heterogenität der Diskussion macht es schwierig, Aussagen anderer Autoren in dieser Arbeit zu vereinen: Erstens betrachten die meisten Autoren eine spezifische Art der *Sucht*, wobei bei grober Betrachtung entweder von süchtigem Drogenmissbrauch oder von Suchtverhalten allgemein gesprochen wird, dann aber wieder je spezifische Formen unterschieden werden. Dies deutet darauf hin, dass dem Drogenkonsum in der Fachliteratur vergleichsweise große Aufmerksamkeit geschenkt wird und für diese Arbeit die Schwierigkeit besteht, klarstellen zu müssen, wovon die Rede sein soll. Zweitens verstehen sich die Aussagen anderer Autoren in einer jeweils bestimmten Theorietradition. Wer von *Sucht* und Drogen redet, wohlmöglich noch von *Prävention*, der hat ein bestimmtes Anliegen, das sich aus dem jeweiligen theoretischen Hintergrund erkennen lässt. Wenn ich solche Aussagen verwende und in einen anderen Zusammenhang stelle – meinen Zusammenhang nämlich; schließlich habe ich mit dieser Arbeit auch ein Anliegen – dann wird es darauf ankommen, dass die Aussagen in meinen Kontext eingebettet stringent sind, und nicht, ob die den Aussagen zugrunde liegenden Theorieannahmen miteinander kompatibel sind.

Sucht als multifaktorielles Geschehen

Es ist bislang nur wenig bekannt über die ursächlichen Bedingungsfaktoren und Dynamiken, die zum Übergang vom Gebrauch zum Missbrauch und zur Abhängigkeit führen (vgl. Schmidt 1998, 64 u. Hurrelmann/Bründel 1997, 11). Um dies theoretisch zu bearbeiten, werden in der Regel Modelle mit anderer

Schwerpunktsetzung (meist deviantes Verhalten) für drogenspezifische Entwicklungszusammenhänge nutzbar gemacht.

In *persönlichkeitspsychologischen Konzepten* werden die Abstinenter eher als furchtsame, passive, überkontrollierte Personen, die regelmäßigen Konsumenten als eher emotional labil, mit wenig Selbstvertrauen, beziehungsgestört und unkonzentriert charakterisiert. Die „Experimentierer“, die gelegentlichen Konsumenten, werden dagegen als ausgeglichene Persönlichkeiten, die sich im Mittelfeld der Persönlichkeitsextreme aufhalten, gesehen. In *entwicklungspsychologischen Konzepten* wird Drogenkonsum als eine durchaus normale Ausdrucksform der individuellen Verarbeitung der Lebensrealität beschrieben, zugleich aber auch als problematische Form der Realitätsverarbeitung insofern, als Menschen damit einen Weg der Manipulation ihrer psychischen, sozialen und körperlichen Befindlichkeit einschlagen, der ihnen schließlich mehr schadet als nützt und eigentlich bedeutet, dass das Repertoire an Lebenskompetenzen unzureichend ist. Aus der Sicht von *Risikofaktoren-Konzepten* besteht die einhellige Meinung, dass einer der stärksten Prädiktoren für das Auftreten von Drogenkonsum bei Jugendlichen das Drogenkonsumverhalten der Jugendlichen in ihrer unmittelbaren Umgebung ist (vgl. Künzel-Böhmer/Bühringer/Janik-Konecny 1993, 15 ff.).

Die Ursachen für Suchtentstehung sind also eher in einem Komplex von Faktoren des gesamten persönlichen und sozialen Feldes des betreffenden Individuums zu suchen. *Sucht* wird hier als ein Symptom beschrieben, das auf tieferliegende, verborgene Probleme der Persönlichkeitsstruktur und -entwicklung und auf aktuelle Stressauslöser hinweist (vgl. Harant-Hahn 1998, 92). Wenn man die breite Palette süchtigen Verhaltens miteinander vereinen will, darf man dabei aber nicht übersehen, dass sich Suchtbiographien selten gleichen und viele Facetten und Brüche haben (vgl. Böhnisch/Schille 2002, 44). Jede Abhängigkeit entsteht in einem bestimmten Lebenskontext und der Beginn und die Fortsetzung des Drogengebrauchs können sehr unterschiedlich motiviert sein. Der Konsum von Drogen kann etwa auf einer freien Entscheidung beruhen, ein Leben mit legalen oder illegalen Drogen zu führen, als Ausdruck eines Lebensgefühls sozusagen, zur Erlebnissteigerung und Erlebnisintensivierung, zur Erhöhung des Gesundheitsgefühls, oder aber als Mittel, um Lebensprobleme zu bewältigen oder um Problemen aus dem Weg zu gehen, Probleme im Lebensalltag auf eine passive und ausweichende Weise zu lösen und auf eine aktive Bearbeitung der Ursachen und consequentes Bewältigungsverhalten zu verzichten. Statt den Ursachen von Spannungen und Problemen auf den Grund zu gehen und ursachenbezogene Bewältigungshandlungen einzuleiten, geschieht dann genau das Gegenteil, nämlich Verdrängung und Vergessen der Ursachen. In dieser Funktion der Problemvermeidung trägt Drogenkonsum nicht zur Gesundheit im Sinne einer aktiven Lebensbewältigung bei, sondern birgt hohe Gesundheitsrisiken in sich (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 18/19 u. 38).

Die Motive, Drogen zu nehmen, sind daher so vielfältig wie das Angebot an entsprechenden Substanzen, wobei der Unterschied zwischen legalen und illegalen Drogen unerheblich ist (vgl. Amendt 1992, 29). Ebenso vielfältig sind die theoretischen Ansätze zur Entstehung, Entwicklung und Aufrechterhaltung riskanter Konsummuster und sie existieren in den Bereichen der Biomedizin, der Psychologie und der Soziologie (vgl. Schmidt 1998, 64). Wenn man sich in der aktuellen Diskussion aber über eines einigen kann, dann, dass es sinnlos wäre, nach dem einen Faktor zur Erklärung der Suchtentstehung zu suchen und dass es für süchtiges

Verhalten kein monokausales Erklärungsmodell gibt, sondern dass es sich dabei um ein multifaktorielles Geschehen handelt (vgl. Böhnisch/Schille 2002, 44; Leppin 1996, 114; Thönneßen 2000, 41; Wöbcke 1995, 31).

So stellen auch Essstörungen nicht allein ein medizinisches Problem dar, sondern sind im Kontext der familiären und individuellen Psychopathologie zu verstehen. Einem tieferen Verständnis – diesem fühle ich mich hier ja verpflichtet – aber werden sie erst vor dem Hintergrund soziokultureller Zusammenhänge zugeführt. Die allgemeine Einschätzung der einschlägigen Literatur geht dahin, dass das Auftreten von Essstörungen bei Frauen und Mädchen fast immer mit einer ausgeprägten Identitäts- und Selbstwertproblematik zusammenhängt, die nicht losgelöst von gesellschaftlichen Strukturbedingungen gesehen werden kann. Daher vermutet man, dass die Magersucht und die Ess-Brechsucht aufgrund bestimmter soziokultureller Einflüsse Bewältigungsstrategien für Anforderungen darstellen, mit denen junge Frauen konfrontiert werden (vgl. Beyer 2000, 16 ff.).

International besteht in den psychosomatischen Ätiologiemodellen weitgehend Konsens darüber, dass es sich bei der Bulimie und der Magersucht um eine multifaktorielle Genese sehr heterogener Faktoren handelt. Auch die Fettsucht ist mit einer Gesamtentwicklung verflochten, die ihrerseits durch viele andere Persönlichkeitsstörungen gekennzeichnet ist oder als Reaktion auf traumatische Erlebnisse auftritt (vgl. Beyer 2000, 60 ff.).

Drogenmissbrauch und süchtiges Verhalten sind, darüber besteht in der wissenschaftlichen Diskussion also überhaupt kein Zweifel mehr, nicht auf eine Ursache zurückzuführen. Für die Bildung einer *Sucht* ist ein multifaktorielles Bedingungsgefüge verantwortlich, so dass zu ihrem Verständnis verschiedene Teilwissenschaften interdisziplinär verknüpft werden müssen. (vgl. Weiser 1990, 102).

Plädoyer für eine weite Fassung des Suchtkonzepts

Wozu nun eine anthropologische Perspektive von Suchtverhalten? Eine philosophische Anthropologie will versuchen, das Wesen des Menschen zu bestimmen, und daher wird es in dieser Arbeit nicht darum gehen, jede Form der *Sucht* auf die verschiedenen Symptome hin zu untersuchen, und auch nicht darum, Differenzierungen dahingehend zu treffen, welche Bedingungen zu welcher Suchtform führen können. Vielmehr wird es in diesem ersten Teil darum gehen, die Gemeinsamkeiten der verschiedenen Suchtformen, was die Qualität ihres „Sinngehalts“ angeht, festzustellen. Es geht darum, *Sucht* als eine Lebensform dazustellen. Ebenso wie Niebling (1997, 21) will ich versuchen, „einer sich in allen Süchten zeigenden bestimmten Weise des menschlichen In-der-Welt-Seins näher zu kommen. Auch wenn hin und wieder eine spezifische Sucht als Beispiel dienen mag, nicht dieser oder jener Sucht gilt das Interesse der Analyse, sondern der Sucht hinter allen Süchten, der Sucht der Sucht“. Schließlich möchte ich eine Grundlage zum Vergleich von Suchtverhalten als Lebensform und Sport als Lebensstil erarbeiten. Wenn ich hier Ursachen von *Sucht* klären möchte, dann geht es – um diesen Begriff zu verwenden – um die Klärung der *seelischen Abhängigkeit*, nicht um die der körperlichen.

Dabei will ich auf folgende anthropologische Grundannahmen eingehen (vgl. Grupe/Krüger 1997, 184 ff.):

- Der Mensch ist ein handelndes Wesen, das sich dabei entscheidungsfähig zeigt und – im Unterschied zu Tieren – weniger unmittelbar von seinen Bedürfnissen abhängig, flexibel und lernfähig ist. Über die Fähigkeit, sich „instinktiv“ zu „verhalten“ erhebt sich die Fähigkeit rational „handeln“ zu können.
- Der Mensch ist ein soziales Wesen, das immer auch mit anderen lebt und nicht nur ein unverwechselbares Individuum, ein Einzelwesen, ist, sondern dessen Individualität immer auch mit seiner Sozialität verbunden ist.
- Der Mensch ist ein historisches Wesen, das zu dem geworden ist, was es ist; und dieses historische Gewordensein betrifft nicht nur seine individuelle Existenz, sondern auch die Geschichte der sozialen Gruppe, in der es lebt.

Da der Suchtbegriff alle Suchtdispositionen umfasst, also gleichwertig für legale, illegale, stofflich gebundene und stofflich unabhängige Süchte gilt (vgl. Harant-Hahn 1998, 79), deutet dies auf eine Gemeinsamkeit der Suchtformen hin, beinhaltet aber das Problem, dass wir noch nicht wissen, wovon wir reden. Die Weite des Konzepts *Sucht* verweist auch auf eine anthropologische Grundstruktur der Benutzung von Suchtmitteln, die sich in unterschiedlichen Praktiken repräsentieren. Dieses weitgefaste Konzept bedeutet Kritik an Diskussionen, die nur auf einzelne Suchtformen fixiert sind, vor allem an der Diskussion, die sich nur auf den Umgang mit Stoffen, ihre Zusammensetzung, ihren Gebrauch und ihren Missbrauch bezieht, so wie sie ja weithin praktiziert wird. Ein weitgefastes Konzept entspricht der heutigen Realität des Suchtmittelgebrauchs, dem Wechsel zwischen unterschiedlichen Suchtformen und vor allem auch der immer neuen Erfindung nutzbarer Stoffe, wenn sich die Zugänglichkeit zu eingefahrenen Stoffen erschwert. So sinnvoll und überfällig es also ist, einen umfassenden Blick auf süchtige Verhaltensweisen zu werfen, so dürfen jedoch die speziellen Probleme unterschiedlicher Suchtformen nicht untergehen; beides gegeneinander zu setzen, ist wichtig: *Sucht* als generelles Konzept steht gegen die isolierende, auf Einzelnes fixierte Diskussion von speziellen Suchterscheinungen. Suchtprobleme stehen als charakteristisches und eigensinniges Exempel für allgemeinere Probleme (vgl. Thiersch 1996, 52/53).

Süchtiges Verhalten verweist auf ein spezielles Deutung- und Handlungsmuster, das zunächst nur so verstanden werden kann, wie auch andere Deutungs- und Handlungsmuster, in denen Menschen ihr Leben leben.

Sie zu verstehen ist nur möglich, wenn sie in den normalen Hintergründen ihrer Funktionen – in ihren Motiven, im Zusammenspiel verschiedener Handlungsmuster und im Kontext der Biographie – gesehen werden; dies gerade auch für befremdliches, schwieriges, problematisches und unglückliches Verhalten festzuhalten, ist wichtig gegenüber der moralisierenden, pharisäischen Arroganz, mit der die vermeintliche Normalität es immer wieder abzuqualifizieren versucht ist (Thiersch 1996, 53/54).

Schiffer (1999, 8) meint z.B. mit *Sucht* ein Handeln, über das ein innerer Zustand des Unglücklichseins, der Spannung und der Unruhe oder der qualvollen Leere verändert werden soll.

Gegenüber dem herkömmlichen engen Suchtbegriff weist der erweiterte Suchtbegriff nämlich darauf hin, dass nicht nur der Gebrauch von Substanzen, sondern auch sozial und kulturell als normal geltende Ver-

haltensweisen zumindest in ihren gesteigerten Varianten süchtigen Charakter annehmen können (vgl. Wolfersdorff 2002, 35). Die gesamtgesellschaftlichen Strukturen geraten nun ins Blickfeld der Theorie zur Entwicklung von Suchtverhalten und nicht nur individuelle Verhaltensweisen.

Verhaltensmuster

Süchtiges Verhalten ist ein Verhaltensmuster unter vielen und kann allgemein als ein spezifischer Bedingungsrahmen aufgefasst werden. Wenn persönliche Ziele ohne Rücksicht auf Aufwand und Nebenwirkungen schnell erreicht werden sollen, müssen bestimmte funktionale Leistungen (Verhaltensmuster extrem dominierender Intention) erbracht werden; dies nennt *Perlwitz* (1995, 53) eine „interpersonale Vorgabe des psychischen Systems“. Mit welchem individuellen Verhaltensprogramm den Vorgaben gefolgt werden soll, hängt somit von den aktuellen Möglichkeiten der Persönlichkeit ab, und wenn nun das mit extremer Dringlichkeit angestrebte Ziel die sofortige Beschaffung von Suchtstoffen ist (Verhaltensmuster süchtigen Verhaltens), dann wird für diesen Fall das in jedem Individuum allgemein verfügbare Verhaltensmuster extrem dominierender Intentionen für die Beschaffung von Suchtmitteln aktiviert. „Deswegen unterscheiden sich der Hungernde und der Süchtige in dem aktuell zu beobachtenden Verhalten nur in ihren Zielsetzungen, die sie um jeden Preis zu erreichen versuchen“ (ebd., 53/54).

Süchtiges Verhalten unterscheidet sich demnach von anderen Fällen dominierender Bedürfnisse nur durch die Art des Bedürfnisses. Für süchtiges Verhalten im Alltag wie für Suchtmittelabhängigkeiten gilt dann auch, dass sie unter den allgemein geltenden psychologischen Gesetzmäßigkeiten für die Verhaltensregulation einer Persönlichkeit entwickelt werden. Kein Mensch ist als Neugeborener süchtig (vielleicht mit der Ausnahme, dass eine körperliche Suchtmittelabhängigkeit während der Schwangerschaft von der Mutter aufs Kind übertragen werden kann), aber jeder Mensch bringt die Voraussetzungen, süchtig zu werden oder zu leben, mit, die in der Entwicklung angesprochen werden können oder nicht (ebd., 55/56).

Im Gegensatz zu anderen Verhaltensweisen beschreibt der Begriff *Sucht* den Wunsch, die psychische Wirklichkeit verändern und verbessern zu wollen, und so ein ganz bestimmtes Verhalten, eine „Flucht“ vor tatsächlichen und auch vor scheinbaren Problemen: „Das zwanghafte Verlangen, immer wieder und immer öfter die Suchtmittel einzunehmen oder die Suchtmittel zu reproduzieren, die ein bestimmtes Lustgefühl hervorrufen und Unlustgefühle vermeiden helfen“ (Harant-Hahn 1998, 92).

1. Formen der Sucht

Doch klären und definieren wir zunächst die Formen der *Sucht*, die ich im Laufe der Arbeit immer wieder heranziehe, um Zusammenhänge zu verdeutlichen. Man unterscheidet bei den Suchtformen unter *stoffgebundenen Süchten* und *stoffungebundenen Süchten* (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 12).

Stoffgebundene Süchte

Stoffgebundene Suchtformen sind an ein bestimmtes Suchtmittel, eine spezifische Substanz gebunden sowie an das zu erzielende Erlebnis (Erregung, Ekstase, Beruhigung, Ablenkung, Betäubung, Rausch) und das Milieu (Szene, Lokal, Diskothek), in dem die Wirkung erzielt wird (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 11). Daher werden *stoffgebundene Süchte* vorwiegend an den Substanzen festgemacht, die wiederum in *legale* und *illegale Drogen* unterteilt sind. Dabei ist unter *Droge* eine Substanz zu verstehen, die sich bei ihrer Einnahme auf das Bewusstsein des Benutzers auswirkt (psychoaktive Substanz). Zu den legalen Drogen gehören demnach Koffein, Nikotin, Alkohol und Medikamente. Bei den illegalen Drogen finden Cannabis, Kokain, Heroin und Amphetamine weite Verbreitung.

Die Wirkung von Drogen ist häufig anders und wird anders eingesetzt als es die Suggestion von *Sucht* vermuten lässt. Insbesondere leistungssteigernde Drogen vermitteln nicht ein Gefühl von Kontrollverlust, sondern werden eingenommen, um überfordernde Situationen unter Kontrolle zu bringen. Die Verwendung von Drogen lässt sich dabei geschlechtsspezifisch grob unterscheiden. Mädchen ziehen berauschende oder enthemmende Drogen vor und besonders für figurbewusste Mädchen ist eine Kombination von stundenlangem Tanzen und Kalorienverbrauch attraktiv. Der Konsum von betäubenden Drogen, insbesondere von Alkohol, ist eine männliche Domäne. Ca. 55 % aller Männer trinken täglich Alkohol, bei den Frauen sind es nur 20 %. Drei Viertel aller in Kliniken aufgenommenen Alkoholpatienten sind männlich (vgl. Thönneßen 2000, 101).

Stoffungebundene Süchte

Es gibt aber auch Rauschzustände und Abhängigkeiten, ohne dass von außen Drogen zugeführt werden. Man bezeichnet dies als *süchtiges Verhalten*, *stoffungebundene (oder nichtstoffliche) Suchtformen*, oder als „Sucht ohne Drogen“ (vgl. Gross 2002, 7). Darunter versteht man den Zwang, eine bestimmte Tätigkeit auszuüben bzw. sich in eine bestimmte Situation zu begeben und diese immer wieder aufzusuchen. Die Befriedigung wird durch die meist unkontrollierbar und unstrukturierbar ablaufende Tätigkeit selbst erlangt (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 11). Da kann man von der Computersucht, Kaufsucht, Spielsucht, Arbeitssucht, Sexsucht und in letzter Zeit besonders häufig von den Abenteuerüchten, wie S-Bahn-Surfen, Bungeejumping, Freeriding und anderen mehr lesen. Ein Stoff oder eine Tätigkeit können also das gleiche Ergebnis in unserem Körper hervorrufen, die *Sucht* (vgl. Winter 1993, 235).

Einen besonderen Problemkreis unter den *stoffungebundenen Süchten* beschreiben die *Esssüchte*, denn sie verweisen auf einen direkten Zusammenhang zwischen *Sucht* und Körper, den ich noch mehrfach gerade im Hinblick auf den Sport aufzeigen werde. Es gibt deutliche Hinweise, dass *Esssucht* in all ihren Varianten in erster Linie ein frauenspezifisches Problem ist, ein sehr naheliegender Lösungsversuch bei schwerwiegenden Problemen mit der weiblichen Rolle (vgl. Rohrbach 1995, 138), aber verschiedene Autoren weisen darauf hin, dass auch Männer zunehmend auffälliges Essverhalten zeigen. *Kathrin Beyer* (2000, 15) unterscheidet drei wesentliche Krankheitsbilder essgestörten Verhaltens:

- Bei der *Bulimia Nervosa* (*Bulimie/Ess-Brechsucht*) nimmt eine Person große Mengen kalorienreicher, leichtverzehrbarer Nahrung zu sich und erbricht diese in der Regel anschließend wieder und/oder nimmt Abführmittel ein, um eine Gewichtszunahme zu verhindern.
- Unter *Anorexia Nervosa* (*Magersucht*) leiden Menschen, die durch minimale Nahrungszufuhr eine extreme Gewichtsabnahme erreichen oder durch den Missbrauch von Abführmitteln und selbstinitiiertes Erbrechen eine Gewichtsreduktion erreichen (bulimisches Verhalten). Im Laufe der Krankheitsentwicklung von *Magersucht* verselbständigt sich der Prozess des Abnehmens suchtartig und die Waage wird zur wichtigsten Kontrollinstanz. Dabei ist allen Magersüchtigen die völlig verzerrte Wahrnehmung des eigenen Körpers und seiner Bedürfnisse gemeinsam. „Sie finden sich tatsächlich zu dick, egal wie dürr sie wirklich sind“ (Rohrbach 1995, 142/143). Das rigorose Hungerregime führt dazu, dass bei 5 bis 15% der Betroffenen die Krankheit tödlich verläuft (vgl. auch Barb-Priebe 1998, 206). *Magersucht* ist letztlich eine Strategie der Nichtung der eigenen Existenz, bei der der Körper auf den Nullpunkt reduziert werden soll (vgl. auch Mihciyazgan 1996, 105).
- *Adipositas* (*Ess-Fressucht*) wird bei übergewichtigen Personen diagnostiziert, die an Fettsucht leiden, bei Personen, die ihre Essanfälle durch enorme Anstrengungen und Diätenhalten kontrollieren und damit versuchen, ihr Gewicht zu halten, oder beim Auftreten der *Binge Eating Disorder* (Diagnosekriterien siehe: Beyer 2000, 66).

Da sowohl Esssüchtige als auch Magersüchtige ihr Essen erbrechen und ehemals Magersüchtige esssüchtig werden können, Esssüchtige wiederum magersüchtig oder bulimisch, sind die Erscheinungsformen essgestörten Verhaltens nicht immer eindeutig voneinander abzugrenzen. Auffällig ist aber, dass Essgestörte sehr isoliert leben, egal welche Ausprägung des essgestörten Verhaltens sie zeigen und unter einem sehr niedrigen Selbstwertgefühl leiden, was den Betroffenen häufig von Menschen aus ihrem sozialen Umfeld nicht angesehen wird. Gleichmaßen gilt für alle Formen essgestörten Verhaltens der Verlust von Selbstkontrollmechanismen in Bezug auf das Essverhalten, was den süchtigen Verlauf der Erkrankung bedingt. Weil Menschen mit Essstörungen unter dem Druck leiden, sich ständig mit Essen beschäftigen zu müssen, verlieren sie häufig den Kontakt zu sich selbst, zu ihrem Körper und zu ihrem Umfeld. Weiterhin ist die Heimlichkeit der Symptomatik kennzeichnend, die in der Regel mit Selbstabwertung und massiven Schuldgefühlen verbunden ist (ebd., 70). Allen Formen von Essstörungen ist die veränderte Beziehung zur Nahrung gemeinsam.

Zu den Gemeinsamkeiten der Essstörungen gehören unter anderem die Fixierung der Betroffenen auf die Sorge um die Figur, sowie die Fixierung auf das Essen, was sich in einem rigiden Umgang mit dem eigenen Körper äußert. Weitere Gemeinsamkeiten der Betroffenen finden sich auch in ihrem Umgang mit Nahrung sowie in der Einschätzung ihres Körper selbstbildes, das häufig nicht dem der Realität entspricht, sondern eine verzerrte Körperwahrnehmung ausdrückt (ebd., 188). Übergewicht ist in den westlichen Industrienationen besonders verbreitet. Zirka 30% der Bevölkerung gelten als übergewichtig. „Latent Adipöse“ haben wenig oder gar kein Übergewicht, können das aktuelle Gewicht jedoch nur über eine massive kognitive Kontrolle des individuellen Essverhaltens halten (vgl. Barb-Priebe 1998, 209).

Esssüchtige Patienten haben in der Regel ein tiefsitzendes Unzulänglichkeitsgefühl, eine spezifische Unfähigkeit, körperliche Empfindungen zu identifizieren, den eigenen Körper wahrzunehmen, zu kontrollie-

ren und seine Funktionen zu steuern (vgl. Beyer 2000, 66). Sie verfügen nicht über die Fähigkeit, zwischen physischem und emotionalem Hunger zu unterscheiden und auf jedes dieser beiden Bedürfnisse adäquat zu reagieren (vgl. Rohrbach 1995, 140). Esssüchtig zu sein bedeutet daher, dem eigenen Körper so entfremdet zu sein, dass seine Steuerungsmaßnahmen bezüglich Hunger und Sättigung nicht wahrgenommen werden (vgl. Beyer 2000, 112).

Die Frage, ob Essstörungen unter *Sucht* zu verzeichnen sind, wird unterschiedlich beantwortet. Z.B. lassen sich bei *Adipositas* weder eine kontinuierliche Steigerung beim Gebrauch des Suchtmittels, noch abnehmende Bedürfnisbefriedigung, noch euphorisierende Wirkung noch psychische Entzugserscheinungen beim Absetzen des Suchtmittel nachweisen. Das zentrale Kriterium der *Sucht*, einen Zustand des Wohlbefindens herzustellen, wird bei der *Bulimie* verfehlt oder zumindest nur während der Fressanfälle erreicht, aber sofort danach mit Schuldgefühlen bestraft. Bei einem Vergleich von Alkoholismus und *Bulimie* lässt sich feststellen, dass bei der *Bulimie* Entzugssymptome fehlen. Überwiegend wird jedoch festgestellt, dass Essstörungen einerseits Elemente süchtigen Verhaltens aufweisen, andererseits gravierende Unterschiede zum medizinischen Suchtbegriff bestehen, wobei jedoch unklar ist, welche Suchtdefinition jeweils zugrunde liegt (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 30/31).

Bulimikerinnen sind nach ihrer äußeren Erscheinung unauffällig (vgl. Barb-Priebe 1998, 208). Dies gilt auch für andere Formen stoffungebundener süchtiger Verhaltensweisen und so hat die Entwicklung süchtigen Verhaltens als Suchtstoffabhängigkeit bisher mehr Beachtung gefunden als die Aufdeckung der Bedingungen für „Alltagssüchte“ (vgl. Perlwitz 1995, 59). Doch gerade bei den stoffungebundenen Formen ist es aufschlussreich, den Blick auf den Übergang vom „normalen“ zum süchtigen Verhalten zu richten, denn schließlich können Arbeits-, Kauf- oder Esssüchtige nicht abstinent leben, da diese Tätigkeiten nun einmal zum Leben dazu gehören, und deshalb ist dieses Verhalten auch nicht so einfach zu stigmatisieren wie der Gebrauch von (illegalen) Drogen. Die Schwierigkeit bei den „alltäglichen Suchtformen“ ist, ein Kriterium für ein Maß zu finden.

2. Sucht und Gesellschaft

Sucht in einer anthropologischen Perspektive kann nicht losgelöst werden von ihren gesellschaftlichen Verflechtungen und Bedingungen. Daher möchte ich in diesem Abschnitt einige Zusammenhänge aufzeigen, die nicht nur darauf hinweisen, dass süchtiges Verhalten Folgeerscheinung gesellschaftlicher Umstände – manche würden sagen Missstände – ist, sondern dass es erst im gesellschaftlichen Feld Sinn macht, von *Sucht* zu sprechen, dass *Sucht* also umfassend kulturell bedingt ist.

2. 1 Gesellschaft und ihr Verhältnis zur Sucht: Sucht als Krankheit

Der Begriff *Sucht* ist nicht deskriptiv und wertfrei, sondern ein wandelbareres gesellschaftliches und normatives Konstrukt. Böllinger (2001, 39) bezeichnet die *Sucht* gar als ein Beispiel gesellschaftlicher Konstruktion von äußerer und innerer Realität, der Erzeugung und Funktionalisierung von überschießender Angst und Abwehr, von Abweichung und Krankheit mit dem Ziel totaler Konformität statt kultureller Pluralität von Lebensstilen.

Als momentan gültiges Verhältnis des Menschen zur *Sucht* wird allgemein die „Krankheit“ betrachtet, eine Sichtweise, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts durchgesetzt hat und festlegt, dass der als „süchtig“ diagnostizierte Mensch seine vernunftbedingte (Entscheidungs-)Freiheit verloren hat und nunmehr einem sich im unwiderstehlichen Drang zum Drogenkonsum oder anderem Suchtverhalten manifestierenden, quasi naturgesetzlichen Geschehen unterworfen ist (vgl. Dammer 1996, 34). Der hervorstechende Grund, warum man *Sucht* als Krankheit einstuft, scheint die Tatsache zu sein, dass viele „Suchtkranke“ den an ihnen gestellten Anforderungen nicht mehr gerecht werden können und somit zu einem sozialpolitischen Problem werden. Laut Nissen (1994, 11) ist nämlich ein hoher Prozentsatz langjähriger Arbeitsloser und nicht in den Arbeitsprozess Einzugliedernder alkohol- und drogenkrank. Die „Pflicht zur Gesundheit“ zwingt den Menschen dann zum Handeln am eigenen Körper, entweder im Sinne von Gesunderhaltung oder bei Krankheit in der Pflicht zur Genesung (vgl. Sobiech 2000, 80).

Ein weiterer Grund ist weitaus subtiler: Suchtverhalten als Krankheit zu deuten, gibt vielen Menschen die Möglichkeit, süchtige Verhaltensweisen weit von sich entfernt zu diagnostizieren. Während man sich selbst so einschätzt, Herr seiner Entscheidungen zu sein, wird genau dies „Suchtkranken“ abgesprochen. Diese Vorstellung, die Macht über sein eigenes Schicksal zu haben, ist eines der stärksten Motive, wenn es darum geht, andere Menschen zu beurteilen. In der Vorstellung von „Gesundheit“ und „Krankheit“ wird daher zugleich das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft thematisiert (ebd., 79).

Stigmatisierung: Kontrollverlust als Normverstoß

Da suchtkranke Menschen oftmals stigmatisiert sind, ist es wichtig zu bemerken, dass süchtige Menschen vorbelastet sind aufgrund ihrer persönlichen Situation, nicht aufgrund ihrer Persönlichkeit. Dass heißt, dass es keine spezifischen Persönlichkeitsmerkmale von süchtigen oder suchststoffabhängigen Menschen gibt (vgl. Bürgin 1994, 139). Jeder Mensch kann also in die Gefahr geraten, dass seine Gewohnheiten süchtige Züge annehmen, wenn damit Lösungen von Problemen produziert werden sollen, die inhaltlich nicht mit diesen Gewohnheiten zusammenhängen.

Die Stigmatisierung ergibt sich wohl vor allem aus der Auffassung, dass man es bereits vor dem Auftreten einer *Sucht* mit einem psychisch kranken Menschen zu tun hat. Die primären Ursachen der *Sucht* liegen nach dieser Auffassung in der individuellen Persönlichkeitsstruktur und nicht in der pharmakologischen Wirkung der Droge begründet. „Nicht die Droge ist aus dieser Sicht das Problem, sondern die Droge als Versuch der Selbsthilfe, die fehlschlägt“ (Nissen 1994, 10). Die *Sucht* erscheint als die einzige Form der Anpassung, die dem „Erkrankten“ zur Verfügung steht; ein Versuch psychischer Stressbewältigung, um eine unerträgliche

intrapyschische Disharmonie auszugleichen und um einen Sturz in totale Hilflosigkeit, in den Abgrund zu vermeiden. Abhängigkeiten im Sinne der *Sucht* werden hier als Störung der Ich-Funktion betrachtet, die nur aus der Biographie verständlich sind (ebd., 11).

Im Zuge der erfolgreichen Stigmatisierung der *Sucht* bedeutet der einmal erlittene Kontrollverlust nach allgemeiner Auffassung für jeden Betroffenen eine lebenslängliche Hypothek. Hiernach ist im Falle des Alkoholismus ein kontrolliertes Trinken nicht mehr möglich, d.h. die Krankheit ist unheilbar, sie kann allenfalls zum Stillstand gebracht werden, und zwar durch eine lebenslange Totalabstinenz, die in Verbindung mit dem regelmäßigen Engagement in Selbsthilfegruppen einem Rückfall vorbeugen soll (vgl. Niebling 1997, 44).

Nach den Suchtvereinbarungen zwischen den Trägern der Kranken- und Rentenversicherung gilt jemand als krank, wenn er unfähig zur Abstinenz oder zur Selbstkontrolle ist. Damit ist aus einem Verhalten per Definition eine Eigenschaft geworden, die dem Süchtigen lebenslang „eigen“ ist und ihn beherrscht. Wenn der Süchtige Drogen kontrolliert konsumiert, wie andere Menschen auch, dann verhält er sich nicht mehr abstinenz. Lebt er aber abstinenz, gilt das als Beweis für seine mangelnde Selbstkontrolle. Jedes Verhalten gilt als Bestätigung für eine Krankheit und dies korrespondiert mit dem Ausbau einer Versorgungskette von niederschwelligen Angeboten über Beratung und Therapie hin zu Nachsorge- und Selbsthilfeangebote. Zeigt der Süchtige jedoch Autonomiebestrebungen gegenüber den Institutionen der Suchthilfe, wird dies, obwohl es ein Zeichen von „Gesundheit“ ist, eher skeptisch gesehen – ähnlich den Reaktionen der Familie auf die Ablösungsbestrebungen eines Familienmitgliedes. Zudem führt die Definition von *Sucht* als Krankheit zu der Annahme, der Süchtige sollte vor Belastungen geschützt und von Konflikten verschont werden. Dadurch werden nicht nur nötige Auseinandersetzungen verhindert, sondern auch, dass der Süchtige aus seiner Krankheit „ausbricht“ (vgl. Blum 2002, 215/216).

Der medizinischen wie der juristischen Konstruktion des Kontrollverlustes als Wesensmerkmal der *Sucht* ist die Pathologisierung von Verhaltensabweichungen, also von Normverstößen gemeinsam:

Sie markieren damit das Niveau der sozialen Kontrolle und den damit korrespondierenden Vorstellungen von Selbstkontrolle. Die Normverstöße waren zuvor theologischen Charakters und beschrieben etwas, was nicht über die unmittelbare Substanzwirkung hinausging. Durch die Übernahme der Medizin bleibt dieses mehr erhalten, auch die Medizin fühlt sich nach dieser Neudeutung in der Lage, Normverstöße zu beschreiben. Sucht und Abhängigkeit geht über die messbare somatische Natur akuter oder chronischer Intoxikation hinaus. Die wirkliche Bedeutung als Kulturprozess erhält dieser gesellschaftliche Vorgang, weil nun die „soziale Konstruktion der Wirklichkeit“ einen somatischen, biologischen Faktor in sich integriert hat. Normenverstöße sind nach Abschluss dieses Prozesses pathologisch beschreibbar, und die Wirklichkeit ist rationaler geworden als zuvor, weil sie Abweichung als Krankheit aussondern kann (Wassenberg 2001, 22/23).

So ist dann die Unterscheidung von illegalen, gefährlichen, weil „kulturfremden und unbeherrschbaren“ sowie legalen, weil „kulturintegriert und beherrschbaren Drogen“ maßgeblich von ökonomischen und politischen Bedingungen bestimmt, nicht von sachadäquater Gegenstandsanalyse. „Dem folgt die Differenzierung von sozialadäquaten, ‚guten‘ Abhängigkeitsverhältnissen (z.B. Job, Warenkonsum Ehe, Süßigkeiten, Sport und und und) und krankhafter, ‚böser‘ Sucht“ (Böllinger 2001, 38).

Jedes Verhalten kann süchtig entarten

Hurrelmann/Bründel (1997, 16) reservieren den Begriff *Sucht* für den Prozess, der von der Gewöhnung in die unkontrollierte Zwangshandlung führt, und den Begriff *Abhängigkeit* für den krankhaften Endzustand dieses Prozesses. Vor allem für Überlegungen zur Prävention halten sie es für bedeutsam, den Beginn dieses Prozesses zu betrachten, das was an „Normalität“ vor dem Suchtverhalten steht und in dieses mündet. „Wenn Gesundheit das Ergebnis einer stets von neuem herzustellenden Aktionsfähigkeit ist, dann sind Sucht und Abhängigkeit das Ergebnis von Verlust der Kontrollfähigkeit und einer Beeinträchtigung der freien Entfaltung der Persönlichkeit und damit Symptome für eine starke Gesundheitsbeeinträchtigung“ (ebd., 38). Mein Vorschlag, den es noch zu verdeutlichen gilt, ist, dass suchtartige Abhängigkeit zwar der Endzustand des Prozesses *Sucht* ist, diesem aber ein missglückter Umorganisationsprozess von Abhängigkeiten vorausgeht. Abhängigkeitsverhältnisse konstruieren unser Leben von Beginn an, und sie beenden es auch.

Wenn wir ein Krankheitsbild zeichnen wollen, ist es deshalb gar nicht so einfach zu sagen, wo „normales“ oder gesundes Verhalten aufhört und süchtiges Verhalten anfängt. Alkoholikern z.B. gelingt es jahrelang ihre *Sucht* nicht nur vor anderen, sondern auch vor sich selbst zu verbergen. Die Häufigkeit und Menge des Konsums geben nur bedingt Aufschluss über die Pathologie des Verhaltens und schließlich sind viele Suchtverhaltensformen eng in den Alltag eingebunden. Suchtverhalten tritt in vielen Erscheinungsformen auf und die Neigung dazu ist weit verbreitet. Damit ist sie nicht nur als psychopathologisches Phänomen beschreibbar, sondern gehört wohl als Versuchung zum Menschsein (vgl. Kuhn 1994, 54). Dies deutet darauf hin, dass jede Richtung menschlichen Interesses „süchtig“ entarten kann, wenn „psychische Fehlhaltungen“ vorliegen (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 11).

Die Aussage, dass jedes menschliche Verhalten zur *Sucht* werden kann, ist grundlegend und problematisch zugleich. Grundlegend deshalb, weil sie den Betrachtungsraum viel weiter absteckt und die Aufmerksamkeit vom Stigma der „Drogen“ hin zu mehr alltäglichen Verhaltensweisen lenkt. Problematisch, weil man dann präzise Unterscheidungsmerkmale braucht, die ein Verhalten entweder als gesund oder als süchtig definieren können. Auf jeden Fall ist diese Aussage Anlass, nicht nur die Krankheit zu betrachten, sondern die ihr zu Grunde liegenden Bedingungen menschlichen Lebens.

Weil die verschiedenen Suchtformen – wenn sich eine Suchtstruktur in der Person chronifiziert hat – austauschbar sind, ineinander übergehen, sich überlagern oder abwechseln, ist damit aufgezeigt, dass süchtiges Verhalten eine Art der Lebensbewältigung ist und tiefgreifende Ursachen hat, die sich durch sämtliche Poren menschlicher Lebensweisen ziehen und dass die alltäglichen Süchte Formen der Daseinsbewältigung und der Sinnerfüllung sind (vgl. Gross 2002, 224).

Unterscheidungsmerkmal zwischen „gesund“ und „krank“ im süchtigen Verhalten

Welches Unterscheidungsmerkmal zwischen gesundem und süchtigem Verhalten ist also gültig? Wenn jedes menschliche Verhalten süchtig entarten kann, dann kann dies allein nicht als krankhaft ausgewiesen werden, sondern vielmehr die Einbindung des Verhaltens in die Dynamik des Lebensverlaufes. Es geht also darum, welchen „Raum“ Verhaltensweisen einnehmen, und so wird *Sucht* als ein dominierendes Verlangen oder ein

zwanghaftes Bedürfnis und Angewiesen-Sein auf bestimmte Substanzen, ebenso aber auch auf konkrete Situationen oder Konstellationen bezeichnet, das von einfachen Gewohnheiten oder einem starken Drang zu Wiederholungen bis zur süchtigen Persönlichkeitsentwicklung reichen kann (vgl. Nissen 1994, 7). Auch *Hurrelmann/Bründel* (1997, 11) behandeln das Kriterium des wiederkehrenden Wunsches nach kurzfristiger Bedürfnisbefriedigung, ergänzen allerdings als Merkmal die dabei mangelnde Eigenaktivität und den damit zusammenhängenden zunehmenden Verlust der Kontrolle über das eigene Verhalten. Die *Sucht* äußert sich in dem Bestreben, aus einer subjektiv unerträglichen und unbefriedigenden Lebenssituation nicht durch eigene aktive, mitunter anstrengende Bewältigungsleistungen und willensgesteuertes Selbstmanagement herauszukommen, sondern durch Passivität, Verdrängung, Ablenkung oder Flucht.

Süchtiges Verhalten soll also Belastungen mindern und dies funktioniert laut *Spiel* (1994, 99) nur deshalb, weil die verschiedenen süchtigen „Fehlhaltungen“ beziehungsweise „Fehlentwicklungen“ auf zwei allgemeinmenschlichen Grundlagen basieren: Zum Ersten auf der Tendenz, die Realität zu korrigieren, sie zu vergessen oder nicht erleben zu müssen; zum Zweiten auf einem Verlangen nach Wiederholung und Steigerung einmal erlebter Lust und Befriedigung. *Sucht* kann daher ganz allgemein als ein unwiderstehliches Verlangen definiert werden, das scheinbar das Individuum dahin bringt, die infolge innerer und äußerer Konflikte und Spannungen gesetzten Schranken mit Hilfe von Mitteln oder Handlungsabläufen zu überwinden.

Werner Gross (2002, 15 ff.) differenziert süchtiges Verhalten auf einem Kontinuum von Übergängen vom Gebrauch bis zur Sucht. Der *Gebrauch* wird dabei verstanden als sinnvolle und hilfreiche Verwendung von Dingen zur persönlichen und gesellschaftlichen Weiterentwicklung. Der *Genuss*, als nächster Übergang, ist etwas, was wir nicht unbedingt brauchen, aber aufgrund seiner angenehmen Wirkung gerne haben. Der *Missbrauch* ist eine körperlich, psychisch oder sozial schädlich Verwendungsweise von Substanzen oder Handlungen. *Ausweichendes Verhalten* liegt vor, wenn überfordernden Situationen aus dem Weg gegangen wird, um ein Problemlösung erst zu einem späteren Zeitpunkt anzugehen, als in dem Moment, in dem sich das Problem stellt. Wenn sich *ausweichende Verhaltensweisen* durch ständige Wiederholung einschleifen, kommt es zur *Gewöhnung* und die psychische Bindung an diese Verhaltensweise wird fester. Während im Stadium der *Gewöhnung* das Verhalten noch durch willentliche Anstrengung verändert werden kann, ist dies im Stadium der *Abhängigkeit* nicht mehr der Fall. *Abhängigkeit* ist nicht ausschließlich bestimmt durch die Menge oder die Art des Substanzmittelmissbrauchs, sondern vor allem dadurch, dass diese Mittel oder Verhaltensweisen zur dauernden Problembewältigung eingesetzt werden. *Sucht* wird dann im Allgemeinen der krankhafte Endzustand der Abhängigkeit genannt, in dem der süchtige Mensch unter dem Zwang leidet, das Suchtmittel oder die entsprechende Verhaltensweise in steigender Dosis einzunehmen bzw. auszuführen. Der süchtige Mensch, im Sinne dieser Krankheitsdefinition, ist willentlich nicht in der Lage, sich direkt von der *Sucht* zu befreien.

Sucht ist demnach ein Versuch, Belastungen zu entkommen, die der Eigeninitiative bedürften, damit sie in Herausforderungen, in eine optimistisch ausgerichtete Lebensdeutung umgewandelt werden könnten. Deshalb rückt *Kuhn* (1994, 57) auch die *Sucht* als Krankheit in die Nähe der Depression. Wie depressive Menschen, so verharrt der Suchtkranke in einem sich gleichmäßig immer wiederholenden Dauerzustand, dem kein Abschluss gelingt. Dies ist besonders charakteristisch für den Versuch, Probleme zu bewältigen: Eine

überwältigende Negativdeutung aller Lösungsmöglichkeit verlängert das Problem in den Lösungsversuch selbst hinein und bekommt somit eine neue Qualität. Der Suchtkranke scheitert dann nämlich nicht mehr daran, das Problem lösen zu können, sondern daran, überhaupt einen Versuch zu unternehmen. Die Prophezeiungen, sprich die negative Weltdeutung, erfüllt sich selbst. Depressivität, so *Kuhn* (ebd., 60), ist nicht nur ein Wesenszug unserer Zeit, sondern des Menschseins überhaupt, das wesenhaft unter der Endlichkeit des Daseins leidet: Diese allgemeine Depressivität, die sich zur Zeit in verbreiteter Unzufriedenheit über alles und dauerndes Klagen über Sinnlosigkeit äußert, sieht er zu einer Hemmung jedes einzelnen und so auch mancher Ärzte führen, sich auf die lebendige Bewegtheit des Menschseins einzulassen und an dessen stetem Werden und Sich-Wandeln teilzunehmen. Doch abgesehen von dem Bedürfnis nach der Drogeneuphorie, welche die trübe depressive Stimmung behebt, „sind es die aus der depressiven Hemmung hervorgehende Trägheit und die aus der depressiven Freud- und Interesselosigkeit entspringende Langeweile, welche Voraussetzungen schaffen für einen Einstieg in das Drogenabenteuer und dem einmal darin Gefangenen einen Ausstieg so sehr erschweren“ (ebd., 58).

Das Krankheitsbild, wenn man es so nennen möchte, auf das ich hier hinaus will, ist gezeichnet von der Abhängigkeit, der psychischen, nicht der physischen, denn diese ist das der *Sucht* zu Grunde liegende Bild des Menschen. Psychische Abhängigkeit entsteht, wenn der Drogeneffekt oder das Suchtverhalten ein Bedürfnis befriedigen oder als Ersatzhandlung fungieren. Auch in diesem Krankheitsbild ist schon die anthropologische Perspektive enthalten, die darauf abzielt, die Gemeinsamkeit aller Suchtformen zu begründen: „Während bei den substanzabhängigen Süchten die körperliche meist mit der psychischen Abhängigkeit kombiniert auftritt, kommt es bei den tätigkeitsbedingten Süchten nur zu einer psychischen Abhängigkeit“ (Hurrelmann/Bründel 1997, 10). Die psychische Abhängigkeit wird also auch weiterhin Gegenstand meiner Untersuchung sein.

Im Sinne der Krankheit erfordert die Unterscheidung von nichtsüchtigem und süchtigem Substanzgebrauch Kriterien. Die gängigen Unterscheidungsmerkmale „Verlust der Selbstkontrolle“ und „Nicht-mehr-aufhören-können“ halten *Krätzschar/Krauß* (1994, 9) für problematisch, denn es kann durchaus sein, dass die Selbstkontrolle nach außen über die *Sucht* aufrechterhalten werden kann. Die *Sucht* kann also verhindern, dass Menschen „auffällig“ werden, weil sie anfangen, an ihren eigentlichen Problemen zu arbeiten, was immer zur Folge hätte, dass sie ihre Umgebung verändern würden, was wiederum mit Auffälligkeit gleichzusetzen ist. Viele der gängigen Suchtstoffe sowie Suchtverhaltensweisen sind schließlich sozial akzeptiert, und nicht nur das, sie werden sogar als wünschenswert befürwortet, was ihr Auffälligkeitspotenzial mindert. Oft ist es eher derjenige, der in Gesellschaft keinen Alkohol trinkt, der auffällt, oder in der jugendlichen Peergruppe fällt aus dem Rahmen, wer sich weigert, dem Konformitätsdruck nachzugeben und mit zu rauchen. Und wem würde man nicht zustimmen, der seine Initiative verkündet, etwas für seine Figur zu tun?

Neben der also nicht zwangsläufig vorliegenden physischen Abhängigkeit sind nach *Thönneßen* (2000, 40) charakteristische Merkmale des Krankheitsbildes der Sucht:

- eine Toleranzentwicklung mit Verlangen nach ausgeprägter Dosissteigerung (substanzgebunden) bzw. Verhaltensintensivierung (substanzungebunden) und/oder deutlich verminderter Wirkung bei fortgesetzter Einnahme derselben Dosis bzw. bei gleichbleibender Intensität des Verhaltens,

- länger als ursprünglich beabsichtigter und/oder häufiger Substanzgebrauch in größeren Mengen bzw. intensivere Ausprägung des Verhaltens,
- ein anhaltender, jedoch erfolgloser Wunsch oder Versuch, den Drogengebrauch bzw. das Verhalten zu reduzieren oder zu kontrollieren,
- der große Zeitaufwand für die Drogenbeschaffung, den Drogenkonsum und die Erholung von dessen Wirkungen bzw. für die nicht stoffgebundenen Verhaltensweisen,
- eine Einschränkung oder Aufgabe wichtiger sozialer oder beruflicher Aktivitäten oder Freizeitbeschäftigungen aufgrund des Drogenkonsums oder des süchtigen Verhaltens,
- Entzugssymptome und
- die Fortsetzung des Drogenkonsums bzw. süchtigen Verhaltens trotz Kenntnis der dadurch verursachten Probleme und Risiken.

Schließlich beinhaltet, *Sucht* als Krankheit zu beschreiben auch den Versuch, suchtkranke Menschen zu entdiskriminieren, da besonders (illegale) Drogenkonsumenten in eine Ecke menschenunwürdigen Verhaltens gedrängt werden. Denn, wie *Künzel-Böhmer/Bühringer/Janik-Konecny* (1993, 34/35) feststellen, sind Drogenkonsumenten nicht zwangsläufig unreif, unmoralisch, verantwortungslos, sozial benachteiligt, entfremdet, rebellisch oder psychisch gestört. Drogengebrauch ist nur ein Punkt auf dem Kontinuum menschlichen Daseins.

2. 2 Gesellschaft und ihre Allianz mit der Sucht: Sucht und Kultur

Wenn ich im vorherigen Abschnitt das „gültige“ Verhältnis des Menschen zum Suchtverhalten als Krankheit beschrieben habe, dann möchte ich in diesem Abschnitt diese Entwicklung deuten. Das Problem der *Sucht* wird ja vornehmlich unter dem Etikett „Drogenmissbrauch“ dramatisiert und damit verharmlost. Den Zusammenhang zwischen Suchtverhalten und Kultur herzustellen, zielt aber darauf ab, *Sucht* in die Nähe des Alltags zu „rücken“. Als Kultur fasse ich dabei die Gesamtheit jener Praktiken der Lebensbewältigung und Lebensführung auf, die Menschen und Gruppen von Menschen in Auseinandersetzung mit spezifischen Lebensbedingungen entwickeln. Dies birgt auf der einen Seite die besondere Gefahr, den Alltag zu pathologisieren, vor allem wenn man *Sucht* vornehmlich als „abnormes“ Verhalten wahrnimmt, auf der anderen Seite besteht die Gefahr, Suchtverhalten so weit zu „verstreuen“, dass kein Unterschied mehr zu „normalem“ Verhalten festgestellt werden kann und die Kategorie somit überflüssig wird.

Süchtiges Verhalten als Anpassungsleistung

Die Gründe der „Wahl“ einer Krankheit enthalten neben individuellen Komponenten immer auch Abwehrmuster, die kulturell determiniert sind (vgl. Stahr 1998, 152). Der Konsum von Alkohol z.B. stellt einen fest integrierten Bestandteil des sozialen Lebens dar, dem unter anderem eine sozial-zeremonielle Funktion zukommt und der ein erlerntes beziehungsweise erlernbares Verhalten ist. Ziel und Sinn dieses Drogengebrauchs ist laut *Busch* (1988, 25) „die Reduktion von Gefühlen der Unsicherheit, Angst und Spannung,

wobei sich die Technik der Problembewältigung als institutionalisiertes Verhalten darstellt, das eine sozial notwendige und gebilligte Ventilfunktion erfüllt“. So wird auch in einer Untersuchung aufgezeigt, dass, in Bezug auf psychoaktive Substanzen, abstinente Jugendliche ihre sozialen Kompetenzen niedriger einschätzen als die Konsumenten (vgl. Silbereisen 1999, 78). Wer die entsprechenden kulturellen Techniken zur „Problembewältigung“ also nicht beherrscht, beschreibt seine eigenen Fähigkeiten offenbar selbst als defizitär und sieht sich in der Gefahr, aus dem „kulturellen Rahmen“ zu fallen, der seine Wirklichkeit konstruiert.

Das Suchtparadigma ist nun als Teil eines umfassenden Paradigmas, als ein Moment der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ aufzufassen und diese wiederum mit den Wandlungen des Affekthaushalts und der Disziplin im Zivilisationsprozess zusammen zu denken. Denn solange man von der *Sucht* nicht gesprochen hat, hat es sie auch nicht gegeben. Trunkenheit wird daher im Prozess der Zivilisation zum Atavismus. Und in der Moderne heißt Atavismus Störung des Fortschritts. Der Trinker versündigt sich damit gegen die protestantische Ethik und die rationalistische gleichermaßen, weil er die laute Idee und den stummen Zwang der Planbarkeit von Fortschritt und Glück, den Absolutheitsanspruch jenes entkörperlichten Glücks, mit dem das Belohnungssystem der Disziplinargesellschaft steht und fällt, einfach ignoriert. „Allein durch seine Existenz stellt er dieses Glück in Frage“ (Spode 1993, 183).

Umgekehrt kann aber süchtiges Verhalten genau auch das bewirken, was eine Anpassung an den Fortschritt verlangt. *Karin Winter* (1993, 242) beleuchtet das Phänomen stoffungebundener Süchte aus Sicht der Evolution. Sie stellt fest, dass Individuen, die nicht wie die meisten Menschen ihr Belohnungssystem durch mehrere, unterschiedliche Tätigkeiten befriedigen, sondern die genetische Bandbreite der Tätigkeiten auf eine einzige reduzieren und diese zur *Sucht* ausartet, dadurch zwar negativ Folgen auf ihr soziales Umfeld und ihre eigene Gesundheit zu erwarten haben, sie der Evolution aber trotzdem häufig von Nutzen sind. So können Arbeitssüchtige zum Beispiel große Erfindungen machen, Abenteuersüchtige neue Kontinente entdecken, von denen die Nachwelt bis heute profitiert. Weil der Schaden, der durch diese Menschen entsteht, eindeutig auf der individuellen Ebene und weniger auf evolutiver liegt, werden solche „Tätigkeitssüchte“ von der Evolution nicht ausselektiert. Die Gesellschaft profitiert also in diesem Fall von der *Sucht* der Individuen, solange deren Schicksal nicht das Problem der Gesellschaft ist. *Winter* (ebd., 242) vermutet daher, dass *Sucht* vermutlich immer bei einem Teil der Menschheit aufgetreten ist, da sie als evolutionäres Ergebnis angesehen werden kann. Ihr Auftreten ist aber in früheren Zeiten wohl kaum so extrem aufgefallen, da die Tätigkeiten, die bei manchen zur *Sucht* geführt haben, die Tätigkeiten vieler gewesen sind. Die genaue Grenze zwischen einer begeisterten Hingabe an eine Tätigkeit und einer *Sucht* ist daher schwer auszumachen. So vermag ein Laie bis heute kaum zu unterscheiden, ob eine Person z.B. periodisch arbeitswütig oder arbeitssüchtig ist.

In dieser evolutionären Entwicklung haben also „süchtige“ Menschen den Fortschritt vorangetrieben und die Erweiterung des Möglichkeitsraumes aller Menschen ermöglicht. Als Folge dieser immer noch andauernden und vielfach beschleunigten Entwicklung müssen sich nun alle Menschen zunehmend an die Maßstäbe und Möglichkeiten anpassen, die von süchtigen Menschen gesetzt bzw. geschaffen werden. Dazu müssen sie ihre Leistungsfähigkeit entsprechen manipulieren. Diese „Anpassung durch Leistung“ zeigt sich vor allem im Berufsalltag, den viele Berufstätige nur „gedopt“ durchhalten, indem sie versuchen, die gesundheitlichen Folgeerscheinungen ihrer Dauerbelastung durch Medikamente zu beseitigen (vgl. Thönneßen 2000,

99). Auch die Zuwachsraten der erstmals auffälligen Drogenkonsumenten lässt erkennen, dass offensichtlich Jugendliche und junge Erwachsene in zunehmenden Maße vermeintlich leistungssteigernde Drogen einnehmen (vgl. Grundmann 1998, 29). Und es sind vorrangig unangepasste und unerwünschte Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen und verstärkt von solchen, die in Randgruppen der Gesellschaft leben, die mit Medikamenten zur Anpassung gebracht werden sollen. Das Problem des fortschreitenden Medikamentenmissbrauchs durch Schüler kann deshalb nur auf dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Situation diskutiert werden, „in der Werte wie Konkurrenz, Profit, Leistung und die Interessen der Pharmaindustrie höher eingeschätzt werden als die grundlegenden Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen“ (Voß 1995, 105).

Die Fixierung unserer Gesellschaft auf Leistung, Gewinnen-Wollen und das physische Erscheinungsbild und ihre Auswirkungen auf unser Bewusstsein gehen sogar so weit, dass sie den Abusus anaboler Steroide auch unter Jugendlichen fördert, was einer massiven Manipulation der Körperlichkeit gleichkommt (vgl. Thönneßen 2000, 24). Da es aber nicht nur um tatsächliche Leistungsfähigkeit geht, sondern schon die Art der äußeren Erscheinung häufig über Erfolg oder Misserfolg entscheiden kann, wird nicht nur der Bewusstseinszustand des Körpers, sondern der Körper selbst in seiner Silhouette manipuliert. „Schlanksein, bedeutet leistungsfähig sein, den gesellschaftlichen Erfordernissen genügen zu können. Es handelt sich auch um eine Art Überanpassung an die bestehenden Normen“ (Rohrbach 1995, 143).

Und schließlich steht in der Therapie auch nicht Freiheit auf dem Programm, sondern Wiederherstellung der Arbeitskraft im Sinne der Kostenträger. Der Einzelne hat dabei die Wahl zwischen *Sucht* und Konformismus. Die Flucht in eine *Sucht* kann ebenso sehr die Angst, Ohnmacht und Einsamkeit betäuben, wie die Flucht in die Konformität mit den bestehenden Ordnungsstrukturen. In der „Konformismusstrategie“ wird die Ich-Schwäche durch Unterstellung unter eine Ordnungsmacht kompensiert, womit die Gratifikation des Dazugehörens und das Ressentiment gegen alles Nonkonformistische verbunden sind. In der „Suchtstrategie“ geht bekanntlich die persönliche Kontrolle ebenso verloren, doch der Mensch gibt sich ungleich radikaler preis und setzt sich im Extremfall der beschleunigten Vernichtung aus. Konformismus und *Sucht* konvergieren demnach in der „Zerstörung des Ich“ und differieren dabei nur in der „Geschwindigkeit“ (vgl. Niebling 1997, 63).

Von der Annäherung an süchtige Verhaltensweisen kann also praktisch mit umfassender Gültigkeit gesagt werden, dass diese alle sozial vermittelte Impulse sind und für die Verhaltensregulation gilt, dass die Charakteristika eines Verhaltens, die nicht von Reflexen determiniert sind, durch persönliche Erfahrungen und Erfahrungsverarbeitung ausgeformt werden: Das Verhalten wird gelernt (vgl. Perlwitz 1995, 53 ff.). *Sucht* entwickelt sich immer aus dem Verhältnis eines konkreten Menschen zur Gesellschaft und/oder – dies lässt sich wohl nicht voneinander trennen – zu sich selbst (vgl. Böhnisch/Schille 2002, 44).

2. 2. 1 Sucht als Selbstbehandlung der Kultur

Animation zur Substitution

Weil psychoaktive Substanzen auf der einen Seite seit Jahrtausenden zu unserer Kultur gehören und schon immer aus unterschiedlichen Gründen konsumiert wurden (zur Steigerung des Wohlbefindens und zur Intensivierung des Lebensgefühls, aber auch um Lebensprobleme zu bewältigen, Belastungsempfindungen zu dämpfen und Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen) und auf der anderen Seite Problembewältigung und Drogengebrauch eng miteinander zusammenhängen, erkennen *Hurrelmann/Bründel* (1997, VII) den Gebrauch von Drogen in einer demokratischen Gesellschaft als Ausdruck der freien Entscheidung eines Menschen an, sein Leben mit Drogen zu führen. Dies scheint auch notwendig, zumal nicht nur psychoaktive Substanzen in einer solchen Vielfalt und Intensität wie noch nie in der Geschichte der Menschheit zur Verfügung stehen, sondern auch immer mehr nicht stoffgebundene Verhaltensweisen gesellschaftliche Akzeptanz finden, die in der Nähe süchtigen Verhaltens stehen.

Die Konsummuster psychoaktiver Substanzen haben sich jedoch verändert. Die Zeiten, als der von *Timothy Leary* propagierte Slogan „Tune in, turn on, drop out“ noch als Bedrohung gewertet werden konnte und *Leary* in den Augen von *Richard Nixon* zum „gefährlichsten Mann Amerikas“ machte, scheinen ein für alle Mal vorbei. Die Technokids von heute teilen mit den Hippies und Gammlern der 1960er Jahre nur noch das „tune in“ und „turn on“:

Zu Tausenden fallen sie in die jeweiligen Partylokalitäten ein, laufen mit oder ohne Drogen zu einem monströsen Tanzgezappel auf und bewegen sich dann stunden- oder auch mal tagelang zu den stampfenden Rhythmen jener Musik, deren stilistischen Differenzierungen sich nur dem Insider erschließen: Sie sind gut drauf, haben endlos Energie, machen die Nächte ihrer Wochenenden zum stoboskop-erhellten Tag – und haben Spaß. Aber dieser Spaß ist eben zu Ende, wenn die Party vorbei ist (*Schmidt-Semisch* 2001, 139).

Die Forderung nach dem „Drop out“, also nach dem Ausstieg aus der Hauptkultur oder auch nur der Protest dagegen, ist ihre Sache nicht. „Chill out“ nennt sich bei ihnen die Rückkehr zur Normalität und entsprechend ist die Selbstorganisation der Raver schon nahezu vollständig einem Dienstleistungstypus verpflichtet, der sich ohne moralische Ambitionen dem Management eines unproblematischen Drogen- und Partykonsums verschrieben hat. Dieser Dienstleistungstypus nimmt Drogenkonsum als gegeben hin und akzeptiert nicht nur, sondern „bedient“ die Entscheidung der Konsumenten. Der Genuss soll maximiert, das Risiko gleichzeitig minimiert werden. Mit Informationen zu den Wirkungen der Substanz, durch Design und Dekoration der Räumlichkeiten, Bewirtung mit Obst, Frucht- und Vitamindrinks sowie durch Beratung und Schulung des (die Party ausrichtenden) Diskotheken- bzw. Club-Personals mutiert „Drogenprävention“ hier zum Partyservice (ebd., 139/140). Da werden die „Ohne Rausch geht’s auch“-Partys im Jugendtreff schnell abgehängt; sie weisen kein entsprechendes Design auf.

Drogengebrauch beschränkt sich aber nicht mehr nur darauf, Stimulans für jugendkulturelles Experimentieren zu sein, sondern wird vermehrt als problematisches, psychosoziales Bewältigungsmittel eingesetzt (vgl. *Böhnisch* 2002, 115). Nach *Thönneßen* (2000, 5) werden viele Arzneimittel heute von Jugendlichen in den Mustern ihrer Nutzung wie eine Droge konsumiert. Nach dem Motto „Hast Du ein Problem, greif in den

Arzneimittelschrank“ wird dann schon im Jugendalter mit einer mechanischen, pharmakologischen Reaktion auf Anpassung oder Lustlosigkeit und Frust reagiert. Jede kleine Unpässlichkeit soll mit entsprechenden Medikamenten beseitigt werden (vgl. Wöbcke 1995, 45).

Dabei suggeriert die Werbung der Pharmaindustrie schnelle und unkomplizierte Abhilfe und Linderung bei den unterschiedlichsten Problemen: Hilfe gegen Alleinsein und Einsamkeit, gegen Schlaflosigkeit, Langeweile, Angst und Konzentrationsstörungen. Diese Botschaften bleiben nicht ohne Wirkung: Mindestens ein Drittel aller 12 bis 17jährigen Schüler nimmt regelmäßig Medikamente gegen Schulstress und Leistungsüberforderung (vgl. Thönneßen 2000, 16/17). So sieht auch *Günter Amendt* (1992, 51) in Drogen ein Angebot an alle, die „aus dem Takt“ geraten sind, an alle, die bei der Erfüllung der Zeitnorm nicht oder nicht mehr mithalten können, an alle, die unter dem Leistungsdruck stöhnen und ächzen und frühzeitig auszubrennen drohen. Demnach deutet alles darauf hin, dass sich die Anpassungsfähigkeit der Subjekte an den von Menschen geschaffenen technischen und gesellschaftlichen Überbau erschöpft hat.

Zudem leben wir in einer Gesellschaft, die viele Sehnsüchte weckt, die davon lebt, Bedürfnisse erst zu erzeugen und dann zu befriedigen (vgl. Freitag 1995, 23). Daher setzt *Amendt* (1992, 52) die Strukturen unserer Konsumgesellschaft, deren einziger Sinn die Durchsetzung des Leistungsprinzips ist, um Güter ohne Rücksicht auf deren gesellschaftlichen Nutzen herzustellen, gleich mit der Struktur einer *Sucht*: „Konsumismus ist ein Kreislauf von nicht stillbaren Bedürfnissen, die nach ständiger Dosissteigerung verlangen. Ständige Dosissteigerung, ohne je befriedigt zu sein, das ist die Sucht“. Die alltägliche Animation zum Gebrauch legaler Suchtmittel sind Bestandteil unserer Kultur. Dabei ist die „Schere“ zwischen resignierendem oder realistischem Akzeptieren von Suchtmittelkonsum als gesellschaftlicher Normalität auf der einen Seite und der Abstinenzforderung auf der anderen weiter geöffnet denn je (vgl. Kaufmann 1997, 25 u. 66).

Sucht als kulturelle Deutung vom „falschen Leben“

Nach *Ingo Dammer* (1996, 30) ist jede Rede über *Sucht*, also auch eine Definition, selbst ein Kulturphänomen, das es zuallererst kulturpsychologisch zu befragen gilt, bevor man damit arbeiten kann. Eine Vorstellung von *Sucht* ist nur in einer Gesellschaft möglich, die die individuelle Persönlichkeit als zentralen Wert und somit einen Zwang zur verinnerlichten Selbstkontrolle entwickelt hat. „Die Abgrenzung von denen, die man zu Süchtigen erklärt, setzt erst dann mit aller Schärfe ein, als für die Konzeption von Sucht ein gesellschaftlicher Bedarf entsteht“ (Legnaro 1994, 14).

Wie wir gesehen haben, kann man *Sucht* ja als die Kehrseite persönlicher Autonomie auffassen, und sie erscheint erst dann als Laster, Krankheit oder Stigma, wenn solche Autonomie des Einzelnen einen zentralen Wert bildet. „Erst dann sind süchtige Verhaltensweisen eine Art des unkontrollierten Ausgeliefert-Seins und damit ein Verstoß, der mit Ausgrenzung, mit Therapie oder mit Bestrafung geahndet werden kann“ (ebd., 14). Die in den letzten Jahren „entdeckten“ nicht stoffgebundenen Süchte sind eingebettet in das Konzept des modernen Menschen. „Arbeitssucht“ taucht erst in dem Moment auf, da die Erwerbsarbeit an ideologischer Bedeutung einbüßt und Individualisierung als vorherrschende Tugend der Selbstentfaltung sich vor allem in Konsumtion und Freizeitverhalten, in „Lifestyles“ also, symbolisiert. Nun plötzlich erscheinen diejenigen, die Arbeit zum primären Inhalt ihres Lebens machen, als vor-modern: Ihr Lebensstil gilt als zwanghaft und süch-

tig. „Der enge Bezug zwischen gesellschaftlichen Sucht-Definitionen und den jeweils dominierenden Wertvorstellungen liegt hier besonders offen, gilt jedoch von der Struktur her auch für alle mit Drogen verbundenen Süchte“ (ebd., 15).

Die Drohung mit der *Sucht* lässt sich nicht nur als eine Abgrenzung von diesen subkulturellen Drogen und ihren Konsumenten lesen, sondern dient auch der Abgrenzung und Kontrolle über diejenigen, die das Rausch-Tabu nicht anerkennen. Dabei werden nicht nur das Fremde und das Unbekannte kontrolliert; das auch, aber vor allem die eigenen Sehnsüchte nach Ent-Grenzung und nach Auflösung jener unerbittlichen Selbstkontrolle, die uns die moderne Gesellschaft auferlegt. Kontrolliert werden die Lüste nach dem archaisch-ungezügelt Rauschhaften. Während wir also in unserer Verachtung für den Süchtigen projektiv unsere eigenen Wünsche nach Überschreitung unserer Selbst-Kontrolle bestrafen, gibt uns gerade die Ausgeliefertheit der Süchtigen Anlass, von ihnen Abstinenz und also Selbstverantwortung und autonome Selbststeuerung zu verlangen (ebd., 15).

Weder die Tätersubstanzen noch die Suchtkrankheit lassen eine nennenswerte Verwicklung der Kultur in das Suchtgeschehen auf den ersten Blick erkennen. Vielmehr scheint es, als träfe die *Sucht* unsere Kultur wie ein Verhängnis, dem sie zwar mit großem Aufwand entgegentritt, gegen das sie aber letztlich – betrachtet man etwa die epidemische Ausbreitung der *Sucht*, wie sie sich in den internationalen Statistiken der letzten zwanzig Jahre spiegelt – machtlos ist. Im Zentrum der Inszenierung von Kultur durch die *Sucht* steht die mit wohligem Grauen betrachtete Verwandlung von (anderen) Menschen via Droge ins Unkalkulierbare. Doch trotz des Wissens um diese Verwandlung, die sich dem für die Vernunft fundamentalen Verrechnungsbegehren widersetzt, kommt die Kultur als ganze keineswegs zu dem Schluss, sie selber sei infolge ihrer konstitutiven Paradoxien der Entstehungsgrund der *Sucht* (vgl. Dammer 1996, 34/35).

Vielmehr kommt der *Sucht* eine zentrale Rolle für die Selbstbehandlung der Kultur zu, die ihre Wurzeln in der Kehrseite der Vielfalt hat, in der mangelnden Verbindlichkeit:

Wenn es nämlich schon kein verbindliches Bild mehr für das „richtige“ Leben gibt, so liefert die Sucht doch wenigstens ein verbindliches Bild des „falschen“. Dass die Sucht dabei nur die Radikalisierung einer zentralen kulturellen Anforderung darstellt, dass nämlich die vereinheitlichende Beglaubigung der Lebensentwürfe nicht mehr durch Institutionen, sondern durch das Individuum selbst geleistet werden soll, verleiht diesem Gegenbild nur noch mehr Würze (Dammer 1996, 36).

An die Diagnose, die Kultur, die Erziehung, die Gesellschaft oder der Werteverfall seien Ursache des Phänomens *Sucht*, und die damit verbundene kollektive Schuldübernahme bzw. -zuweisung schließen sich klare Rezepte an, wie man dem momentanen Mangel an Vernunft abhelfen und damit fraglos auch das Mangelsymptom *Sucht* abschaffen kann. Als Gesamtgebilde aber beharrt die Kultur darauf, ein „natürlicher Feind“ der *Sucht* zu sein. Auch wenn das aus verständlichen Gründen geschieht, sind diese jedoch nicht aus dem idealtypischen Bild, das sich die Kultur von sich selber macht, abzuleiten, sondern aus ihrem strukturellen Funktionieren heraus (ebd., 35).

Auch die Wissenschaft trägt dazu bei, in einer Diskussion über *Sucht* als das „falsche Leben“ gültige Maßstäbe der jeweils vorherrschenden Kultur zu stabilisieren und tut damit paradoxerweise das, was ich am Ende dieses ersten Teils als *Sucht* definieren möchte. Die in dieser Form der Wissenschaft errungene Stabili-

tät und vollzogene Reduktion ist nämlich in erster Linie die Verteidigungsstrategie des um Autonomie ringenden Selbst: Es geht darum, klare Ich-Grenzen zu finden, indem Möglichkeiten des menschlichen Lebens ausgegrenzt und verleugnet werden. Das Ziel besteht dann darin, eine bestimmte Lebensform und damit ein bestimmtes Segment des Lebens dogmatisch als das Leben schlechthin festzuschreiben und darüber eine Kontrolle des Subjektiven und Expressiven zugunsten scheinbarer Objektivität und vorgegebener funktionaler Effektivität zu erreichen. Dies geschieht zudem als empirische Forschung, die die innere Realität sozialen Geschehens und die innere Sicht der Betroffenen ignoriert und versucht, diese Lebensform als den wirklichen Zustand der Realität auszuweisen (vgl. Klein 1989, 59).

2. 2. 2 Sucht und das Fremde

Das bekannte Fremde

Während die Lebenswege nicht mehr linear sind und die Lebensführung einzelner heute zunehmend historisch vorbildlos wird, muss eigenes und soziales Leben neu und auch ständig neu aufeinander abgestimmt werden. Die Unruhe unseres Zeitalters, des Zeitgeistes, hat auch darin ihren Grund, dass niemand weiß, ob und wie dies gelingt. Die Zukunft kann nicht mehr aus der Herkunft abgeleitet werden. *Hartmut Vogt* (2000, 4) beobachtet daher das Scheitern einzelner, z.B. in Beziehungen, im Beruf, in der persönlichen Gesundheit allerorten. Dies zeigt sich für uns auch darin, dass wir ständig auf der Suche nach der richtigen Moral sind, auf der Suche nach einer Moral der Selbstbestimmung, der Selbstverortung, die uns darin anleitet, die „Puzzle-teile“ unseres Lebens und unsere einzelnen, sich womöglich widersprechenden Lebensabschnitte und -bereiche untereinander und mit den Anforderungen eines global vernetzten Lebens abzustimmen. Doch merkwürdigerweise gibt es in unserer individualistischen Gesellschaft kaum noch Nischen für das Ausleben individueller Begrenztheiten und Macken, sondern nur noch das „Elend des Scheiterns“ (ebd., 4).

Wenn von jedem Einzelnen eine soziale Architektur des eigenen Lebens gefordert wird, eine soziale Architektur zwischen Individualisierung und Globalisierung, zwischen eigenen Interessen und Zuweisungen und Anforderungen, die sich dem eigenen Zugriff vollständig entziehen, dann absorbieren in allen Lebensbereichen kontextlose, d.h. abstrakte, willkürliche Superstrukturen das Humane, das Soziale und Solidarische, also das Ganzheitliche des Lebens und verweisen es in ein „schwarzes Loch“, in den Risikobereich, in dem niemand mehr zu sagen vermag, ob das Projekt menschliches Leben gelingen oder scheitern wird (ebd., 4).

Vogt (ebd., 5) beschreibt das Leben unter diesen Umständen als eine Schnittstelle zweier Unendlichkeiten, die einmal nach „innen“, einmal nach „außen“ verlaufen und sich im Bodenlosen, im Abgründigen verlieren. Diesem Abgründigen erscheint das Individuum nicht mehr als ein unteilbares, sondern als ein Teilbares, ein Zerrissenes, als ein Desintegriertes. Oftmals ist dann nicht mehr klar, ob jemand ein oder mehrere Leben, eine oder viele Identitäten haben oder leben soll oder will. Es entsteht der Zwang und der Selbstzwang, sich über sich und andere in allen möglichen und unmöglichen Hinsichten Rechenschaft zu geben.

Der Mythos, der besagt, man müsse sich gegen das Fremde abgrenzen, um Identität zu gewinnen und zu bewahren, unterstellt einen durch Zäune befestigten (mentalen) Raum, in dem Selbstbewusstsein möglich

wird. In dieser Abgrenzungslogik verbleibt man noch ganz in der Eindeutigkeitsmetaphysik, die sich Identität als eindeutige Identität vorstellt, als entweder- oder, in der drittes ausgeschlossen bleibt. Darin gibt es natürlich auch eindeutig Fremdes, das eine Gegenüberstellung von Eigenem und Fremdem voraussetzt, die heute jedoch obsolet geworden ist. Was wir nach *Vogt* (ebd., 6) heute erleben, ist vielmehr das Verschwinden des klassischen Fremden und seines inszenierten Wiederauftauchens in der Dimension des Eigenen.

Wenn wir dann in der Absetzung das Eigene nach „oben“, zum „Guten“ hin, und das Fremde und den Fremden nach „unten“, zum „Bösen“ hin, einordnen, werden wir versuchen, das „Gute“ zu pflegen, das „Böse“ wird jedoch abgespalten und verdrängt. Damit ist es aber nicht verschwunden, sondern es führt ein Eigenleben, das das „Gute“ „oben“ bedroht. Dies gilt nach *Vogt* (ebd., 7) nicht nur für soziale Konstellationen, sondern auch für intrapsychische Prozesse. Gelingt es nun aufgrund äußerer oder innerer Widerstände nicht, das „Böse“ als etwas „Gutes“ umzudeuten und damit die eigene Identität vor Zerspaltung und Zerfall zu sichern, indem das Fremde in die eigene Identität reintegriert wird, so macht sich der Betroffene sich selbst zum Feind, der kaum noch Raum für personale Auslegung und Interpretation der Bedrohung und für Akte freier Situationsmeisterung lässt.

Diese Unsicherheit dem Fremden gegenüber wird von Ungewissheiten und Ängsten bestimmt, und diese rufen wiederum das Gefühl der Hilflosigkeit hervor und hindern die Betroffenen daran, sich effektiv der Ressourcen zur Abhilfe zu bedienen, über die sie selbst verfügen. *Vogt* (ebd., 7) spricht an dieser Stelle von einem *Trauma*, dass die Menschen hilflos macht, sie in Angst versetzt, ihre Selbstkontrolle zerstört und sie drohender Vernichtung aussetzt. Wenn Handeln keinen Sinn mehr macht, ist weder Widerstand noch Flucht möglich. Das Leben bricht dann zusammen und der Betroffene hat keinen Platz mehr in der Welt.

Im Zeitalter der Globalisierung kommt es auf diese Weise nicht nur mehr zu einer Traumatisierung Einzelner oder einzelner Familien, sondern zu einer Traumatisierung ganzer Gesellschaften, in der wir die Gesellschaft des Fremden auf allen Ebenen menschlichen Lebens erleiden. „Das Fremde in und unter uns qualifiziert sich eben darin, dass es fremd ist und bleibt – ein offene Wunde, ein Schmerz, ein Riss“ (ebd., 7), der mit Sehnsucht nach dem „Eins-Sein mit sich selbst“ besetzt wird. Diese Sehnsucht, nach „gelingendem Leben“, nach eindeutiger Identität manifestiert sich in süchtigen Verhaltensweisen, das „bekannte Fremde“ zu verdrängen und verhindert somit, bestehende Ich-Grenzen zu erweitern.

Das unbekante Fremde

Sehnsucht will das Andere. Sie hat kein Ziel und kennt den Weg nicht. Sehnsucht ist Suche. Ihr Gegner ist der Stillstand, alles Verlässliche und was wirklich ist. Sie verweigert sich dem Hier und Jetzt, seinen Regeln und Ritualen, sie will hoch hinaus und tief hinab, aber immer will sie fort. Sie lebt von der Freiheit der Phantasie, von dem Anspruch, die Welt anders zu denken, diesen Anspruch umzusetzen in eine neue Wirklichkeit.
Alexander Schuller, Sehnsucht

Da sich sowohl Leidenschaft, als auch *Sucht* dadurch auszeichnen, dass bei beiden die Zuwendung des Subjekts zu einem Gegenstand ein überdurchschnittliches Maß erreicht, fordert der Süchtige passive Hergabe, während aber im Falle der Leidenschaft der Gegenstand – das Du also – im Vordergrund steht und eine aktive Bemühung und Hingabe erfordert. Den Suchtakt charakterisiert die Ich-Bezogenheit, in der der Gegenstand nicht Ziel, sondern Mittel ist, und im Mittelpunkt seiner Beziehung zum Objekt steht gerade nicht das Objekt,

sondern er selbst. Im Suchtgeschehen kann also der Andere nicht mehr als Du, als Gegenüber erlebt werden, sondern nur noch als funktionelles Substitut für die Lücke im eigenen Selbstsein. Wo aber keine Grenzen mehr erfahren werden, da können auch keine Grenzen mehr überschritten werden und eine Erfahrung gegenseitiger Mitmenschlichkeit kann nicht mehr gelingen.

An die Stelle der Begegnung von Mensch und Mensch, tritt eine diffuse Leere. Isolation, Einsamkeit und Flucht in Phantasiewelten vergrößern die Diskrepanz zwischen grenzenlosen Allmachtsgefühlen und der Wirklichkeit, d.h. sie verhindern das Gefühl und die Erfahrung menschlichen Selbstwertes „zugunsten“ eines unerträglichen Gefühls der Wertlosigkeit, welches den Menschen in die Selbstzerstörung und damit in den Tod treibt (Niebling 1997, 60).

Paradoxerweise kann diese Selbstzerstörung mit Hilfe eines Suchtmittels hinausgezögert werden; in jedem Fall verlängert es den Leidensweg.

Man kann also sagen, die Begegnung mit dem „anderen“ Fremden, nicht dem „vertrauten“, vermittelt eine Art „Recht auf Beziehung“. Das „Ich“ gibt es nämlich nur in einem Verhältnis, in dem man auch „Du“ sagen kann, in einer Entfremdung vom Fremden, im Sich-vertraut-Machen mit dem Anderen, dem „Nicht-Ich“.

2. 2. 3 Sucht und Rausch

Einen Rausch erlangen Menschen vorwiegend durch psychoaktive Substanzen. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um Alkohol und illegale Drogen, sondern auch unter dem Missbrauch von Lösemitteln unter sogenannten Grandiositätsgefühlen bringen sich Jugendliche häufig in Selbstüberschätzung in große Gefahr. Generell ist hier eine besonders brutale Risikogleichgültigkeit gegenüber den drohenden Gesundheitsschäden kennzeichnend (vgl. Altenkirch 1995, 119 ff.). Trotz drohender gesundheitlicher Risiken geht die biologisch-anthropologische Drogenforschung davon aus, dass jeder Mensch ein Stimulierungs- und möglicherweise auch ein Rauschbedürfnis besitzt. Entwicklungsbedingt ist der Wunsch nach Veränderung von Antrieb und Stimmung, von Steigerung der Erlebnisfähigkeit und des Erfahrungshorizontes wohl besonders im Jugendalter weit verbreitet (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 1).

Rausch und Kontrollverlust

Der Begriff *Rausch* meint noch bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts „Rauschen, rauschende Bewegung, Ansturm“ im vorwiegend physischen Sinne. Im 16. Jahrhundert tritt ein Bedeutungswandel in Richtung „Umnebelung der Sinne, Trunkenheit, Erregungszustand“ ein. Diese Psychologisierung der Bedeutung rauschhafter Phänomene und ihre eher negativen Zuschreibungen weisen nach *Niebling* (1997, 81) auf ein verändertes Affektkontrollbedürfnis hin.

Der Rausch wird im Kontext sich universalisierender Selbstkontrollzwänge zu gesellschaftlich dysfunktionalen Verhaltensweisen. Aber diese Entwicklung vollzieht sich nicht ohne Ambivalenz, denn sobald „das Bewusstsein weniger triebdurchlässig und die Triebe weniger bewusstseinsdurchlässig“ (Elias 1977,

390) werden, ändert sich die Funktion des Alkoholkonsums in entscheidender Hinsicht. „Im Falle von Abhängigkeitserkrankungen und Süchten zeigt sich ein zunehmender Entzug der ‚freien Gestaltung des Lebens‘. Aus einer Lust-Orientierung entsteht infolge verinnerlichter Zwänge eine affektuelle Notlage, die ein Bedürfnis nach Entspannung verursacht“ (Niebling 1997, 83).

Wo es keine Selbstkontrollzwänge gibt, bedeutet der Verlust der Selbstkontrolle etwas ganz anderes als *Sucht* und ein temporärer Verlust an Selbstkontrolle gehört für den vormodernen Menschen vielmehr zur „Selbstverständlichkeit“ im Rahmen eines gesellschaftlich legalen und zumeist ritualisierten Gemeinschaftslebens. Außerdem fehlen den Rauschmitteln des Mittelalters die spezifisch modernen „Veredelungen“, die aus relativ harmlosen Substanzen aggressive und zerstörerische Rauschmittel geschaffen haben. Zudem schafft das bürgerliche Ethos der Moderne eine kalkulierbare und an Effektivitätsgesichtspunkten reich ausgestaltete Welt, in der kühle Berechenbarkeit, trockene Rationalität und nüchterne Betrachtung sinnliche, emotionale oder affektive und impulsive Lebensäußerungen verdrängen (ebd., 110).

Doch auch in der Moderne gibt es den Rausch ohne *Sucht*, was Mieth (1996, 81) als eine „kontrollierte Unkontrolliertheit in unserer Gesellschaft“ bezeichnet. Diese kontrollierte Unkontrolliertheit ist integriert, weil sie mit der Verfassungsgesellschaft und mehr noch mit der Wirtschaftsgesellschaft kompatibel ist. Ihr Problem besteht aber darin, dass sie unter der Vorherrschaft des strukturellen Konsumismus eine gewisse Dynamik entwickelt, durch welche sie zu einer unkontrollierten Unkontrolliertheit werden kann. Die unkontrollierte Unkontrolliertheit, das Sich-Gehenlassen ohne Kontrolle führt dann zur „Sucht ohne Rausch“ und dieses Phänomen zeigt sich gerade an Süchtigen, die durch den Rausch, in den sie verfallen, keineswegs über längere Zeit in einen anderen Zustand versetzt werden, der sie tröstet oder Leiden kompensiert, sondern sie brauchen vielmehr diesen Rausch zur Erhaltung ihrer eigenen „Normalität“.

Auf der anderen Seite gibt es die Möglichkeit eines gekonnten Umgangs mit Suchtmitteln, also die unterschiedlichen Formen des Gebrauchs von Drogen. Es gibt auch gekonnte Formen von Missbrauch, wenn sie eingebettet sind in andere Lebensstrategien und damit ihrer Abschüssigkeit hin zum völligen Kontrollverlust gleichsam gebremst wird (vgl. Thiersch 1996, 57). Wer unter diesen Bedingungen den Rausch sucht, der wandelt also auf einem schmalen Grat, und sowohl diejenigen, die den Rausch ganz vermeiden, die Abstinenten, wie diejenigen, die von diesem Grat abstürzen, die Süchtigen, fallen der sozialen Verachtung anheim. Beide verfehlen nämlich das vornehmste Ziel des neuzeitlichen Menschen: „Die Aufrechterhaltung von Selbst-Kontrolle und gleichzeitig die Fähigkeit, diese Kontrolle unter bestimmten sozialen Bedingungen kontrolliert außer Kraft zu setzen“ (Legnaro 1994, 11). *Legnaro* (ebd.) wertet daher die „Erfindung der Sucht“ als den „Höhepunkt des Versuches, den Rausch zu rationalisieren“.

Süchtig werden kann man aber nur in einer Kultur, die mit keinem ihr zur Verfügung stehenden Eingriff ihre eigene Maxime außer Kraft setzen kann, dass „der Mensch“ das Maß aller Dinge sei. Mit anderen Worten:

Die Kultur kann nicht, wie manch andere Kulturen oder frühere Epochen unserer eigenen, verhindern, dass ich die spezifische Umstellung des seelischen Getriebes, die wir Rausch nennen, wieder und wieder haben will, während sie gleichzeitig im Rausch und erst recht in der Sucht nichts Geringeres verursacht als den Verlust des Menschlichen schlechthin (Dammer 1996, 33).

Wenn die Hochstimmung des Rausches das Gefühl eines Mitgetragenseins mit anderen aufkommen lässt, der folgende Absturz diese Beziehung aber in nichts auflöst, kommt es zu einer sich endlos wiederholende Bewegung in der vertikalen Achse der Bedeutungsrichtungen von Hinaufsteigen und Hinunterfallen der affektiven Daseinsform. Die Bewegungsgestalt der Horizontalen, das diskursive intentionale Denken und Erkennen wird der Vertikalen entgegengesetzt, und die Beziehung beider Bewegungsrichtungen zueinander wird als anthropologische Proportion bezeichnet, die gestattet, das Verhältnis von Affektivität und Intentionalität menschlichen Daseins zu beschreiben. „Die sich vertikal entfaltenden Stimmungen bedürfen einer hinreichenden horizontalen Basis, die dem Steigen und Fallen Grenzen setzt. Dem Suchtkranken fehlt eine solche begrenzende Basis, womit das Stimmungsleben übermächtig und unbeherrschbar wird“ (Kuhn 1994, 55).

Vom Lustgewinn zur Leidvermeidung

Wie wir gesehen haben, sind alle psychotropen Rituale, Verhaltensweisen und Drogen ambivalent. Sie bergen, wie das Leben überhaupt, sowohl Negatives und Risiken, als auch Positives, nämlich Potentiale von Entspannung, Hilfe, Heilung, Genuss, Lust und Ekstase (vgl. Böllinger 2001, 28). Der gezielte Einsatz von Drogen macht es daher notwendig, sie heute weitgehend modeorientiert nach ihrer Wirkungsweise zu entwerfen und zu konsumieren (vgl. Schmidt-Semisch 2001, 136).

Jeder kennt diesen Wunsch, sich ganz anders zu fühlen, etwas nicht Alltägliches zu erleben, außer sich zu sein, den Wunsch nach Hochgefühl, nach Ekstase. Ebenso ist jedem das Bedürfnis, einmal erlebte Lust immer wieder erleben zu wollen, bekannt. Beides sind zwar ganz normale Eigenschaften – der Wunsch nach Grenzerfahrungen, nach Zerstörung oder Überwindung der eigenen Ich-Grenzen und der Wiederholungszwang –, aber sie sind auch der Nährboden, in dem unsere Süchte ihre Wurzeln schlagen (vgl. Gross 2000 (a), 63). *Sucht* und süchtiges Verhalten äußern sich also nicht nur in unerlaubter, verbotener oder in exzessiver Weise. Gesundes und krankes Erleben liegen soweit noch auf einer Wegstrecke, als dass sie am einen Ende beide nicht lange im bewussten Zustand verharren und sich immer wieder ins Unbewusste flüchten, darin ihre Wurzeln finden und am anderen Ende ewige Lust wollen (vgl. Nissen 1994, 9/10).

Während wir einerseits in den grandiosen Möglichkeiten schwelgen, die im Rausch aufscheinen und die wir uns selbst praktischerweise via Erlebensgewissheit als Wirklichkeit beglaubigen, ängstigt uns andererseits das Ungewohnte. Der Übergang vom Rausch zur *Sucht* – der kulturpsychologisch darin liegt, dass es keine verbindlich unterbindende Möglichkeit kultureller Institutionen gibt, diese Erleben wieder und wieder haben zu wollen – ist weit geöffnet und kaum wahrnehmbar, denn sachte Zwischentöne, ein mühevoller Schritt-für-Schritt, Auf-der-Stelle-Treten, unüberwindliche Hindernisse, und was dergleichen alltägliche, oft genug verquälte Selbstverständlichkeiten sind, wird man in Rauschberichten vergeblich suchen. Zwar kennt der Rausch auch zweifellos das Thema „Leiden“, aber nur in einer grandiosen Eindimensionalität, die dem alltäglichen Leiden in der Regel abgeht. Da werden dann affektiv hochgeladene einfache Lösungen an bewegende Probleme herangetragen. „Insofern verweist vor jeder Erörterung der Sucht auch schon der Rausch auf *Wiederholung*“ (Dammer 1996, 32).

Doch je unbedingter man dann eine bestimmte geliebte Verfassung herbeizwingen will, desto konsequenter entzieht sie sich, und an ihre Stelle tritt ein „laues Behagen“, das einzig mögliche Ergebnis des Ver-

suches, das „Glück“ dauerhaft haben zu wollen. Für den Süchtigen ist noch viel schlimmer, dass sich herausstellt, dass er nicht (mehr) rauschfähig ist. Das „laue Behagen“ am Drogenkonsum hat sich in der *Sucht* strukturell vom Stellenwert eines *Lustgewinns* zu dem einer *Leidvermeidung* verkehrt (ebd., 33). Medikamentenabhängige z.B. betäuben durch die Einnahme von Tabletten negative Gefühle wie Lustlosigkeit, Leere oder Lebensangst (vgl. Beyer 2000, 127). Auch wenn die erste Wirkung von Drogen machtvoll erregend oder berauschend ist, führt regelmäßiger Genuss zur Gewöhnung und die Wirkung flacht zunehmend ab. Dies gilt nach *Schmidt-Semisch* (2001, 134) nicht nur für Individuen, sondern ebenso für ganze Kulturen.

Zur Phänomenologie der Taktik der Leidvermeidung in der „nicht-alltäglichen Wirklichkeit“ im Rausch gehört:

- Die Zeitlosigkeit: Ein Zurücktreten der Zeitlosigkeit – die Zeit ist das Jetzt, ein Leben nach der Uhr biologischer Rhythmen.
- Die Erotisierung bzw. Vitalisierung der Wirklichkeit und des eigenen Erlebens: Das Erleben der Welt und der eigenen Person in wechselnden sinnlichen Bildern, kaleidoskopartigen Farbharmonien, Wahrnehmung ohne gedankliche Verknüpfungen, undefinierbares Lustempfinden.
- Das umgestaltete Denken: Unter Drogeneinfluss kann das logische Denken in ungewöhnliche Assoziationen aufgelöst werden.
- Das Ganzheitserleben oder die Einheit der Welt: Die Grenzen zwischen Objekt und Subjekt verschwinden in der Wahrnehmung, Ich- und Weltbewusstsein verschmelzen gleichsam (vgl. Schille 2002 (a), 102/103).

Doch der verzweifelte Selbstheilungsversuch des Süchtigen ist zum Scheitern verurteilt, denn die Verleugnung der Realität, ist die des Lebens, und das Aussteigen in den Rausch, ist letztlich das Aussteigen in den Tod (vgl. Niebling 1997, 65). Der Rausch einerseits und Ernüchterung andererseits scheinen zwar normale Zyklen unseres Lebens zu sein, aber so wie vieles im Leben, ist auch das eine Gratwanderung, bei der Absturzgefahr nach beiden Seiten besteht (vgl. Gross 1995, 235).

3. Sucht und Individuum

Während ich im vorhergehenden Abschnitt versucht habe, die Bedingtheit des Konzeptes *Sucht* in gesellschaftlichen Zusammenhängen zu suchen, ja der *Sucht* eine gesellschaftliche Funktion zuzuweisen, möchte ich nun die Aufmerksamkeit auf die jeweils individuelle Funktion süchtigen Verhaltens lenken. Denn man kann davon ausgehen, dass z.B. nicht jede Drogeneinnahme bei jedem zum gleichen Erleben führt. Das Erleben unter süchtigem Verhalten, hier die Einnahme einer Droge, ist individuell verschieden und hängt ab von der Persönlichkeit, ihrer Biographie, der sozialen Umwelt, den Motiven und der Häufigkeit der Einnahme, der Beschaffenheit der eingenommenen Droge, Einnahme-Gewohnheiten und der so genannten Toleranzbildung (vgl. Schille 2002 (a), 101).

3. 1 Der Körper als Resonanzraum der Gefühle: Pathologie einer Beziehung

Es ist naheliegend, dass sich die Beschäftigung mit dem Körper in süchtigen Verhaltensformen in erster Linie auf die Esssüchte bezieht. Doch auch psychoaktive Substanzen vermögen – anthropologisch gesehen – in dieser Perspektive Gleiches zu erbringen, zu verhindern, zu fördern – je nach dem – wie übermäßiges Essen oder die Verweigerung der Nahrungsaufnahme.

Leib: Körper – Seele – Geist

Keyserling (1982, 42) bezeichnet den Körper als „Abenteuer des Bewusstseins“, da letztlich alle Erfahrungen durch einen Sinn zu Bewusstsein gebracht werden müssen und dann erst das Denken sich ihrer annehmen kann. Unter dem ganzheitlichen Begriff *Leib* versteht die phänomenologisch-anthropologische Forschung daher „den beseelten Körper“, woraus sich zwei Perspektiven ergeben: Zum einen die Erfahrung, einen Körper zu haben, als Besitz, als Objekt der Betrachtung, und zum anderen die Erfahrung, Körper zu sein, als Subjekt der eigenen Erfahrung. Der Körper als ein Objekt unter vielen unterscheidet sich von allen anderen Objekten durch den besonderen Zusammenhang mit dem eigenen Selbst. Aus der Doppeldeutigkeit von Körper als Subjekt der Erfahrung und Objekt der Betrachtung resultieren konzeptuelle und sprachliche Verwirrungen, die sich in Ausdrücken wie „Körperschema“, „Körperbewusstsein“, Körper-Ich“, „Körper-Selbst“ niederschlagen. Diese Vielfalt lässt erkennen, dass die Wahrnehmungsdimensionen von Körper schwer zu erfassen sind und es eine allgemein gültige Ordnung bisher nicht gibt (vgl. Edelmann/Terbuyken 2002, 160/161).

Das Körpererleben wird heute als ein wichtiger Teil des Selbsterlebens verstanden, denn es spiegelt die Lebenswirklichkeit der Menschen wider. Das Körpererleben ist nach *Edelmann/Terbuyken* (ebd., 162) ein Teil des Bewusstseins vom Selbst, und in jedem Selbstbewusstsein spielen komplexe Wahrnehmungen über die eigenen körperlichen Prozesse und Körperzustände eine Rolle.

Wenn der Mensch als körperliches Wesen lediglich Funktion von anderem – dem Menschen als seelischem Wesen, dem eigentlichen Subjekt der Welt – ist, dann bedarf es einer „List der Vernunft“ bzw. der Seele, um mit Hilfe des Wissens aus der Schwäche ihrer Abhängigkeit vom Körper ihre Macht hervorgehen zu lassen und die Harmonie der „ursprünglichen“ Gegensätze zu ermöglichen. Dies erlaubt der Seele, ihre Macht im Körper zu verankern, ihn in einem gewaltlosen Kampf widerstandslos zu machen und einen Stützpunkt im körperlichen „Feindesland“ zu erreichen. „Die Absicht der Seele, sich ihren Körper selbst zu formieren, ist nicht länger Utopie!“ (König 1989, 84).

So sind Essstörungen als Versuch zu sehen, die Nahrungszufuhr zu kontrollieren und damit die Körpergestalt zu manipulieren, um innere Konflikte, Schwierigkeiten und Stress zu bewältigen (vgl. Barb-Priebe 1998, 205). Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass Kinder, bei deren Entwicklung kaum Rücksicht auf ihre grundlegenden seelischen Bedürfnisse genommen wird, auffällig reagieren. Für ihr „Überleben“, ihr seelisches Gleichgewicht, ist dieses „Lautgeben“ im besonderen Maße notwendig. So muss z.B. auch der Medikamentenmissbrauch als Problemlösungsversuch verstanden werden, der es Kindern und Jugendlichen ermöglicht, vorhandene Konfliktsituationen zu bekunden (vgl. Voß 1995, 106).

Anerkennung finden durch den Körper

Für Bulimiekranken ist es nach einem Fressanfall typisch, Gefühle des Selbsthasses und Gedanken an Suizid als Folge der Disziplinlosigkeit und nicht durchgehaltener Kontrolle des eigenen Körpers und seiner Bedürfnisse zu haben (vgl. Barb-Priebe 1998, 208). Besonders Mädchen in der Pubertät scheinen von dem Drang betroffen zu sein, ihren Körper dem gängigen Schönheitsideal anzupassen, denn in dieser Zeit ist ihre Identität im Umbruch und die Verbindung zwischen Aussehen und Selbstwertgefühl kann sich so tief eingraben, dass sie weiterhin das ganze Leben bestimmt. Diese Identitätsprobleme werden auf eine „Beziehungskrise“ zurückgeführt (vgl. Stahr 1998, 159).

Eine starke Leistungsideologie, nicht nur in Bezug auf den Körper, findet sich vor allem bei bulimischen und anorektischen Frauen und Männern wieder. Auffällig gute Schulleistungen von magersüchtigen und bulimischen Mädchen und Jungen werden mehr aus Pflichterfüllung und als Anpassung an hohe Leistungsanforderungen der Umwelt erbracht, nicht aber zur Umsetzung eigener Ziele und Wünsche. Die Leistungsorientierung, die sich auf die Schaffung und Sicherung einer eigenen unabhängigen materiellen Existenz richten sollte, ist hier auf den Körper fixiert. Die Arbeit am Körper, mit dem ständigen Bemühen um Gewichtskontrolle, soll eine Auseinandersetzung mit den realen Leistungsanforderungen in Ausbildung und Beruf ersetzen. Offensichtlich haben an Essstörungen erkrankte junge Frauen und Männer das ursprüngliche Ziel ihrer Leistungsbemühungen aus dem Blick verloren. Dafür spricht nach *Stahr/Barb-Priebe/Schulz* (1998, 78), dass essgestörte Frauen und offensichtlich auch Männer häufig kein konkretes Lebensziel angehen können.

Schutz suchen im Körper

Esssüchtige suchen auch auf verschiedene Weise im eigenen Körper Schutz vor bedrohlichen Auseinandersetzungen (vgl. Rohrbach 1995, 141). Übergewicht erweist sich z.B. als Schutz vor etwas Bedrohlichem. Der häufig geäußerte Wunsch eines übergewichtigen Menschen, endlich abnehmen zu wollen, um attraktiver zu werden, ist mit großer Angst davor verbunden (vgl. Beyer 2000, 101). Der übergewichtige Körper erweist sich oft als Schutzschild für die eigenen Veränderungsbestrebungen, beziehungsweise als Ballast, der den großen Flug in die Unabhängigkeit verhindern hilft. So kann Übergewicht in einem Familiensystem das Zeichen für eine stabile Kompromissbildung sein, in dem bestimmte Aufgaben ungleich verteilt sind und durch das Übergewicht eines Mitgliedes stabilisiert werden. „Hat das Übergewicht erst einmal eine solche Funktion eingenommen, ist es nur schwer zu ändern, da letztendlich alle Mitglieder eines Systems an der Beibehaltung des Gewichts unbewusst ein Interesse haben“ (ebd., 102). Der dicke Körper dient häufig als Schutzpanzer gegenüber der Umwelt und kann auch als Schutzpanzer gegen sexuelle Übergriffe gesehen werden, die besonders esssüchtige Frauen in ihrem nahen Umfeld erlebt haben (ebd., 190).

Die Gefühlslage von Magersüchtigen hingegen wird von völligem Ausgeliefertsein bestimmt, was das Leben „außerhalb“ des perfekt kontrollierten Körpers betrifft. Den körperlichen Reifungsprozess und die damit vorgehenden Veränderungen versuchen die Betroffenen zu stoppen und mit der Manipulierung des Körpers durch rigide Gewichtsabnahme wird der Versuch einer „Bewältigung“ dieses Konflikts unternommen, der letztlich selbstzerstörerisch ist (vgl. Barb-Priebe 1998, 207).

Zwanghaftes Essen und zwanghaftes Diäthalten sind also zwei Seiten derselben Medaille. Die körperliche Kontrolle beim Diäthalten schafft eine Illusion von Kontrolle, die dazu dient, mit den Unsicherheiten des Lebens fertig zu werden, ist jedoch Unterwerfung unter einen äußeren Zwang, der Selbstverwirklichung verspricht. Die Kontrolle wirkt dabei nur äußerlich. Esssucht erscheint dem gegenüber als Kontrollverlust. Faktisch signalisiert sie Abwehr und Schutz gegen den äußeren Zwang, um Einzigartigkeit zu bewahren (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 86).

Edelmann/Terbuyken (2002, 187) haben bei der Befragung drogengebrauchender Männer herausgefunden, dass deren Körpererleben negativ besetzt ist, d.h., der Körper wird von den befragten Männern als Objekt betrachtet, weil kritische Lebensereignisse nicht haben angemessen bewältigt werden können und das Empfinden von Geborgenheit nicht erlebt und/oder gelernt worden ist. Der objektivierte Körper dient ihnen einerseits als Panzerung zum Schutz vor emotionalen Verletzungen und andererseits kann durch das „Nicht-Spüren“ der Körper als normal empfunden werden. Der Drogenkonsum wird positiv erlebten Körperkontakten, wie in der Sexualität, vorgezogen, weil die Risiken, wie z.B. verlassen oder emotional verletzt zu werden, ihnen subjektiv als zu hoch erscheinen. Das drogenbezogene egozentrische Geborgenheitserleben bietet demnach einen subjektiv höheren Schutzfaktor und ist deshalb die attraktivere Alternative in Bezug auf Geborgenheit.

Gestörtes Körperselbstbild

Empirische Untersuchungen belegen Körperwahrnehmungsstörungen bei Patientinnen mit Essstörungen. Eine pathologische Ernährungsweise ist also eng mit einem gestörten Körperselbstbild verknüpft (vgl. Beyer 2000, 70).

Für Anorektikerinnen verbinden sich die Vorstellungen eines unrealistischen Körperbildes und Körpergewichts mit mangelndem Selbstwertgefühl, Unsicherheit und Unwohlsein. Magersüchtige fühlen sich trotz Untergewichts oft dick und aufgedunsen. Sie erleben ihre Silhouette wie in einem Zerrspiegel. Ein charakteristisches Merkmal der Magersucht ist daher auch die fehlende Krankheitseinsicht. Rigoroses Hungerregime und ausgeprägtes Leistungsverhalten werden zum Lebensinhalt, so dass die Bedrohlichkeit des körperlichen Verfalls kategorisch geleugnet wird. Anorektikerinnen haben immer das Gefühl zu dick zu sein. Insbesondere die nach dem vorherrschenden Schlankheitsideal problematischen Zonen wie Hüfte, Bauch und Oberschenkel werden in ihren Dimensionen erheblich überschätzt. Das eigene Spiegelbild, das neben der Waage zum festen Kontrollapparat der Magersüchtigen gehört, wird jedoch nicht realistisch wahrgenommen, sondern das Körperschema wird in seinen Ausmaßen enorm überschätzt. Hinzu kommt eine Störung in der kognitiven Interpretation von Körpersensationen, „d.h. Körpersignale werden sozusagen nicht registriert, Hungergefühle, Schmerzen, Temperaturreize sowie Müdigkeit werden unterdrückt“ (Barb-Priebe 1998, 207).

Bulimikerinnen leiden im Vorfeld von Heißhungerattacken häufig unter unangenehmen Gefühls- und Spannungszuständen, die beim Auslösen einer Attacke eine große Rolle spielen. Bei Fettsüchtigen liegt das Problem jedoch wieder anders. Sie haben erstaunlicherweise häufig Schwierigkeiten, ihre Körpermaße mit dem, was sie essen und ihrem eingeschränkten Bewegungsvermögen in Verbindung zu bringen (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 60).

Körperaufmerksamkeit als Ersatz für emotionale Zuwendung

Bei Essstörungen handelt es sich nicht, wie vielfach bei übergewichtigen Menschen angenommen wird, um eine Ernährungsstörung, sondern um eine psychosomatische Erkrankung mit Suchtcharakter und sie wird in der Literatur übereinstimmend als Versuch dargestellt, über Nahrung die Gestalt des Körpers zu manipulieren, um Schwierigkeiten, Stress und innere Konflikte zu bewältigen. Man interpretiert Essstörungen als „imaginäre Lösung“ im Bezugsrahmen geschlechtsabhängiger somatischer Kulturen, in denen Frauen und Mädchen ihren Körper repräsentieren und folglich unter einer spezifischen Ausformung von Geschlechtsverhältnissen leiden. Darüber hinaus werden Essstörungen auch instrumentell im Sinne von Entlastung und Rückzug, Widerstand und Protest gegen Zumutung und den Abbau von Spannungen eingesetzt.

Esssüchtige z.B. erleben Essen geradezu als etwas Magisches, dem die Macht innewohnt, das eigene Befinden zu bessern, Gefühle zu ersticken, Trost zu spenden und Gefühle der Stärke zu vermitteln. Die Gedanken um das Essen stehen für alle möglichen untergründigen Kommunikationsbedürfnisse und werden zum Mechanismus der Nichtverarbeitung unangenehmer emotionaler Vorgänge (Beyer 2000, 113/114).

Die enorme Nahrungszufuhr bei Adipösen dient vor allem der Abwehr von Unlustgefühlen, depressiven Verstimmungen, Ängsten und narzisstischen Kränkungen. Essen ist der sichtbare Ausdruck negativer Gefühle. Mangelndes Durchsetzungsvermögen und die Unfähigkeit, sich anderen gegenüber abzugrenzen, sind häufig zu beobachten. Das Essverhalten adipöser Menschen ist in einem hohen Maße vom Außenreizen abhängig. Sie essen z.B. nicht nach Hungergefühl, sondern nach Tageszeit. Die Aufmerksamkeit für Kinder und deren Bedürfnisse erfolgt häufig über Nahrung statt emotionaler Zuwendung. Dies kann dazu führen, dass diese Kinder im Erwachsenenalter eine Unterscheidung von emotionalen und physiologischen Bedürfnissen schwer fällt (vgl. Barb-Priebe 1998, 209/210).

Dieser Abwehr von Unlustgefühlen ähnlich schaffen psychoaktive Substanzen in der Regel Erlebnisse, die eine weitere „Selbstmedikation“ ermuntern und aufrechterhalten, insbesondere wenn andere gewünschte Aktivitäten sich nicht realisieren lassen (wie z.B. die Möglichkeit zur sozialen Interaktion). Bei Drogen suchendem Verhalten handelt es sich daher nicht um einen pathologischen Prozess, auch wenn die Einnahme von Drogen manchmal zu Drogenabhängigkeit führt. Aber es ist keineswegs abnorm, seinen Bewusstseinszustand ändern zu wollen, sei es mit bewusstseinsverändernden Drogen, Meditation oder anderen Formen von Stimuli (vgl. DeGrandpre 2002, 121). So fanden auch *Edelmann/Terbuyken* (2002, 187) heraus, dass die Drogengebrauchsmotivation der von ihnen befragten Männer zur Erfüllung subjektiver Bedürfnisse nach Schutz und Sicherheit fungierten.

3. 2 Sucht als Fixierung und Beziehungersatz

Süchtiges Verhalten wird nicht nur durch gesellschaftliche Strukturen, sondern auch durch „Mitspieler“ im direkten Umfeld der Betroffenen ermöglicht, die ebenfalls in diese gesellschaftlichen Strukturen eingebunden sind (vgl. Blum 2002, 209). Und in dieser Struktur ist nach *Ladewig* (1998, 96) die Frage, ob wir miteinander

reden oder ob es heißt: „Seid nett zueinander, streitet nicht“. Die Abfertigung mit Surrogaten beginnt schließlich in den alltäglichsten Situationen. Und so sind wir letztlich bereit, süchtig zu werden, weil wir schon als Kind nicht gelernt haben, aus uns zu schöpfen, uns den Anforderungen des Lebens zu stellen und uns das zu holen, was wir wirklich brauchen, und dies davon unterscheiden zu können, was wir nicht brauchen. Lieber vermeiden wir unangenehme Situationen und Gefühle.

Suchtverhalten ist daher oftmals gleichbedeutend mit Ersatzhandlung und Fluchtverhalten. Dies lässt sich auch am Beispiel des Glücksspiels zeigen, das ebenso wie Drogen eine Flucht aus der Realität ermöglicht. Am Geldspielautomaten erlebt der weniger betuchte Spieler den gleichen Nervenkitzel, der seinen besserverdienenden Leidensgenossen immer wieder an den Roulettetisch zieht. In der Konzentration auf den Automaten werden Alltagsprobleme verdrängt und der Spieler kann sich schwelenden Konflikten entziehen. Somit kann das Glücksspiel unmittelbar die emotionale Befindlichkeit des Spielers verändern und damit als inadäquater Problemlöser fungieren (vgl. Meyer 1995, 133).

Auch für die Notwendigkeit des Fluchtverhaltens in süchtige Verhaltensformen ist auffällig, dass sich die Betroffenen von äußeren Einflüssen leicht irritieren lassen. Scheinbar banale Dinge, die auf sie zukommen, bringen sie schnell aus dem seelischen Gleichgewicht und vieles, was außerhalb ihres persönlichen Umfeldes passiert, und natürlich auch innerhalb dieses, obwohl es sich nicht unbedingt auf sie selbst bezieht, beziehen sie dennoch fast ausschließlich direkt auf sich. Ein falsch verstandenes Wort kann dann schon eine Katastrophe sein und aufgrund dieser Irritierbarkeit sind die Betroffenen starken Stimmungsschwankungen unterworfen. Laut *Gross* (2002, 224) entsteht dieses schwache Selbstwertgefühl durch eine Vielzahl von seelischen Verletzungen oder Defiziten, die sich im Laufe der Entwicklung eines Menschen ansammeln.

Wenn man sich selbst derart „klein gemacht“ hat, ist man häufig unfähig, sich spontan zu freuen oder zu genießen. Die große Hoffnung auf Glückserwartungen wird dann auf die Mitmenschen übertragen, die überfordert und sich dagegen wehrend, permanent enttäuschen müssen. „Es fehlen echte Beziehungen, so dass Süchtigkeit oft mit Vereinsamung einhergeht“ (ebd., 227). Der Süchtige ist beherrscht von einer Sehnsucht nach einer infantilen Welt mit Forderungen, vorbehaltlos angenommen, umsorgt und gefördert zu werden.

Essstörungen als Beziehungsstörungen

„Essstörung ist Beziehungsstörung“ kann man mit *Rohrbach* (1995, 143) die einhellige Botschaft der einschlägigen Literatur zusammenfassen. Essstörungen werden im Wesentlichen als Bewältigungs- und Selbstheilungsversuch vornehmlich von Frauen als Ausdruck konflikthafter gesellschaftlicher Realität und als Ausdruck tiefgreifender Beziehungs- und Identitätsstörungen genutzt (vgl. Beyer 2000, 22).

Berücksichtigt man die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Verhältnis zum eigenen Körper, so sind es in der Mehrzahl noch Frauen, die tief besorgt sind um ihre physische Attraktivität, weil sie den Wert ihrer Person, wenn nicht gar die Berechtigung ihrer Existenz, davon ableiten. Frauen werden zum einen in höherem Maß als Männer von der Umwelt über ihr äußeres Erscheinungsbild wahrgenommen. Zum anderen neigen sie sozialisationsbedingt stärker als Männer dazu, sich über die Befriedigung der Bedürfnisse anderer zu definieren. Deshalb nehmen Frauen auch selbst ihren Körper in relationaler Ausrichtung als „Objekt der Versorgung anderer“ wahr (vgl. Wintels 2000, 211). Scheitern sie dann aber in ihren Bemühungen, ernten sie

Kritik oder erfahren irgendeine Form von Zurückweisung, beziehen sie diese Reaktionen wegen des hohen Stellenwerts von Beziehungen distanzlos auf sich selbst, so dass sie sich als tiefer Selbstzweifel und Ablehnung der eigenen Person auswirken. In den psychosomatischen Störungen der *Anorexie* und *Bulimie* begegnet man dann den besonders leidvollen Konsequenzen dieses Verleugnungs- und Entwertungsvorganges.

Im Essen/Erbrechen-Schema manifestiert sich ein wiederkehrender feindseliger Akt gegen die eigene Integrität. Indem der schuldhaft empfundenen Tat des Essens der selbstbestrafende Impuls des Erbrechens auf dem Fuße folgt, wird der Wert der eigenen Person destruiert. Neben dem Selbsthass als Ausdruck der minderwertigen Seite der narzisstischen Medaille geht es andererseits um die Aufrechterhaltung des eigenen Idealbildes. Dies soll nicht allein über die Erfüllung der Attraktivitätsnorm „Schlank sein“ realisiert werden, sondern durch Inszenierung des eigenen Persönlichkeitstyps als möglichst unkompliziert, problemlos, frustrationsfrei und mit entsprechendem Signalcharakter gegenüber der Umwelt. Die Ausrichtung auf die Bedürfnisse anderer bedeutet also gleichzeitig die Unterdrückung der eigenen Probleme, Ambitionen und Bedürfnisse. Sich auf diese Weise seiner Existenzberechtigung zu beschneiden, dazu zählt auch ein Umgang mit dem Körper, bei dem die Lust an seinen Sensationen durch die Kontrolle über ihn ersetzt ist. Die Ausblendung der Körperbewusstheit, die Blockade des Energieflusses, Körpersymptome der Verspannung und Verkrampfung sind Zeichen eines Auszugs aus dem Gesamtkörper und der Aufmerksamkeitsverlagerung an seine Peripherie. Der Dialog mit dem Körper ist verstummt. Je nachhaltiger nun die inneren Stimmen zugunsten der äußeren überhört werden, desto dichter wird die Isolierschicht gegenüber dem wahren Selbsterleben, die als solche auch den Kontakt mit Bezugspersonen beeinträchtigt. Bulimikerinnen versuchen dann, durch Anfälle von Heißhunger das Übergehen ihrer Bedürftigkeit auszugleichen und die aufkommende innere Leere zu füllen (Wintels 2000, 211/212).

Fehlende Beziehungen, fehlend, weil erwünscht, kennzeichnen den Alltag der „inneren Leere“ vieler Essstüchtiger. Dabei ist auffällig, dass die anorektische und bulimische Symptomatik bei Frauen häufig durch Beziehungsabbrüche und Trennungen vom Partner ausgelöst wird. Männer mit diesen Essstörungen hingegen beklagen die fehlende Zuwendungen des oft abwesenden Vaters, geringe Kontakte zu Gleichaltrigen und den „mangelnden Erfolg bei Frauen“. Und auch Fettsüchtige tarnen mit ihrem Dick-Sein ihre Kontaktarmut. „Essstörungen sind demnach Ausdruck einer Identitätskrise, die auf einer tiefen Beziehungsstörung beruht“ (Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 80).

Essgestörte haben permanent Angst, ihre Isolation, Einsamkeitsgefühle und Bedürfnisse nach Kontakt sich selbst und anderen einzugestehen. Sie haben Angst vor Abhängigkeit und Bindung, weil dadurch, so befürchten sie, ihre „scheinbare“ Unvollkommenheit sichtbar würde und daher sind die wenigen selbstgewählten Beziehungen, die Essgestörte tatsächlich haben, für sie außerordentlich bedeutsam. Es ist *die* Freundin oder *der* Freund, die häufig als einziger emotionaler und zugleich stark idealisierter Bezugspunkt außerhalb der engen Lebensgemeinschaft übrigbleiben, schon bevor die Essstörung ausbricht. Fällt diese Person weg, kommt die Essstörung oftmals erst zum Ausbruch, denn damit fällt das letzte stabilisierende Element der sozialen Identität, die Gemeinschaft und Verbundenheit verspricht, in sich zusammen (ebd., 80/81). So sind Frauen mit Essstörungen häufig sehr isoliert und leben ihre Essgelüste in der Regel heimlich aus. Die Essstörung ist dabei äußerlich nicht unbedingt sichtbar. Bulimikerinnen sind meistens sehr schlank und entsprechen damit dem derzeitigen Schönheitsideal und fallen daher auch am wenigsten auf (vgl. Beyer 2000, 188).

Essstörungen als Beziehungsstörungen zeigen auf, wie in realen, auf Wechselseitigkeit angelegten, Beziehungen das süchtige Verhalten sozusagen ein „Baustein“ für diese Beziehungen ist. Es ersetzt die Wech-

selseitigkeit durch eine Kausalbeziehung, über die das gewünschte Ergebnis manipuliert wird. Generell zielt das esssüchtige Verhalten darauf ab, Auseinandersetzungen zu vermeiden. So wird in den Familien Essgestörter über das Essen kommuniziert und Zuwendung gegeben (ebd., 189). Anorektikerinnen z.B. weisen deutliche Spaltungsvorgänge auf, indem sie die Nahrungszufuhr auf die Familie projizieren. Sie kochen zwar gern und üppig, nehmen selbst aber so gut wie nichts zu sich, indem sie z.B. besonders langsam essen (vgl. Barb-Priebe 1998, 206). Magersüchtige geben in Befragungen auch an, von ihnen meist hypothetisch benennbare altersangemessene Konfliktlösungsstrategien in ihren realen Freundschaften nie anzuwenden (vgl. Habermas 1998, 1074). Bulimische Anfälle werden häufig in Situationen ausgelöst, in denen sich die Betroffenen nicht aggressiv durchsetzen konnten (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 83).

Das Verfehlen von angestrebten Verhaltenszielen löst Spannungen in der Persönlichkeit aus, die durch unterschiedliche Strategien zu mindern versucht werden. Auf diese Weise kann ein Ziel erneut angegangen werden und die Spannung kann durch Abwehrmechanismen umgedeutet werden. Eine allgemein einsetzbare Bewältigungsstrategie ist die Ersatzbefriedigung, z.B. kann diese Funktion bei Süßigkeiten in Eigeninitiative leicht selbst entdeckt werden. „Statt einer verfehlten Befriedigung wird Ersatz durch eine andere Befriedigung geschaffen“ (Perlwitz 1995, 58).

Drogen und Beziehungsstörungen

Das Prinzip der Ersatzbefriedigung lässt sich auch leicht auf den Umgang mit Drogen übertragen. Alkohol soll z.B. ursprünglich Störungen im kommunikativen Bereich beheben und zwischenmenschliche Beziehungen herstellen, erleichtern und fördern. Die Minderwertigkeitskomplexe des Alkoholikers hindern ihn daran, befriedigende und stabile Beziehungen zu anderen Menschen herzustellen. Stand das Trinken beim Alkoholiker zunächst noch im Dienste der Herstellung und Erhaltung guter Umweltbeziehungen, so führt das Festhalten an den Trinkgewohnheiten zunehmend zu deren Verschlechterung und der Alkohol wird der wichtigste Ersatzpartner für fehlende Kontakte (vgl. Spittler 1995, 75/76).

Es ist empirisch nachgewiesen, dass Alkoholkonsum vielfach an das private Umfeld gebunden ist und zum Teil mit Familienangehörigen erfolgt. Der wichtigste Bezugsrahmen des Alkoholtrinkens bei Jugendlichen, der sich als entscheidend dafür erweist, ob und wie viel getrunken wird, ist die Gruppe der gleichaltrigen Freunde. „Unübersehbar ist die Tendenz des Trinkens am Wochenende“ (Schille 2002 (b), 169). Der Drogenkonsum von Mädchen ist insofern stark beziehungsabhängig, als dass sie Drogen gebrauchen, um beziehungsfähig im Sinne des Etiketts „weiblich“ zu sein, also um die weibliche Rolle trotz aller erlebter Widersprüchlichkeiten leben zu können (vgl. Funk 2002, 137). Der fortschreitende Medikamentenmissbrauch schließlich macht die modellhafte Verhaltensweise von Erwachsenen deutlich, sich aufgrund gesellschaftlicher Bedingungen, der psychischen Unfähigkeit, aber auch aufgrund eigener bewusster Entscheidungen und persönlicher Verantwortung, sich den Anforderungen des Lebens nicht aktiv zu stellen (vgl. Voß 1995, 100).

Auf der Ebene der Psychoanalyse spricht *Bürgin* (1994, 139 ff.) im Hinblick auf Störungen in Beziehungen von einer pathologischen Ich-Anpassung, die im Rückgriff auf primitive Abwehren wie Spaltung, Projektion, Devitalisierung und Funktionalisierung einer Beziehung oft wie ein Griff nach dem Rettungsring erfolgt, und dies ganz besonders dort, wo zusätzlich massive äußere Belastungen wie z.B. fehlende personali-

sierte Auseinandersetzungen oder abschreckende Zukunftsperspektiven vorhanden sind oder die entsprechende Persönlichkeitsorganisation extrem vulnerabel, fassadenhaft oder entwicklungsbeeinträchtigend (z.B. im Sinne eines falschen Selbst) ausgebildet worden ist. Eine pathologische Ich-Anpassung wird dann notwendig, um innere Objekte beziehungsweise Objektrepräsentanzen und äußere Objekte zur Deckung bringen zu können. Wenn das durch eine Einschränkung der Realitätsprüfung erfolgt, so ist dies gleichbedeutend mit einer Ich-Schwächung, die dann durch andere, zumeist primitive Abwehren auszugleichen versucht wird. Bei diesen Partialobjektbeziehungen kann ein äußeres Subjekt als Substitut für ein inneres Selbst- oder Teilobjekt stehen und auf diese Weise regulative Funktionen übernehmen, z.B. soll es jederzeit verfügbar sein und idealisiert oder funktionell instrumental gebraucht werden können. Wenn das Realobjekt „versagt“, dann übernimmt es bei der sich anbahnenden Übertragung diese Funktionen nicht, und es entsteht ein Regulationsnotstand, die Gefahr extremer Kränkung und der Zusammenbruch der Abwehr. Dann kommt es entweder zu destruktiver Aggressivität, Depressivität oder Leere, zu Selbstentwertung, Selbstverachtung und dysphorischen Verstimmungen oder schließlich gar zu rein diffuser Erregung und Angstüberflutung. Um der Abhängigkeit von einem äußeren realen Objekt zu entgehen, kann ein avitaler Suchtstoff oder ein starr-repetitives Suchtverhalten eingesetzt werden. Auf diese Weise kommt es zu einer Beziehung zwischen einem Menschen und einem Suchtstoff beziehungsweise einem Suchtverhalten. „Der Suchtstoff oder das Suchtverhalten wird zur Regulierung und vor allem zur Abwehr von schweren Unlustgefühlen gebraucht. Aus der psychosozialen ist auf diese Weise eine stoffliche Abhängigkeit geworden“ (ebd., 140).

Sucht als Beziehung: Co-Abhängigkeit

Anne Wilson Schaefer (2002, 31) versucht die Gemeinsamkeit aller Suchtkrankheiten unter den Begriff „Suchtprozess“ zusammenzufassen und beschreibt eine „Primärerkrankung“ der *Sucht*, die *Co-Abhängigkeit*, die nur im Zusammenhang mit Beziehungsgefügen zu verstehen ist. Der Terminus entwickelte sich aus der Erkenntnis, dass vom Alkoholismus nicht nur der jeweils Trinkende betroffen ist, sondern sein unmittelbares Umfeld unter denselben Abhängigkeiten zu leiden hat, wie der „Erkrankte“. Man spricht daher von co-abhängigem Verhalten, wenn Angehörige dem Suchtkranken Belastungen abnehmen oder ersparen und zunehmend Verantwortung für ihn übernehmen. Co-Abhängige sind ständig bemüht, den Abhängigen zu kontrollieren und beim Lügen zu ertappen, da sie davon ausgehen, dass das Problem verschwände, wenn sie das nur perfekt genug täten. Da sich unter diesen Umständen der Abhängige aber gar nicht ändern muss, wachsen bei dem Angehörigen Wut und Ärger, aber auch Angst und Verzweiflung und Gefühle eigener Wertlosigkeit. Hieraus entwickeln sich Schuldgefühle, die der Angehörige wiederum durch gesteigerte Bemühungen zu kompensieren sucht. „In diesem Prozess vernachlässigt der Angehörige zunehmend seine eigene Entwicklung. Fehlende Selbstachtung und Verzweiflung können ihn bis in eine tiefe Depression führen“ (Blum 2002, 210).

Der hervorstechende Charakterzug des Co-Abhängigen ist das Helfenwollen, was mit dem Wunsch nach Kontrolle verbunden ist. Da der süchtige Mensch sich selbst nicht wichtig findet, sucht er seine Bestätigung bei anderen. Co-Abhängige können sich deshalb nur schwer vorstellen, dass irgendjemand auf der Welt sie um ihrer selbst willen mögen könnte. Also entwickeln sie eine Strategie, sich selbst unentbehrlich zu machen. Co-Abhängige zeichnen sich hier durch ihre übertriebene Fürsorge für andere aus. Sie leben in der Illu-

sion, das Unkontrollierbare kontrollieren zu können. Sie machen sich für andere unentbehrlich und binden sie dadurch wiederum an sich (vgl. Kröner 1998 (b), 196 u. Schaef 2002, 67).

Dem Süchtigen als Symptomträger kommt die wichtige beziehungsregulatorische Funktion bei der Stabilisierung der Familie zu, die Aufmerksamkeit der übrigen Familienmitglieder zu binden und sich als permanentes Thema anzubieten. Auf diese Weise können offene und verdeckte Konflikte zwischen den Familienmitgliedern geleugnet werden. „Die Autonomie, die Angehörige von dem süchtigen Familienmitglied fordern, gestehen sie ihm nicht zu, da diese Autonomie auch zu einer Abgrenzung ihnen gegenüber führen könnte. So treten sie häufig mit der paradoxen Botschaft an den Süchtigen heran: Werde autonom, aber so, wie wir es wollen“ (Blum 2002, 214). Damit tragen Angehörige gegen ihre Absicht dazu bei, dass das süchtige Verhalten nicht aufgegeben werden kann, denn es hat die Funktion, das wechselseitige Abhängigkeitsverhältnis vom Abhängigen und Co-Abhängigen zu stabilisieren. Bildlich gesprochen besteht die Beziehung dann aus einem Käfig mit maßgeschneiderten Gitterstäben aus Eigenproduktion. Gegenseitige Ausbruchversuche müssen unbedingt verhindert werden.

In seiner Selbstbezogenheit will der Co-Abhängige ständig vermitteln, als könnte und müsste er alles in Ordnung bringen. Er übernimmt für andere die Verantwortung – für ihre Gefühle, Gedanken, ja sogar für ihr Leben – eine überaus sanfte, liebevolle und tödliche Form von Selbstbezogenheit. Der Co-Abhängige, als Mensch ohne Abgrenzung, neigt dazu, alles, was geschieht, auf sich zu beziehen und ist so ausschließlich damit beschäftigt, die Erwartungen anderer zu erfüllen, so dass er den Kontakt zu seinen eigenen Gefühlen verloren hat. Da er gelernt hat, dass nur „annehmbare“ Gefühle gefühlt werden dürfen, hat er auch gelernt, seine Gefühle zu „verbiegen“, um damit auch das Bild aufrecht erhalten zu können, das er von sich selber hat. So wie der Alkoholiker zur Flasche greift, benutzt der Co-Abhängige Beziehungen, Sich-um-andere-Sorgen, Fressen und tausend andere Dinge, um sich ja nicht seinen Gefühlen stellen zu müssen. Auch wenn sich die Formen unterscheiden mögen, der Zusammenhang mit der *Sucht* ist unübersehbar (vgl. Schaef 2002, 71/72).

Auffällig ist auch hier, dass co-abhängiges Verhalten besonders bei Frauen beschrieben wird, was auch nicht weiter verwundert, da es nahezu identisch mit der Frauenrolle ist: Aufopferung, die Zurückstellung eigener Bedürfnisse und Vernachlässigung der eigenen Entwicklung zugunsten Anderer (vgl. Blum 2002, 210). Zwar haben Co-Abhängige eine Reihe von Merkmalen und Verhaltensmustern mit Alkoholikern gemeinsam, allerdings besteht ein Unterschied darin, dass die Verhaltensvariante bei den Co-Abhängigen wertgeschätzt wird und als normal gilt. Unehrlichkeit z.B. wird bei den Co-Abhängigen als Nettigkeit, Rechtschaffenheit, Korrektheit, Einfühlungsvermögen, Selbstlosigkeit registriert (vgl. Kröner 1998 (b), 196).

Auch *Schaef* (2002), die unsere Gesellschaft als Suchtgesellschaft bezeichnet, führt das Phänomen der Co-Abhängigkeit maßgeblich auf das grundlegende Verhältnis der Geschlechter zurück. Sie kommt zu dem Schluss, dass wir in einem System leben, welches sie *White-Male-System* (WMS) nennt. Dieses System umgibt uns ständig mit Mythen, Regeln, Ritualen, Grundsätzen, Werten, Normen und den sich daraus ergebenden Konsequenzen. Wichtig ist nun zu erkennen, dass dieses WMS nur ein System ist und nicht mehr, wohingegen wir es für die Wirklichkeit halten. Genauso gibt es auch ein weibliches System (WS). Wer dem WMS und den herrschenden Mythen darin gerecht werden will, kommt nicht um Stress herum, der krank macht. Zu den Mythen:

- Es gibt nur das WMS. Alle anderen Systeme sind falsch, krank, verrückt und unzulänglich. Jede Meinungsverschiedenheit wird als Bedrohung verstanden, da es sich um ein starres, geschlossenes System handelt.
- Das WMS ist absolut überlegen. Jeder, der ihm nicht angehört ist minderwertig.
- Das WMS ist allwissend. Männer wissen alles und sollten auch alles wissen.
- Es ist möglich, absolut logisch, rational und objektiv zu sein. Diesem Mythos zu folgen heißt, ständig gegen Intuition, irrationale und subjektive Gedanken, Gefühle und Verhaltensweisen anzukämpfen (vgl. Kröner 1998 (b), 193).

Das WMS will alles beherrschen und hat das Messen zum Schlüssel des Erfolges erklärt. „Wer messen kann, kann vorhersagen. Wer vorhersagen kann, kann beherrschen“ lautet das Prinzip männlicher Dominanzansprüche. Die Wirksamkeit dieses Systems zeigt sich darin, dass Frauen sich ohne Mann nicht vollständig fühlen („lieber geschieden als ledig“). Man bringt den Menschen bei, sich einen anderen Menschen zu suchen, ohne den sie nicht leben können und durch den sie ihre Identität finden sollen und nennt das dann auch noch Beziehung (vgl. Schaef 2002, 81). Die meisten Frauen, darunter laut *Kröner* (1998 (b), 193) oft die Fähigsten, haben Zweifel an den eigenen Kompetenzen, haben Minderwertigkeitskomplexe, die in der Mängelliste ihrer Körperteile einen Spiegel findet. Indem Frauen die eigene Sicht der Dinge, ihre Bedürfnisse und Wünsche nicht ernst nehmen, entfremden sie sich von sich selbst. Zwar wäre die angemessene Reaktion auf die definierte Unterlegenheit des WS Wut, aber Frauen haben Angst davor, die eigene Kraft wahrzunehmen und zu gebrauchen. Das weibliche System kann daher lediglich als Reaktion auf das WMS verstanden werden und zeigt, wie unlebendig, manipulativ und unehrlich es ist und dabei Gefühle nicht zulässt bzw. blockiert. Das WMS würde nach *Kröner* (1998 (b), 194) zusammenbrechen, wenn diese reaktive WS nicht weiterhin von Frauen aufrechterhalten würde.

In diesem „Gleichgewicht“ der Systeme sind Männer und Frauen voneinander abhängig wie Kinder von ihren Eltern in wechselnden Rollen. Sie leben in der Illusion, dass alle Bedürfnisse aus dieser symbiotischen Beziehung heraus befriedigt werden können. Die Beziehung fungiert dann als „Kick“, der verhindert, dass beide ihre Realität wahrnehmen, und Sicherheit und Beständigkeit sind die gelernten Zielvorgaben (ebd.). Wenn die Leben zweier Menschen auf diese Weise völlig ineinander verflochten sind und kein Opfer für die Illusion der Sicherheit (völlige Kontrolle, keine Individualität) groß genug ist, dann führt dieses Arrangement dazu, „dass keiner mehr ohne den anderen Leben kann – und das ist Sucht!“ (Schaef 2002, 47).

Die Möglichkeit co-abhängigen Verhaltens wohnt jeder Beziehung zu einem süchtigen Menschen inne (vgl. Blum 2002, 217). *Kröner* (1998 (b), 195) geht davon aus, dass Co-Abhängigkeit die Suchtbeziehung schlechthin in unserer Gesellschaft ist, eine *Sucht* nach einer anderen Person oder Personen und deren Problemen oder nach einer Beziehung und ihren Problemen. Dies verweist schon auf die tiefer liegende Ebene der *Sucht*, auf die grundlegende Bedingung der *Sucht*, nämlich die Beziehungen der Menschen untereinander.

3. 3 Sucht und der Mythos der Selbstverwirklichung

Zum „Ethos der Selbstverwirklichung“

Die Selbstverwirklichung ist keine Lebenspraxis der „Selbstbehauptung“, die mancherlei ethischen Einwand verdiente, sondern die Suche nach einem Verhältnis, in dem „ich selbst“ wesentlich und wichtig bin. Die Verwirklichung meiner selbst ist nicht das Beharren auf einem besonderen Willen, sondern die Hoffnung, überhaupt als dieser einzelne Wille anerkannt zu werden und dabei Respekt und Zustimmung zu finden. Das Ethos ist das von Individuen, die sich selbst zu verwirklichen trachten, unter der schweren Anforderung, den anderen als ein „leeres Wesen“ anzuerkennen, also als ein bedingungs- und voraussetzungsloses Wesen: einfach weil er *er* ist, dieser Einzelne. Die Plausibilität dieser Anerkennungsverhältnisse ist nicht die einer herzlosen, kalten Vernünftigkeit und eines rationalen Überlegens, sondern die der „Liebe“. Man könnte auch sagen: Ethisch ist das Trachten nach Selbstverwirklichung nur dann und soweit, wie es der Ausdruck der Liebe des einen zum anderen ist. Darum stellt sich die Frage, inwieweit sich die Hoffnung auf Selbstverwirklichung über die engeren Verhältnisse des privaten und persönlichen Lebens hinaus auch als Ansprüche geltend machen lassen, die gesellschaftlich einzulösen sein sollten (vgl. Achenbach 1990, 61/62).

Die Identität von Möglichkeit und Wirklichkeit

„Heute sind wir von diesem begeistert, morgen lehnen wir es total ab, und übermorgen hängen wir unser Herz an das Gegenteil: ein Ausdruck eines sinnlos erlebten Lebens“ (Gross 1995, 212). Zwar haben wir die Freiheit der Wahl zwischen sehr vielen Angeboten, aber wir haben die Kriterien verloren, nach denen wir auswählen können und statt dessen bekommen wir selbst hier alles Mögliche angeboten: Philosophien, Religionen und Weltbilder von der Stange, jedes jeweils mit dem totalen Anspruch, das einzig Richtige zu sein. Diese Orientierungslosigkeit, nicht zu wissen, wer man ist, was einem gut tut oder fehlt, was man will oder worin für einen der Sinn liegt, ist der beste Nährboden für die „Versüchtelung“ unserer Gesellschaft, in der die Menschen extrem anfällig sind für das erstbeste Angebot, sich eine Identität zu verschaffen. So hat sich auch das alte Wort „Selbsterkenntnis“ heute zu „Selbsterfahrung“ gewandelt, die man sich schnell mal an einem Wochenendworkshop „reinziehen“ kann (ebd., 213). Durch die freie Option auf alles fehlt vor allem die Bindung zu den Kriterien, die eigentlich mühsam im Entwicklungsprozess erworben werden, sei es durch schmerzhaftes Lektionen in der eigenen Lebensgeschichte oder in nicht weniger schmerzhaften Transformationen, bei denen bisher gültige Maßstäbe individuell durch neue ersetzt werden.

Die *Sucht*, deren Voraussetzung die innere Verfassung einer unerträglichen Leere ist, bedeutet ein Ausweichen und das Suchtgebiet liefert einen Inhalt, er täuscht Selbsterfüllung und Selbstauffüllung vor. Ist der Mensch der *Sucht* verfallen, tritt er buchstäblich auf der Stelle. „Er scheidet aus der lebensimmanenten Zeit aus, aus der Zeit, die das Zeitigungselement der Persönlichkeit und ihrer Gestaltwerdung ist. Sie ist, die Sucht, dem Selbstverwirklichungsdrang der Persönlichkeit konträr und hebt ihn auf“ (Gebattel 1954, zitiert nach: Niebling 1997, 65). Dieses Austreten aus der lebensimmanenten Zeit bedeutet aber nichts anderes als das Ausscheiden aus dem Werden der Person. „Biographisch gesprochen wird der Selbstheilungsversuch zum protrahierten Suizid“ (Gebattel 1954, zitiert nach: Niebling 1997, 65).

Von zentraler Bedeutung dieser Interpretation von *Sucht* ist die Feststellung, dass hinter ihr eine Verzweiflung steht, Verzweiflung als eine religiöse Kategorie, weil ihr Sinn ist, dass der Mensch sich selbst nicht annehmen will. Dieser Sinn ist jedoch solange verschleiert, als der Mensch glaubt, er könne und dürfe sich nicht annehmen. Und ein zweiter Schleier liegt noch darüber, nämlich, dass der Mensch überhaupt nicht weiß, dass er verzweifelt ist (vgl. Heimann 1994, 15).

In den Versuchen, gleichsam „zu sich selbst“ zu gelangen, kommt immer wieder ein vom Ich sich lösendes, es in seiner eigenen Vergänglichkeit vielleicht überdauerndes Werk zustande, das den Absturz nach der Hochstimmung auffängt, indem es, vom Ich entlassen, ihm den Weg zu neuer Tat eröffnet, welche sich dann an das vollendete Werk anschließen kann, woraus wiederum eine sich in der Zeit entwickelnde Geschichte gestaltet.

Die Philosophie liefert seit der Zeit der Vorsokratiker ein großes Gedankengut zu den Phänomenen, die wir mit Glück, glücken und gelingen bezeichnen. Sie zeigt den Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und der Fügung der Aktivität zu einem Werk einheitlich-ganzheitlicher Struktur, dem sich dadurch Sinn erschließt. Wie man seit Plato und Aristoteles wissen könnte, ist ein „einheitlich Ganzes“ (griechisch *to holon*) ein Ganzes in der Art des menschlichen Antlitzes, das aus unselbständigen Teilen entsteht, während ein Ganzes in der Art eines Goldklumpens, ein *to pan*, eine Summe selbständiger Teile enthält. Deutsch spricht man von *zusammengehörenden* und *zusammengeratenen* Teilen. Wenn das Handeln misslingt, wie es dem Süchtigen widerfährt, löst sich die Spannung nicht, sondern sie führt zur Wiederholung, das heißt zu einem neuen Versuch, die Lösung herbeizuführen (Kuhn 1994, 56).

Der Drogenabhängige erwartet das beglückende Ereignis, dessen Erwartung darin liegt, die in der inneren Verfassung unerträglich aufgetane Leere auszufüllen (ebd., 57). Der Wunsch, die in diesem Erleben beglaubigte Identität von Möglichkeit und Wirklichkeit zur universellen Lebensverfassung zu machen, das heißt, sie sich unbegrenzt ausbreiten zu lassen, zwingt das Leben in eine Engführung, die nichts mehr kennt, außer Drogenbeschaffung und -konsum. Der Tod schließlich alleine realisiert ohne Rest, was die *Sucht* ansteuert aber immer wieder verfehlt: „Die dauerhafte Identität von Möglichkeit und Wirklichkeit, das Ende des Verwirklichungsdrucks, das eben auch mühseligen Reigens von Übergängen und Verwandlungen, der Produktionsnot“ (Dammer 1996, 33).

Sucht als Identitätsbaustein: Ein Verhältnis, in dem das „Ich“ wesentlich ist

Das sich selbst verwirklichende Selbstbewusstsein sucht keine einfache, „faktische“ Wirklichkeit, sondern die „geistige“ Wirklichkeit. Das heißt, eine Wirklichkeit, die dadurch „wirklich“ ist, dass sie als „wirklich“ anerkannt wird, eine Wirklichkeit von „Geltungen“. In der vormodernen Welt war das einzelne Individuum zwar auch schon „wirklich“, in jenem anderen, platten Sinne, also als ein „Faktum“, aber es war ohne Geltung, ohne Bedeutung, hatte kein Gewicht und war daher nicht „wesentlich“. Das neuzeitliche Individuum, damit es sich als das Wesentliche und Wichtige realisiert sieht, ist darauf angewiesen, dass es auch als solches „anerkannt“ wird und dies kann es nur von einem anderen Selbstbewusstsein: Es bedarf daher eines anderen selbständigen Selbstbewusstseins, das es als dieses für sich seiende einzelne Selbstbewusstsein anerkennt (vgl. Achenbach 1990, 61). Die Selbstverwirklichung ist daher die Suche nach einem Verhältnis, in dem „ich selbst“ wesentlich und wichtig bin. Und *Sucht* verschafft einen direkten Zugang zu dieser Suche, sie verkürzt

sozusagen die Suche, indem sie ein eindeutiges Verhältnis von Individuum und Gesellschaft herstellt: Nur ich bin wesentlich, und falls dies mehrdeutig sein sollte, kann ich es nicht ertragen. Die Verwirklichung meiner selbst ist die Hoffnung, überhaupt als einzelner Wille anerkannt zu werden, Respekt und Zustimmung zu finden, und wenn mir dies in „realen“, also dynamischen Beziehungen nicht gelingt, erkennt die *Sucht* mich als einzelner Wille an.

Dieser Ausgangspunkt der Überlegungen zu *Sucht* führt uns in eine Spannung zwischen der kulturellen Anforderung, glatte, runde, übersichtliche Werke (Identität etc.) zu produzieren, und der Notwendigkeit, dies hochgradig mittelbar, mit sehr differenzierten Techniken, unter Inkaufnahme von Verzögerungen und Umwegen tun zu müssen. Denn in diese Spannung sind wir alle von der Kultur gestellt, bzw. wir werden in sie hineinkultiviert, wobei sich ihre Alltäglichkeit nur selten als solche bemerkbar werden lässt. Die Lösungen, die wir im Rahmen dieser Spannung produzieren, können zwar mehr oder weniger zufriedenstellend sein, sie können aber keinen Erfolg im Hinblick auf unsere Entwürfe garantieren, und sie sind immer mit einigen, oft mit beträchtlichen Mühen verbunden. „Die Sucht demonstriert trotz allen offenkundigen Leidens an ihr, dass eben diese Mühen nicht nötig seien, da es ja ein denkbar einfaches Mittel gebe, ganz im Sinne des Dichters, ‚die Seligkeit auf einen Schlag‘ zu erlangen: die Einnahme einer Droge“ (Dammer 1996, 35).

Sucht als Schutz vor Identitätsverlust: Kontrollbedürfnisse

Menschen haben in aller Regel die Tendenz, neben der Selbstverwirklichung, sich selbst zu erhalten, und eine Annäherung an das Suchtmittel erfolgt damit in dem Glauben, es sei ungefährlich (vgl. Perlwitz 1995, 62) oder dass die Nutzen die (gesundheitlichen) Kosten übersteigen. Drogen sind ein aktivierendes Medium und drogengebrauchende Jugendliche fühlen sich den Alltagskonsumenten in der Konsumgesellschaft überlegen, indem sie als Drogengebraucher aktiver und vitaler sind, ein positives sozial-emotionales Erleben haben, zumindest bevor sich nach dem Umkippen in die Abhängigkeit eine zunehmend lähmende Haltung einstellt (vgl. Böhnisch/Schille 2002, 49). Nach *Thiersch* (1996, 57/58) gibt es schließlich auch einen Willen zur Selbstbestimmung, der die Möglichkeit zur Selbstzerstörung in Kauf nimmt, weil selbstgesteckte Lebensentwürfe anders nicht zu realisieren sind.

Nicht zufällig ist Kontrolle bei der *Sucht* ein Hauptthema, wie autoritäre Systeme und Strukturen, wo immer sie auftreten, im Wesentlichen damit beschäftigt sind, die Kontrolle über die Menschen aufrechtzuerhalten. Der subjektiven Erfahrung von Süchtigen entspricht der Versuch, Kontrolle ausüben zu wollen, und gleichzeitig das Gefühl zu haben, keine Kontrolle zu besitzen. Aus dieser Sicht existiert laut *Niebling* (1997, 72) ein direkter Zusammenhang zwischen Autoritarismus und Suchtgefährdung, und darüber hinaus verweist die gegenwärtige epidemische Ausbreitung von Abhängigkeiten auf eine Gesellschaft, die insgesamt die Kontrolle verloren hat.

Sucht ist in dieser Gesellschaft ein verlässlicher Partner, ihr Wirkungsversprechen ist allgegenwärtig, während reale, wechselseitige Beziehungen ein ums andere Mal offen lassen, wie sie sich entwickeln werden. *Sucht* schafft einen Fixpunkt im Leben, der bei aller (anderweitigen) Ungewissheit verlässlich ist. *Sucht* heißt, Glück außerhalb seiner selbst zu suchen, eine Objektbeziehung zu glückversprechenden Situationen oder Konstellationen herzustellen und diese Beziehung bei Bedarf „abrufen“ zu können und sich damit außerhalb

des dialogischen Konzeptes zwischen Außenwelt und „Ich“ zu stellen. *Sucht* ist, die Abhängigkeit von lebensweltlichen Ereignissen und Bedingungen nicht ertragen zu können und als Ausweichmöglichkeit verfügbare Abhängigkeitsverhältnisse herzustellen. *Sucht* handelt von der Illusion, das Leben kontrollieren zu können, in seinen Begrenzungen sowie in seinen Überschreitungen. So schafft auch körperliche Perfektion die Illusion von Kontrolle. Sie dient dazu, mit den Unsicherheiten des Lebens fertig zu werden. Diät halten ist aber in Wirklichkeit nicht Selbstkontrolle, sondern Unterwerfung unter einen äußeren Zwang, der scheinbar Selbstverwirklichung verspricht (vgl. Barb-Priebe 1998, 213).

Da süchtige Menschen die Neigung verbindet, sich selbst nicht zu mögen, steht im Zentrum einer jeden *Sucht* ein Mensch, der nicht direkt an den ihn umgebenden gesellschaftlichen Bedingungen leidet, sondern der an seiner Rolle in diesem System, sich selbst zu verwirklichen, scheitert. Dem Menschen fällt es dabei schwer, alleine zu sein, da er dann allein auf sich selbst zurückgeworfen ist, was ihn wiederum in eine unerträgliche Leere führt. Die dabei auftretenden Entzugserscheinungen stellen ein Missverhältnis zwischen dem zu erwartenden Leiden und dem Ausmaß der Angst davor bei Süchtigen dar, die buchstäblich alles tun, um es nicht zu Entzugserscheinungen kommen zu lassen. „Diese Angst verweist darauf, dass es beim Entzug nicht nur um einen schmerzhaft sich umstellenden Stoffwechsel geht, sondern vielmehr um den Zusammenbruch einer kompletten Lebensform, nämlich der süchtigen“ (Dammer 1996, 32).

Ein süchtiges Leben kann nun (subjektiv) angenehm sein, denn es ist fremdbestimmt. Jemand anders trifft für einen die Entscheidungen und sollten die Folgen nicht angenehm sein, so kann man sich, da man ja keine Verantwortung abzulegen hat, darauf zurückziehen, dass eine neue Lösung produziert werden muss, die man wieder und wieder ablehnen kann, ohne je selbst aktiv werden zu müssen. In diesem anthropologischen Verständnis, ist Abhängigkeit der Anfang und der Endzustand von *Sucht* zugleich: Suchtmittelgebrauch und süchtiges Verhalten ist die Strategie nicht bewältigter Umschichtungsarbeiten bei der Verlagerung von Abhängigkeit. Die süchtige Lebensform ist in jedem Fall die, die Abhängigkeit sucht. In diesem Sinne wäre Emanzipation die Fähigkeit, Abhängigkeiten akzeptieren und frei wählen zu können, d.h. eigene Lebenszusammenhänge bzw. -abhängigkeiten aktiv umstrukturieren zu können.

Doch dabei entsteht immer wieder die Neigung, Eindeutigkeit herstellen zu wollen und diese führt zu Realitätsverlust. So ist auch Realitätsverlust nicht nur Folge, sondern immer auch Ursache von Suchtverhalten. Der Verlust an realitätswirksamen Zuschreibungen drückt sich in einer gegenläufigen Parallelität aus: Während der Mensch sich danach sehnt, zu einer Gemeinschaft zu gehören, Geborgenheit zu erfahren und ohne Einschränkung, eben so wie er ist, anerkannt zu werden, schreibt er gleichzeitig seine Einzigartigkeit als Ziel der Selbstverwirklichung fest und legt es damit immer auf die Überschreitung jener behaglichen Abhängigkeit an. Suchtverhalten kann nun den Menschen in beide Richtungen überführen und vollbringt damit, woran viele autonom scheitern: Widersprüche zu vereinen.

Alle bisherigen Überlegungen resultieren in der Interpretation von Suchtverhalten als Fixierung oder anders gesagt in *Sucht* als Abhängigkeit von bestimmten Lebensvorstellungen. Dass es sich bei der *Sucht*, wie hier beschrieben, eigentlich um eine Beziehungsstruktur handelt, wird auch durch die bekannte Erfahrung in der Drogentherapie gestützt, dass das Aufgeben des Suchtmittels immer erst die Spitze des Eisberges und

Abstinenz noch keine Heilung ist (vgl. Schaeff 2002, 35 ff.). *Sucht* nimmt den Leidensdruck des modernen Menschen, der als Individualist aus der Gesellschaft herausgelöst ist, indem er für das Gelingen seines Lebens selbst verantwortlich ist. *Sucht* nimmt dem Menschen somit die Wahlmöglichkeiten und folglich auch die Entscheidungsmöglichkeiten, die immer beinhalten, dass, wenn man sich für eine Möglichkeit entscheidet, man viele andere Möglichkeiten ausschließen muss, eine dem modernen Menschen zweifelhafte Einschränkung und Beschneidung der Möglichkeit Glück zu erleben. So gelingt es Menschen, sich aus dem Gleichgewicht zu bringen und auf ihr Suchtmittel zu fixieren, an das sie in der Folge immer häufiger denken. „Langsam engt sich der Blickwinkel auf die Sucht ein; alles, was nicht direkt mit der Sucht zu tun hat, wird uninteressant“ (Gross 1995, 202).

Das einzelne Individuum erhält dann das unendliche Gewicht, das Wesentliche zu sein. Und indem es diesen vernünftigen Anspruch geltend macht und sich als dieses Einzelne „fixiert“, tritt es allen Gesetzen und Sitten gegenüber. „Nur noch und einzig das, worin es sich selbst wiederfindet, was es als eine Wirklichkeit erkennen kann, die seine Wirklichkeit ist, hat Geltung. Mit anderen Worten: Nur es selbst“ (Achenbach 1990, 60).

4. Überflüssiges wird notwendig: Sucht als Beziehungsstruktur

Die Zugriffsweisen auf *Sucht* durch die verschiedenen Autoren sind, wie wir gesehen haben, immer aus einer bestimmten theoretischen Richtung kommend zu verstehen. Wenn ich hier eine neue, eigene Definition von *Sucht* fassen möchte, dann nicht, um die Verwirrung um diesen Begriff weiter zu schüren, sondern um aus der bisherigen, anthropologischen Betrachtung heraus zu einem Verständnis von *Sucht* zu kommen, das es erlaubt, sie in ihrer Funktion als Bestandteil des Leben zu betrachten und nicht, sie als Krankheit „abzuspalten“. Nachdem ich in den vorhergehenden Kapiteln versucht habe, theoretische Überlegungen und empirische Befunde zu einem „anthropologischen Bild“ der *Sucht* zusammenzutragen, möchte ich in diesem Abschnitt dieses Bild „entschlüsseln“ und zu einen theoretischen Konzept gelangen, mit dem sich dann auch der Wandel der Suchtformen in Teil II (Sucht als Produkt von Identitätsarbeit in der fortschreitenden Modernisierung) beschreiben lässt.

Sinn-Suche als anthropologische Konstante

Da nun festgehalten ist, dass es keine „süchtige Persönlichkeit“ gibt, die durch ihre Erbanlagen bedingt süchtig werden muss, unabhängig von ihrer Entwicklung und Umgebung, gilt es danach zu suchen, was alle Menschen, seien sie auch noch so verschieden, im gleichen Maße bewegt, vorantreibt, leiden oder verzücken, verzagen und stillstehen oder freudig durch das Leben schreiten lässt: Die Frage nach dem *Sinn*, „nach einem letzten ‚Warum?‘, nach dem Grunde des Seins“ ist eine menschliche Kernfrage nicht bloß theoretischer Weltanschauung, sondern vor allem der Lebenspraxis und zieht sich auch durch die noch so nebensächlich und unwichtig erscheinende Tätigkeit (vgl. Niebling 1997, 25). *Peter Gross* (1999 (a), 293) bezeichnet den Menschen als „metaphysisches Tier“, das immer und allzeit und unerbittlich mehr als bloßes Überleben will. Da-

her leidet der Mensch an einem Lebensüberschuss, an zu viel Schmerz, zu viel Empfindung, zu viel Bewusstsein und dies ist sein anthropologisches Apriori.

Dieses anthropologische Minimum paart sich heute mit einem sozialhistorischen Maximum an Optionen, in dem auch das individuelle Existenzmaximum möglich erscheint und unter dem Banner von Markt und Demokratie versprochen wird. Endlos sich selber überschreiten, sich erlösen, die innewohnende Sehnsucht stillen, Glück, Sinn, wie die großen Worte heißen (ebd., 293).

Die Suche nach Sinn, nach individuellen Bedeutungsgehalten des Daseins und Tuns, stellt sich durchgängig in allen Publikationen – implizit oder explizit – als *anthropologische Konstante* dar und ist grundlegend für eine anthropologische Perspektive des Suchtverhaltens. Menschliches Sein, in jeder denkbaren Form, ist nicht abzutrennen von dem Sinn, zu dem es sich verhält (vgl. Niebling 1997, 46).

Der Begriff *Sinn* bezieht sich ursprünglich auf die Fähigkeit zu „sinnen“, also zu streben, zu begehren, zu gehen, eine Reise zu machen, eine Richtung zu nehmen oder eine Fährte zu suchen. Er entwickelte sich aus dem lateinischen Begriff *sentire*, was soviel heißt wie „fühlen“, „wahrnehmen“ und *sensus*, dem lateinischen Begriff für Gefühl und Meinung. Wie vielfältig der Begriff *Sinn* in der Umgangssprache benutzt wird, verdeutlicht, dass dabei nur selten von einem speziellen Sinnesorgan gesprochen wird (vgl. Milz 1992, 194). Sinn wird im Althochdeutschen auch mit „reisen“, „streben“ und „gehen“ in Verbindung gebracht und damit wird dem Begriff ein Inhalt gegeben: „Das Sinn-volle Leben erfährt also Richtung und Führung seiner Bewegung von einem Plan, einer Idee, einem Ziel. (...) Sinn ereignet sich also über Körper und Geist, geht durch Körper und Geist hindurch und manifestiert sich als Qualität von beidem gleichzeitig“ (Vogt 2002 (a), 1). Der Mensch konstruiert also seinen Lebenssinn und ordnet diesem sein Leben zu. „Sein Leben kann anderen auch als sinnvoll erscheinen, aber auch als sinnlos, oder aber für jemand anderes gegenwärtig sinnvoll und ein anderes Mal sinnlos. Ein Sinnerleben aus reiner Verneinung heraus gibt es nicht“ (ebd., 1).

Sinnhaftigkeit vermittelt sich dann durch in der Erfahrung überdauernder Kontinuität des eigenen Handelns in Projekten, im Erleben von Differenz und Identität mit sich selbst in der Zeit. Dazu gehört das Anstreben weiterführender Ziele im Sinne einer Weiterentwicklung der Persönlichkeit in geistiger, sinnlicher Hinsicht oder aber im Erwerb neuer Verhaltensmöglichkeiten. Die Suche nach Sinn kann sich auch oder gerade in der Bewältigung von Krisen durch die Gefährdung der Selbstdefinition als Bewusstsein initiieren, denn vielen wird erst im Erleben von Sinnverlust, Sinnkrise und Sinnlosigkeit die existentielle Bedeutung von Lebenssinn erlebbar. Allein die pure Leiblichkeit des Menschen führt unabänderlich zu Sinnkrisen, indem sie Vergänglichkeit, Sterblichkeit und letztlich Tod thematisiert. Sinnsuche ist insofern als *anthropologische Konstante* zu verstehen, da der Mensch, auf dem Weg zu sich selbst, zu seiner Identität, zu seinem Enden, um sich und sein In-der-Welt-Sein besser zu verstehen, zu Sinn verurteilt ist (ebd., 2/3).

Und der Mensch, der zu Sinn verurteilt ist, macht sich mit dieser Bürde auf, sich selbst zu suchen. Den Kern von *Identität* sehen denn auch viele Autoren darin, Sinn zu finden. Dabei ist aber eher stets ein Zustand gemeint, nicht ein permanenter Wandlungsprozess. „Im Allgemeinen wird diese Befindlichkeit Identität quasi als Naturzustand begriffen, nicht aber als Resultat sozialer Erfahrung. Kurzum: ‚Identität‘ ist im Alltagsverständnis ganz unverkennbar eine Wunscherfüllung. Sie wird mit Dauer und Menschennatur in Verbindung gebracht“ (Platta 1998, 57).

Hinter dieser Vorstellung von Identität steht ein eher *metaphysisches* Denkmodell von Sinn, das von einem Absoluten ausgeht, einer transzendenten, jenseitigen Realität, in der Sinn, Wahrheit und Wert objektiv fixiert sind. Ein konträres, *funktionalistisches* (empirisches, analytisches) Denkmodell basiert auf der Vorstellung, dass die Realität mit Hilfe der Analyse ihrer Einzelphänomene und der sie verbindenden konstanten Beziehungen (Gesetze) empirisch erfassbar ist (vgl. Busch 1988, 17/18). Dies beschränkt sich eher auf objektive Tatsachen unter weitgehender Zurückstellung der Subjektivität. Das *dialektische* Denkmodell schließlich interpretiert die Realität in ihrer wechselseitigen Dynamik, die theoretisch durch die dialektische Triade These-Antithese-Synthese dargestellt wird: „Das Vorhandene (These) wird in seiner Beschränktheit (Einseitigkeit) erkannt und mit Hilfe des Erkennens einer gegensätzlichen Realität (Antithese) transzendiert. Aus der Erkenntnis der relativen Wahrheit von These als auch Antithese entwickelt sich die Synthese, die den Widerspruch von These und Antithese in sich vereinigt“ (ebd., 20). Sinn entwickelt sich dann aus der Reflexion über die Gegensätze der vorhandenen Wirklichkeit.

Identität als Paradox und Sinninstanz

In der philosophischen Begriffslehre meint *Identität* die vollkommene Gleichheit zweier Dinge. Daraus ergibt sich ein philosophisches Paradox, wenn man dies nun auf „menschliche Identität“ im Sinne eines einzelnen, unverwechselbaren Individuums anwendet: „Wie kann etwas als identisch bezeichnet werden, was, derselben Aussage nach, doch zumindest doppelt existiert?“ (Platta 1998, 58). Menschliche Identität kann insofern im Blick auf ihre geistige Grundstruktur niemals identisch sein. Das Gleiche gilt auch hinsichtlich ihrer seelischen Existenz.

William James hat eine „Instanzenlehre“ zum Begriff der *Identität* entwickelt, der zufolge zwischen dem empirischen Selbst oder „me“ als dem Objekt, das erkannt wird, und dem „reinen Ich“ oder „I“ als dem Subjekt, das erkennt, unterschieden werden muss. Dabei ist wichtig, dass das menschliche Bewusstsein seiner selbst aus Erfahrungen hervorgeht, welche man mit sich im Umgang mit sozialen und sächlichen Gegenständen macht. Insofern steht also die Erfahrung von Nicht-Identität am Anfang der Erfahrung von Identität. Daher ist Identität von Anfang an also auch ein sozialpsychologischer Begriff, ein Fachausdruck, der nicht so sehr auf einen unveränderlichen Naturzustand des Individualwesens Mensch abhebt, sondern auf die gesellschaftliche Menschwerdung des Sozialwesens Individuum. „Identität definiert sich vielmehr als ein Paradox, als eine Art von Sozialbegriff, als Prozessvokabel“ (Platta 1998, 60). *Paulus* (2001, 91) bezeichnet Identität auch als das Ergebnis einer Bezeichnungspraxis, die zur Herstellung sinnhafter, intelligibler Bedeutung auf Vereinheitlichungen unter einem Signifikanten angewiesen ist. Demnach ist Identität immer instabil und eine prekäre unkontrollierbare Kategorie signifikatorischer Bezeichnungspraxis.

Identität kann dann nicht im Sinne von spontanen Assoziationen definiert werden, denen zufolge jede Abweichung davon schon Krankheit sein müsste oder Unglück. Dieses Vorstellungssyndrom von Identität verleitet zu einem „Alles oder nichts“, nach dessen Logik es nur das innere und äußere Elend als Alternative zu diesen idealen Identitätszuständen gibt, wenn wir diese Ganzheit und Gesundheit, dieses Glück und diese Stärke nicht vollständig in unserem Leben zu realisieren vermögen (vgl. Platta 1998, 66).

Der Idealvorstellung nach ist Identität aber als eine vollständige Kongruenz des Menschen mit sich selbst, seiner Umgebung und seinem Leben zu verstehen und als solche totale Übereinstimmung ist die Identitätsvorstellung auch Ausdruck eines allumfassenden Harmonie-Ideals. So formulieren auch *Heiner Keupp* und seine Mitarbeiter (2002, 86), dass das allgemeinste Identitätsziel sei, ein Passungsverhältnis zwischen Innen- und Außenwelt herzustellen. Damit sucht der Mensch nach innen und außen eine Harmonie herzustellen, in der sich die Selbstverwirklichung des Individuums unter Bedingungen des allgemeinen Akzeptiertseins auflösen.

Doch diese Idealvorstellung rechtfertigt nicht den Umkehrschluss, dass alle Zustände, bei denen der Mensch hinter dieser vollständigen Realisierung von Identität zurückbleibt, als pathologisch bezeichnen zu müssen. So schnell leiden die Menschen nicht unter der Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit. *Holdger Platta* (1998, 67) fragt im Gegenteil dazu, ob nicht eher der Anspruch auf totale Selbstverwirklichung für problematisch gehalten werden kann. Denn erst aus dem Gefühl „gespalten“ zu sein, erwächst die Sehnsucht, Sinn in sich zu integrieren, mit sich selbst identisch zu sein. Dieser „Riss“, der durch jeden Einzelnen geht, ist erst die Antriebsfeder unseres Selbst, das von nun an immerwährend darauf aus ist, sich selbst zu überschreiten und darin Sinn zu finden.

So war zu allen Zeiten in allen Kulturen das Bestreben der Menschen von der Suche nach Sinn geleitet. Diese Suche und die dabei individuell verbuchten Erfolge sind ein Maßstab für die Bewertung des eigenen Lebens; sie beschreiben für den Einzelnen das, was er „Ich“ nennt, oder auch Identität.

„Sucht“ als Komplement zu „Identität“

In Erweiterung der Feststellung, dass alle Ausprägungen essgestörten Verhaltens als Konfliktlösungsstrategie zu bezeichnen sind, die Frauen auf der Suche nach Identität entwickeln (vgl. Beyer 2000, 190), lassen sich sämtliche Verhaltensweisen, die man unter *Sucht* zusammenfassen kann, im Rahmen von Identitätsbemühungen von Individuen verstehen. Daher dissoziiert *Niebling* (1997, 18) unter dem Hinweis darauf, dass der Mensch ein vergesellschaftetes Individuum und als soziales Wesen auf die Teilhabe an der Gemeinschaft verwiesen ist, das aus dem Repertoire gesellschaftlich vorhandener Handlungsstrategien schöpft, auch strikt *Sucht* und Drogen. Er beschreibt *Sucht* als Strategie, die sich zunehmend universalisiert. Er meint dies wohl eher im Sinne der Quantität, doch auch qualitativ ist dies zu verstehen, wenn man mit einbezieht, dass nicht nur die „klassischen Verfehlungen“ unter *Sucht* geführt werden, sondern zunehmend auch alltagsrelevante Verhaltensweisen.

Identität, als Idealvorstellung von sich erfüllenden Bemühungen nach Sinn, ist dabei nur eine Möglichkeit, den Pfad der Sinn-Suche zu beschreiten, denn die Menschen produzieren auf dem Weg kompensatorischer Allmachtsvorstellungen diese Ohnmacherfahrungen, nicht vollkommen mit sich selbst identisch sein zu können, auch immer wieder selber neu (vgl. Platta 1998, 67/68). Suchtverhalten, als alternative Möglichkeit, stellt den Versuch dar, den Alltag sinnvoller zu gestalten bzw. entstandene Sinndefizite zumindest für einen gewissen Zeitraum nicht wahrzunehmen, weil die Alltagserfahrungen nicht ausreichend sinnstiftend sind (vgl. Busch 1988, 22).

Drogenmissbrauch und süchtige Verhaltensweisen gehen immer einher mit anderen Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten, über die Menschen mit verschiedenen Aufgaben und sozialen Situationen verfügen. Sie sind gleichsam ein partielles Moment im Ingesamten einer Lebensstrategie, eingebettet, aufgefangen und kompensiert durch andere Strategien. Nehmen sie jedoch einen zunehmend zentralen Wert ein, übernehmen sie die Identität als hauptverantwortliche „Sinn-Suche-Instanz“, dann beherrschen und entwerten sie auch zunehmend andere Lebensstrategien (vgl. Thiersch 1996, 56).

Ist der Sinnmangel so stark, dass, wenn jeder Mensch seinen emotionalen Hunger nach seinen Möglichkeiten kompensiert, eine Form der *Sucht* nicht ausreicht, um all den empfundenen Mangel auszugleichen, dann wird im Mangel das Begehren rein erlebt: ungestillt, weil unstillbar strukturiert sich die Suchbewegung nach Weisheit als Grundbewegung der *Sucht* (vgl. Rohrbach 1995, 141) „Das Leben, das die Weisheit nicht kennt, ist im Sinne des Mangels krank“ (Kleber 1993, 133).

Auf der Suche nach Sinn kann man zwei mögliche, idealtypisch vereinfachte Wege unterscheiden: *wechselseitige Beziehungen* und *funktionale Beziehungen*.

Wechselseitige Beziehungen vermitteln sich im Verhältnis zu anderen Menschen, im sozialen Handeln, das auf den anderen Menschen in seinen Lebenszusammenhängen bezogen ist. Der Andere wird hier als handelndes Subjekt wahrgenommen, dessen Handlungen ebenfalls auf die Suche nach Sinn ausgerichtet ist. In einer wechselseitigen Beziehung erkennen die beiden Partner des Beziehungsgeflechts das Sinnbedürfnis des jeweils Anderen als genau so autonom und legitim an, wie ihr eigenes. Diese Beziehung ist immer offen und nicht kontrollierbar und eröffnet nur dadurch einen Spielraum für weitere Handlungen, die nicht vorhersehbar sind. Das bedeutet, dass die Möglichkeit, Sinn in einer wechselseitigen Beziehung zu erfahren, äußerst unbestimmt ist. Sinn ist hier immer fragil, da er sich nur aus der Wechselseitigkeit generiert. Die in wechselseitigen Beziehungen angelegte Dynamik ist immer darauf ausgelegt, die Ich-Grenzen zu überschreiten.

Funktionale Beziehungen werden über „technisches Handeln“ hergestellt, in denen der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung besteht. In dieser Beziehungsstruktur versucht der Mensch, Sinn aus sich selbst heraus zu erzeugen und die dabei mit einbezogenen Beziehungsreferenten sind lediglich Hilfsmittel, dieses Ziel zu erreichen. Dies können auch Menschen sein, Menschen die nicht in der Lage sind, sich in die Beziehung einzubringen und sie wechselseitig zu gestalten (vgl. Co-Abhängigkeit), oder eben Substanzen oder vielfältige Situationen, die wahrscheinlich immer mit anderen Menschen zusammen hergestellt werden, die inhaltlich aber nicht auf sie bezogen sind. Ein Sinnbedürfnis des jeweils Anderen wird nicht wahrgenommen.

Der Grundkonflikt des Menschen, mit sich selbst nicht identisch sein zu können, gerät in funktionalen Beziehungen zur Ablenkung vom Problem, ist niemals Hinlenkung und somit Ausdruck einer „Fixierung auf einen Nebenschauplatz“ (Gross 1995, 199). Dieser Mechanismus, echten Konfliktlösungen auszuweichen, sich nicht mit den Schwierigkeiten, die da sind, auseinander zu setzen, dass heißt meist mit dem Sinnbedürfnis eines Anderen, und sie bewusst und willentlich anzugehen und direkt zu lösen, ist gesellschaftlich weit verbreitet (ebd., 17). Selbst wenn die Menschen direkte Konfliktlösungen anstreben, wären diese meist nicht erreichbar, denn, vor allem wenn es um Verhaltensgewohnheiten und Fragen menschlichen Zusammenseins geht, wird ein langer Prozess Voraussetzung einer Lösung, die immer erst auf dem Weg sein wird, aber nie

beendet. Das für die *Sucht* charakteristische Ausweichverhalten erfährt ihre Bedrohung in den Energien des Menschen, die nicht mehr auf die Kausalfaktoren seiner Ohnmacht und deren Beseitigung gerichtet sind, sondern nach innen destruktiv zu wirken beginnen (vgl. Niebling 1997, 46).

An die Stelle von Konfliktlösungen tritt dann die Simulation, die Nicht-Erfahrungsfähigkeit von eigener Identität, respektive das Verschwinden der Realität. „Im Delirium der Simulation verengt sich der Horizont des Subjekts auf die Manipulation seiner Bilder und Bildschirme“ (ebd., 205). Selbstverwirklichung gelingt dabei als Veräußerung der Person und Freiheit wird zum materiellen Zeichen von Freiheit, zur formalen Emanzipation in der Konsumfreiheit. Die Authentizität des Lebens geht mit der Nicht-Erfahrungsfähigkeit eigener Identität, mit dem Eintritt in die Simulation verloren und verliert sich in einer Welt des Scheins, der Fabel und der Magie.

Sucht ist zwar ein Symptom für verschiedene Ursachen, für das konkrete Subjekt hat sie immer einen Sinn. Sie kann ein Eingang zu vermeintlichen Paradiesen sein, selbstverordnetes Leiden ebenso wie inszeniertes Lusterleben, Verdrängen oder Scheinlösung von Problemen, Flucht in die Einsamkeit oder Mittel zu deren Überwindung, sich beweisen oder protestieren zu wollen. Das Füllhorn suchtverleitender Angebote ist schließlich breit und richtet sich an alle, die sich und das Glück suchen und sich vorgaukeln lassen, dass in dieser Welt jeder immerzu glücklich sein kann, dass man alles erreichen kann, wenn man nur will, dass es keinen Erfolg ohne Risiko gibt, dass man nur die Spielregeln einhalten muss und sich in der Gruppe der Norm zu fügen habe, sich von den Altvorderen abrupt abnabeln müsse usw (vgl. Böhnisch/Schille 2002, 42).

Sucht ist somit eine spezifische Beziehungsstruktur im Verhältnis zur eigenen Identität. Sie beschreibt einen Versuch, Identität herzustellen, der sich in einem kausal-logischen Prozess vollziehen soll. Von einer Idee, wie man selbst sein will, wird erwartet, wenn sie in den Prozess der Identitätsbildung „eingespeist“ ist, dass sie unverändert als Identitätsprodukt *Sinn* wieder herauskommt, und über die Wahl funktionaler Beziehungsstrukturen versucht man die Wahrscheinlichkeit einer solchen Lösung zu optimieren. Diese süchtige Beziehungsstruktur ist zwar auch auf Überschreitung angelegt, aber in erster Linie zieht sie Ich-Grenzen, fixiert sich auf ein „So-Sein“ von Identität, und die in der Überschreitung erfahrenen Diskrepanzen werden der eigenen Identität „einverleibt“ und somit vernichtet.

Wechselseitige und funktionale Beziehung sind zwar beide auf die Überschreitung von Ich-Grenzen angelegt, nur mit dem Unterschied das im Falle einer wechselseitigen Beziehung die Ich-Grenzen durch die Überschreitung erweitert werden (Identitätsbildung), während in Falle der funktionalen Beziehungen die Ich-Grenzen unverändert bleiben (*Sucht*). Daher ist für süchtige Menschen auch bezeichnend, dass sie, vor der Wahlalternative einer realen Beziehung oder der akut benötigten süchtigen Handlung stehend, sich stets für den „Suchtstoff“ entscheiden, obwohl andere Menschen sie genau vor diesem Entscheid dringend warnen (vgl. Bürgin 1994, 142).

Der Definition nach lässt sich *Sinn*, als Streben nach der Überwindung der Differenz zu sich selbst, nur durch wechselseitige Beziehungen vermitteln, nur in einem Prozess, dessen Ausgang unbestimmt ist, als übergeordnete Einheit von Identität, denn unter dem Begriff *Sinn* wird die Frage nach dem Wert des Lebens in der Gesellschaft und der individuellen Identität in verschiedenen komplexen Handlungsbereichen zusammengefasst (vgl. Stielow 1981, 40/42). Der Mensch belegt erst zusammen mit anderen die Welt mit Sinn und

ist deshalb auf Solidarität angewiesen ist. Aber dort, wo er seine bloße individuelle Natur ins Unendliche hypostasiert, wurzelt die Ursache der *Sucht* in der Suche nach Identität, die zur Ichsucht wird, in der der Suchende verharrt. Seine Sehnsucht nach einem eigentlichen Selbst wird zur Todessehnsucht, die wohl auf das falsche oder unecht empfundene „Ich“ zielt, aber im Ergebnis jegliches Rudiment von Identität in der Zerstörung seines Seins mit vernichtet. In diesem „narzisstischen Selbstheilungsversuch“ scheidet der Mensch aus seinem Werden als Person, d.h. aus seiner Geschichte, und aus seinem Sein als soziales Wesen aus. Aus diesem Ausscheiden versteht sich das Paradox der Sucht, die implizite Handlungsweise der „Selbsterhaltung durch Selbstzerstörung“ (vgl. Niebling 1997, 214). *Sucht* ist daher strukturell als Komplement zu Identität, der Menschwerdung, zu sehen.

Funktionalität von „Sucht“ und „Identität“

Während Identität als Produkt wechselseitiger Beziehungen, wenn sie „funktioniert“, Sinn-Erfahrungen bereithält, scheitert *Sucht* zwar nicht, nur der Sinngehalt wird in der Rationalität des Verhaltens erstickt und auch so wahrgenommen, was zu immer weiteren und immer dringenderen Versuchen führt, Sinn erfahren zu wollen. „Funktional“ wollen *Sucht* und Identität also das Gleiche erreichen: Sinn-Erfahrung. Doch auch Identität gelingt in wechselseitigen Beziehungen nicht immer; sie ist nicht automatisches Produkt einer solchen Beziehung. Sie kann, anstatt Sinn-Erfahrung, genauso Enttäuschung hervorbringen, nicht als das Einmalige, nach Sinn suchende Individuum in dieser Beziehung anerkannt zu werden.

Kritisch wird eine so verstandene Funktionalität, wenn die Beziehungsstruktur *Sucht* nicht funktional bleibt. Dann wird nämlich nicht nur nicht Sinn erfahren, sondern Sinnlosigkeit. Der Unterschied besteht darin, dass, wenn man nicht Sinn erfährt, dies auf die Art der Beziehung (Rationalität) zurückgeführt werden und ein neuer Versuch unter anderen Voraussetzungen gewagt werden kann. Bei einer Sinnlosigkeitserfahrung erfolgt aber bei der ewig anhaltenden Suche nach Sinn eine Verstrickung in eine nicht funktionale Endlosspirale, deren Windungen immer mehr von Demselben verlangen, damit sie aufrecht erhalten werden können. Die *Sucht* reproduziert sich sozusagen aus der Tatsache, „dass sie ihre eigene Verkennung stets mitenthält“ (Heckmann 1995, 154).

Dies ist dann gleichbedeutend mit Krankheit, die in der Selbstbeschreibung als unendlich tiefes Leiden an Allem und an sich selbst mitgeteilt wird. „Wenn jemand sagt, mein Leben ist total sinnlos, nichts hat für mich mehr einen Sinn, so wird er unbewusst oder bewusst über kurz oder lang zumindest psychisch schwer krank“ (Stielow 1981, 397). *Sucht* ist ein Begehren nach Erlebnissen und den das Erlebnis ermöglichenden Erfahrungen und Mitteln und soweit zunächst Abhängigkeit von den Mitteln, die das Erlebnis ermöglichen sollen, die sich aber verselbstständigen und die eine abhängig machende Kraft haben. *Sucht* wird Streben nach Steigerung im Gebrauch von Mitteln, nach Wiederholungen, eine Mittelabhängigkeit, in der die Kosten in Bezug auf andere und sich selbst, in Bezug auf Gesundheit und soziale Integration nicht zählen. „Sucht ist eine Verelendung in der Anstrengung um Mittel, um der Mittel selbst willen“ (Thiersch 1996, 56/57). Gesundheit hingegen wird verstanden als eine Übereinstimmung der ideellen Anteile der Identität mit der vorgefundenen Realität.

Der süchtige Versuch, innere Probleme durch Externalisierung, d.h. durch Verlagerung in die Außenwelt, zu lösen, soll Handlungen, wie eben den Drogengebrauch, Selbstkonfrontation und Selbstveränderung ersparen und magische Kontrolle über das Unkontrollierbare ermöglichen. Drogenmissbrauch tritt auf diesen Weg an die Stelle von Erinnern, Erkennen und Durcharbeiten und wird gegen Scham- und Schuldgefühle, Demütigung und Vergeltungsangst eingesetzt und provoziert diese zugleich (vgl. Gottschalch 2002, 151).

Paradoxerweise führt gerade das Streben der *Sucht* nach Unabhängigkeit in eine Abhängigkeit von bestimmten Verhaltensweisen. So dienen z.B. das Essen/Erbrechen in der Bulimie und der Hunger/das Hungern in der Anorexie als alternative Selbstobjekte, weil sie im Gegensatz zu den versagenden menschlichen Selbstobjekten aller bestimmten Züge entkleidet sind und als immer anwesend, verlässlich und kontrollierbar erscheinen (vgl. Wintels 2000, 212).

Unter süchtigem Verhalten kann man dann alle Beziehungen eines Menschen zu seiner Welt betrachten, die er zur Dinghaftigkeit degradiert, um in den Genuss bestimmter Funktionen zu gelangen als Mittel zur Erlangung relativer Euphorie. „Süchtiges Verhalten ist durch eine Reduktion von Qualität auf Quantität gekennzeichnet. Die Qualität der Quantität ist das Maß. Und diese Qualität geht im süchtigen Verhalten verloren; an seine Stelle tritt eine Quantifizierungsstrategie, d.h. das jeweilige Handeln wird maßlos“ (Niebling 1997, 43).

Sucht auf einem Kontinuum zwischen „gesund“ und „krank“

Die Funktionalität von *Sucht* bezieht sich allein auf ihre Einstufung als entweder „gesund“ oder „krank“ und unterliegt, bezogen auf die Bestrebungen nach Identität, definitorisch dem Individuum. Jedes Verhalten dient der Herstellung eines Gleichgewichts und kann nicht isoliert von anderen Veränderungen oder Einwirkungen von außen aufgegeben werden. So wirken die Verhaltensweisen der Mitglieder eines Systems immer auf dieses selbst zurück, und die Bewertungen eines Verhaltens als gesund oder krank, falsch oder richtig ergeben sich aus dem Kontext (vgl. Blum 2002, 213).

Die Krankheit „Sucht“ gehört also zu einer Beziehungsstruktur *Sucht*, die mehr oder weniger krank machen kann, je nachdem ob ihre Lösungsversuche funktional sind und nicht mit dem verwechselt werden, was sie nicht sind, nämlich mit der Beziehungsstruktur *Identität*. *Identität* und *Sucht* gehören damit komplementär zueinander. *Sucht* hilft sozusagen da aus, wo *Identität* scheitert und beide bewegen sich auf einem Kontinuum zwischen „Gesundheit“ und „Krankheit“, wobei die nicht funktionalen Anteile von *Sucht* eher in Richtung *Krankheit* steuern und die funktionalen Anteile von *Identität* in Richtung „Gesundheit“. Der funktionale Anteil von *Sucht* und der nicht-funktionale Anteil von *Identität* entwickeln hier nur indirekt eine Wirkung, indem sie die zukünftige Wahl von Beziehungsstrukturen beeinflussen.

Damit wir uns als Identität jederzeit verorten können, müssen wir auch in den uns noch so sinnlos erscheinenden Tätigkeiten einen Sinn finden. Wer z.B. an seinem Arbeitsplatz eine Tätigkeit verrichtet, die er nicht im Geringsten wertschätzt, die nichts mit seinen Sinnbestrebungen zu tun hat, der wird einen anderen Weg wählen, um die Situation umzuinterpretieren, und in diesem Fall bleibt dann nichts weiter übrig, als eine süchtige Beziehungsstruktur herzustellen: Man arbeitet dann halt, um sein Geld zu verdienen, und auf wel-

chem Weg das geschieht, ist egal. Dieses Beispiel von Rationalität verdeutlicht, dass eine süchtige Beziehungsstruktur nicht gleichbedeutend mit „krank“ ist, sondern in diesem Fall lediglich funktional.

Ob das Verhalten eines Menschen als krankhaft zu bezeichnen ist, ergibt sich daher allenfalls aus seinem persönlichen Lebens- und Sinnkontext. *Sucht* macht immer nur mehr oder weniger krank. Jeder Mensch findet die Bedingungen seiner Existenz als gegeben vor, und seine Freiheit besteht in einer Wahl, die ohne Alternative bleibt:

Er kann wählen, die Verantwortung für sein Leben zu übernehmen und diese Bedingungen als sein soziales und historisches Apriori in einem ersten Schritt zu erkennen und zu akzeptieren und in einem zweiten Schritt sich selbst gestaltend einzubringen, d.h. diese Vorgaben soweit wie möglich in seinem Sinne und in Kooperation mit seinen Zeitgenossen zu verändern (Niebling 1997, 45).

Sucht ist daher als individuell „pathogenes“ Einzelphänomen temperierbar, bewegbar auf dem Kontinuum, aber heilbar, sinngemäß einen Endpunkt auf dem Kontinuum erreichend, ist sie auch nach medizinischen und psychologischen Erkenntnissen nicht.

Manifestation einer süchtigen Beziehungsstruktur: Überflüssiges wird notwendig

Je weiter das jeweilige Verhaltensmuster der *Sucht* vom Reflexverhalten entfernt ist, desto größer ist der psychische Einfluss auf die Verhaltensregulation (vgl. Perlwitz 1995, 53) und dies verweist auch auf die Dimension süchtigen Verhaltens, nicht nur als Reaktion auf negative Erlebnisse, sondern als Sinnsuche. Süchtig zu werden, ist der Versuch eines Menschen, die ihm angemessene Weise zu finden, mit seiner Angst und mit seinem Leid umzugehen. *Sucht* ist ein Anzeichen dafür, dass der Betroffene sich gegen seine Angst, gegen sein Leid wehrt und es als nicht zum menschlichen Leben zugehörig erachtet (vgl. Gross 2002, 226).

Dies gelingt am ehesten, wenn man Überflüssiges, das was man eigentlich dem Genuss als unerwartetem Glück zuschreibt, zur Notwendigkeit der Lebensbewältigung erhebt, denn viele unserer Tätigkeiten sind kein „Muss“ des täglichen Lebens sondern Freizeitbeschäftigungen, von denen wir uns denselben psychischen Effekt versprechen, wie von den Tätigkeiten, die unser Dasein erhalten (vgl. Winter 1993, 242). So zeigt der Süchtige eine Unersättlichkeit in seiner Erwartung restloser Befriedigung und unvollkommener Zufriedenstellung. Die überhöhten Ansprüche und Erwartungen an sich selbst führen ihn zum Einsatz von Hilfsmitteln und inszenierten Situationen, um eigene Leistungen zu steigern. „Die sofortige Erfüllung von Wünschen beinhaltet eine fehlende Frustrationstoleranz, d. h., dass Entbehrungen nicht lange ertragen werden können. Unlustverhütung und ein Dauererstreben nach Lust sind die Folgen“ (Gross 2002, 227). Ziel des Suchtaktes ist dann, überhaupt Lust zu gewinnen, d.h. es kommt zu einer Verkehrung: „Lust qua Folge“ verkehrt sich in „Lust qua Absicht“ (vgl. Niebling 1997, 42/43). Doch die Lust an sich ist ohne das „Woran man sie hat“ sinnlos und so bewirkt der Suchtakt eine Proportionsverschiebung von der aktiven Selbstverwirklichung hin zu einem passiven Sich-Selber-Fühlen.

Hat sich die *Sucht* erst einmal manifestiert, so scheint es bei den meisten Menschen nur noch eine Umlagerung der *Sucht* von einer Form in eine andere zu geben. Und dieser Möglichkeit bedienen sich nicht nur viele Therapeuten, sondern dies weist auch darauf hin, dass es sich bei der *Sucht* um eine Lebensform handelt (vgl. Winter 1993, 243).

Schon Kinder müssen früh ein Zuviel von etwas annehmen, was ihnen nicht gut bekommt, während sie etwas anderes, das sie bräuchten, nicht bekommen. Laut *Wolf* (2002, 57) fängt es beim Esstisch an, wenn Kinder gezwungen werden, etwas zu essen, das sie nicht wollen. Und das vielleicht auch noch mit so dummen Argumenten, woanders würden Kinder hungern und wären froh, wenn sie so etwas Gutes hätten. Sie müssen eine Bilderflut, eine Informationsflut, eine Warenflut, eine Farbenflut, eine Flut von Lügen hinnehmen. Dies soll den Mangel kompensieren, den Mangel an Zuneigung, an echtem Lob, an Zuhören, an Liebe, einen grundsätzlichen Mangel an Gewolltsein. Die eigentliche Botschaft ist doch: Wir brauchen euch nur als Verbraucher.

Das „Sinn-Los“: Sucht als Nicht-Bewältigung von Leben

Sucht mag zwar an die „Seele“ gebunden sein, und zwar als zwanghafte Bindung an einen falsch eingeschätzten, aus seiner Ordnung gebrachten, gegenständlichen Wert als Ersatz für seelische und sinnreichere Erwartungen des menschlichen Selbst (vgl. Mieth 1996, 71), sie braucht aber einen Körper, um gelebt zu werden:

- bei übermäßigem Essen oder bei der Verweigerung der Nahrungsaufnahme
- bei psychoaktiven Substanzen
- bei der Ausführung nicht stoffgebundener Handlungen.

Man kann sagen, der Körper ist das ausführende Instrument eines „sich verlierenden Ichs“ und *Sucht* bestimmt die Passungsarbeit zwischen wahrgenommener Realität und Idealvorstellung unter Ausblendung der Realität. Auf der Annahme, dass die Realität und die impliziten Identitätsprozesse ausgeblendet werden, begründet sich die Hoffnung, dass *Sucht* nicht zwangsläufig ein Produkt von Identitätsarbeit werden muss, sondern dass es eine produktive Identitätsarbeit gibt, wenn sie als offener Prozess betrieben wird. Wenn man aber eigene Vorstellungen und Gefühle zurückhält, um sich wahrnehmend für das zu öffnen, was einem entgegentritt, macht man einen Sterbeprozess auf seelisch-geistiger Ebene durch (vgl. Vogt 1999, 19).

Sucht, die mit der Suche nach Sinn beginnt, manifestiert sich als mangelnder Sinn, als Sinnlosigkeits-erfahrung, wenn nämlich die funktional hergestellten Beziehungen nicht mehr über ihre nicht existierende Funktionalität in Bezug auf das erstrebte Ziel hinwegtäuschen können. Letztlich bestimmt *Sucht* dann das Verhältnis des betroffenen Individuums zur Gesellschaft.

Sucht bekommt ihre Aufgabe dort, wo Identitätsverlust droht, wo das Individuum nicht aus eigenen Kräften eine Passung zwischen Außen- und Innenwelt herstellen kann, weil ihm von der Außenwelt eine Beziehung verweigert wird, die nicht nur die Anpassung der Innenwelt fordert. Das „Innere“ muss trotzdem weiter nach einer Passung streben und bedient sich dabei der Möglichkeit der Angleichung an das „Äußere“, wobei allerdings das „Innere“ weiterhin für authentisch gehalten wird und Ich-Grenzen nicht angegangen werden. *Sucht* ist also nichts anderes als der Versuch, die eigene „gewünschte“ Identität in Übereinstimmung mit der wahrgenommenen Realität zu bringen. *Sucht* ist nicht gleichbedeutend mit Krankheit, sondern lediglich eine Beziehungsstruktur, die krank machen kann, deren Streben jedoch unverzichtbar für eine aktive Lebensgestaltung ist. Unser Leben wäre wohl doch sehr viel „ärmer“ ohne unsere Fähigkeit, süchtig zu werden. „Denn diese Fähigkeit macht, dass wir nicht nur am Becher des Lebens nippen, sondern ihn – eventuell sogar bis zur bitteren Neige – austrinken, dass wir nicht nur gelangweilte oder gar blasierte Beobachter des Lebens bleiben, sondern engagiert mitsprechen“ (Gross 2002, 238/239). Wichtig ist daher beides zu können:

Intensiv hineinzugreifen ins volle Leben und voll zu genießen, aber auch sich zurückziehen zu können und unbeteiligter Beobachter zu sein. Rausch, Ekstase, Begeisterung einerseits und Ernüchterung andererseits scheinen normale Zyklen unseres Lebens zu sein. Die Fähigkeit, „süchtig“ zu werden, ist also an die Möglichkeit gekoppelt, „zu sich selbst“ zu kommen, in dem Streben nach Identität.

Ein Mensch ist daher nicht süchtig oder nicht, sondern das, was er tut und aus welchen Gründen er es tut, kann süchtig sein oder nicht. In einer süchtigen Beziehungsstruktur wird negatives Erleben zunehmend durch positives Erleben ersetzt und somit wird einer aktiven Lebensbewältigung ausgewichen. Jeder Mensch, der Unangenehmes in sich steigendem Maße verdrängt und es durch Angenehmes ohne Eigenanstrengung ersetzt, ist süchtig (vgl. Vogt 1999, 13). Ob *Sucht* aber für uns Siechtum bedeutet oder Suche – Suche nach uns selbst und dem Sinn unseres Daseins, das entscheiden letzten Endes wir selbst. Und diese Suche ist laut Gross (2002., 239) im Grunde identisch mit der Sehnsucht, die hinter jeder *Sucht* steht: Die Suche nach Sinn – nach Sinnlichkeit und nach Sinnhaftigkeit.

5. Zusammenfassung des Suchtmodells

Der erste Schritt zur Beantwortung der Ausgangsfrage beinhaltet, eine Vorstellung von *Sucht* zu entwickeln, die einer sich in allen Süchten zeigenden bestimmten Weise des menschlichen In-der-Welt-Seins näher kommt, also ganz im Sinne einer philosophischen Anthropologie. Bei einer solchen Perspektive steht nicht die Symptomatik des Suchtverhaltens im Vordergrund, sondern der allen süchtigen Verhaltensformen gemeinsame „Sinngehalt“, was *Gottlieb Niebling* (1997) auch die „Sucht hinter der Sucht“ nennt.

Abbildung 1 (Sucht als Beziehungsstruktur) stellt Suchtverhalten im Rahmen von Identitätsbemühungen von Subjekten dar. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass die Suche nach Sinn nicht nur eine Frage theoretischer Weltanschauung ist, sondern auch eine Frage der Lebenspraxis, die sich auch durch noch so unwichtig erscheinende Tätigkeiten zieht. Der Mensch kann auch als „metaphysisches Tier“ bezeichnet werden, das immer mehr will als bloßes Überleben. Jeder Mensch strebt nach *Sinn*, denn darin erwartet er Glück. Glück wiederum wird empfunden, wenn *Identität* erlebt wird, was sich subjektiv in einem Gefühl äußert, dass man als „mit sich selbst eins sein“ beschreiben kann. Erst aus dem Gefühl „gespalten“ zu sein, erwächst die Sehnsucht, Sinn in sich zu integrieren, mit sich selbst identisch zu sein. Dieser „Riss“, der durch jeden Einzelnen geht, ist die Antriebsfeder unseres Ichs, das von nun an immerwährend darauf aus ist, sich selbst zu überschreiten und darin Sinn zu finden. In seinen Bemühungen um Identität ist der Mensch „zu Sinn verurteilt“ – dies bezeichnet eine *anthropologische Konstante* – und dieses anthropologische Minimum paart sich heute mit einem sozialhistorischen Maximum an Optionen, in der Aufforderung sich selber endlos zu überschreiten.

Die Suche nach Sinn findet in einem Geflecht von Beziehungen statt, von dem wir umgeben sind, und spaltet sich idealtypisch in zwei binäre Gegensätze:

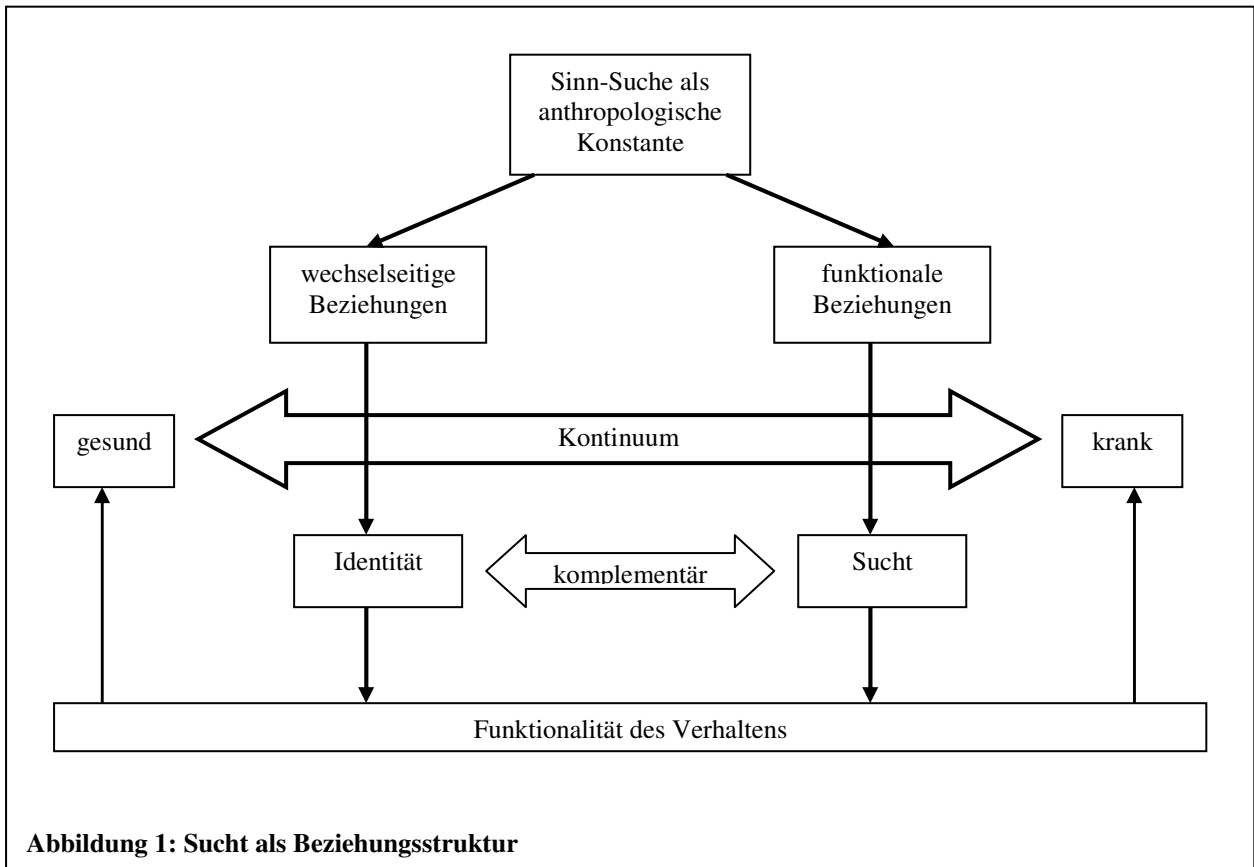


Abbildung 1: Sucht als Beziehungsstruktur

Wechselseitige Beziehungen vermitteln sich in einem Verhältnis zu anderen Menschen, in dem der andere als handelndes Subjekt wahrgenommen wird. Wechselseitige Beziehungen sind immer offen, d. h. nicht kontrollierbar, und eröffnen einen Spielraum für weitere Handlungen, die nicht vorhersehbar sind. Sinn generiert sich hier aus einer dialogischen Struktur, der Wechselseitigkeit, und ist daher immer nur flüchtig. Sinn wird in wechselseitigen Beziehungen dort vermutet, wo im Überschreiten von Ich-Grenzen diese auch erweitert werden. Der Prozess der Erweiterung von Ich-Grenzen konstruiert Identität. Nur wer auf der Suche nach „dem Anderen“ ist, findet sich selbst, nämlich in einem Verhältnis zur sozialen Umwelt und das genau meint eine wechselseitige Beziehung. Sinnhaftigkeit vermittelt sich hier durch die Erfahrung überdauernder Kontinuität des eigenen Handelns in Projekten, im Erleben von Differenz und Identität mit sich selbst in der Zeit. Identität ist somit nur als Prozess zu verstehen und einem gegenwärtigen Erleben nicht zugänglich; man ist niemals nur das, was man gegenwärtig erlebt. Umgekehrt kann aber gegenwärtiges Erleben dem Prozess von Identität zugeordnet werden.

Sinn-Suche in *funktionalen Beziehungen* vermutet Sinn, obwohl auch sie die Ich-Grenzen überschreitet, innerhalb dieser Grenzen und sucht „außerhalb“ nach einer Stimulans, diesen Sinn „erleben“ zu können. Die Funktionalität der Beziehung soll die Sinn-Gehalte, die innerhalb der Ich-Grenzen liegend vermutet werden, „anregen“ und ins Bewusstsein bringen. Im Sinne einer Selbstverwirklichungslogik, die besagt, dass das Individuum das Wesentliche sei, wird also versucht, Sinn aus sich selbst heraus zu erzeugen und die einbezogenen Beziehungsreferenten sind lediglich Hilfsmittel, die benötigt werden, weil das Bewusstsein nicht ausschließlich eine Ich-Leistung darstellt.

Der philosophischen Begriffslehre nach ist *Identität* die vollkommene Gleichheit zweier Dinge, also von Anfang an ein Paradox, da etwas nicht identisch sein kann, das nach derselben Aussage doppelt existiert. Somit steht Nicht-Identität am Anfang aller Erfahrungen von Identität und weist darauf hin, dass Identität nicht auf einen unveränderlichen Naturzustand des Menschwesens abhebt, sondern auf die gesellschaftliche Menschwerdung des Sozialwesens Individuum. Wer also auf der „Suche nach seinem Ich“ ist, scheitert, weil er nach einer isolierten Existenz sucht, losgelöst von sozialen Bezügen. Das „Ich“ kann nur da existieren, wo es auch ein „Du“ gibt oder ein „Nicht-Ich“. Insofern konstruiert sich Identität nur in einem Verhältnis relationaler Gegensätze. Das Ziel von Identität ist dann, ein Passungsverhältnis zwischen Innen- und Außenwelt herzustellen, und dieses Gefühl, gespalten zu sein, wird in der Suche nach Sinn überwunden.

Identität ist im Alltagsverständnis aber eher eine Wunscherfüllung, die mit Dauer und Menschennatur in Verbindung gebracht wird. Und so lassen sich sämtliche Verhaltensweisen, die man unter *Sucht* zusammenfasst, im Rahmen von Identitätsbemühungen verstehen. Auf der anthropologischen Ebene ist *Sucht* ein Versuch, den Alltag sinnvoller zu gestalten oder entstandene Sinndefizite nicht wahrnehmen zu müssen. Wo Sinn Mangelware ist, wird in funktionalen Beziehungen das Gefühl von Identität aufrechterhalten. *Sucht* ist also nichts anderes als der Versuch, die eigene „gewünschte“, sinnbedürftige Identität in Übereinstimmung mit der wahrgenommenen Realität zu bringen. *Sucht* kennzeichnet unser Verhältnis zu uns selbst als unveränderbare Person, die nicht in der Lage ist, aus Veränderungen zu lernen. Dies entspricht nicht einem nicht vorhandenen Willen, sondern vielmehr der Unfähigkeit, sich selbst im Wandel zu begreifen. Diese Fixierung auf sich selbst als das Wesentliche, das Austreten aus der lebensimmanenten Zeit und Dynamik ist *Sucht*. Letztlich strebt jede Form der *Sucht* danach, ein „Ganzes“ herzustellen, das, weil Identität ja immer ein Prozess ist, mit dem Fortlaufen der Zeit immer wieder „ingerissen“ wird.

Da man Sinn nicht aus sich selbst heraus erzeugen kann, müssen immer wieder funktionale Beziehungen aufgebaut werden, um diesen erlebten Mangel an Sinn durch neue Versuche, ihn auf gleiche Weise zu erzeugen, zu kompensieren. Dies gelingt am ehesten, wenn man Überflüssiges, das was man eigentlich dem Genuss als unerwartetem Glück zuschreibt, zur Notwendigkeit der Lebensbewältigung erhebt. In der *Sucht* erwarten wir dann von nicht notwendigen Tätigkeiten denselben psychischen Effekt wie von Tätigkeiten, die unser Dasein erhalten. *Sucht* ist ein Anzeichen dafür, dass der Betroffene sich gegen seine Angst, gegen sein Leid wehrt und es als nicht zum menschlichen Leben zugehörig erachtet. Letztlich ist dann der Drang, Sinn herzustellen, der Notwendigkeit gewichen, Sinnlosigkeitserfahrungen abzuwehren. Fehlende Selbstgewissheit wird ersetzt durch die *Sucht*, sich selbst in einem Ding oder einem Zustand des Außer-der-Welt-Seins zu suchen und „wer weder den Selbstwert noch den Wert der Dinge kennt, kann zu keinem Gebrauch, sondern nur zu Missbrauch gelangen“ (Mieth 1996, 73).

Die *Sucht* ist in diesem Verständnis nichts weiter als eine spezifische Beziehungsstruktur im Verhältnis zu Identität; sie ist *komplementär* zu Identität. *Sucht* ist der Versuch, Identität herzustellen, der sich in einem kausal-logischen Prozess vollziehen soll. Von einer Idee, wie man selbst sein will, wird erwartet, dass sie, wenn sie in den Prozess der Identitätsbildung „ingespeist“ ist, unverändert als Identitätsprodukt „Sinn“ wieder herauskommt, und über die Wahl funktionaler Beziehungsstrukturen versucht man die Wahrscheinlichkeit einer solchen Lösung zu optimieren. Vor die Wahlalternative gestellt, zwischen einer realen Bezie-

hung (zu einem Menschen) und einer süchtigen Handlung, entscheidet sich dann der Süchtige auch immer für den „Suchtstoff“.

Was den Menschen eigentlich gegenüber dem Naturding und dem Tier auszeichnet ist „Geist“. Durch ihn wird der Mensch befreit aus rein kausalen Bezügen; er kann und muss zu seinem Leben Stellung nehmen. In der *Sucht* fällt der Mensch gleichsam in die kausalen Bezüge zurück und nimmt sich die Möglichkeit, Stellung zu seinem Leben zu nehmen. *Sucht*, die mit der Suche nach Sinn beginnt, manifestiert sich dann als mangelnder Sinn, als Sinnlosigkeitserfahrung, wenn nämlich die funktional hergestellten Beziehungen nicht mehr über ihre nicht existierende Funktionalität in Bezug auf das erstrebte Ziel hinwegtäuschen können.

Dem ist auch zu entnehmen, dass süchtige Verhaltensweisen ein partielles Moment im Insgesamt einer Lebensstrategie sind, eingebettet, aufgefangen und kompensiert durch andere Strategien. *Sucht* „hilft“ sozusagen da aus, wo Identität scheitert. Diese Vorstellung entspricht nicht dem momentan „gültigen“ Verhältnis zur *Sucht*, das mit dem Begriff *Krankheit* belegt ist und sich im Laufe des 20. Jahrhundert herausgebildet hat. Im Verständnis der Krankheit ist der Kontrollverlust das Wesensmerkmal der *Sucht*. Der „Suchtkranke“ wird zu einem sozialpolitischem Problem, da er den an ihn gestellten Anforderungen nicht mehr gerecht wird. Insofern markiert die „Erfindung“ der *Sucht* ein neues Niveau der sozialen Kontrolle, in dem sie Normverstöße pathologisch beschreibbar macht und Abweichungen als Krankheit aussondern kann. Damit wird der Versuch unternommen, einen Ausschnitt des Lebens dogmatisch als das Leben schlechthin festzuschreiben, und in einer Welt, in der zunehmend die Maßstäbe für das „richtige Leben“ verloren gehen, liefert die *Sucht* zumindest ein verlässliches Bild davon, was „falsches Leben“ ist. Somit ist *Sucht* auch immer ein normatives Konstrukt, das nur in einer Gesellschaft entstehen konnte, die das Individuum und den damit verbundenen Zwang zur verinnerlichten Selbstkontrolle zum Maß aller Dinge erhebt.

Wenn uns aber ein anthropologisches Verständnis von *Sucht* helfen kann, dass süchtiges Verhalten im Sinne einer Strategie der Identitätsbildung zu verstehen ist, dann bestätigt sich auch die Erfahrung der Suchtkrankenhilfe, nämlich dass *Sucht* als pathogenes Einzelphänomen temperierbar sein mag, das heißt bewegbar auf einem Kontinuum, aber nicht heilbar, sinngemäß einen Endpunkt auf dem Kontinuum erreichend. Dies erklärt zum einen die Tatsache, dass jede Richtung menschlichen Interesses „süchtig“ entarten kann, und zum anderen die Möglichkeit, der sich auch viele Therapeuten bedienen, die *Sucht* von einer Form in eine andere umzulagern.

Sucht ist – so begriffen – zunächst weder krank noch gesund. Süchtig ist lediglich das Verhältnis der Menschen zu dem, was sie tun. *Sucht* ist eine Beziehungsstruktur, die krank machen kann, deren Streben jedoch unverzichtbar für eine aktive Lebensgestaltung ist. Ein Mensch ist daher nicht süchtig oder nicht, sondern das, was er tut und aus welchen Gründen er es tut, kann süchtig sein oder nicht und den jeweiligen Menschen dadurch auf dem Kontinuum zwischen „gesund“ und „krank“ in die eine oder andere Richtung tendieren lassen.

Sucht kann krank machen, wenn die Versuche, Sinn herzustellen, nicht mehr funktional bleiben, nämlich als Komplement zu Identität. *Sucht* ist dann nicht mehr funktional, wenn das, was über wechselseitige Beziehung an Sinn-Suche möglich wäre, über funktionale Beziehungen erreicht werden soll, oder aber das,

was an funktionalen Beziehungsgehalten notwendig ist, nicht mehr ausreicht, sich den gestellten Anforderungen anzupassen. In jeden Fall verlangt krankhafte *Sucht* immer mehr von Demselben, um das zuvor nicht Erreichte durch eine Qualität der Quantität zu erreichen. Die Beziehungsstruktur *Sucht* macht also mehr oder weniger krank, je nachdem ob ihre Versuche im Rahmen einer gesellschaftlich *funktionalen Verhaltensweise* einlösbar sind. Funktionale Versuche sind mit der gegebenen Realität vereinbar, dysfunktionale Versuche beinhalten die Auswanderung aus dem Realitätskonzept der herrschenden Gesellschaft.

Die anthropologische Betrachtung von *Sucht* bringt uns zu folgender **Definition**: Die *Sucht* ersetzt wechselseitige Beziehungen als Sinnstifter des Lebens, und in dem Versuch, Sinn in funktionalen Beziehungen herzustellen, vernichtet sie die Möglichkeit, Sinn überhaupt zu erfahren und begnügt sich fortan mit seiner Simulation. In der *Sucht* verkehrt sich damit Glück als Folge einer Hingabe an eine Sache zu einer Absicht. So wurzelt die Ursache der *Sucht* in der Suche nach Identität, die zur Ichsucht wird, in der der Suchende verharrt. *Sucht* ist Identität als Zustand gedacht.

In der fortschreitenden Modernisierung, das will ich im Folgenden aufzeigen, treten nun die Angebote an „Identitätsideen“ (vgl. Platta 1998), an fixierten Vorstellungen von Identität als Zustand immer mehr an die Stelle von wechselseitigen Beziehungen und der Einzelne hat kaum die Möglichkeit, sich diesen Prozessen zu entziehen. In der Modernisierung wird immer mehr Überflüssiges „produziert“, das auch dankbar als „Ersatz“ für mangelndes Sinn-Erleben angenommen wird, letztlich aber dazu führt, Identität immer weniger als Prozess begreifen zu können und folglich nach immer mehr Ersatzmöglichkeiten zu verlangen. Darin besteht die Steigerungslogik der Moderne.

II. Sucht als Produkt von Identitätsarbeit in der fortschreitenden Modernisierung

Nachdem ich mich bisher in einem Querschnitt damit beschäftigt habe, was *Sucht* eigentlich ist, oder besser: was ich hier unter *Sucht* verstehe, möchte ich nun in einem Längsschnitt der Frage nachgehen, wie *Sucht*, verstanden als Beziehungsstruktur im Rahmen von Identitätsarbeit, eigentlich entsteht. In der Suchtforschung geht man inzwischen so weit, ein zu schwach ausgeprägtes Selbstwertgefühl ganz allgemein als Grundzug für die Entstehung von Suchthaltungen zu bezeichnen und *Sucht* in ihrem Kern als ein Scheitern in zentralen Problemen der Persönlichkeitsentwicklung und Ich-Werdung zu begreifen (vgl. Hildebrandt 1992, 32). Dies möchte ich hier nun präziser untersuchen.

Grundlegend im Folgenden ist die Auffassung, dass sich Identitätsarbeit mit dem Fortschreiten der Moderne verändert, und damit auch das, was *Sucht* als Komplementärstruktur zu Identität leistet. Ich will nun versuchen, diese Veränderungen systematisch in dem Kontext der *Sucht* darzustellen. Dazu arbeite ich aufeinanderfolgende Phasen der Modernisierung heraus, die sich charakteristisch durch ihre Identitätsarbeit unterscheiden. Die vorgeschlagenen Modernisierungsphasen werde ich dann jeweils in einem „Dreischritt“ durchlaufen:

1. Sucht im Kontext der charakteristischen Identitätsarbeit
2. Sport im Kontext der charakteristischen Identitätsarbeit
3. Prävention (und die darin enthaltene Rolle des Sports) im Kontext der charakteristischen Identitätsarbeit

Diese Phasen stellen sich in der Realität natürlich nicht so linear dar, wie hier vorgeschlagen. Auch lassen sie sich nicht so einfach voneinander trennen. Es gibt Übergangphasen, Phasen der Durchmischung, rückwirkende Entwicklungen etc.. Daher möchte ich hier betonen, dass die lineare Darstellung der Modernisierungsphasen und ihre Abgrenzung untereinander allein zum Zweck der Analyse geschehen.

Realitätskonstruktion und Identität

Die Wirklichkeit der Alltagswelt, also auch der *Sucht*, ist um das „Hier“ des Körpers und das „Jetzt“ seiner Gegenwart herum angeordnet. Dieses „Hier“ und „Jetzt“ ist der Punkt, von dem aus man die Welt wahrnimmt, es ist das „Realissimum“ des Bewusstseins. Die Wirklichkeit der Alltagswelt erschöpft sich jedoch nicht in so unmittelbaren Gegenwärtigkeiten, sondern umfasst Phänomene, die „hier und jetzt“ nicht gegenwärtig sind und tiefer wurzeln. D. h., die Alltagswelt wird in verschiedenen Graden von Nähe und Ferne erlebt, räumlich wie zeitlich (vgl. Berger/Luckmann 1980, 25).

In ihrer „Gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ zeigen *Luckmann/Berger* (ebd.) auf, wie eng individuelle Identität an gesellschaftliche Realitätskonstruktionen gebunden ist, die durch Sozialisation vermittelt werden.

In der *primären Sozialisation* ist Identität als objektiver Ort in einer bestimmten Welt gegeben, in der der Einzelne nicht nur Rollen und Einstellungen Anderer, sondern in ein und demselben Vorgang auch ihre Welt übernimmt. Subjektiv kann Identität nur zusammen mit dieser Welt erworben werden, da Identifizierung und Identifikation vor Horizonten stattfinden, die eine besondere soziale Welt umschließen. Eine Identität zu bekommen, heißt dann, einen bestimmten Platz in der Welt angewiesen zu erhalten und indem sich ein Kind diese Identität subjektiv aneignet, eignet es sich die Welt an, auf die diese Identität verweist. Doch es gibt auch Bestandteile der subjektiven Wirklichkeit, die nicht in der Sozialisation wurzeln. Das des eigenen Körpers Innesein ist zum Beispiel vor und unabhängig von allem, was in der Gesellschaft über ihn erlernbar ist und somit ist das subjektive Leben nicht völlig gesellschaftlich. Der Mensch erlebt sich selbst so als ein Wesen „innerhalb und außerhalb der Gesellschaft“ (ebd., 144).

Sekundäre Sozialisation ist die Internalisierung institutioneller oder in Institutionalisierung gründender „Subwelten“. Die Inhalte dessen, was in sekundärer Sozialisation gelernt wird, sind mit viel weniger subjektiver Unausweichlichkeit befrachtet als die der primären Sozialisation. Daher wird der Wirklichkeitsakzent auf Wissen, das in sekundärer Sozialisation internalisiert wird, viel leichter verwischt und der subjektive Sinn für die Wirklichkeit dieser Institutionalisierung ist flüchtiger. Es bedarf ernster Erschütterungen im Leben, bis die dichte Wirklichkeit, die in der frühen Kindheit internalisiert wird, auseinander fällt, während die Wirklichkeit, die später internalisiert wird, viel leichter zu zerstören ist. Während Wissen, das in der primären Sozialisation internalisiert wird, seinen Wirklichkeitsakzent quasi automatisch erhält, muss es in der Sekundärsozialisation durch besondere pädagogische Maßnahmen bekräftigt werden (ebd., 153).

Die primäre Sozialisation internalisiert eine Wirklichkeit, die als unausweichlich erlebt wird, und hat dann Erfolg, wenn dem Menschen der Sinn für die Unausweichlichkeit seiner Wirklichkeit mindestens so lange gegenwärtig ist, wie er an der Welt des Alltagslebens teilhat. Die subjektive Wirklichkeit sekundärer Sozialisation erreicht im Alltagsleben nicht einen minderen Gewissheits- und Wirklichkeitsstatus als die der primären Sozialisation, sondern ist lediglich weniger tief im Bewusstsein verankert und kann daher leichter entwurzelt werden (ebd., 158). Der Mensch braucht, um gewiss zu bleiben, dass er tatsächlich ist, der er zu sein glaubt, nicht nur die indirekte Gewissheit seiner Identität, die ihm auch die zufälligsten Alltagskontakte geben können, sondern die ausdrückliche und gefühlstragende Gewissheit, die ihm seine signifikant Anderen entgegenbringen (ebd., 161).

Als erfolgreiche Sozialisation sehen *Berger/Luckmann* (1980, 175) ein hohes Maß an Symmetrie von objektiver und subjektiver Wirklichkeit (und natürlich Identität) an. Demnach muss erfolglose Sozialisation als Asymmetrie zwischen objektiver und subjektiver Wirklichkeit verstanden werden. Die Sozialisation produziert bei Bedingungen einfacher Arbeitsteilung und minimaler Wissensaufsplitterung eine Identität, die gesellschaftlich prädefiniert und in hohem Maße vorprofiliert ist. Jeder Einzelne hat dann wesentlich mit demselben institutionellen Programm für sein Leben in der Gesellschaft zu tun. Die gesamte institutionelle Ordnung lastet mehr oder weniger schwer auf ihm und verleiht der internalisierten Wirklichkeit einen massiven Zwangscharakter. Identität ist dann stark profiliert als Repräsentanz der objektiven Wirklichkeit, in der sie ihren Ort hat: Jedermann ist im Wesentlichen der, der er sein soll. Identität in einer solchen Gesellschaft ist subjektiv und objektiv leicht erkennbar, da jeder weiß, wer jeder andere und wer er selbst ist. Daher gibt es

kein Identitätsproblem in dem Sinn, dass das Bewusstsein kaum je die Frage stellt: „Wer bin ich?“ Das muss allerdings keineswegs bedeuten, dass das Individuum sich in seiner Identität glücklich fühlt.

Eine differenzierte Verteilung des Wissens in einer komplexen Gesellschaft kann Sozialisation misslingen lassen, wenn verschiedenartige Andere verschiedenartige objektive Wirklichkeiten vermitteln. „Erfolgreiche Sozialisation kann die Folge von Widersprüchen sein, in die das sozialisierende ‚Personal‘ verwickelt wird“ (ebd., 179). Erfolgreiche Sozialisation kann aber auch das Ergebnis widersprüchlicher Weltvermittlung durch signifikant Andere in der Primärsozialisation sein, da, sobald die Aufteilung des Wissens komplizierter geworden ist, widersprüchliche Welten erreichbar sind und durch signifikant Andere, die verschiedenen Welten angehören, vermittelt werden können (ebd., 180).

Besonders wichtig wird im folgenden Zusammenhang die Aussage sein, dass Identität ein Phänomen ist, das durch die Dialektik von Individuum und Gesellschaft entsteht (ebd., 186). Identität wird in gesellschaftlichen Prozessen geformt und ist natürlich ein Schlüssel zur subjektiven Wirklichkeit, und wie alle subjektive Wirklichkeit steht sie in dialektischer Beziehung zur Gesellschaft. Einmal geformt, so wird sie wiederum durch gesellschaftliche Prozesse bewahrt, verändert oder sogar neu geformt, die durch die Gesellschaftsstruktur determiniert sind. Umgekehrt reagiert Identität auf die vorhandene Struktur, bewahrt sie, verändert sie oder formt sie sogar neu. Da Gesellschaft eine Geschichte hat, in deren Verlauf eine spezifische Identität entsteht und die von Menschen mit spezifischen Identitäten gemacht wird, erzeugen die historischen Gesellschaftsstrukturen Identitätstypen, die im individuellen Fall erkennbar sind. „Identitätstypen erscheinen also im Alltagsleben, und ihre Unterschiede können von normalen Menschen mit normalem Alltagsverstand verifiziert – oder widerlegt – werden“ (ebd., 185).

Daher sind die Theorien zur Identität in eine allgemeine Interpretation der Wirklichkeit eingebettet, denn schließlich wäre Identität unverständlich, wenn sie nicht ihren Ort in der Welt hätte (ebd., 186). Und um den Ort von Identität in der Welt soll es nun gehen – und wie dieser Ort im Wandel begriffen ist. Wenn ich im Folgenden nun Stufen der Modernisierung bezeichne, dann sind diese Bezeichnungen Orte, die durch den besonderen Typus von Identität, den sie hervorbringen, gekennzeichnet sind. Stufen der Modernisierung will ich also an den Bedingungen festmachen, unter denen Identität je spezifisch erworben wird und denen dann je spezifisch eine veränderte Funktion der *Sucht* zugeordnet werden kann.

Pathogenese der Sucht in der frühen Moderne

Das, was uns heute als stoffgebundene Sucht – im medizinischen Sinne – begegnet, ist vorwiegend in der Neuzeit entstanden, d.h. in der Zeit des 15./16. Jahrhunderts, verstärkt während der Industrialisierung und nochmals akzentuiert im Anschluss an den 2. Weltkrieg (vgl. Ladewig 1998, 9).

Nach *Ladewig* (ebd., 23/24) sind in den letzten 200 Jahren Definitionen gewohnheitsmäßigen Trinkens im Zuge der zunehmenden gedanklichen Auseinandersetzung mit Geisteskrankheit und Devianz formuliert worden und damit ein medizinisches Modell der Geisteskrankheit. Die Behandlung ist in speziell geschaffenen Anstalten in Form einer Therapie (die medizinische Behandlung eben) möglich geworden. Therapie ist im 19. Jahrhundert aber vor allem moralische Behandlung gewesen. Vom „Geisteskranken“ ist Selbst-

beherrschung erwartet worden. „Süchtige“ Menschen sind insofern „verrückt“ gewesen, als dass sie die Kontrolle über ihr Verhalten verloren gehabt haben. Weil die Vorstellung von Sucht als Phänomen krankhaften Kontrollverlustes nicht nur dem Alkoholiker oder dem Opiatsüchtigen plausibel gewesen ist, ist der Süchtige auch zum Mahnmal aller potentiellen Verfehlungen der Trieb-, Gefühls- und Wertewelt geworden.

Die Ausbreitung stoffgebundener Abhängigkeiten ist entscheidend durch die Beschaffungsmöglichkeiten zustande gekommen, und so sind nach dem 2. Weltkrieg besonders Ärzte und deren Angehörigen betroffen gewesen. Außerdem hat man in den beiden Weltkriegen die Gefahren der Opiumsverabreichung nicht erkannt, so dass man sich nach den Kriegen zunächst einer großen Zahl opiatabhängiger Kriegversehrter gegenüber gesehen hat, die dann aber bald rückläufig gewesen ist (ebd.).

Was ich nun hier als *frühe Moderne* bezeichnen möchte, ist eigentlich nicht Gegenstand der Analyse, sondern markiert einen nicht genauer bestimmten Zeitraum, bevor eine individualistisch ausgerichtete Identität zum beherrschenden Modell alltagsrelevanter Verhaltensweisen geworden ist. Die Analyse der „Sucht als Beziehungsstruktur“ setzt daher in etwa nach dem 2. Weltkrieg an.

In einer tendenziellen Abgrenzung zu den nachfolgenden Modernisierungsphasen bekommt der Einzelne in der frühen Moderne seine Identität zugewiesen. D. h. man weiß, wer man ist und was von einem als männlichem oder weiblichem Mitglied einer Gesellschaftsklasse erwartet wird. Die Passungsfrage zwischen äußeren Anforderungen und subjektiven Anforderungen wird durch eindeutige und vom Subjekt in der Regel nicht einfach hintergehbare Normen gelöst. Identität ist hier also ein gesichertes Gut, solange man sich innerhalb gesellschaftlich akzeptierter Bahnen bewegt. Individuelle Identität bildet daher keinen zentralen Wert.

In der frühen Moderne weist daher auch all das, was man mit dem Begriff „Sucht“ belegt, in erster Linie einen Charakter auf, der durch die Wirkungsweise psychoaktiver Substanzen bestimmt ist und sich in seiner Form als Rausch äußert. Die *Sucht* hat hier noch keine gesellschaftliche Funktion, weil sie sich nicht im Zusammenhang mit Identitätsbedürfnissen artikuliert (also *Sucht* im Sinne der Beziehungsstruktur) und muss daher als „abweichendes Verhalten“ ausgesondert werden.

Dementsprechend kann man auch nicht von Präventionsbemühungen sprechen. Alles, was man funktional dem Begriff der Prävention gleichstellen könnte, ist durch die Ausgrenzung des Verhaltens, auf das man sich bezieht, charakterisiert. Damit stellt die „Prävention“ deutlich heraus, dass „süchtiges Verhalten“ als nicht zur Gesellschaft zugehörig betrachtet wird. Süchtiges Verhalten als „abweichend“ bezieht sich somit auch nicht auf gesellschaftliche Verhältnisse, sondern ist im wörtlichen Sinn „verrückt“, oder auch „daneben“, also neben der Gesellschaft stehend. Erst mit der Präventionsarbeit der nachfolgenden Modernisierungsphase wird süchtiges Verhalten vergesellschaftet.

Sucht im Sinne der Beziehungsstruktur ergibt sich in der frühen Moderne nur für Individuen, deren Identitätsbedürfnisse als Mitglieder von Randgruppen nicht innerhalb der Gesellschaft eingelöst werden. Durch ihren Ausschluss aus der Gesellschaft erlangt die dadurch gewonnene individuelle Identität erst den Status eines zentralen Wertes, während gleichzeitig ihr Verhalten als „krank“ ausgesondert werden kann.

Damit es überhaupt *Sucht* im Sinne eines individuellen „Problems“ (ein Problem zeichnet sich als solches ja immer durch seine potentielle „Bearbeitbarkeit“ aus) geben kann, müssen nämlich bestimmte gesellschaftliche Voraussetzungen geschaffen sein, wozu insbesondere diejenigen Strukturmomente gehören, die

erst beim Übergang in die Neuzeit den Rang unhinterfragbarer „letzter Werte“ erlangt haben, insbesondere solche strukturellen „Selbst-Verständlichkeiten“ wie ein neuer Begriff von Rationalität, der nichtrationale Elemente des Menschseins, wie Ekstase und Rausch ausschließt, und damit auch ein neuer Begriff des Menschseins mit all seinen neuen Anforderungen an den Einzelnen: rationale Berechnen-, Kontrollier- und Beherrschbarkeit des Subjekts etc. (vgl. Niebling 1997, 109). Mit der *organisierten Moderne* werden diese Anforderungen dann nicht nur von „außen“ an das Individuum herangetragen, sondern sie drängen sich zunehmend auch von „innen“ als Anspruch auf, sich als einmaliges Wesen selbst konstruieren zu können.

1. Anthropogenese der Sucht: Idealisierte Identität in der organisierten Moderne

Wandlung der Wir-Ich-Balance: Die Gesellschaft der Individuen

Die *Ich-Wir-Identität* bildet einen integralen Bestandteil des sozialen Habitus eines Menschen und ist als solcher der Individualisierung zugänglich. Diese Identität repräsentiert nach *Norbert Elias* (1987, 246/247) die Antwort auf die Frage, wer man ist, und zwar als soziales Wesen und als individuelles Wesen zugleich. Ohne *Wir-Identität* gibt es keine *Ich-Identität*, nur die Gewichte der *Ich-Wir-Balance*, die Muster der *Ich-Wir-Beziehung* sind wandelbar. Wenn es keine anderen Menschen gäbe, könnte man sich nicht als Individuum von anderen Menschen unterscheiden.

Die Balance zwischen *Wir-* und *Ich-Identität* hat seit dem europäischen Mittelalter einen merklichen Wandel erfahren, den *Elias* (ebd., 262 ff.) aufs Knappste in folgender Weise kennzeichnet: Früher hat in der Balance von *Wir-* und *Ich-Identität* das Schwergewicht in höherem Maße auf dem „*Wir*“ gelegen. Von der Renaissance ab verlagert sich allmählich das Schwergewicht der Balance mehr und mehr auf die *Ich-Identität* und es häufen sich die Fälle von Menschen, bei denen die *Wir-Identität* so abgeschwächt ist, dass sie sich selbst als *wir-lose* Ich erscheinen. Während zuvor Menschen, sei es von Geburt, sei es von einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens an, für immer einer bestimmten Gruppe zugehören, so dass ihre *Ich-Identität* permanent an ihre *Wir-Identität* gebunden ist und vielfach von ihr überschattet wird, schwingt im Laufe der Zeit der Pendelschlag der Balance in recht extremer Form zur anderen Seite aus: Die *Wir-Identität* der Personen, die zwar immer vorhanden bleibt, wird im Bewusstsein der Menschen nun oft durch die *Ich-Identität* völlig überschattet oder verdeckt und das vereinzelt Ich tritt aus seiner Überschattung durch gesellschaftliche Verbände heraus. Als *Descartes* seinen berühmten Satz „*Cogito, ergo sum*“ niederschreibt, kann er beim Denken alle *Wir-Bezüge* seiner Person vergessen und war ist Pionier einer wachsenden Akzentverlagerung im Selbstbild der Menschen, von der verbreiteten Überlagerung der *Ich-* durch die *Wir-Identität* zur Überlagerung der *Wir-* durch die *Ich-Identität*. Der einzelne Denker erlebt sich selbst und damit sein eigenes Denken, seine „*Vernunft*“ als das einzig Reale und Unbezweifelbare. Diese Form der *Ich-Identität*, das Erleben der eigenen Person als ein *wirloses* Ich, hat sich nach *Elias* (ebd., 265) seitdem sehr verbreitet und vertieft. Letztlich hat die Veränderung der *Wir-Ich-Balance* dazu geführt, dass immer mehr Menschen aus ihren angestammten Lebensbezügen gerissen wurden (vgl. Digel 1989, 72).

Der Vorstellung des wirlosen Ichs liegt ein Erlebnis zugrunde, das auf der einen Seite den Konflikt zwischen dem natürlichen menschlichen Bedürfnis nach einer Gefühlsbejahung der eigenen Person durch andere Menschen und anderer Menschen durch sich selbst und auf der anderen Seite die Furcht vor der Erfüllung dieses Bedürfnisses und dem Widerstand gegen sie bereithält. *Elias* (1987, 269) bezeichnet das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, als die stärkste Verdichtung dieses natürliche und menschlichen Verlangens, das auch die Form des Gebens und Findens von Freundschaft haben kann. Welche Gestalt dieses Bedürfnis im einzelnen auch immer annimmt, das Gefühlsverlangen nach menschlicher Gesellschaft, nach einem Geben und Nehmen in affektiven Beziehungen zu anderen Menschen, gehört nach *Elias* (ebd.) zu den elementaren Bedingungen der menschlichen Existenz. Doch woran die Träger des Menschenbildes der wirlosen Iche zu leiden scheinen, ist der Konflikt zwischen dem Verlangen nach Gefühlsbeziehungen zu anderen Menschen und dem eigenen Unvermögen, diesem Verlangen Genüge zu tun. Denn je größer im Zuge der Gesellschaftsentwicklung der Spielraum für Verschiedenheiten der im Gedächtnis der Einzelnen eingravierten Lebenserfahrungen wird, um so größer wird die Chance der Individualisierung und um so kleiner die Wahrscheinlichkeit gegenseitiger Bejahung (ebd., 250).

Da die Menschen nicht an das Denken in sozialen Prozessen gewöhnt sind, nehmen sie die zunehmende Verdichtung des Netzwerkes der Interdependenzen zwischen den Staaten im Laufe des 20. Jahrhunderts nur in sehr begrenztem Maße und sehr ungenau wahr. In der rapide wachsenden Integration der Menschheit vollzieht sich die Verringerung der Distanzen stillschweigend und drängt sich noch nicht als ein globaler Interaktionsprozess der Erfahrungen der Menschen auf (ebd., 219). So bleiben die sozialen Persönlichkeitsstrukturen der einzelnen Menschen, darunter auch die Wir- und Ich-Bilder, relativ dauerhaft und zäh und widersetzen sich all den mannigfaltigen Neuerungen, die der Übergang auf eine neue Integrationsstufe mit sich bringt (ebd., 285).

1. 1 Identität als individualistisches Konstrukt

Identität als Problem

Der ursprüngliche Identitätsbegriff beinhaltet also nicht nur die personale Seite der Identität, die als Ausdruck von Einzigartigkeit und biographischer Einmaligkeit häufig als alleiniger Aspekt von Identitätsbildung aufgefasst wird. Die soziale Seite von Identität, die das Zugehörigkeitsgefühl und die Selbstverortung des Individuums in einer sozialen Gruppe bzw. einem sozialen Kontext meint, gerät bei der Analyse von Identitätsbildungsprozessen häufig aus dem Blick. Identitätsbildung verlangt ein permanentes Ausbalancieren beider Seiten, um sich als einzigartig und in sozialer Verbundenheit zur eigenen Lebenswelt realistisch einzuschätzen und zu verorten (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 76).

Die Suche nach Identität als krisenhafte Herausforderung an das Subjekt ist insofern eine durch und durch moderne Frage, als nicht eine gesicherte Identität ausgehebelt wird, sondern das Subjekt mit seiner Identitätskrise konfrontiert ist. Identität „wurde“ zu keiner Zeit ein Problem, sondern gleichsam als Problem geboren. Sie kann nur als Problem selbst existieren, als das Bemühen, der Verunsicherung darüber, wo man

sich einordnen soll, zu entkommen. Identität hat deshalb von allem Anfang an Arbeitscharakter und lebt von einem Subjekt, das sich aktiv um seine Selbst- und Weltverhältnis zu kümmern hat. Es entwirft und konstruiert sich seine Selbstverortung, und es bedarf der Zustimmung der anderen zu seinen Entwürfen und Konstruktionen (vgl. Keupp u.a. 2002, 26/27 u. Beyer 2000, 136).

Identität bildet sozusagen ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren und äußeren Welt, insofern es darum geht, eine Passung zwischen dem subjektiven „Innen“ und dem gesellschaftlichen „Außen“ herzustellen. Bei Identität handelt es sich also um eine individuelle soziale Verortung, eine universelle Anforderungssituation als anthropologische Grundaufgabe des Menschen (vgl. Keupp u.a. 2002, 28). Das, was ich hier als *organisierte Moderne* gegenüber früheren Modernisierungsphasen abheben will, zeichnet sich dadurch aus, dass sich nun jeder als jemand zu erfahren hat, der noch nie da war. Demnach haben nicht nur Menschen mit Essstörungen und anderen der *Sucht* verdächtigen Verhaltensweisen Identitätsprobleme, sondern Identitätsentwicklung ist – mit der Entstehung der Moderne – zu einer gesellschaftlichen Notwendigkeit und permanenten Aufgabe des Einzelnen geworden (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 78).

1. 1. 1 Ich-Identität: Die Vorstellung über ein Individuum

Die Frage nach der Identität stellen, heißt fragen: Wer bin ich? Wer will ich sein? Was für ein Mensch will ich sein? Es ist die Frage nach der Einzigartigkeit eines Menschen, der erst durch diese Frage zum bewussten Individuum wird. „Vielfach wurde und wird Identität mit den Inhalten möglicher Antworten auf diese Fragen gleichgesetzt, und zwar sowohl in identitätstheoretischen Ansätzen wie auch im alltagsweltlichen Selbstverständnis“ (Nunner-Winkler 1990, 674).

In der humanistischen Psychologie spricht man von einem „wahren Selbst“ oder einem „wahren Zentrum“, das es zu erkennen gilt und nach dem man sein Leben einrichten soll. Dem liegt die Auffassung zugrunde, dass es bei der Identitätssuche nur darum gehe, die eigenen Wesensmerkmale aufzuspüren und sie zur Entfaltung zu bringen. In einem engeren psychologischen Sinn ist Identität aber die einzigartige Persönlichkeitsstruktur, verbunden mit dem Bild, das andere von dieser Persönlichkeitsstruktur haben. Für das Verständnis von Entwicklung im Jugendalter ist aber noch eine dritte Komponente wichtig, nämlich das eigene Verständnis für die Identität, die Selbsterkenntnis und der Sinn für das, was man ist, bzw. sein will (vgl. Oerter/Dreher 1998, 346).

Alle Identitätsbeschreibungen werden von Grundbemühungen des Individuums bestimmt, nämlich dem Versuch, sich selbst zu erkennen und dem Bestreben, sich selbst zu gestalten, an sich zu arbeiten, sich zu formen. „Damit sind Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung die beiden Prozesse, die Identitätsentwicklung vorantreiben“ (ebd., 348).

Erfassung des Identitätsbegriffs

Die Hinwendung zu Fragen der Interaktion zwischen Ich und Gesellschaft verdankt die Entwicklungspsychologie im Wesentlichen der Arbeit von *Erik Erikson* (vgl. Miller 1993, 153). An ihm kommt niemand vorbei,

der sich aus sozialpsychologischer Perspektive mit der Frage von Identitätskonstruktionen beschäftigt, denn er hat ein Konzept vorgelegt, das eingängig den komplexen Prozess der Selbstverortung von Menschen in ihrer sozialen Welt erfasst (vgl. Keupp u.a. 2002, 25/26).

Erikson (2000, 13) bezeichnet *Identität* als individuelles Zentrum organisierter Erfahrungen und vernünftigen Planens. Der Begriff „Identität“ drückt insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfasst. *Erikson* (ebd., 17) definiert *Identität* als ein Grundgefühl, nämlich das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, einer Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität aufrechtzuerhalten, also das Ich im psychologischen Sinne. Das Kernproblem der Identität besteht daher in der Fähigkeit des Ichs, angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrecht zu erhalten. Dieses Selbstgefühl wächst sich schließlich zu der Überzeugung aus, dass man auf eine erreichbare Zukunft zuschreitet, dass man sich zu einer bestimmten Persönlichkeit innerhalb einer nunmehr verstandenen sozialen Wirklichkeit entwickelt. In dem gesellschaftlichen Dschungel menschlicher Existenz gibt es kein Lebensgefühl ohne dieses Gefühl der Ich-Identität. Identität wird also als ein Konstrukt entworfen, mit dem das subjektive Vertrauen in die eigene Kompetenz zur Wahrung von Kontinuität und Kohärenz formuliert wird (vgl. Keupp u.a. 2002, 29).

Erikson versteht unter Identitätsfindung generell die ständige Auseinandersetzung zwischen einem Individuum und seiner Umwelt. Ohne den sozialen Bezug wäre Identität undenkbar, die sich durch subjektiv bedeutsame Erfahrungen ergibt, die sich das Individuum größtenteils von außen zuschreibt und mit denen es seine Selbstauffassung definiert (vgl. Endrikat 2001, 19). *Erikson* spricht vor dem Hintergrund des psychoanalytischen Modells meist von *Ich-Identität* im Sinne eines subjektiven Empfindens. Dieser Begriff soll nicht nur ausdrücken, dass die Identitätsbildung eine Ich-Leistung ist, sondern dass Ich-Identität durch die entscheidende Tatsache ihrer Bewusstheit charakterisiert ist (vgl. Ziehe 1975, 210). *Ulrich Aufmut* (1988, 114) spezifiziert unter dem Obergriff *Ich-Identität* denn auch vier Ich-Bedürfnisse bzw. Ich-Empfindungen, die die emotionale Befindlichkeit in den Mittelpunkt rücken:

1. Das Bedürfnis nach *Selbstklarheit*, das dann erfüllt ist, wenn man weitgehend Klarheit in Bezug auf seine Gefühle, seine Interessen und seine Lebensziele hat.
2. Das Bedürfnis nach innerer *Einheit*, welches in dem Wunsch zum Ausdruck kommt, die eigene Person als ein geordnetes und widerspruchsfreies Ganzes zu erleben.
3. Das Bedürfnis nach *Sinnhaftigkeit* des eigenen Daseins, das, in eine höhere Ordnung eingebettet, allem, was uns zustößt, einen Sinn verleiht.
4. Das Bedürfnis nach *Individualität* und *Einzigartigkeit*, das sich auf den Wunsch bezieht, ein unverwechselbares Wesen zu sein und sich wohl und sicher zu fühlen in der eigenen Art.

Wenn diese vier Ich-Erfahrungen in Frage gestellt sind, kommt die seelische Befindlichkeit des sicheren und glückhaften In-sich-selbst-Seins, durch die sich Identität subjektiv äußert, nicht zustande. Stattdessen wird das Ich-Erleben geprägt von der peinigenden Empfindung, das „wahre Selbst“ nicht verwirklicht zu haben, nicht „bei sich angekommen“ zu sein. Das Ich wird dann zum steten Problem. Das Selbstwertgefühl wird beherrscht von Empfindungen des Mangels an „Ich“.

Schließlich ist, wo Ich-Identität in Frage gestellt ist, auch das Problem des Daseinssinns in einer ständigen und beunruhigenden Weise akut. Wenn Sinngewissheit fehlt, taucht immer wieder die Frage auf, wohin man gehört, und es stellen sich Zeiten niederdrückender Orientierungslosigkeit ein. Wenn der Verlauf des Daseins immer wieder zur Debatte steht, das Leben nicht „von selbst“ läuft, entbehrt das Lebensempfinden des grundsätzlichen Modus der Selbstverständlichkeit, und Sinnlücken, erlebt als qualvolle innere Leere, unterbrechen häufig den Fluss der Existenz. Sinngewissheit bildet daher ein Hauptkriterium von intakter Identität. Das fundamentale und unreflektierte Sinnempfinden einer gelungenen Identität nährt sich aus einer Vielzahl von Sinnbezügen, die zusammen ein stabiles Fundament der Sinngewissheit ergeben. „Ein fundamentales Gefühl von Orientierung und Sinnhaftigkeit gewinnen wir im Normalfall zunächst dadurch, dass wir jenen Lebenspfad beschreiten, der in unserer Gesellschaft als der ‚richtige‘ Lebenslauf gilt“ (ebd., 123). Eine nonkonformistische Daseinsweise hat nämlich den Preis, dass Sinn und Richtung des Lebens immer wieder in Frage stehen und immer wieder neu errungen werden müssen. Da die Stabilität der Identität am einmal erreichten Festigkeitsgrad ihrer Struktur gemessen wird, können Divergenzen dann nur noch als zu vermeidende Bedrohungen gesehen werden: „Soziale Ordnung stabilisiert, Widerspruchserfahrungen diffundieren Identität“ (Ziehe 1975, 211).

Identität im Entwicklungsmodell: Psychosoziale Identität im Jugendalter

Die psychosoziale Entwicklungstheorie von *Erikson* verbindet die Idee der Entwicklung im Lebenszyklus mit jener Thematik, die im Jugendalter zum Fokus der Persönlichkeitsentwicklung wird: der Aufbau von Ich-Identität. Der Gewinn von Identität, das Generalthema von *Eriksons* Theorie der Persönlichkeitsentwicklung, beruht für ihn auf der Bewältigung von Anforderungen, die aus der Einbettung des Individuums in eine Sozialordnung resultiert (vgl. Oerter/Dreher 1998, 322).

Erikson baut auf das Entwicklungsmodell von *Sigmund Freud* auf und gliedert den Lebenslauf in acht Hauptstadien auf, die er alle als spezifische Konflikte charakterisiert. In acht psychosozialen Phasen umspannt er den gesamten Lebenszyklus und macht die Entwicklung der Identität zum zentralen Thema. Dabei entwickelt *Erikson* den grundlegenden Standpunkt, dass Entwicklung ein lebenslanger Prozess ist (vgl. Miller 1993, 168).

Die Phasen, zu deren Vereinfachung ich an dieser Stelle die Darstellung von *Patricia Miller* (1993) auswähle, ergeben sich aus acht Krisen oder Kernproblemen, die durch die körperliche Reifung und die Anforderungen der Gesellschaft erzeugt werden. Jede Krise ist in einer spezifischen Phase des Lebenszyklus bestimmend, bleibt aber in irgendeiner Form über die gesamte Entwicklung hinweg präsent. Die körperliche Reifung, die dem Kind zu neuen Fertigkeiten verhilft und ihm neue Möglichkeiten eröffnet, hat in psychosozialer Hinsicht sowohl individuelle als auch soziale Auswirkungen und erhöht insgesamt die gesellschaftlichen Anforderungen an das Individuum.

Erikson beschreibt jede Krise als eine Dimension mit potentiell positiven und negativen Ergebnissen, die im Idealfall innerhalb dieser Dimensionen ein günstiges Verhältnis entwickeln, so dass die positiven Aspekte gegenüber den negativen überwiegen. Jede Phase fügt allen nachfolgenden Phasen etwas Spezifisches hinzu und arrangiert alle früheren neu, so dass nicht befriedigend gelöste Krise auch später im Leben noch

ausgetragen werden müssen. Nun behauptet *Erikson*, dass ein wesentlicher Topos des menschlichen Lebens das Streben nach Identität ist, womit er ein bewusstes Gefühl der individuellen Identität meint, ein unbewusstes Streben nach einer Kontinuität des persönlichen Charakters. Wenn, bezogen auf *Eriksons* Phasenmodell, alles gut geht, wird das Gefühl des Einzelnen für seine Identität am Ende einer jeden Phase auf einer neuen Ebene bestätigt, wobei sich die Identität von einer Phase zur nächsten wandelt und frühere Formen der Identität spätere beeinflussen (ebd., 156 ff.).

Die Kerngedanken der gesamten Entwicklungskonzeption fusionieren in der Aufgabe, die *Erikson* explizit der Adoleszenz zuweist und formal als Integrationsleistung bezeichnet, die erbracht werden muss. Diese Aufgabe betrifft zum einen die Integration psychosexueller und psychosozialer Veränderungen, und zum anderen ist der Jugendliche mit der komplexen Anforderung konfrontiert, sich in der Erwachsenenwelt zu orientieren, seine eigenen Werte und Position innerhalb der Gesellschaft zu finden. „Zur Bewältigung dieser Aufgaben bedarf es der Entwicklung von Ich-Identität, d.h. des Aufbaus eines Konzeptes zur Selbstkonsistenz“ (Oerter/Dreher 1998, 324).

Der Jugendliche hat also Facetten in Hinblick auf sein Geschlecht, seine Familienherkunft, auf eine Religion, moralische Werte, Bildungs- und Berufaspirationen und entsprechende eigene Fähigkeiten aufzubauen, und diese verschiedenen Facetten in ein konsistentes persönliches Selbstbild zu integrieren, das seine persönliche Identität ausmacht. *Erikson* nimmt an, dass, wenn der Jugendliche an dieser Aufgabe scheitert, dies in einer Rollendiffusion resultiert, die durch Unverträglichkeiten und Unausgewogenheiten zwischen Haltungen und Werten, durch Instabilität von Zielen, häufiger zu oberflächlichen und unstabilen Engagements und nicht selten zu abweichendem Verhalten wie Drogengebrauch und Delinquenz führt (vgl. Montada 1998, 65).

So geht es in der 5. Phase des psychosozialen Entwicklungsmodells (Identität und Ablehnung versus Identitätsdiffusion), die der Adoleszenz zugeordnet wird, im Wesentlichen darum, die verschiedenen aus der Kindheit übernommenen Identifikationen in eine vollständigere Identität zu integrieren. Gelingt dies nicht, droht eine Identitätsdiffusion und die Persönlichkeit zersplittert, da es ihr an innerem Zusammenhalt fehlt. Wenn in der 5. Phase eine einigermaßen gut integrierte Identität ausgebildet worden ist, dann ist Intimität mit anderen Menschen möglich, die Aufgabe der 6. Phase und das „Überthema“ des frühen Erwachsenenalters, in der sich die persönliche Identität sozusagen „verankert“ (vgl. Miller 1993, 164/165).

Erikson (2000, 144) bezeichnet die Adoleszenz als eine normative Krise, in der vermehrt Konflikte hervortreten. „Der wachsende und sich entwickelnde Jugendliche ist nun, angesichts der physischen Revolution in ihm, in erster Linie damit beschäftigt, seine soziale Rolle zu festigen“ (Erikson 2000, 106). Zur Adoleszenz gehört sowohl ein feines, wiewohl auch flüchtiges Daseinsgefühl, wie manchmal auch ein leidenschaftliches Interesse an ideologischen Werten aller Art (vgl. Erikson 1988, 96). *Zimmermann* (1999, 57) strebt hier sogar einen Vergleich mit einem Rauschzustand an, aus dem die totale Disposition herrührt, sich verführen zu lassen, weil etwas weggegangen ist, aus den Muskeln zum Beispiel die Haltekraft. Alte Kräfte, führende Kräfte haben den jungen Menschen verlassen und, da das Ich noch nicht da ist, kommt es zu einer „Zwischenzeit“, einem Vakuum, wo alles hineinkommt oder kommen kann und das gefüllt werden muss.

Besonders im letzten Stadium seiner Identitätsbildung leidet der Jugendliche oft schwerer denn je zuvor (und jemals danach) an einer Rollendiffusion, und diese Diffusion macht manchen Jugendlichen wehrloser gegen latente krankhafte Störungen. Manches an dieser scheinbaren Diffusion muss demnach als „soziales Spiel“ gewertet werden, als ein „Experimentieren mit Erfahrungen, die auf diese Weise besser der Ichkontrolle unterstellt werden können“ (Erikson 2000, 145/146).

Zieht sich der Prozess der Identitätsbildung in die Länge (was gelegentlich ein schöpferischer Gewinn sein kann), dauert auch die Beschäftigung mit dem „Selbst-Bildnis“ an, denn man ist sich seiner Identität am bewusstesten, wenn man sich eben erst zu gewinnen im Begriff steht und gewissermaßen überrascht seine eigene Bekanntheit macht. Und dieses Gefühl entsteht nach *Erikson* (ebd., 147), wenn man gerade auf eine Krise zusteuert und das peinliche Erlebnis der Identitätsdiffusion hat.

Das sich bildende Identitätsgefühl wird vorbewusst als psychosoziales Wohlbefinden erlebt, dessen erkennbarster Begleitumstand das Gefühl ist, Herr seines Körpers zu sein, zu wissen, dass man „auf dem rechten Weg ist“, und die innere Gewissheit, der Anerkennung derer, auf die es ankommt, sicher sein zu dürfen. Dieses Gefühl wird aber immer wieder verloren und muss neu erworben werden, obwohl sich in der späteren Adoleszenz dauerhaftere und sparsamere Methoden entwickeln und festigen, mit denen das Identitätsgefühl aufrechterhalten und wiedergewonnen werden kann (ebd., 148).

So ist das Thema „Identität“ am Ende der Adoleszenz *phasen-spezifisch*, d.h. das Identitätsproblem muss an dieser Stelle seine Integration als relativ konfliktfreier psychosozialer Kompromiss finden, oder es bleibt unerledigt und konfliktbelastet (ebd., 149). Die Nachwirkungen einer ohne positives Ergebnis erledigten Entwicklungsaufgabe „Identität“ sind für das Erwachsenenalter als derart entstandene, lebenslange Hypothek erheblich (vgl. Keupp u.a. 2002, 78).

Die Adoleszenz und die sich immer mehr in die Länge ziehende Ausbildungszeit der späteren Schul- und Hochschul-Jahre bezeichnet *Erikson* (1988, 98) als psychosoziales Moratorium, als eine Periode sexueller und kognitiver Reifung und gleichzeitig als ein sanktionierter Aufschub endgültiger Verpflichtungen. Dieses Moratorium erlaubt relative Ellenbogenfreiheit für Rollenexperimente und diese sind für eine adaptive Selbsterneuerung der Gesellschaft wichtig. Mit „Moratorium“ meint *Erikson* eine Aufschubperiode, die jemandem zugestimmt wird, der noch nicht bereit ist, eine Verpflichtung zu übernehmen, oder die jemandem aufgezwungen wird, der sich selbst Zeit zubilligen sollte (vgl. Oerter/Dreher 1998, 324). Die Phase der Adoleszenz ist also nach *Erikson* (2000, 137 ff.) ein psychosoziales Moratorium, während dessen sich Menschen durch freies Rollen-Experimentieren in irgendeinem der Sektoren der Gesellschaft ihren Platz suchen, eine Nische, die fest umrissen und doch wie einzig für sie gemacht ist und wodurch der junge Erwachsene das sichere Gefühl innerer und sozialer Kontinuität gewinnt. Das Ende der Adoleszenz ist dann das Stadium einer sichtbaren Identitätskrise. Das heißt aber nicht, dass die Identitätsbildung mit der Adoleszenz beginne oder ende. Identität ist vielmehr eine lebenslange Entwicklung, die für das Individuum und seine Gesellschaft weitgehend unbewusst erfolgt.

Zusammengefasst bezeichnet *Erikson* (1988, 97) den Prozess der Identitätsbildung als eine sich entwickelnde Konfiguration, die allmählich konstitutionelle Gegebenheiten, höchst persönliche Bedürfnisse,

bevorzugte Fähigkeiten, wichtige Identifikationen, wirksame Abwehren, erfolgreiche Sublimierungen und konsequente Rollen integriert, was aber nur aus einer wechselseitigen Anpassung individueller Potentiale, technischer Weltansichten und religiöser oder politischer Ideologien hervorgehen kann. Die Ich-Identität entwickelt sich aus einer gestuften Integration aller Identifikationen; aber es gilt, dass das Ganze eine andere Qualität hat als die Summe seiner Teile (vgl. Erikson 2000, 108).

Identitätsdiffusion: Beschreibung der Abweichung

Den Verlust von Identität bezeichnet *Erikson* mit dem Begriff „Identitätskrise“ (vgl. Miller 1993, 158). Die „Entfaltung“ oder auch Entwicklung des Menschen erfolgt nach *Erikson* ja im Prozess der Reifung über eine Reihe psychosozialer „Krisen“, die den Übergang von einem Niveau zum nächsten kennzeichnen. Wenn es nicht gelingt, die stadien-typischen Krisen zu bewältigen, endet das in bleibenden Persönlichkeitsstörungen (vgl. Montada 1998, 64).

Für die Identitätsbildung als Entwicklungsaufgabe der Adoleszenz unterscheidet *Erikson* (2000, 112) die beiden Pole der Identität und der Identitätsdiffusion. Identitätsdiffusion ist sozusagen die negative Lösung der Entwicklungsstufe der Identität und dadurch gekennzeichnet, dass das Leben nirgends „zu fassen“ ist, und existiert nur deshalb, weil die Identität selbst „gemacht“ werden muss. Die Entwicklung einer gesunden Persönlichkeit ist demnach auf einen gewissen Grad von freier Wahl, die Hoffnung auf eine individuelle Chance und den Glauben an freie Selbstbestimmung gegründet. In diesem Spannungsfeld müssen die Jugendlichen eine individuelle Lösung entwickeln, womit die Spannung aber noch nicht beseitigt ist. *Erikson* betont, dass die negativen Pole der einzelnen Schritte, im Falle der Identitätsbildung also die Identitätsdiffusion, durch das ganze Leben hindurch die dynamischen Gegenstücke der „positiven“ sind und bleiben. Identität versteht er daher als ein Kriterium relativer psychosozialer Gesundheit, Identitätsdiffusion dagegen als das korrespondierende Kriterium relativer Störung. *Erikson* geht davon aus, dass in einer normalen Entwicklung das erstere dauerhaft überwiegt, auch wenn es das zweite nie ganz verdrängen wird (vgl. Keupp u.a. 2002, 77).

Eine latente Schwäche der Identität wird besonders durch einen misslungenen Versuch einer intimen Freundschaft oder Rivalität oder auch einer sexuellen Intimität und Liebesverhältnisses enthüllt. „Wirkliches Engagement“ an andere ist nach *Erikson* (2000, 157) das Ergebnis und zugleich die Prüfung der festumrissenen Selbst-Abgrenzung. Wo diese noch fehlt, hat der junge Mensch, wenn er Formen der spielerischen Intimität in Freundschaft und Rivalität, in Flirt und in der Liebe, im Wortstreit und „Sich-Aussprechen“ erprobt, gelegentlich ein eigentümliches Gefühl von Spannung, als ob ein solches Probe-Engagement zu einer Fusion und damit zum Verlust der Identität führen könnte. „Denn wenn das sichere Gefühl der Identität fehlt, werden auch die Freundschaften und Liebesverhältnisse zu verzweifelten Versuchen, die unscharfen Risse der eigenen Identität durch narzisstisches gegenseitiges Bespiegeln herauszuarbeiten; sich verlieben bedeutet dann oft, in sein eigenes Spiegelbild hineinstolpern, wobei man sowohl sich als auch seinem Spiegel Schaden zufügt“ (ebd.). Intimität ist also erst dann möglich, nachdem ein einigermaßen sicheres Gefühl der Identität erreicht ist. Gleiches gilt für die Distanzierung, die Bereitschaft, Einflüsse und Menschen von sich fernzuhalten, also sich selbst gegenüber dem abzugrenzen, was nicht zur Ich-Identität gehört (ebd. 114). Laut *Miller* (1993, 166) hat die von der Identitätsdiffusion geprägte Persönlichkeit nämlich weder Identitätskrise noch Engagement

jemals kennen gelernt. Sie lässt sich deshalb auch leicht von anderen beeinflussen und wechselt häufig ihre Überzeugungen.

Als Symptome der Identitätsdiffusion führt *Erikson* (ebd., 158/159) auf:

- ein schmerzhaft gesteigertes Gefühl von Vereinsamung;
- den Zerfall des Gefühls innerer Kontinuität und Gleichheit;
- die Unfähigkeit, aus irgendeiner Tätigkeit Befriedigung zu schöpfen;
- ein Gefühl, dass das Leben geschieht, statt aus eigener Initiative gelebt zu werden;
- eine radikal verkürzte Zeitperspektive und schließlich
- ein Ur-Missvertrauen.

Stellen sich diese Symptome ein, überlässt der junge Mensch es der Welt, der Gesellschaft und letzten Endes dem Psychiater, ihm den Beweis zu erbringen, dass er im psychosozialen Sinne überhaupt existiert.

Identität „organisiert“ Gesellschaft

Für *Erikson*, den *Keupp* u.a. (2002, 77) als den Identitätstheoretiker der „organisierten Moderne“ bezeichnen, ist die Frage „Wer bin ich?“ eine, die in der Jugendphase beantwortet und deren Antwort in der Erwachsenenphase gelebt werden muss. Dieses Konzept von *Erikson* ist offensichtlich unauflöslich mit dem Projekt der Moderne verbunden, da es die Identitätsthematik auf ein modernes Ordnungsmodell regelhaft-linearer Entwicklungsverläufe überträgt und damit eine gesellschaftliche Kontinuität und Berechenbarkeit unterstellt, in die sich die subjektive Selbstfindung verlässlich einbinden lässt. Für *Erikson* ist eine so verstandene Identitätsfrage zu seiner Zeit das Zentralproblem der Jugendlichen, die in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in eine wohlorganisierte Gesellschaft hineinflinden müssen, die dafür viele Wege anbot. Seit den 1970er Jahren aber hat sich dieser Fokus geändert (ebd., 72).

In dieser *organisierten Moderne* von circa 1950 bis Ende der 1970er Jahre durchlebten die westlichen Länder eine sehr stabile Periode des „embedding“, der Einbettung individueller Entwicklung in gesellschaftliche Praktiken, eine Phase konservativer Restauration unter ökonomisch sehr positiven Rahmenbedingungen:

Nachdem etwa Mitte der 50er Jahre die Nachkriegsarbeitslosigkeit überwunden war, trat die bundesrepublikanische Wirtschaft in eine relativ lange Phase wirtschaftlichen Wachstums, verbunden mit Vollbeschäftigung, ein. Etwa bis 1973 hatte es den Anschein, als würden sich Vollbeschäftigung, gute Arbeitsmarktchancen und steigendes Einkommen auf Dauer etablieren. Die Heranwachsenden, die in den 60er Jahren Schulen oder Hochschulen verließen, fanden somit (wie sich rückblickend zeigt) historisch einmalig günstige Berufschancen vor. (...) Die jeweiligen Abschlusswege waren klar vorgezeichnet und die jeweiligen Übergänge in den Beruf über lange Jahre stabil und sicher. Diese Situation hat sich in der ersten Hälfte der 70er Jahre drastisch geändert (Tillmann 2001, 268).

Zwar hat der Einzelne sein Leben dabei als Veränderung erlebt, aber in einem wohlgeordneten gesellschaftlichen Kontext, der Stabilität signalisiert hat und in dem jeder gewusst hat, wo es „langging“ (vgl. *Keupp* u.a. 2002, 76). Die Gemeinschaft hat sich vom Einzelnen anerkannt gefühlt, der es geschätzt hat, um diese Anerkennung gebeten zu werden (vgl. *Erikson* 1988, 95).

Erikson ist heftig dafür kritisiert worden, dass seine Theorie von dem fragwürdigen Ideal einer gelingenden Integration von Subjekt und Gesellschaft ausgeht. Die aufgeführten Anforderungen an einen gelingenden Prozess der Identitätsbildung sind hier sehr hoch gesteckt. Schon um überhaupt die Normalität unterschiedlicher Selbsterfahrungen zu integrieren, bedarf es eines „gesunden“ Ichs, und gesellschaftliche Umbrüche, tiefgreifende biographische Veränderungen, sowie disparate Erfahrungen müssen notwendig das Ich überfordern und in eine Dauerkrise stürzen (vgl. Keupp u.a. 2002, 29 u. 78).

1. 1. 2 Entwicklungsaufgaben in der Jugend zur Individualisierung von Identität

Es gibt keinen empirischen Beleg für die Existenz einer Suchtpersönlichkeit (vgl. Schmidt 1998, 65) und *Sucht* ist auch kein angeborenes Verhalten, sondern ein Verhalten, das sich im Lauf individueller Biographien entwickelt. Als Erklärungsmodell für diese Tatsache – und auch als Grundlage der Überlegungen zur Verhinderung von Suchtverhalten – bietet sich in der psychosozialen Theoriebildung das Entwicklungsmodell der *Entwicklungsaufgaben* an.

Das entwicklungspsychologische Modell von *Erikson*, das Jugend als Krise im Lebenslauf thematisiert und dabei einen normativen Zielpunkt der Jugendentwicklung voraussetzt bzw. annimmt, nämlich eine gelungene Ich-Identität herauszubilden, betont den Anteil der aktiven Subjektleistungen in den krisenhaften Auseinandersetzungen. Man geht in einer solchen entwicklungspsychologischen Perspektive davon aus, dass in der Jugendphase mehr als jemals zuvor und nachher im Lebenslauf deutlich wird, dass Entwicklung nicht etwas ist, was sich gewissermaßen ohne Beteiligung und Zutun des Subjekts von selbst vollzieht (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 116).

Havighurst (1948) hat, ähnlich wie *Erikson*, den Lebenslauf als eine Folge von Problemen strukturiert, die er *Entwicklungsaufgaben* nennt. Diese Entwicklungsaufgaben gliedern den Lebenslauf und geben Sozialisationsziele vor, die konkret erreicht werden müssen, damit die jeweilige Stufe der Entwicklung erfolgreich überwunden werden kann (vgl. Montada 1998, 66). Die gesellschaftliche Festlegung solcher Entwicklungsaufgaben ist immer normativ und stellt gewissermaßen ein Bindeglied im Spannungsverhältnis zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Anforderungen dar (vgl. Oerter/Dreher 1998, 326).

Physische Reifungsprozesse bilden die Basis für Entwicklungsaufgaben. Kultureller Druck bzw. gesellschaftliche Erwartungen begründen die kulturelle Relativität spezifischer Entwicklungsaufgaben. *Havighurst* sieht individuelle Ziele und Werte als Teil des Selbst, das im Laufe der Lebensspanne ausgebildet und zur treibenden Kraft für die aktive Gestaltung von Entwicklung wird (ebd., 327).

Oerter (1998, 124) gibt eine grobe Auflistung der Entwicklungsaufgaben nach *Havighurst* wieder, doch ich entscheide mich hier für eine übersichtliche, „moderne Fassung“, die sich bei *Hallman* (1994, 21), und ganz ähnlich auch bei *Hurrelmann/Bründel* (1997, 40 ff.), finden lässt:

1. *Entwicklung einer Geschlechtsidentität*. Die Heranwachsenden entwickeln zunehmend eine weibliche bzw. männliche Identität, die äußerlich mit starken körperlichen Veränderungen einhergeht und von Unsicherheiten

und Ängsten begleitet ist. Der Jugendliche muss als Voraussetzung für emotionale Stabilität den eigenen Körper und die reifungsbedingten Veränderungen akzeptieren (vgl. auch Paul 1999, 164).

Wenn Jugendliche in der Pubertät ihr Erwachsenen-Ich herausbilden müssen und sie erkennen, dass schulische Leistungen nicht mehr ausreichen, um ein positives Selbstwertgefühl zu entwickeln, nimmt die Verunsicherung und Orientierungslosigkeit zu. Zum Leistungsideal kommt dann eine Orientierung am Schönheitsideal, das Frauen und Männern mit wachsender Attraktivität verspricht, was sie vermissen, nämlich als einzigartige und selbstbewusste Persönlichkeiten anerkannt zu werden (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 78).

Keupp u.a. (2002, 134) verweisen auf eine Untersuchung von *Gilligan* (1984), nach der der Eintritt der Geschlechtsreife von den Mädchen als besonders problematisch erfahren wird und mit einem deutlichen Bruch im Selbstwertgefühl einhergeht. Der Zusammenhang von Körpererleben und Selbstwert ist bei Mädchen nicht nur enger, sondern häufiger negativ, da die Attraktivität des Körpers für das andere Geschlecht für Mädchen bedeutsamer ist als für Jungen, die ihren Stellenwert vor allem aus dem Gefühl von Kraft und Funktionalität des eigenen Körpers beziehen, das im Wesentlichen aus dem Vergleich mit gleichgeschlechtlichen Peers gewonnen wird.

Zu der Aufgabe, eine erwachsene, weibliche Identität auszubilden, gehört daher nach *Habermas* (1998, 1073) sich für erwachsene Frauen geltende Normen anzueignen und einzuüben, und somit auch die Übernahme normativer Körperideale und Techniken der Selbstkontrolle (Diät halten).

2. *Ablösung von den Eltern.* Die Jugendlichen lösen sich von der Herkunftsfamilie, entwickeln gleichzeitig eigene Wert- und Normvorstellungen. Bei der Hinwendung zur selbstbestimmten Lebensführung kommt es häufig auch zur zumindest temporären Abwendung von den Normen der Elterngeneration (vgl. *Perlwitz* 1995, 64). Dieses Bemühen um Autonomie wird aber von einem sehnsüchtigen Wunsch nach Nähe konterkariert (vgl. *Klosinski* 1996, 126).

3. *Aufbau von Freundschaftsbeziehungen.* Es kommt zu einer stärkeren Hinwendung zur Gleichaltrigengruppe (Peergruppe), die damit auch einen verstärkten Einfluss auf Einstellungen, Normen und Verhaltensweisen nimmt. Der Drang, sich in einer Gruppe zu finden, ist in keinem Alter so stark wie gerade mit vierzehn, fünfzehn, sechzehn. Die damit einhergehende Entgrenzung, die Suche nach den eigenen Grenzen ist auch ein Motiv, das dieses Lebensalter sehr stark bestimmt (vgl. *Zimmermann* 1999, 56).

4. *Aufnahme von sexuellen Kontakten.* Erste sexuelle Erfahrungen werden gemacht, die Jugendlichen wachsen in partnerschaftliche Beziehungen hinein. Diese Entwicklungsaufgabe steht im engen Zusammenhang mit der Entwicklung einer Geschlechtsidentität und den damit zusammenhängenden Rollen.

5. *Aufbau eines eigenen Wertsystems.* Kognitive Änderungen im Hinblick auf die Entwicklung abstrakten Denkens bestimmen die Meinungsbildung. Es wird vermehrt logisch und abstrakt gedacht, alternative Lebensformen werden in Betracht gezogen und Autoritäten angezweifelt. Unter dem Produkt der Entwicklungsaufgaben der Ich-Identität versteht man dann auch die Fähigkeit des Individuums, die Ansprüche des Organismus mit denen der sozialen Umwelt zum Ausgleich zu bringen und, darauf basierend, Einstellungen, Techniken und Selbstbilder zu entwickeln, mit denen sich das Subjekt in den symbolisch strukturierten Konstellationen der Gesellschaft behaupten kann (vgl. *Rittner* 1999, 104).

6. *Aufbau einer Schul- und Berufskarriere.* Der Bewährungs- und Leistungsdruck in Schule und Ausbildung wird größer; der Übergang ins Berufsleben, nicht selten auch in ein berufsloses Leben, steht bevor oder wird gerade vollzogen. Die Frage nach dem, was man wirklich kann und was man meint zu können, dieses Fließende zwischen Vorstellung, Wunsch und Wirklichkeit bezeichnet *Zimmermann* (1999, 55) als etwas Wesentliches für dieses Alter.

Längsschnittstudien belegen, dass voneinander unabhängige Entwicklungsaufgaben am besten bewältigt werden können, wenn die jeweils vorausgehenden Aufgaben gemeistert wurden. Im Jugendalter stehen besonders viele Entwicklungsaufgaben an und deren Bewältigung ist besonders bedeutsam. Die Phase der Jugend „moderiert“ sozusagen Identität. Hier zeigt es sich, dass die Vorwegnahme zukünftiger Ereignisse, auch solcher in ferner Zukunft, ein entscheidender Motor menschlicher Entwicklung ist. Da unsere Kultur ein riesiges Angebot an Entwicklungsmöglichkeiten bereithält, entstehen unverwechselbare individuell-einmalige Zielsetzungen, die sich besonders in den Persönlichkeitsentwürfen des Heranwachsenden zeigen. Und je reifer und reflektierter sie werden, desto mehr beziehen sie die prinzipielle Abhängigkeit individueller Lebensgestaltung von der umgebenden Kultur mit ein (vgl. Oerter 1998, 121 ff.). So ist es nicht verwunderlich, dass die Beschäftigung mit Entwicklungsaufgaben bei Jugendlichen nicht nur hohes Interesse findet, sondern auch Perspektiven eröffnet, unter denen Entwicklung als Bereich des Lernens in eigener Sache an Relevanz gewinnt und aktiv verfolgt wird (vgl. Oerter/Dreher 1998, 329). Vor allem die Errichtung einer beruflichen Identität und die Klärung im Bereich der Geschlechtsidentität sind nach der Einschätzung von *Keupp* u.a. (2002, 1299) die zwei wichtigsten Stützpfiler eines klassischen Verständnisses von Identität, dass heißt von Identitätsarbeit in der organisierten Moderne.

Zusammengefasst kann man sagen, dass der Jugendliche Facetten eines Selbstkonzeptes in Hinblick auf sein Geschlecht, seine Familienherkunft, auf eine Religion, moralische Werte, Bildungs- und Berufsaspirationen und entsprechende eigene Fähigkeiten, politische Haltungen usw. aufzubauen hat und er diese verschiedenen Facetten in ein konsistentes persönliches Selbstbild integrieren muss, das seine persönliche Identität ausmacht. Wenn ein Jugendlicher bei dieser Aufgabe versagt, resultiert das in einer Rollendiffusion, die durch Unverträglichkeiten und Unausgewogenheiten zwischen Haltungen und Werten, zwischen Aspirationen und Möglichkeiten, durch Instabilität von Zielen, zu ideologischer Einseitigkeit, häufiger zu oberflächlichen und unstabilen Engagements und nicht selten, so ist bei *Montada* (1998, 65) nachzulesen, zu abweichendem Verhalten wie Drogengebrauch und Delinquenz führt.

1. 1. 3 Abweichung: Sucht und Entwicklungsaufgaben

Wie schon verhandelt wurde, sind die Gründe für Suchtverhalten so vielfältig wie die Unterschiede zwischen den Menschen. Im Zusammenhang mit den Entwicklungsaufgaben des Jugendalters scheinen sich aber zwei

entgegengesetzte Positionen im Verhältnis zur gesellschaftlichen Gesamtpraxis abzuzeichnen: Ausgrenzung und Anpassung.

Unter *Sucht* als Ausgrenzung versteht man süchtiges Verhalten, das benutzt wird, um sich zu unterscheiden, sich abzusetzen, um sich aus dem okkupierten, oft so frustrierend-banalen Alltag zu erheben, um etwas besonderes zu erfahren und zu sein. Unter dieser Intention werden Drogen und andere süchtige Verhaltensweisen eingesetzt, um aus dem Alltag auszubrechen, um Abenteuerliches, Verbotenes zu erfahren, um einen Rausch, um Ekstasen zu erleben. In diesem Sinn war das, was wir heute im Blick zurück auf die 1960er Jahre eine Drogensubkultur nennen, Bestandteil der Gegenkultur jener Jahre (vgl. Amendt 2000, 295).

Sucht als Anpassungsleistung hingegen meint den Gebrauch von Drogen und anderen Suchtmitteln, um dazuzugehören, um sich und den anderen zu beweisen, dass man dazuzählt, um sich in einem gegebenen sozialen Umfeld zu etablieren. Süchtiges Verhalten wird benutzt, um Verhältnisse in ihrer Frustration und Irritation auszuhalten, um sich im gegebenen Elend zu betäuben, um Anforderungen und Überforderungen gerecht werden zu können, also um fit zu sein, um in den Anforderungen und den in ihnen sich repräsentierenden sozialen Erwartungen bestehen zu können (vgl. Thiersch 1996, 55). Diese der Ausgrenzung eher entgegengesetzte Tendenz zeigt sich heute als die „Fortsetzung“ der „Drogensubkultur“. Hier zeigt sich im Zusammenhang mit der „Logik der fortschreitenden Modernisierung“ (vgl. Teil III) außerdem, dass, obwohl sich die gesellschaftlichen Verhältnisse seit der „Hochzeit“ der organisierten Moderne radikal geändert haben, die Funktionen der *Sucht* auch über die sie jeweils hervorbringende Phase hinweg wirksam sind.

Sucht als Folge nicht bewältigter Entwicklungsaufgaben

Drogengebrauch ist eine Bewältigungsstrategie, wenn entwicklungstypische Belastungssituationen nicht erfolgreich bewältigt werden können, so dass Drogen als Ausgleich der mit Nichtbewältigung verbundenen Erfahrungen der Hilflosigkeit konsumiert werden können (vgl. Busch 1988, 53/54).

Wenn Versuche scheitern, die in den Entwicklungsaufgaben geforderten vielfältigen Beziehungen zu Gleichaltrigen, zu den Eltern, zum anderen Geschlecht etc. aufzubauen, kann sich statt einer Beziehung zwischen Menschen nun eine Beziehung zwischen einem Menschen und einem Suchtstoff bzw. einem Suchtverhalten aufbauen. Der erweiterte Suchtbegriff zieht hier ja keine eindeutige Grenze zwischen Süchtigem und Nicht-Süchtigem, so dass insbesondere der Jugendliche, entwicklungsbedingt zur Sehnsucht neigend, mehr oder weniger ausgeprägte Suchttendenzen in sich trägt (vgl. Klosinski 1996, 126).

Da der Konsum von Drogen von vielen Jugendlichen gar nicht bewusst als Risiko empfunden wird und er kurzfristig Genuss und Wohlbefinden sichert und schädliche Folgen erst Jahre später eintreten können, erscheint die Gefahr aus Sicht der Konsumenten geradezu als absurd, da sie im Prozess der Verdrängung sind und dabei, Entwicklungsaufgaben eben nicht zu lösen. In ihrer Gegenwartsbezogenheit steht für Jugendliche im Vordergrund ihres Erlebens die Suche nach Anregung, Lust und Wohlbefinden. Die fehlende Zukunftsorientierung lässt sie ein langfristig objektiv schädigendes, aber subjektiv attraktives Verhalten nichtschädigenden, aber langweiligen und unattraktiven Verhaltensweisen vorziehen (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 45/46).

Viele Jugendlichen greifen auf den Konsum von Alkohol und auf andere Risikoverhaltensweisen zurück und gehen dabei gefährliche Konsequenzen für ihre eigene Gesundheit ein, da es ihnen ganz offensicht-

lich an anderen Möglichkeiten fehlt, in ihrem Alltag Gefühle von Bestätigung und Selbstwert zu erleben (ebd., 54). Der Kerngedanke des psychoanalytischen Ansatzes zur Suchtentstehung besagt, dass über Drogenkonsum erlebte Mängel kompensiert werden, die, bedingt durch geringe Ich-Integration eines Menschen, zu Unausgewogenheit, emotionaler Instabilität, gering ausgeprägtem Verantwortungsbewusstsein sowie mangelnder Fähigkeit zum Belohnungsaufschub und zur Bewältigung von schmerzhaften Ereignissen führen (vgl. Schmidt 1998, 66).

Krisen sind in diesem Zusammenhang nicht generell als negativ zu bewerten. Im Gegenteil, sie bilden auch Herausforderungen und können Wendepunkte im Leben eines Menschen darstellen, die Anstoß zu vielleicht notwendigen Veränderungen belastender Lebenssituationen geben. Während alterstypische Entwicklungsaufgaben normativ sind, sind kritische Lebensereignisse demgegenüber nicht-normative Einschnitte in den Lebenslauf, die Neuorientierungen, die Bewältigung von Verlusten und neuen Anforderungen verlangen. Kritische Lebensereignisse generieren meist multiple Probleme, die entweder als Herausforderungen wahrgenommen werden und die Chance für positive Entwicklungen darstellen oder als Risiken für Fehlanpassungen und Störungen wirken (vgl. Montada 1998, 68). Als Folge von kritischen Lebensereignissen sind positive Entwicklungen durch Problembewältigung zu erwarten, wie gesteigerte Selbstwirksamkeitserfahrungen, Fähigkeiten mit Verlusten umzugehen, neue Problemlösungsstrategien oder Stresstoleranz. Entscheidend sind daher nicht die kritischen Lebensereignisse und ihre objektiven Folgen, „sondern die subjektiven Bewertungen“ (ebd., 69). Die Suche nach Sinn und nach Erklärungen ist eine Kategorie von Bewältigungsmöglichkeiten. Konstruktive Problemlösung wird als die ideale Strategie der Bewältigung angesehen. Weil der Lebenslauf als eine Sequenz von Problemen verstanden werden kann, ist es angezeigt zu vermitteln, dass jedes Problem eine Herausforderung ist und eine Gelegenheit zu lernen, neue Einsichten und neue Kompetenzen zu entwickeln. „Wenn aber in Krisen Suchtmittel zu deren Bewältigung eingesetzt werden, weil keine anderen Handlungsmöglichkeiten verfügbar scheinen oder nicht bekannt sind, dann kann sich daraus langfristig eine Dauerkrise entwickeln, die alleine kaum noch zu bewältigen ist“ (Hallmann 1994, 23). *Sucht* tritt hier also an die Stelle einer angemessenen Problembewältigung.

Persönlichkeitsmerkmale vieler drogenabhängiger Jugendlicher fallen in abgeschwächter Form auch bei einer Vielzahl „normaler“ Jugendlicher auf: Da gibt es Versagensängste auf der einen und Selbstüberschätzung gewissermaßen als Kompensation auf der anderen Seite. Gefühle wie Angst, Wut, Trauer, Schmerz, Unsicherheit werden verdrängt. Die Fähigkeit, mit Enttäuschungen umzugehen, ist nur gering ausgeprägt und es zeigt sich eine tendenzielle Unfähigkeit zu tiefen und anhaltenden zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Flucht in Konsumverhalten dient als Ersatz (vgl. Dietrich 1994, 182).

Experimenteller Suchtmittelkonsum

Der Gebrauch psychoaktiver Substanzen unter Jugendlichen im Speziellen ist aber nicht nur Anzeichen für nicht bewältigte Entwicklungsaufgaben, sondern ist auch jeweils eingebettet in die Versuche zu ihrer Bewältigung. Da Entwicklungsaufgaben ihrerseits durch vielfältige soziale und kulturelle Faktoren geformt werden, muss man mit beträchtlichen Unterschieden zwischen Kontexten und zwischen Individuen rechnen (vgl. Silbereisen 1999, 72).

Zu Beginn des Erwachsenenalters ist das Risiko des erstmaligen Konsums von Alkohol und Drogen am höchsten bzw. werden unter Konsumenten die Verbrauchsspitzen erreicht. Deshalb konzentriert sich der Großteil der entwicklungspsychologisch orientierten Forschung zu psychoaktiven Substanzen auf die Jugend und das frühe Erwachsenenalter (vgl. Silbereisen 1998, 1056).

Epidemiologische Studien bestätigen, dass nahezu alle Jugendlichen im Verlauf des zweiten Lebensjahrzehnts Erfahrungen mit legalen und/oder illegalen Drogen sammeln. So gehört experimenteller Drogenkonsum in der Adoleszenz im entwicklungspsychologischen Modell zur Persönlichkeitsentwicklung bei Kindern und Jugendlichen. Substanzgebrauch erfüllt hier wichtige Funktionen für die kognitive, emotionale und soziale Entwicklung von Jugendlichen. Der Konsum von Drogen führt in der Regel auch nicht zwangsläufig zu Problemen. Er gilt erst dann als problematisches Verhalten, wenn es eine unproduktive Art des Copings ist (im Sinne nicht bewältigter Entwicklungsaufgaben) und die Gefahr einer pathologischen Suchtentstehung und der damit verbundenen Gesundheitsschädigung nicht begrenzt werden kann (vgl. Schmidt 1998, 66/67).

In der Adoleszenz ist die Identität noch nicht gefestigt und es wechseln sich Allmachts- und Ohnmachtserfahrungen ab, innere und äußere Pubertätskonflikte sind auszutragen, Erfahrungen fehlen, welche Grundlage für realistische Entscheidungen sind. Hier ist die Bereitschaft zum Experimentieren und zum Risiko phasenspezifisch groß, was dem Drogenkonsum in dieser Phase zwar eine besondere, doch tendenziell eher passagere Bedeutung zukommen lässt. Soziologische Untersuchungen haben ergeben, dass annähernd 40 % der 14jährigen Jugendlichen Erfahrungen mit illegalen Drogen haben oder dazu unmittelbar bereit sind. Andere Untersuchungen zeigen, dass diese Phase mit Ausnahme einer Restgruppe von ca. 5 % ohne Suchtentwicklung im Sinne der Krankheit bewältigt wird (vgl. Böllinger 2001, 37/38).

Auch *Bürgin* (1994, 138) bestätigt die Auffassung, dass in der Adoleszenz in erster Linie der Konsum von Suchtstoffen im Sinne des Ausprobierens charakterisiert werden kann und erst nach einer mehr oder weniger langen Anlaufzeit bei einer Minderzahl von Jugendlichen ein andauernder massiver Abusus in Erscheinung tritt. Gleiches gilt auch für übriges süchtiges Verhalten. Als wichtigste Eingangsmotivation für das Rauchen nennt *Brauner* (1995, 87) z.B. Neugier und Erlebnislust.

Bürgin (1994, 138) verortet den gemäßigten, sozial eventuell tolerierten Konsum von Suchtstoffen im Vorfeld potentieller späterer Abhängigkeit. Dieser Annahme wird in der theoretischen Diskussion aber heftigst widersprochen und auch *Bürgin* selbst schränkt seine Aussage insoweit ein, als dass er den starken Konsum von Suchtstoffen in der Adoleszenz im Sinne einer Kontinuitätshypothese nicht mit Sicherheit an einen solchen im Erwachsenenalter koppelt.

Für *Bürgin* (ebd.) trägt Suchtstoffgebrauch in der Adoleszenz nicht selten zu Beginn auch charakteristische Zeichen einer aus der Not geborenen Autoinitiation, die eigentlich gesellschaftlich integrieren sollte, in Realität aber ausgrenzt. Dabei vernachlässigt er aber die Tatsache, dass Jugendliche in der Phase ihrer Selbstfindung als Pubertierende oder Adoleszente nicht nur bereit, sondern auch gezwungen sind, zu erproben und zu experimentieren, um im Übergang ihre personale und soziale Identität zu finden (vgl. Böhnisch/Schille 2002, 42). *Silbereisen* (1999, 71) bekräftigt diese Auffassung, indem er jugendliches Risikoverhalten in die entscheidenden Veränderungen dieses Lebensabschnittes eingebunden sieht, nämlich in das Bemühen um die Lösung einer Vielzahl von gesellschaftlich und kulturell beeinflussten Entwicklungsaufgaben, denen stets das

Moment einer von den Jugendlichen selbst zu betreibenden Neuaushandlung von Beziehungen zu Personen und Institutionen gemein ist.

Dabei ist der Jugendliche auf der einen Seite in starkem Maße egoistisch und bringt es fertig, sich als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten, auf den sich das ganze Interesse konzentriert, auf der anderen Seite ist er jedoch wie kaum je im späteren Leben opferfähig und zur Hingabe bereit. Der junge Mensch sucht leidenschaftliche Beziehungen, auch Liebesbeziehungen, und kann sie ebenso unvermittelt wieder abbrechen, wie er sie begonnen hat:

Er wechselt begeistert zwischen Anschluss an eine Gemeinschaft und einem unüberwindlichen Hang nach Einsamkeit, unterwirft sich unter Umständen blind einem selbstgewählten Führer oder lehnt sich trotzig gegen alle und jede Autorität auf. Er ist eigennützig und sogar ausgesprochen materialistisch gesinnt und gleichzeitig wieder von hohem Idealismus erfüllt. Eine asketische Haltung kann mit plötzlichen Durchbrüchen von Triebbefriedigungen wechseln. Grobes und rücksichtsloses Verhalten gegen den Nächsten kontrastiert mit einer erheblichen Empfindlichkeit gegenüber Kränkungen (Ladewig 1998, 98).

Suchtmittelkonsum zum Erreichen von Sozialisationszielen

Jugend als eine Phase zwischen Kindheit und Erwachsenenwelt stellt, wie wir gesehen haben, eine besondere Herausforderung an die Identitätsentwicklung dar. Deshalb wird der Gebrauch von Drogen als eine Verhaltensweise verstanden, die im Kontext mit zu bewältigenden Entwicklungsanforderungen im Jugendalter steht. Drogengebrauch wird so als zielgerichtete und intentionale Auseinandersetzung des Jugendlichen mit seiner Umwelt aufgefasst. *Seifert/Gross* (2000, 32/33) gehen davon aus, dass der Drogengebrauch für das Individuum eine spezifische Funktion bei dem Versuch hat, Entwicklungsansprüchen gerecht zu werden und die Kontrolle über Erfolg und Misserfolg des eigenen Handelns zu gewinnen. Da die Entwicklungsanforderungen das Individuum aufgrund verschiedener Ursachen und in vielfältiger Weise kurzfristig oder langfristig überfordern können, können die hieraus resultierenden Belastungen zu Problemverhaltensweisen führen, zu denen auch der Drogengebrauch als Folge eines herabgesetzten Selbstwertgefühls durch Misserfolge bei der Erfüllung normativer Entwicklungsaufgaben gehört.

In dieser Entwicklungsphase kann der Konsum von Rauschmitteln vorübergehend oder dauerhaft wichtige Funktionen erfüllen (Übersicht vgl. Hallmann 1994, 22):

- *Der Suchtmittelkonsum als Statushandlung:* Der Erwachsenenstatus wird demonstrativ vorverlegt und nachgeahmt. Die Beobachtung und Imitation der Verhaltensweisen anderer ermöglicht nach dem lerntheoretischen Modell zusätzlich Lernen und Stabilisierung von Verhalten, ohne eigene Erfahrungen sammeln zu müssen. In diesem Sinne werden Drogenkonsumgewohnheiten zunächst über die Imitation von Eltern, Geschwistern oder Gleichaltrigen sowie über soziale Verstärkungen des Konsumverhaltens erworben. Diese soziale Lerntheorie hat auch große Bedeutung innerhalb der Prävention gewonnen und zahlreiche Präventionsansätze beruhen auf ihr (vgl. auch Schmidt 1998, 67/68). Für Jugendliche sind Alkohol und Drogen eine Möglichkeit zur vermeintlichen Bestätigung des angestrebten, aber verwehrteten Erwachsenenstatus, befördert durch die in ihrer Umwelt reichlich gebotenen Gelegenheiten zum Konsum. „Eingangs der Jugend geben außerdem die von Kindheit an Belasteten, die schon deshalb schneller zu Alkohol und Drogen greifen, der Mehrheit die Vorbilder für Verhal-

tensweisen, die den gewünschten Gewinn an Ansehen und Status unter Gleichaltrigen verleihen“ (Silbereisen 1999, 72). Die Jugendphase und der darin verankerte Beginn eines Drogenkonsums stellt den Ersatzindex für die Befreiung von der engeren durch die Eltern ausgeübten sozialen Kontrolle. Drogengebrauch kann als Ersatzziel fungieren, wenn der Ablösungsprozess von den Eltern nicht gelingt und der Jugendliche seine Autonomiewünsche nicht durchsetzen kann. Durch Drogengebrauch besteht dann die Möglichkeit, sich der elterlichen Kontrolle zu entziehen und sich gleichzeitig als unabhängig zu erleben (vgl. Busch 1988, 51 u. 53). Drogenkonsum als eine Spielart von jugendtypischem Risikoverhalten, also die Ausübung von Handlungen, bei denen eine offensichtliche Gefahr für Leib und Leben eingegangen wird, ist Statushandlung und Reifensymbol zugleich, da teils anerkennend, teils ablehnend mit Symbolen und Handlungen aus der Welt der Erwachsenen „gespielt“ wird. In diesem Sinn schreiben *Hurrelmann/Bründel* (1997, 45) dem Drogengebrauch von Jugendlichen durchaus eine „subjektive Vernunft“ zu, da er als ein Zeichen der Bereitschaft Jugendlicher zum Erwachsenwerden zu werten ist.

- *Suchtmittelkonsum als Konformitätshandlung* innerhalb der Gleichaltrigengruppe: Gruppennormen werden erfüllt oder Mutproben durchgeführt. Gleichaltrige sozialisieren die Jugendlichen zum Gebrauch psychoaktiver Substanzen nicht stärker, als letztere sich solche Peers aussuchen, die ihnen ähnlich sind. „Also auch beim Gebrauch von Substanzen gilt, dass sich Gleich zu Gleich gerne gesellt“ (Silbereisen 1999, 82).
- *Der Suchtmittelkonsum als Möglichkeit, Abenteuer und Grenzüberschreitung zu erleben*: Ein Ausbruch aus alltäglichen Zwängen und Einbindungen kann gewagt werden. Somit wird ein Teil jugendspezifischen Risikoverhaltens abgedeckt. Die Jugendlichen loten auf ihre Weise die Grenzen ihres Erlebens und Erfahrens aus und benutzen riskante Verhaltensweisen (z.B. in diesem Zusammenhang das Experimentieren mit Rauschmitteln) als Mittel zur Selbstfindung und Selbstentdeckung.
- *Suchtmittelkonsum als Bewältigungsstrategie*: Persönliche und kollektive Entwicklungsprobleme werden bearbeitet; sie können verdrängt bzw. kurzfristig „handhabbar“ gemacht werden. Die psychische Verarbeitung der Kenntnisse über Existenz und Gebrauch eines Suchtmittels in der eigenen Persönlichkeit führt zur Entwicklung eines Annäherungsmotivs. Die Umwelterfahrungen über Suchtmittel werden immer zum eigenen Selbstbild in Beziehung gesetzt und die Beziehungstheorie der Persönlichkeit drückt dann deren Verhältnis zu dem Umweltgeschehen aus. „Ein wichtiger Indikator für solche Beziehungen sind die Emotionen, die eine Persönlichkeit gegenüber den Suchtstoffen erlebt“ (Perlwitz 1995, 60). Aus keiner empirischen Studie ist jedoch herzuleiten, dass – wie vielfach angenommen wird – mit steigender Arbeitslosigkeit auch der Drogenkonsum zunimmt (vgl. Arnold/Stein 2002, 179). Daraus lässt sich folgern, dass süchtiges Verhalten über die eventuell aus der Arbeitslosigkeit entstehende Selbstwertproblematik einen „Umweg“ macht, wenn überhaupt. „Die lineare Gleichsetzung von Jugendarbeitslosigkeit und Drogengefährdung ist jedoch unzulänglich und falsch“ (ebd., 179).

Suchtstoffgebrauch ist somit zugleich als Konformitätserklärung und Ersatzhandlung beschrieben. Er ist generell ein Mittel, um Belastungen zu bewältigen, ein Zeichen fehlender altersspezifischer Ressourcen (vgl. Bürgin 1994, 137/138).

Da Identität seit der organisierten Moderne als persönliche Aufgabe jedes Einzelnen beschrieben wird und die individuelle Identität damit zu einem zentralen Wert geworden ist, wird *Sucht* als Beziehungsstruktur beschreibbar. Erst in diesem Zusammenhang kann man von einem „süchtigen Verhalten“ sprechen. Über die funktionale Beziehungsstruktur der *Sucht* wird versucht, einen Differenzierungsgewinn zu erreichen, der die Identität dahingehend komplettiert, dass symbolisch Entwicklungsdefizite kompensiert werden. *Sucht* ist hier also ein Weg, um unterschiedliche Muster der Lebensbewältigung zu ermöglichen, um zu kompensieren oder um zu unterstützen. Die jeweilige Ausrichtung ist hier im Zusammenhang mit Entwicklungsaufgaben aufgezeigt worden.

„Abweichendes Verhalten“, wie Drogenkonsum, in einer so strukturierten Gesellschaft enthüllt eine Kombination von Bedingungen, unter denen es leichter ist, ein Identitätsgefühl aus der Identifikation mit dem von der Umwelt am wenigsten Gewünschten und Erwarteten zu gewinnen, als um ein Realitätsgefühl in jenen Rollen zu kämpfen, die zwar von der Umwelt anerkannt, aber von dem drogengebrauchenden Menschen mit seinen inneren Reserven nicht erreichbar sind. Letzten Endes handelt es sich unter diesen Bedingungen dann aber um einen „Identitäts-Widerstand“ gegen ein Identitätsbewusstsein, die selbstverständliche Hinnahme des psychosozialen Faktums, dass man ein und für allemal ein Individuum ist, das in jedem Sinne des Wortes auf seinen eigenen Füßen stehen muss.

1. 2 Sport im Identitätsbild der organisierten Moderne

Zur Wahl des „Gegenstandes“

Das im ersten Teil entwickelte Suchtmodell versucht allen menschlichen Tätigkeiten gleichermaßen „gerecht“ zu werden. Da Sport eher zu den unauffälligen Dingen des Alltags gehört, ist die Parallelität zur *Sucht* nicht offensichtlich und liefert daher einen für das vorgeschlagene Modell interessanten „Gegenstand“ menschlicher Verhaltensweisen. Die kulturelle Thematisierung unserer Körperlichkeit im Sport verstärkt im Hinblick auf die körperbezogenen Aspekte der *Sucht* das Interesse. Der eigentliche Grund aber, das Konzept *Sport* mit dem Konzept *Sucht* zu vergleichen, liegt wohl in dem immer lauter werdenden Ruf nach suchtpreventiven Sportangeboten oder vielmehr nach der Präsenz des Sports in der Suchtprävention.

Der Sport wird öffentlich, trotz seiner hochgradigen Ausdifferenzierung in den letzten Jahrzehnten, quasi zur Gegendeutung all dessen gemacht wird, was krank macht – und dies nicht nur im Hinblick auf „Suchtkrankheiten“. Dies wird für die Suchtprävention auf die einfache Formel gebracht, dass Sport gegen Suchtverhalten immunisiere. Hier, so meine ich, ist es notwendig, den Sport selbst auf sein Suchtpotenzial zu untersuchen, bevor man ihn als Mittel und Inhalt der Suchtprävention nutzbar machen kann.

Die in der Einleitung aufgeworfene Frage, wie eine – im Allgemeinen positiv bewertete – Tätigkeit, der Sport, dieselbe Funktion übernehmen kann, die einstmals nur psychoaktive Substanzen vorbehalten war, führt von der anthropologischen Betrachtung von *Sucht* zur anthropologischen Betrachtung von *Sport*. Es gilt daher, nach dem „sporttreibenden Menschen“ zu fragen und den „Sinn“ von Sport und von Einzelphänomenen wie Gesundheit, Wohlbefinden, Leistung, Wettkampf oder Spiel in ihrer Bedeutung für den Menschen zu erörtern. Dieses hermeneutische, „sinndeutende und sinnverstehende Verfahren“ (vgl. Grupe/Krüger 1997, 183) zeichnet sich dadurch aus, dass das jeweilige Bild oder Verständnis vom Menschen offengelegt und diskutiert wird. Kennzeichnend ist die Tatsache, dass Sporttreiben unmittelbar körper- und bewegungsbezogen ist. „Leiblichkeit wird in den prozesshaften Ablauf des menschlichen Daseins einbezogen und von dessen Vollzug aus begriffen“ (ebd., 193).

Da der Modernisierungsprozess der Gesellschaft auch dem Sport veränderte soziale Funktionen zugewiesen hat, die in den verschiedenen Varianten der Bewegungskultur zur Geltung kommen (vgl. Behrendt 1996, 37), kann eine differenzierte sportpädagogische Bewertung – hier im Hinblick auf eine mögliche Prävention – angesichts seiner Übertreibungen, weltpolitischen Verflechtungen und ethisch unvertretbaren Erscheinungen nicht mehr aus dem Sport selbst gewonnen werden (vgl. Dietrich/Landau 1997, 24). Denn Sport ist niemals nur die Tätigkeit selbst. Sport ist nicht nur das Erlebnis eines Dauerlaufes, der Torschuss beim Fußball oder die Weite eines Speerwurfes. Sport ist auch die Vorbereitung auf den Wettkampf, auch das Einfügen des Trainingsplans in den Lebensalltag, auch das, auf was man verzichtet, weil man gerade Sport treibt. Im Sport spiegeln sich die Interessen und Bedürfnisse, die Sorgen und Probleme jener gesellschaftlichen Systeme, in denen er sich verwirklicht (vgl. Joch 1983, 207/208). Der Sport ist das gültige Muster menschlicher Körper- und Bewegungskultur der modernen Gesellschaft und repräsentiert deren Werte und Verhaltensstrukturen (vgl. Lutz 1989, 124). Unter den Aspekten der *Sucht* in einer anthropologischen Perspektive kann man Sport daher niemals losgelöst von seinen Motiven betrachten. Die grundlegende Frage in den entsprechenden Abschnitten ist immer: Welche Bedeutung hat der Sport im Kontext des Lebens? Welchen Sinngehalt hat Sport?

Berechtigerweise muss man einwerfen, dass es „den Sinn“ des Sports gar nicht gibt, zum einen, weil alle Menschen verschieden sind und ihm eine individuelle Bedeutung zuschreiben, und zum anderen, weil es sehr unterschiedliche Formen des Sporttreibens gibt, nicht nur als Sportartendifferenzierung, sondern vor allem als Differenzierung auf ihren Sinngehalt. Die individuellen Bedeutungen können hier nicht betrachtet werden, dazu fehlt es an einer Theorie des Individuums; aber die Differenzierung der Sinngehalte liefert wertvolle Hinweise darauf, welchen Lebensstil Sport prägen kann.

Aufbruch des Sports in die Moderne

Der Sport verdankt seine Entstehung im England des 18. Jahrhunderts und seine Ausbreitung in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt dem Umstand, dass Menschen in Tätigkeiten „Sinn“ sahen, die viele andere Menschen damals noch als unsinnig empfanden (vgl. Grupe 2000, 53). Der Begriff „Sport“ hat sich aus dem mittellateinischen *se disportare* (sich zerstreuen, vergnügen), über das altfranzösische *desport* (Erholung, Zerstreung) zum englischen Wort *sport* entwickelt, das neben seiner Bedeutung als Sammelbeg-

riff für Leibesübungen auch Inhalte wie Vergnügen, Spaß, Zerstreuung und körperliche Erholung kennzeichnet. Allen Definitionsversuchen innerhalb der Sportwissenschaft liegt die Annahme zugrunde, dass im Mittelpunkt sportlichen Handelns Lösungen von Bewegungsaufgaben stehen, die willkürlich geschaffen werden und im Ergebnis nicht unmittelbar zu materiellen Veränderungen führen (vgl. Wopp/Dieckert 2002, 13).

Das Sportsystem beginnt sich, durch Impulse des Medizin- und Erziehungssystems, um 1800 zu einem eigenen Sinnzusammenhang auszudifferenzieren, wobei die Kontingenzformel „Vollkommenheit“ im Sinne eines fortschreitenden Vervollkommnungsprozesses des Menschen aufgenommen wird. Der spezifische Beitrag der Leibesübungen zur Gesundheit und die Bildung aller körperlichen Kräfte werden als Beitrag zur Vervollkommnung des Menschen interpretiert. Bereits um 1800 wird versucht, den Zugang eines jeden Mitglieds der Gesellschaft zum Sportsystem für notwendig zu erklären und diesen auch zu ermöglichen. Eine so verstandene Körperbildung lässt sich in die gesamtgesellschaftlichen Absichten aller aufklärerischen Reformer einordnen, nach denen nur ein gesunder und in all seinen körperlichen Kräften ausgebildeter Mensch der Gesellschaft voll zum Zwecke der Schaffung einer neuen, besseren Welt dienen kann (vgl. Cachay/Thiel 2000, 100/111).

Im Kern jedoch geht es beim modernen Sport um den Wettkampf (vgl. Wopp/Dieckert 2002, 13). Der Aufbruch des Sports in das Zeitalter der Moderne ist in dieser Phase durch die 1. Olympischen Spiele der Neuzeit gekennzeichnet, die 1896 in Athen stattfinden. Die pädagogische Idee des modernen Sports in der „Olympischen Erziehung“ sieht im Sport ein Mittel zur Erziehung zu Frieden, Fairness und Völkerverständigung. Damit übernimmt der Sport zwei Charakteristika der modernen Welt, nämlich Internationalität und Demokratie. Diese ehrenhaften Ideen werden in Deutschland von der „politischen Leibeserziehung“ im Nationalsozialismus ab 1933 durchbrochen. Die Leibeserziehung erfolgt nun unter der Kontrolle des Staates mit dem Ziel der „Wehrfähigkeit“, das junge Menschen als form- und manipulierbares Körpermaterial vorsieht. Mit der „Gleichschaltung“ der Vereine und Verbände sind dem Sport seine Grundlagen entzogen worden, die auf Freiwilligkeit, Eigeninitiative und demokratischer Ordnung basieren (vgl. Grupe/Krüger 1997, 113 ff.).

Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft neigt im Sport dieser Zeit – entsprechend der Zuweisung von Identität – eindeutig dazu, geltende Normen zu untermauern und insgesamt die geltende Ordnung zu Ungunsten individueller Bedürfnisse aufrecht zu erhalten.

1. 2. 1 Formation des organisierten Sports

Das deutsche Sportsystem muss nach dem 2. Weltkrieg seine eigene Identität thematisieren und neu bestimmen, da alle Organisationsformen mit der Liquidierung der faschistischen Organisationen und Einrichtungen zerschlagen sind. Am Sport der ersten Nachkriegsjahre ist nichts selbstverständlich. Es fehlt an allem und er ist nicht nur materiell, sondern auch moralisch „am Nullpunkt“ (vgl. Grupe 2000, 74). Bezogen auf die konkrete historische Situation hat sich das Sportsystem zu fragen, was seine wesentliche Funktion sein soll, die nur, oder zumindest am besten nur in diesem System erfüllt werden kann (vgl. Cachay 1988, 250/251).

Mit der Gründung des *Deutschen Sportbundes* (DSB) im Dezember 1950 in Hannover gelingt es erstmals, alle Vereine und Verbände von Turnen und Sport in Deutschland auf freiwilliger Basis unter einem Dach zu versammeln. Die beherrschende Idee dieser Zeit betont den autonomen Charakter des Sports, ohne Einflüsse aus Politik und Wirtschaft, und hat bis in die 1980er Jahre bestanden. Der Sport wird wieder demokratisch begründet, aber unter neuen Vorzeichen: Mit der Besinnung auf humanistische Bildungsideale rückt das Individuum in den Mittelpunkt der pädagogischen Legitimation (vgl. Grupe/Krüger 1997, 121/122).

Da man das Schwinden der vitalen Kräfte in weiten Kreisen der Bevölkerung fürchtet, beginnt der Sport sich wieder auf das gesellschaftliche Problem „Volksgesundheit“ zu beziehen. Die vom Sport aufgemachte Rechnung, mit der die volkswirtschaftliche Bedeutung des Sports hervorgehoben wird, ist Ausdruck eines Selbstbewusstseins und eines neuen Verhältnisses gegenüber dem politischen System. „Der Sport versteht sich nunmehr als politische Kraft, die sich für fähig hält, gesellschaftliche Aufgaben und Probleme eigenständig zu lösen“ (Cachay 1988, 254). Die Forderung nach „Leibeserziehung“ an Schulen und Hochschulen treibt den Sportstättenbau voran, da es unabdingbar erscheint, diese in unmittelbarer Nähe zur Verfügung zu haben. Das Programm *Sport für alle* wird zur Lösung des Problems „Volksgesundheit“ angeboten (ebd., 266).

1. 2. 2 Der „sportliche Sport“

Der Sportverein ist der Ort, an dem die vorherrschende Handlungsorientierung des traditionellen Sportkonzeptes, der Leistungsvergleich, eingelöst wird. Aus diesem „sportlichen Sport“, wie er auch genannt wird, leitet sich eine einheitliche Sportlerrolle ab, die sich in bestimmten Charaktereigenschaften und in einem bestimmten Lebensstil den Werten des Sports verpflichtet fühlt und damit eine Art „Gegenbild“ zu den Nutzern psychoaktiver Substanzen erzeugt. Der Sportler gilt als Vorbild, in der Erfüllung der in ihn gesetzten Erwartungen seine Ich-Identität zu finden.

Traditionelles Sportkonzept: Die Einheitlichkeit des Sports

Die Gründung des Deutschen Sportbundes nach dem 2. Weltkrieg ist durch das Bemühen bestimmt, eine Einheit des Sports zu sichern. Damit wird zunächst eine organisationspolitische Forderung verwirklicht: Unabhängig von der berufsständischen, konfessionellen und parteipolitischen Zugehörigkeit der Mitglieder soll die Sportbewegung eine einheitliche organisatorische Verfassung erhalten. Mit dem Programm *Sport für alle* soll nicht nur möglichst allen Bevölkerungsgruppen eine sportliche Betätigung eröffnet, sondern auch der organisationspolitische Anspruch des Deutschen Sportbundes gesichert werden, jedem die Möglichkeit des Sporttreibens unter seinem organisatorischen Dach anzubieten. Die Einheit des Sports meint aber zugleich auch die Einheitlichkeit seiner inneren Verfassung und Identität, die Geschlossenheit seiner Ethik und Werteorientierung, seines Sportverständnisses und der Erlebens- und Motivationsgehalte. Was in diesem

Sinne Einheit des Sports bedeutet, skizziert *Klaus Heinemann* (1986, 112 ff. u. 1989, 13/14) in wenigen Stichpunkten:

- Im traditionellen Sportverständnis werden eindeutig definierte Leistungsziele verfolgt, die – wenn auch auf verschiedenen Leistungsniveaus im Breiten-, Leistungs- und Hochleistungssport – in einem disziplinierten und langfristig angelegten Training zu verwirklichen sind. Die Einheit drückt sich hier in einem Pyramidenmodell aus, in dem Breiten- und Leistungssport organisch miteinander verknüpft sind. Das Leistungsmotiv zieht sich durch alle Ebenen des Leistungsniveaus: Der Spitzensport ist Orientierungspunkt für Sportler jeden Geschlechts, jeden Alters, jeden sportlichen Leistungsniveaus.
- Der Sport wird durch ein eindeutiges Regelwerk definiert und als Wettkampf organisiert. Der Wettkampf basiert auf einem Leistungsvergleich, vor dem alle Teilnehmer als gleich, danach jedoch als ungleich (bezogen auf die entsprechende sportliche Leistungsdimension) definiert und entsprechend honoriert werden.
- Der Sport ist durch eine spezifische Wertestruktur gekennzeichnet, die nicht nur einzelne Werte, wie etwa Fairness und Kameradschaft, Gemeinschaftssinn und Solidarität, Chancengleichheit und Achtung der Unverletzlichkeit der Person umfasst, sondern deren Werte untrennbar miteinander verbunden sind.
- Parallel zu der Einheitlichkeit der Werte, die den Sport bestimmen, steht eine Einheitlichkeit der Funktionen, Bedeutungen und Wirkungen, die den Sport insgesamt ausmachen und verankern, dass Sport nicht einseitig instrumentell auf bestimmte Ziele festgelegt ist, sondern sich eine Vielzahl von Wirkungen eines ganz anders motivierten Sporttreibens gleichermaßen einstellt. Das Besondere des Sports erwächst daher aus seiner Beiläufigkeit, aus seiner Ausblendung der Alltagswirklichkeit, aber zugleich auch aus der Übernahme alltagswirksamer Elemente wie Wettbewerb, Leistung und Konkurrenz. Das Erlebnis des Spiels und die Bewertung des Erlebnisses sind nicht trennbar. Der Sport hat seinen *Sinn in sich selbst* und ist nicht verbunden mit außersportlichem Erleben.
- Dieser Einheitlichkeit des Sports entspricht eine einheitliche Sportlerrolle. Mit dem Sportler verbinden sich nicht nur bestimmte Charaktereigenschaften (etwa Kameradschaftlichkeit, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft, Bescheidenheit) und es wird nicht nur ein bestimmter Lebensstil vorausgesetzt (Verzicht auf exzessive Bedürfnisbefriedigung), sondern vom Sportler wird auch erwartet, dass er sich den Werten und Regeln des Sports verbindlich verpflichtet fühlt.

Mit *von Krockow* (1972, 35) kann man hier ergänzen, dass Sport zwar Askese ist – freilich nicht im puritanischen Sinne innerweltliche, sondern im Ziel auf Außerweltlichkeit gerichtete Askese –, zugleich aber auch Lust, weil er als Gegenwärtigkeit die Sorge zugunsten der Spannung und Entspannung im Wettkampf und im agonalen Spiel verbannt.

„Normalitätsfabrik“ Sportverein

Das traditionelle Sportverständnis resultiert in einem Sportangebot der Vereine, das durch einseitige Ausrichtung an traditionellen Sportarten und eine große Dominanz des Wettkampfsports geprägt ist (vgl. Sport-

jugend im Landessportbund Niedersachsen u. Institut für Sportwissenschaften der Universität Göttingen 1988, 33). Man kann auch sagen, der Sportverein ist ein Sportarten-Verein, in dem auch heute noch Sport weitgehend als Selbstzweck angesehen wird (vgl. Württembergische Sportjugend 1990, 9).

Peter Becker (1986, 145 ff.) beschreibt den Sportverein als Ort, an dem man sich bemüht, systematisch Lernprozesse zu organisieren, von denen handlungsbestimmende und sozialisierende Wirkungen ausgehen und an dem der am Grundmuster Konkurrenz ausgerichtete Leistungsvergleich des öffentlich organisierten Wettkampfbetriebes noch vorherrschende Handlungsorientierung ist. Da mit dem Eintritt in Organisationen Individuen mit bereits bestehenden situationstypischen Strukturen konfrontiert werden, zeigt *Becker* (ebd., 147 ff.) auf, wie das „heimliche“ Sozialisationsprogramm von Sportvereinsstrukturen aussieht:

Vereine versuchen mit Hilfe von Training und Trainingsprogrammen, die zur erfolgreichen Bewältigung von Wettkämpfen notwendigen Qualifikationen zu vermitteln. Der Wettkampf ist wiederum ein Modell für die Lösung von Verteilungsproblemen, in denen es gilt, Rangplätze zu vergeben, von denen aber aufgrund öffentlich inszenierter Wertschätzung nur die ersten drei Plätze bedeutsam sind. Die Verteilung findet auf der Grundlage des im Wettkampf erbrachten Leistungsergebnisses statt, das Ausdruck einer Verknüpfung von Begabung und Anstrengung ist. Der Vorgang wird organisiert und die erbrachte Leistung wird überwacht; die Strukturen selektieren die notwendigen Handlungen. Dieser Vorgang der Selektion entspricht der Deutung der Situation. Deutungsmuster sind:

- Die prinzipielle Knappheit der Positionen führt dazu, dass sich Individuen durch Leistungsnachweis gegen andere durchsetzen müssen. Mit der Zeit lernt der Sportler, dass Konkurrenzverhalten ein bedeutsames Handlungsmuster und gemeinsames Handeln nachteilig ist, da Positionszuteilungen mit ihren Vorteilen nahezu ausschließlich auf individueller Leistung basieren.
- Das sportliche Leistungsergebnis ist die Ware, die gegen den ihr entsprechenden Rangplatz eingetauscht wird. Die zunehmende Bedeutsamkeit dieser Tauschsituation führt dazu, die Komplexität sportlicher Aktivitäten auf ihrer Verwertbarkeit zu reduzieren, was wiederum Sinnverlusten gleichkommt. Nur das ist noch Leistung, was external als relevant eingestuft wird und zum Erfolg führt. In ihrer Bestandsaufnahme zur Situation Jugendlicher im Sportverein stellt denn auch die *Württembergische Sportjugend* (1990, 9) fest, dass die Selbstdarstellung und soziale Einordnung Jugendlicher im Sportverein fast ausschließlich über die sportliche Leistung erfolgt.
- Durch die Einteilung in universale Kategorien (z.B. Jugendlicher, Frau) verlieren Personen das Recht auf individualistische Sonderbehandlung. Durch die Spezifität wird gewährleistet, dass nur die zur Lösung der Aufgabe funktionalen Kriterien zur Anwendung kommen. Alle Wettkämpfer einer Kategorie müssen die gleiche sportliche Aufgabe lösen, wobei die Einzigartigkeit ihrer (sportlichen) Biographie unberücksichtigt bleibt. Im Wettkampf steht daher nicht die gesamte Identität des Sportlers zur Diskussion, sondern nur der Merkmalskomplex, der für die Produktion der Leistung relevant ist. Die permanente Thematisierung des spezifischen Aspekts Leistung kann dazu führen, dass Leistung zur generalisierenden Bewertungsgrundlage von Selbst- und Fremdeinschätzung wird.
- Ergebnis des Wettkampfes ist eine soziale Hierarchie, die sich an der Leistungshierarchie orientiert. Das Verteilungsmodell, das diese soziale Ungleichheit vermittelt, ist insofern akzeptiert, weil es als

eine neutrale und gerechte Instanz erscheint. Da einerseits allen die gleiche Chance zugesichert wird und andererseits der Wettkampf unter Kontrolle stattfindet, ist auch das Wettkampfergebnis als gerecht einzustufen. Gerecht und damit akzeptiert ist dann weiterhin die anschließende Verteilung der Rangplätze, die zur Etablierung der sozialen Ungleichheit führt.

- Da Wettkämpfe sich wiederholen, liefern sie Ergebnisse, die zwar gültige, aber keine endgültige Grundlage für die Konstruktion von Hierarchien sozialer Ungleichheit abgeben. Für Individuen wird eine Situationsdeutung möglich, wonach ihre sportliche und die daraus resultierende soziale Position, in der sie sich gerade befinden, nicht endgültig sein muss. Damit wird das Verteilungsproblem aufrechterhalten und es entsteht immer wieder ein neues „Sinnvakuum“.
- Siegerehrungen sind schließlich öffentliche Inszenierungen, die die Legitimität des Verteilungsmodells demonstrieren. Mit der Teilnahme auch der Verlierer wird demonstriert, dass selbst die zum gegenwärtigen Zeitpunkt Enttäuschten das Modell akzeptieren und ihre Erwartungen und ihr Engagement aufrechterhalten.

Die institutionalisierte Struktur Wettkampf und die daraus resultierende Orientierung an selektiver Leistung schafft konsequenterweise das Bedürfnis nach Leistungssteigerung. Um dieses Bedürfnis nicht dem Zufall zu überlassen, wird ein System ausdifferenziert, das die sporttreibenden Individuen gezielt auf die Wettkämpfe vorbereitet. Die Verwirklichung angestrebter Leistungsziele setzt den Umgang mit langfristigen Zeitperspektiven voraus, bei dem Kontinuität und Regelmäßigkeit im Trainingsverhalten aufgebaut und aufrechterhalten werden müssen. Zudem müssen sportliche Krisen und Rückschläge, wie Verletzungen, aufgefangen und verarbeitet, innere Widerstände und Trägheit gegenüber den hohen Belastungen überwunden, lockende Ablenkungen ausgeblendet, Einschränkungen in der Freizeit hingenommen bzw. als gerechtfertigt gedeutet, Zeitkonflikte mit anderen Bereichen geregelt werden usw. Nichttraining bedeutet generell Zeitvergeudung. Diese Disziplinierungsprozesse ergreifen alle Sportarten und sichern nicht nur von einem hohen Leistungsniveau auf tiefer liegende Leistungsebenen des Sporttreibens durch, sondern auch neu auftauchende Sportarten werden schnell in diese Vorgänge eingereiht (vgl. Becker 1986, 152 ff.).

Wenn, wie gezeigt, die Arrangements des Strukturtyps „Wettkampf“ nicht ins Belieben der Individuen gestellt sind, so kann man zunächst den oben beschriebenen Handlungs- und Erfahrungsmöglichkeiten nicht ausweichen. Der Erwerb von Wissensbeständen, die die Erwartungen an das Sporttreiben regulieren, ist nicht in das Belieben des Individuums gestellt, sondern unterliegt sozialer Kontrolle. „Vereine bzw. Trainer, die am Wettkampfbetrieb orientiert sind, lassen z.B. nicht zu, dass Wissen bei ihren Aktiven entsteht, das bezüglich der Leistungs- und Wettkampftematik beträchtlich divergiert. Mit steigendem Leistungsniveau nimmt die Homogenisierung interindividueller Wissensbestände zu“ (ebd., 146/147).

1. 2. 3 Sport und „Identität“

Obwohl der Sport eigentlich zweckfrei gedacht worden ist, soll er dem Individuum einen Nutzen bringen. Dieses Sinnversprechen gibt dem Sport nicht nur Würde und Ernst, sondern rechtfertigt auch die Tatsache, dass seine Unterrichtung in professionelle Hand genommen wird (vgl. Gebauer 1988 (b), 198).

Es gibt kaum eine für positiv erachtete menschliche Eigenschaft, für die sich der Sport nicht als wichtige Förderung ansieht. Über allem steht der Anspruch, der Sport könne entscheidend zur Bildung des Charakters der „Persönlichkeit“ beitragen, und das, was in diesem Sinne an Bildung erzielt werde, könne auch auf andere Lebensbereiche übertragen werden, wenn es sich nicht von selbst übertrage (vgl. Krockow 1972, 82). Tatsache ist allerdings, dass man nur wenig über die Wirkungen des Sporttreibens auf die Persönlichkeitsentwicklung weiß (vgl. Cachay/Thiel 2000, 186).

Die in diesem Abschnitt aufgeführten Ergebnisse aktueller Untersuchungen spiegeln den Beitrag des Sports zu einer „stabilen“ Identitätsentwicklung wieder. Hieran wird deutlich, dass die Mechanismen der Identitätsentwicklung der organisierten Moderne bis heute wirksam sind und darauf Einfluss nehmen, welche Erwartungen an das Konstrukt „Identität“ gehegt werden. Dies macht auch deutlich, dass die Modernisierungsschübe nur aufeinander aufbauend denkbar sind und ihre Reihenfolge nicht umkehrbar ist.

Identität und Körper

Fast alle Lehrbücher der Entwicklungspsychologie widmen der körperlichen Entwicklung im Jugendalter eine große Aufmerksamkeit und schreiben dem Körper und dem körperbezogenen Selbstkonzept eine zentrale Bedeutung bei der Identitätsbildung im Jugendalter zu. Das Gefühl der Identität ist schließlich bereits von Beginn der menschlichen Entwicklung an eng an die Beziehung zum eigenen Körper gekoppelt. Weil der Mensch also körperlich fundiert ist, scheint der Körper bei der erfolgreichen Bewältigung psychosozialer Aufgaben eine wichtige Rolle zu spielen (vgl. Brettschneider/Brandl-Bredenbeck 1997, 160 u. Günter 2002, 303).

Klaus Heinemann (1990, 70) bezeichnet den Körper als *soziales Gebilde*, als Ausdruck gesellschaftlicher Tatbestände, die festlegen, wie wir unseren Körper wahrnehmen und kontrollieren, wie wir ihn als expressives Ausdrucksmedium verwenden, wie wir mit ihm umgehen und ihn beherrschen, wie wir uns unseres Körpers bedienen, über ihn verfügen und zu ihm eingestellt sind. Hier zeigt sich auch, dass die schon erwähnte „Doppelrolle“ des Menschen als Körper, der er ist, und im Körper, über den er verfügen kann, nicht problemlos ist. Zwischen dem sozialem Gebilde und dem physischem Gebilde „Körper“ stehen unterschiedliche Bedeutungsinhalte und Anforderungen, deren Widerstreit zwischen Erlebnis- und Bedürfnisstruktur einerseits und sozial geprägten Wünschen und Erfüllungsmöglichkeiten andererseits stets von neuem in eine Balance gebracht werden müssen. Soziale Identität wird erst dann möglich, wenn der „biologische Widerstand“ durch eine Auseinandersetzung mit der Legitimierung der Körperkontrolle auf den gesellschaftlich definierten Normalwert gebändigt ist. Dass diese Bilanz gelingt, ist nach *Heinemann* (ebd., 72) für das physische ebenso wie für das psychische Wohlbefinden und für die personale Identität eine unerlässliche Voraussetzung.

So ist denn auch ein zentrales Motiv der Lust Jugendlicher an sportlicher Betätigung die Selbstbestätigung durch die Beherrschung des eigenen Körpers und die Bestätigung von außen durch Identifikationsfiguren (z.B. Trainer) oder durch die Peergroup (vgl. Günter 2002, 300). Sport kann helfen, ein Stück der im psychosozialen Entwicklungsprozess verlorengegangenen Stabilität wieder herzustellen und so die Entwicklung zu erleichtern. Hier ist die bei Jugendlichen häufig unter dem Andrang der sexuellen Triebe auftretende

Neigung zu nennen, zu Intellektualisierungen oder zu asketischen Idealen zu greifen, sich von jeder Triebhaftigkeit abzuwenden, Exzesse kontrollieren zu wollen und eine vollkommene Beherrschung der Körperfunktionen anzustreben. Dies kann im Pathologischen etwa in Form einer Pubertätsmagersucht zum Tragen kommen, ist jedoch auch im Normalpsychologischen sehr verbreitet, etwa in Form von Zuwendung zu asketischen Ideologien oder in Form von extremen vegetarischen Phasen. Außerdem verhüllen viele Jugendliche ihren Körper durch weite Gewänder und lehnen zeitweise jede sexuelle Aktivität ab. *Michael Günter* (ebd., 305) ordnet in diesen Zusammenhang auch den Sport ein, da er Jugendlichen ermöglicht, den Körper zu kontrollieren und zu disziplinieren. Die Konzentration auf sportliche Betätigung schließt dabei häufig asketische Ideale mit ein. Der Sport erscheint, trotz der Zuwendung zum Körper, gleichzeitig als Bereich, der fernab jeder Sexualität ist, was dadurch noch unterstützt wird, dass die meisten Sportarten nach Geschlechtern getrennt ausgeübt werden.

Sport und Selbstkonzept

Kirsten Endrikat (2001) geht in ihrer Untersuchung mittels einer repräsentativen Stichprobe von 3426 Jugendlichen innerhalb der Studie *Jugend und Sport in Deutschland* der Frage nach, inwieweit die Sportaktivität der Jugendlichen mit deren Identitätsentwicklung zusammenhängt. Die Funktion der Identität sieht *Endrikat* (ebd., 49) darin, eine Synthese zwischen verschiedenen Selbstkonzepten herzustellen, die als strukturierendes Gefüge von Erfahrungen, Bewertungen und Selbstreflexion aufgefasst werden. Ähnlich wie bei *Erikson* gewährleistet Identität hier also eine Kontinuität des Selbsterlebens. Das Selbstkonzept bezeichnet dann die verschiedenen Bilder, die eine Person in bedeutenden Bereichen ihres Selbst entwickelt hat und umschließt alle relevanten Merkmale der eigenen Person, wie z.B. Fähigkeiten, Werthaltungen, Gefühle, Wünsche, Interessen, Attributionsstile usw. Das Selbstkonzept ist daher auch multidimensional, d. h. es wird durch verschiedene Aspekte und Komponenten gekennzeichnet und ermöglicht dem Individuum, Kontrolle über sich und seine Umwelt zu erlangen (ebd., 50). Die zentrale Funktion des Selbstkonzepts ist die Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls, die besonders im Jugendalter zum Tragen kommt, wenn sich die Reflexionsanstrengungen besonders auf die eigene Person und damit auf die eigene Identität richten (ebd., 56).

Auch *Endrikat* (ebd., 62 ff.) schreibt in ihrer Arbeit dem Körperaspekt eine zentrale identitätsstiftende Funktion zu. Sie nimmt an, dass eine positive Beziehung zwischen dem Körper- und Selbstkonzept besteht. Das Körperkonzept als Teil des Selbstkonzeptes hat die Aufgabe, eine optimale Lust-Unlust-Balance, eine optimale Selbstwertschätzung, sowie die effektive Umweltbewältigung und optimale Anpassung aufrecht zu erhalten. *Endrikat* nimmt nun an, dass sportliche Aktivität, da sie wie nur wenige andere Handlungen die Aufmerksamkeit auf den Körper lenkt und dadurch Körpererfahrungen erzeugt, eine zentrale Determinante des Körperkonzepts ist.

Endrikats empirische Befunde (ebd., 202/203) zeigen, dass sportliches Engagement positiv mit der Wahrnehmung der sportlichen Leistungskompetenz verbunden ist. Heranwachsende, die sportlich aktiv sind, äußern sich bezüglich ihres Körpers überwiegend positiver als Sportinaktive. Die Dimension des Körperkonzepts Leistungsfähigkeit und Attraktivität sind signifikant mit der sportlichen Aktivität verbunden. Im übrigen akzeptieren jugendliche Sportler ihren Körper aber in der gleichen Weise wie diejenigen Jugendlichen,

die keinen bzw. wenig Sport treiben. Es wird auch deutlich, dass das Sportengagement in erster Linie auf die allgemeine Leistungsfähigkeit wirkt, während andere zentrale Bereiche, wie z.B. das Selbstwertgefühl, keinen relevanten Bezug zur Sportaktivität der Jugendlichen aufweisen. Sportbezogene Sinn- und Kompetenzerfahrungen spielen also hinsichtlich der Ausprägung einer stabilen Selbstakzeptanz kaum eine Rolle. Der Sportkontext scheint aber eine geeignete Umwelt für den Aufbau von Selbstkonzepten, als strukturierendes Gefüge von Identität zu bieten, da sich Hinweise dafür zeigen, dass sich das Selbstkonzept mit sportbezogenen Erfahrungen immer weiter ausdifferenziert. Jugendliche profitieren von sportlichen Aktivitäten dahingehend, dass im Sportkontext der Umgang mit Leistungssituationen geübt und gelernt wird und dabei die Leistungsdimension positiv ausgestaltet werden kann. Es wird aber auch deutlich, dass die Sportaktivität nicht umfassend, sondern eher spezifisch wirkt. Es bestehen nämlich hauptsächlich Verbindungen des Sportengagements zur Leistungsdimension des Selbstkonzepts (sportliche Leistungskompetenz, körperliche Leistungsfähigkeit).

Diese Befunde sind aber auch geschlechtsspezifisch zu differenzieren und weisen darauf hin, dass *gender* in unserer Gesellschaft sozial vermittelt und von Jugendlichen reproduziert und rekonstruiert wird (ebd., 203/204). Sport hat in der Sozialisation von Jungen ambivalente Wirkungen. Er verschafft einerseits zwar Zugang zum Körper, andererseits muss dieser jedoch „männlich gestählt“ werden. Jungen haben oft nicht die Chance, ihren Körper auf eine andere akzeptierte Möglichkeit zu erfahren und zu erproben, als dass sie ihn belastbar und unverletzlich machen sollen (ebd., 47). Daher weisen die Befunde auch darauf hin, dass Jungen sich körperlich leistungsfähiger fühlen und ihren Körper eher als Mädchen akzeptieren. Der männliche Körper wird eher grobmotorisch und bewegungsintensiv mit material- und raumexplorativen Aktivitäten, leistungs- und funktionsbezogen sozialisiert. Der weibliche Körper wird dagegen eher feinmotorisch, ästhetisch, auf Schönheit hin entwickelt, jedoch beurteilen Mädchen gleichzeitig ihre Attraktivität und insbesondere ihre Körperakzeptanz viel negativer als Jungen (vgl. auch Weikert 1999, 15). Hinzu kommt, dass mit einem Mangel an Schönheit oftmals die gesamte weibliche Identität auf dem Spiel steht. „Dies scheint sich nach den vorliegenden Befunden insbesondere auf den geschlechtsspezifischen Körperumgang und damit auch auf das Sportverhalten auszuwirken. Die unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen sind nicht wertneutral“ (Endrikat 2001, 204).

Für Jungen und Mädchen gilt jedoch gleichermaßen, wie *Brettschneider/Brandl-Bredenbeck* (1997, 189 ff.) festgestellt haben, dass, je wichtiger der Sport, desto höher auch die Selbsteinschätzung ist. Wenn man dem Sport also einen Beitrag zur Bewältigung von Entwicklungsaufgaben zuschreiben will, dann geht es darum, sich des eigenen Körpers bewusst zu werden, ihn zu akzeptieren und zu lernen, wie man den Körper in Sport und Freizeit, aber auch bei der Bewältigung täglicher Aufgaben sinnvoll nutzen kann (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 117).

1. 2. 4 Doping: Sport als Modell für Leistungsorientierung

*Wir brauchen den Blinden, der den Mount Everest meistert,
den Beinamputierten auf dem Matterhorn, den krebsoptierten „Tour de France“-Sieger,
immer wieder Vollbringer des Unmöglichen – um die eigene Angst
vor Zerbrechlichkeit und Hinfalligkeit besser beherrschen zu können.*
Horst-Eberhard Richter, Das Ende der Egomane

Der „Kampf gegen Doping“ im Sport weist Parallelen zum „Kampf gegen Drogen“ (vgl. 1. 3. 1) auf. In beiden Fällen wird davon ausgegangen, dass die durch das „abweichende Verhalten“ erreichten (sozial akzeptierten) Ziele auch mit sozial akzeptierten Mitteln und Wegen erreicht werden können. Eine Diskussion von Doping gibt es daher nur, solange es eine Vision vom „sauberen Sport“ gibt. Der „saubere Sport“ ist sozusagen die ideelle „Verdichtung“ der einheitlichen Wertestruktur des „sportlichen Sports“, der sich die Sportler zu verpflichten haben. Nicht zuletzt diese Vision vom „sauberen Sport“ macht ihn zu einem idealen Werbeträger für Produkte, die davon Kunde tun, wie wir glücklich leben können (ähnlich wie in der Drogenprävention). Aber nur so lange die Ideale des Sports verwirklicht erscheinen und er sein positives Image als „schönste Nebensache der Welt“ behält, besitzt er für die Wirtschaft einen besonderen Werbewert. Deshalb drängt gerade die Wirtschaft auf die Einhaltung sportlicher Grundwerte, mit der sich – wenn sie auch zu einer Marketingstrategie degeneriert sind – für Produkte besonders gut werben lässt (vgl. Heinemann 1988, 78).

Siegescode und Anspruchsinflation

*Ohne Rekorde leeren sich die Stadien, machen sich die Sponsoren davon,
stürzen die Einschaltquoten ab, kapitulieren die Veranstalter.*
Horst-Eberhard Richter, Das Ende der Egomane

Doping ist in erster Linie eine Sache des Spitzensports, in dessen Mittelpunkt die Erbringung wettkampfbbezogener Leistungen steht. Das soziale System „Spitzensport“ kommuniziert einen *Siegescode*, bei dem Sieg oder Niederlage die allein maßgeblichen Fixpunkte sind. Der Siegescode etabliert also eine scharfe Verknappung des sportlich positiv Bewerteten und grenzt spitzensportliches Handeln von anderen Arten des In-der-Welt-Seins ab: Es zählen nur Sieg oder Niederlage, andere Bewertungsmaßstäbe der sportlichen Tätigkeit geraten außerhalb des Blickfeldes (vgl. Cachay/Thiel 2000, 156 u. Bette/Schimank 1995 (a), 25 ff.). Die Botschaft des Wettkampfsystems ist: „Wettkämpfe fair, aber gewinne unbedingt“ (Amesberger 2002, 71).

Der organisierte Sport setzt seit den 1960er Jahren in zunehmenden Maße auf eine Verwissenschaftlichung spitzensportlichen Handelns. Damit wird der Versuch unternommen, die Kluft zwischen der unendlichen Steigerbarkeit des Siegescodes und der hinterherhinkenden Körperlichkeit der Sportler zu reduzieren und die Konkurrenzsituation der eigenen Athleten auf dem internationalen Sportparkett zu optimieren (vgl. Bette/Schimank 1995 (a), 47). Der Stundenweltrekord des Radprofis *Francesco Moser* z.B. ist wohl als technologische Perversion des Phänomens Eigenleistung, das für den Sport essentiell sein sollte, zu bezeichnen. Die technologische Wissenschaft hat den Athleten in mehr als einjähriger Vorbereitungszeit zum präzisen Erfüllungsgehilfen ihrer triumphalen Prognosen gemacht (vgl. Welsch 2002, 224). Da kann wohl nur noch die Willensanstrengung zur Annäherung an das errechnete Leistungsoptimum als Eigenleistung anerkannt werden.

Da es im Siegescode kein festgelegtes Leistungsniveau gibt, über das man nicht hinausgehen könnte und sollte, kennt die Logik des Spitzensports keine Stoppregeln und alles läuft auf Steigerung und Perfektionierung hinaus (vgl. Bette/Schimank 1995 (a), 37 ff.). Jeder Sportrekord markiert nicht nur einen bestimmten, einmal erreichten Leistungsstand, sondern formuliert gleichzeitig die Aufforderung nach Überbietung und treibt so durch den Siegescode das Handeln der Athleten in eine unendliche Schleife hinein. Mit dem Ausdruck „Leistungsspirale“ wird das typische Merkmal des Leistungssports beschrieben, bei dem für den Erhalt einer bestimmten Leistung oder einer Position ein immer größerer Trainingsaufwand betrieben werden muss (vgl. Berndt 1998, 217). Das Ansehen des Sportlers steigt und fällt nun damit, wie nah er dem Leistungsstandard kommt. Da zudem durch die massenmediale Verbreitung in jeder Sportart der Leistungsstand sowohl den Athleten als auch den Zuschauern bekannt ist, lässt sich nur schwer verbergen, wo der Sportler im Verhältnis zu diesem Standard steht (vgl. Postman 1988, 154).

Leistungsindividualismus und Sportlerbiographie

Auch wenn ein Athlet, der Jahre seines Lebens in Training und Wettkampf investiert hat, für sich selbst vielleicht das Bild erzeugen kann, all dies sei rein subjektivem Wollen entsprungen, ist dennoch der Hinweis, dass sein Handeln maßgeblich durch soziale Strukturen mitgeprägt wurde, nur schwerlich von der Hand zu weisen. Gerade diese Sichtweise scheint die subjektiven Nöte und Zwänge verstehen zu helfen. Wie vor allem *Karl-Heinrich Bette* und *Uwe Schimank* (1995 (a) u. 1994) aufzeigen, bewegt sich der Hochleistungssportler in einem gesellschaftlichen Kontext, in dem der Siegescode des Sportsystems als evaluative Leitorientierung leistungssportlichen Handelns eine legitime Indifferenz gegenüber allen sonstigen gesellschaftlichen Sinnorientierungen etabliert hat.

Eine Biographie ist ein nur begrenzt reversibler Vorgang individueller Selbstfestlegung (Pfadabhängigkeit). Aus dem Alternativspektrum wählt jeder gemäß seinen eigenen Vorstellungen und Möglichkeiten mehr oder weniger bewusst das heraus, was man mit sich selber anzufangen vorsieht. Wenn man sich nun die Struktur einer Biographie als Entscheidungsbaum vorstellt, schränkt jede derartige Wahl den weiteren Verlauf der Biographie ein. Die biographische Selbstfixierung ist nur selten völlig irreversibel, aber der Aufwand ihrer Zurücknahme ist stets höher als die für eine Pfadtreue zu erbringenden Investitionen. Je stärker eine Karriere von der Pfadtreue abhängt und je weiter fortgeschritten die biographische Fixierung ist, desto unwahrscheinlicher ist eine Abweichung vom beschrittenen Pfad. Die starke Fixierung jeder Biographie ist darüber hinaus mit einer hohen Unwissenheit über den weiteren Pfadverlauf verbunden, da nur an bestimmten Verzweigungspunkten wenige nächste Schritte und Möglichkeiten ins Visier kommen. Doch unabhängig von der Wahl eines Pfades legt man sich auf jeden Fall fest, zudem ohne zu wissen worauf. Je irreversibler die Wahl eines bestimmten Pfades ist, das heißt je höher der Aufwand ist, einer Pfadtreue zu entkommen, und je ungewisser dieser Pfadverlauf ausfällt, desto höher ist das Risiko in einer *biographischen Falle* zu landen. Die biographische Falle ist eine Sackgasse in der Biographie, eine verfahrenene Situation, in der man, um noch das Beste daraus zu machen, dann auch Dinge tut, die man früher weit von sich gewiesen hätte (vgl. Bette/Schimank 1994, 31).

Folgen auf das durch spielerischen Spaß und vermittelte Geselligkeit in Gang gesetzte Sporttreiben

individuelle Erfolgserlebnisse, kann der darauf bezogene Identitätsaufbau einsetzen (ebd., 32). Da im modernen Identitätsmodus jeder jemand zu sein hat, der noch nie da war, zeigt sich in der Wahl bestimmter Ausprägungen und in der idiosynkratischen Kombination dieser Ausprägungen, wer der Einzelne ist. Weil aber im Hochleistungssport ein einziges Merkmal der Person, die Sportlerrolle, deren Individualität bestimmt, sprechen *Bette/Schimank* (1995 (a), 128 ff.) von einem „Leistungsindividualismus“. Im Leistungsindividualismus besteht die einzige Möglichkeit der Individualisierung darin, besser als die anderen Sportler derselben Sportart zu sein. Nur wer siegt, erringt Einzigartigkeit in Abgrenzung gegenüber all jenen anderen, die unterschiedslos voneinander in der Klammer „ferner liefen“ zusammengefasst werden. Weil sportliche Erfolge aber nicht auf Dauer gestellt werden können, weist insbesondere der Siegescode dem Leistungsindividualismus die Richtung und dementsprechend gering sind die Chancen für die Entwicklung einer selbstbestimmten Identität im Hochleistungssport.

Da Sportlerkarrieren nicht beliebig gestaltbar sind, sind sie in höchster Weise pfadabhängig und ab einem bestimmten Stadium so gut wie nicht reversibel, da sie vorgegebene Sequenzen durchlaufen und ein Abweichen von der Pfadtreue ab einer hohen Schwelle des Engagements unwahrscheinlich wird. Die radikale Perfektionierung weniger Handlungsaspekte resultiert in einer Totalisierung der Athletenrolle. Je weiter man nun in eine hoch pfadabhängige Karriere gerät, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit der Umkehr, da der Weg zur nächsten alternativen Verzweigung immer größer wird. Sportlerkarrieren sind wie andere am Anfang des Weges nicht überschaubar, man weiß nicht was auf einen zukommt und ob es sich der große Aufwand lohnt, d.h. ob sich der Erfolg einstellt. Aufgrund der enorm hohen Pfadabhängigkeit und des ungewissen Pfadverlaufs unterliegen Sportlerkarrieren strukturell bedingt der Gefahr in einer biographischen Falle zu landen. Niemand setzt sich dieser Gefahr jedoch bewusst aus, denn, wie alle biographischen Fixierungen, vollzieht sie sich schleichend. Abgesehen von der Tatsache, dass der Leistungssport über äußerst geringe Verberuflichungschancen verfügt, birgt er strukturell bedingte Klippen in sich, die Sportlerkarrieren zum Scheitern bringen. Der ausgeprägte Leistungsindividualismus, der durch die Massenmedien noch verstärkt wird, hat zur logischen Konsequenz, dass Sportler nebeneinander gar nicht existieren können, sondern nur als Sieger. Wer nicht siegt, existiert im Sinne des Leistungsindividualismus nicht. Durch die biographische Fixierung der Athletenrolle und den Erfolgszwang erfährt die Sportlerbiographie eine Verschärfung des Konkurrenzprinzips. Konkurrenz als zentraler Risikofaktor gibt der Sportlerkarriere eine bedrohliche Gestaltungsqualität: Andere Sportler, da sie ja auch im eigenem Sinne handeln, werden als Existenzbedrohung wahrgenommen. Weil selbst einmal erreichte Erfolge keine dauerhafte Qualität haben, müssen sie immer wieder hergestellt werden. Folglich wird die Leistungsgrenze immer weiter ausgedehnt. Zudem unterliegt jede Sportlerkarriere einer extremen Körperabhängigkeit, womit ein hohes Risiko des Scheiterns durch Verletzung, Krankheit oder körperliche Unzulänglichkeit verbunden ist (vgl. *Bette/Schimank* 1994, 32 ff.).

Die biographische Verengung in einer Sportlerkarriere passiert auf Kosten außersportlicher Sinnbezüge und es kommt zu einer „freiwilligen“ Disqualifizierung von einer späteren Tätigkeit in einem anderen Berufsfeld. Durch die Totalisierung der Athletenrolle sind alle Dimensionen des menschlichen Erlebens und Handelns auf Leistungsoptimierung ausgerichtet. Jedem ambitionierten Sportler ist bewusst, dass er entweder bis ganz nach oben kommt oder ins Bodenlose fällt. „Wer die einmal erbrachte Leistung nicht mehr

bringt, dem werden wichtige Unterstützungsressourcen entzogen, beispielsweise Fördergelder oder besonders gute Trainer“ (Bette/Schimank 1995 (a), 132).

In sozialer Hinsicht bekommt das Unterstützungsmilieu von Trainer, Verein, Verband und Sponsoren und das sportartenspezifische Umfeld tendenziell die Qualität einer „totalen Institution“. Außerhalb dieses Milieus sind Berufssportler kaum in der Lage soziale Beziehungen zu unterhalten. Hat der Weg in eine biographische Falle geführt, gibt es zwei Handlungsmöglichkeiten. Würde ein Sportler radikal aus seinem biographischen Pfad ausbrechen, würde er alle bisherigen biographischen Investitionen entwerten und müsste fortan in dem Bewusstsein leben, Jahre seines Lebens verschenkt zu haben. Die Alternative ist die biographische Flucht nach vorne, das Durchbrechen der biographischen Falle. Angesichts der begrenzten körperlichen Ressourcen und „hochleistungsfähigen“ Lebensjahre nimmt das Streben nach Siegen und Höchstleistungen einen immer zentraleren Platz im Lebenslauf des Athleten ein und seine Identität wird vollkommen auf die Spitzensportidentität focussiert. Hat er einmal eine Spitzenposition erreicht, dann wird alles daran gesetzt, seine Leistungsfähigkeit zu erhalten (vgl. Cachay/Thiel 2000, 157/158).

Technik, Taktik und Training sind die legitimen Maßnahmen, das einzige Ziel im Leistungssport, nämlich den Sieg, zu erreichen. Bewegt man sich auf einem hohen Leistungsniveau, so verlangen immer kleinere Leistungsverbesserungen immer größere Investitionen, die an die Grenzen der physischen und psychischen Machbarkeit stoßen. Dadurch wird die legale Trainingsarbeit entwertet und das Experimentieren in den Grau- und Verbotszonen gefördert. Innovation wird als Handlungsstrategie eingesetzt, d. h. sozial akzeptierte Ziele werden durch sozial nicht akzeptierte Mittel zu erreichen versucht. Innovatorische Leistungen, die durch Doping im Sport entfaltet werden, betreffen drei Dimensionen:

- *Sachdimension*: Doping ermöglicht das Herausschieben der physiologischen Grenzen und die Nutzung der dem Willen des Sportlers nicht zugängigen, autonomen Leistungsreserven. Je nach Bedarf nehmen Psychopharmaka die Angst, beruhigen oder machen aggressiv. Anabolika bauen Muskeln auf oder ermöglichen eine schnellere Regeneration.
- *Zeitdimension*: Die Athletenkarriere kann sowohl nach vorne als auch nach hinten verlängert werden, „unproduktive“ Wartephase bedingt durch Verletzungs- und Regenerationszeiten werden verkürzt.
- *Sozialdimension*: Der Siegescode wird durch Doping verkörpert. Gewinnen ist wichtiger als Fairsein, und der olympische Gedanke („Dabeisein ist alles“) verkommt zur Floskel, die Verlierer tröstet und sie als zukünftige Gegner bei der Stange hält (vgl. Bette/Schimank 1994, 37/38).

Die im klassischen Olympionismus postulierte Formel „Dabeisein ist alles!“ bemüht sich aber auch um eine Gleichrangigkeit der sich strebend Bemühenden und stuft die sportlichen Leistungsdifferenzen damit in ihrer Bedeutung für die Individualität der betreffenden Personen zurück: „Alle, die ihr Bestes gegeben haben, werden als gleich wertvolle Menschen angesehen“ (Bette/Schimank 1995 (a), 129).

Doping zur Sicherung der Chancengleichheit

Im modernen Spitzensport zählt nur der leistungsfähige Körper, der sich in die typischen Vorbereitungs- und Vollzugssituationen dieses Handlungsfeldes (Training und Wettkampf) einfügen lässt (vgl. Bette 1999, 59).

Die Erfolgsbestrebungen der anderen Athleten und die eigene körperliche Fehlbarkeit werden als Gefahrenquelle erlebt. Doping übernimmt die Aufgabe einer auf Sicherheit ausgerichteten Ersatztechnologie. Sportliche Leistungen werden programmiert, die Ausgangsvoraussetzungen der Hauptakteure verbessert und die Erwartungssicherheit im Hinblick auf die Zielerreichung wird hergestellt (vgl. Bette/Schimank 1994, 38). Pillen und Spritzen suggerieren durch einfache Handhabung Sicherheit, die auf Reflexion verzichten lässt. Das engere Umfeld eines Sportlers wirkt nicht nur ermunternd im Hinblick auf Doping, sondern hilft auch aufgrund der bestehenden Interdependenzen dieses Verhalten zu decken. Doping wird vom Athleten aber gar nicht als Verhalten wahrgenommen, da der eigene Körper instrumentalisiert ist. Gesundheitliche Konsequenzen sind Krankheit, erhöhte Verletzungsanfälligkeit, in extremen Fällen sogar der Tod, die aber verharmlost werden. In sachlicher Hinsicht wird auf die nicht gesicherten Erkenntnisse über Dopingschäden verwiesen, in zeitlicher Hinsicht werden mögliche Schäden weit in der Zukunft verortet und in sozialer Hinsicht wird Doping durch den Erfolgsdruck zum Zwang. Dabei erfolgt die Risikoabwälzung jedoch in der Regel auf den Sportler, da nur er erwischt werden kann und er allein die gesundheitlichen Folgen zu tragen hat (ebd., 40).

Da sportlicher Erfolg in Relation zu den Mitkonkurrenten immer wieder erbracht werden muss und somit die Leistungsfähigkeit des Einzelnen immer weiter hinausgeschoben wird, erhält Doping einen eskalierenden Zwangsscharakter. Alle Sportler setzen sich wechselseitig unter Erfolgsdruck und sind somit alle in der gleichen Lage und reagieren auch gleichartig. Doping als Strategie funktioniert daher nicht so, dass derjenige, der sich dopt, nicht damit rechnen kann den anderen gegenüber einen Vorteil zu haben, sondern nur keinen Nachteil. Doping hat also die Funktion Chancengleichheit herzustellen. Weil niemand damit rechnen kann, dass andere bewusst Nachteile in Kauf nehmen, muss sich jeder dopen, will er nicht derjenige sein, der mit verringerten Chancen an den Start geht und somit seine Karriere von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ist die Chancengleichheit hergestellt, wird gemäß dem Siegescode versucht sich darüber hinaus weiter „aufzurüsten“. Der wechselseitige Konkurrenzdruck, der sich auf den damit verbundenen Identitätsaufbau als Berufssportler bezieht, lässt die „Doping-Spirale“ sich immer weiter überdrehen (ebd., 42).

Neutralisierungstechniken

Obwohl viele dopende Athleten selbst das Dopingverbot unterstützen, findet Doping statt (also gewissermaßen wider Willen?). *Singler* (2002, 31) verweist hierzu auf eine Ende der 1980er Jahre in Italien erhobene Studie, wonach 11 % der befragten Sportler erklären, regelmäßig Amphetamine einzunehmen, 16 % den regelmäßigen Konsum von Anabolika zugeben, aber gleichzeitig auch eine überwältigende Mehrheit der Befragten die Einführung von damals noch nicht installierten Trainingskontrollen fordert. Dies deutet darauf hin, dass dopende Athleten keineswegs eine Kontrakultur bilden, deren abweichendes Verhalten als Angriff auf das herrschende System zu begreifen ist. „Abweichung findet in dieser sportspezifischen Subkultur häufig offenbar trotz innerer Konformität statt“ (ebd., 31).

Dazu müssen die „Delinquenten“ den Spagat zwischen äußerer Abweichung und innerer Konformität schaffen. Dies gelingt, wenn sie das Fehlen krimineller Absichten darlegen können. Wie sich das aus der Diskrepanz zwischen „gutem“ Willen und „böser“ Handlung resultierende schlechte Gewissen offenbar be-

ruhigen lässt, illustriert *Singler* (ebd., 32) anhand von fünf Neutralisierungstechniken, die er wie folgt identifiziert:

- Die Ablehnung der Verantwortung: Der Delinquent sieht sich mehr als Getriebener denn als Handelnder („das System zwingt einen dazu“).
- Die Verneinung des Unrechts: Nicht die Handlung wird geleugnet, sondern die moralische Verwerflichkeit der Handlung, das der Handlung zugeschriebene Unrecht oder der dabei entstandene Schaden („Das machen doch alle“).
- Die Ablehnung des Opfers: Eine Handlung wird als gerechte Strafe für den Geschädigten angesehen.
- Die Verdammung der Verdammenden: Die eigene Handlung wird nicht bestritten, gleichzeitig werden den Angreifern niedere Motive und Absichten unterstellt, über die man sich entrüstet. („Sie sind doch nur neidisch und gönnen mir den Sieg nicht“).
- Die Berufung auf höhere Instanzen: Die Abweichung resultiert aus dem Dilemma, etwas Falsches im Sinne einer gerechten Sache zu tun (Beispiel DDR: Doping zum Ruhme des Sozialismus).

Hinzu kommt, dass viele Sportler die Verwendung von Dopingmitteln wie dem männlichen Sexualhormon Testosteron nicht als Doping ansehen, wenn dabei ein festgesetzter Grenzwert nicht überschritten wird. Werden sie nicht „positiv“ getestet, wähnen sie sich dopingfrei und „sauber“. Ähnlich wie dies für Trunkenheit im Straßenverkehr gilt, wird die Festlegung von Grenzwerten von vielen Sportlern offenbar geradezu als Aufforderung interpretiert, sich an diese Grenzen „heranzuarbeiten“. Dass aber – im Gegensatz zum Straßenverkehr – die Verwendung selbst geringster Mengen von Dopingmitteln verboten ist, egal ob diese nachgewiesen werden können oder nicht, blenden viele Sportler unter tatkräftiger Mithilfe ihrer Ärzte für sich aus. Ein bisschen Doping, glauben sie, sei kein Doping.

„Dopinggesellschaft“

Der Leistungsindividualismus der Spitzensportler wirkt heute geradezu unzeitgemäß altmodisch, weil er einem markanten Kontrast zum zeitgenössischen Individualismus des Sich-Auslebens steht, kann aber nur so die Zuschauer fesseln. Athleten, die den Tag genießen wollen, langweilen das Publikum, weil sie wahrscheinlich mittelmäßige Leistungen vorführen. So wie im Zoo vornehmlich jene Tiere vorgeführt werden, die auf freier Wildbahn gar nicht mehr oder zumindest selten vorkommen, lebt sich auch das Sportpublikum in der Beobachtung dessen aus, was sie sich selbst nicht mehr zumuten wollen (vgl. Bette/Schimank 1995 (a), 130).

In Bezug auf den produktivistischen Leistungssport lässt sich „die“ Modernisierung daher am ehesten gleichsetzen mit der Rationalisierung und Technisierung des Trainings, deren Grad an der Steigerung der Sportresultate gemessen wird (vgl. Eichberg 1995, 134). *Gunter Pilz* (1994, 57 ff.) sieht dann auch den Sport im Doping gleichsam zu sich selbst kommen, da beide danach streben, nichts zu lassen, wie es ist, sondern auf den nächst höheren Stand zu bringen. Daher ist es auch bodenlos naiv, dem einzelnen Athleten eine Wahl- und Willensfreiheit bezüglich der Einnahme oder Ablehnung von Dopingmitteln im Interesse des sportlichen Erfolgs unter Ausgrenzung jeglicher gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zuzusprechen. Unübersehbar ist dabei die Scheinheiligkeit einer solchen Argumentation, die Handlungsfreiheit und Chancen-

gleichheit in ihren positiven Wertigkeiten benutzt, um die Überwindung einer systemimmanenten Schizophrenie zu feiern, die sich aus der Tatsache ergibt, dass Verbände in einigen Sportarten Leistungsnormen (z.B. für eine Olympiateilnahme) aufstellen, die nur durch Anabolika erreichbar sind, sich aber gleichzeitig verpflichten, einen zweimal ertappten Dopingsünder lebenslang zu sperren.

Doping heißt, dass geschluckt, gespritzt, infundiert, Blut ausgetauscht wird, um aus dem Organismus Leistungen herauszupressen, zu denen er natürlicherweise nie imstande wäre (vgl. Richter 2002, 162). So kann es auch dazu kommen, dass sich Tennisspieler auf internationalen Turnieren in „Behandlungspausen“ öffentlich von Ärzten anfixen lassen, um doch noch zu schaffen, was ihr Körper nicht mehr leisten will. So sieht *Helmut Digel* (2001, 67) auch das Umfeld des Spitzensports zunehmend von einer Dealerszene geprägt, die der im harten Drogengeschäft nicht unähnlich ist. Nur so ist es auch zu erklären, dass, wenn ein Testverfahren zur Dopingkontrolle erfolgreich praktiziert wird, schon wieder neue Praktiken im Umlauf sind, die Kontrolle zu umgehen. Diese „Vertuschungsmaschinerie“ (vgl. Kröner 1998 (a), 45 u. 1998 (b), 199) läuft ständig auf Hochtouren, um den Süchtigen – Aktiven wie Funktionären – ihren „Stoff“ zu besorgen. Doping-„Sünder“ wie Doping-Forscher verstricken sich in einen süchtigen Prozess und agieren nach dem Muster: Drogen-Abhängige und Co-Abhängige.

Und das alles passiert nicht etwa um Helden bewundern zu können, sondern weil es eine weit verbreitete Angst gibt, dass es möglicherweise so nicht mehr weitergeht und die Stärksten und Schnellsten dann eingestehen müssten, dass mit Rekorden Schluss ist. Am Spitzensport will der Mensch nämlich durch die Überwindung von Erschöpfung, von Luftwiderstand und Schwerkraft seinen Aufstieg zu immer größerer Unabhängigkeit lesen (Richter 2002, 163). Spitzensportler sind damit Träger einer Leistungsidee, die vor Exzessen nicht zurückschreckt: immer höher, immer weiter weiter, immer schneller schneller schneller. Darin sind das sportliche und das gesellschaftliche Leistungsziel deckungsgleich und der so erzeugte permanente Leistungsdruck führt zu einer gesellschaftlichen Auslese, die ihre Opfer fordert (vgl. Amendt 1992, 30). Leistungssport ist schließlich Arbeit, die als Spiel sich zu tarnen versucht. *Amendt* (ebd., 51) bezeichnet die sogenannte Welt des Sports daher als eine „Miniaturnachbildung hochindustrialisierter Gesellschaften“, deren Alltagsrhythmus vom Zeitdiktat der Maschinen bestimmt wird. Drogen sind längst unverzichtbarer Bestandteil dieser gesellschaftlichen Realität.

1. 3 Pathologisierung süchtigen Verhaltens: Drogenprävention

Nach *Paul Watzlawicks Grundthese* (2002, 142 ff.) gibt es keine absolute Wirklichkeit, sondern nur subjektive, zum Teil völlig widersprüchliche Wirklichkeitsauffassungen, von denen naiv angenommen wird, dass sie der „wirklichen Wirklichkeit“ entsprechen. Im Allgemeinen spielt die Frage nach der Wirklichkeitsauffassung als Gradmesser der Normalität eine besondere Rolle und es vermischen sich meist zwei sehr verschiedene Begriffe der Wirklichkeit. Die „Wirklichkeit erster Ordnung“ bezieht sich auf die rein physischen und daher weitgehend objektiv feststellbaren Eigenschaften von Dingen und damit entweder auf Fragen des sogenannten gesunden Menschenverstandes oder des objektiven wissenschaftlichen Vorgehens. Die „Wirk-

lichkeit zweiter Ordnung“ beruht ausschließlich auf der Zuschreibung von Sinn und Wert an diese Dinge und daher auf Kommunikation. Hier ist es absurd darüber zu streiten, was wirklich „wirklich“ ist. Verlieren wir diesen Unterschied aber aus den Augen – und das tun wir nur allzu leicht – leben wir unter der naiven Annahme, die Wirklichkeit sei natürlich so, wie wir sie sehen, dass es also eine „wirkliche“ Wirklichkeit zweiter Ordnung gibt und dass „Normale“ sich in ihr besser auskennen als „Geistesgestörte“.

Diesen Unterschied zu Bewusstsein bringend möchte ich an dieser Stelle den „Auftakt“ zu den Überlegungen, die die Prävention betreffen, gestalten. Aus dem im ersten Teil entwickelten Suchtmodell wird deutlich, dass sich „süchtiges Verhalten“ analytisch auf der Ebene „Wirklichkeit erster Ordnung“ rein aus der Funktionalität des Verhaltens ableiten lässt. Auf dieser Ebene wird auch die Etikettierung der *Sucht* als Krankheit vorgenommen. Die Ebene „Wirklichkeit zweiter Ordnung“ verweist auf den kommunikativen Aspekt des Verhaltens und begründet *Sucht* als Beziehungsstruktur, indem sie uns fragen lässt, welchen Sinn Handlungen im Rahmen der Alltagspraxis haben. An der Abfolge der einzelnen Phasen der Bemühungen um „Prävention“ soll nun deutlich gemacht werden, wie beide Ebenen im Verlauf der Modernisierung zunehmend voneinander getrennt werden und sich die daraus resultierenden Präventionsbemühungen in Etappen voneinander absetzen lassen.

Präventionsmodelle

Doch zunächst einmal zum derzeitigen Querschnitt durch die „Präventionslandschaft“. In der bundesdeutschen Suchtprävention werden heute drei Teilbereiche unterschieden: primäre, sekundäre und tertiäre Prävention (vgl. Schmidt 1998, 15).

Die *Primärprävention* bezeichnet, da davon ausgegangen wird, dass Drogenmissbrauch und Drogenabhängigkeit das Resultat langfristig riskanten Drogenkonsums ist, die frühzeitige Intervention noch vor Eintreten von Risikofaktoren und Krankheitssymptomen. Ziel dieser vorzeitigen Bemühungen um die Reduzierung der Gefährdung für die Entwicklung von Suchterkrankungen ist die Verhinderung des Einstiegs in den Konsum. Primäre Prävention richtet sich folglich an (noch) nicht konsumierende Personen, die keinerlei Missbrauchs- oder Suchtsymptomatik aufweisen. Die Primärprävention richtet sich zwar an Gesamtpopulationen, da der Einstieg in den Substanzgebrauch in der Regel aber im Jugendalter liegt, besteht die hauptsächliche Zielgruppe aus Kindern und Jugendlichen (ebd.).

Die Primärprävention will die Förderung der Gesundheit und der Lebenskompetenz der Gesamtbevölkerung erreichen und gliedert sich in suchtmittelspezifische und -unspezifische Quanten. In einem unspezifischen Bereich, der die Verbesserung der Lebensqualität beschreibt und gegenwärtig in der Sozialpädagogik große Resonanz findet, zielt sie darauf ab, adäquate Lebensbedingungen zu schaffen, die zu ausreichend stabilen Beziehungsmustern führen und ungünstige, die Entwicklung beeinträchtigende Faktoren ausschalten oder reduzieren. Dazu zählt auch das Erlernen des Umgangs mit Genussmitteln und Drogen. Das zentrale Ziel liegt in der Entwicklung einer eigenverantwortlichen, solidarischen und selbstbewussten Persönlichkeit (vgl. Grundmann 1998, 55/56). Im fließenden Übergang zur sekundären Prävention ist die Früherkennung von Störungen und auch die Reduktion negativer Konsequenzen ein Ziel. Hier sollen ebenfalls nicht nur Suchtstoffkonsumierende, sondern auch solche, die aufgrund einer von ihnen als unerträglich empfundene

Lebenssituation als gefährdet gelten, erfasst und Angebote für Veränderungen an sie herangetragen werden (vgl. Bürgin 1994, 136).

Unter *Sekundärprävention* wird die Früherkennung und Behandlung einer bereits aufgetretenen, im Anfangsstadium befindlichen Erkrankung verstanden (vgl. Schmidt 1998, 15). Der Schwerpunkt liegt hier in der intentionalen Hilfe und Unterstützung von Risikopersonen oder -gruppen durch geeignete Interventionen. Dies kann durch eine Unterbrechung des Wirkungszusammenhangs von Drogenkonsum und beschwerlicher Lebenssituationen geschehen, womit verhindert werden soll, dass sich aus dem Konsumverhalten eine Abhängigkeit entwickelt, die dann therapeutische Maßnahmen notwendig macht. Die Ziele der Sekundärprävention lassen sich dann als die „Früherfassung von Störungen“ und die „Reduktion negativer Konsequenzen“ zusammenfassen. Die Intervention geschieht durch aufsuchende Arbeit (z.B. *Streetwork*), durch Einzelhilfe, die (z.B. in Beratungsstellen) Hilfe zur Konfliktbewältigung leistet, und durch Familienhilfe, in der auch die Angehörigen mit einbezogen werden, um ein gesundes familiäres Umfeld wiederherzustellen (vgl. Grundmann 1998, 57).

Unter *Tertiärprävention* wird Rückfallprophylaxe und Rehabilitation verstanden (vgl. Schmidt 1998, 15). Im Aufgabenbereich der Nachbetreuung und Rehabilitation von Drogenabhängigen bzw. ehemals Drogenabhängigen liegen die Vermeidung einer Verschlechterung des gesundheitlichen Zustandes, das Eliminieren von Folgeschäden, die Verhinderung von Pflegebedürftigkeit und die Therapiesicherung (vgl. Grundmann 1998, 57). Tertiäre Suchtprävention ist in erster Linie – wie auch die sekundäre Suchtprävention – eine Aktivität der Drogenhilfe und Therapie (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 107).

Durch ihre „globale“ Orientierung mit dem Ziel, selbstbewusste Persönlichkeiten zu entwickeln, lässt sich die Primärprävention auch in das Konzept der nicht stoffgebundenen Suchtformen einbeziehen. Für den Bereich der Esssüchte ist nach *Stahr/Barb-Priebe/Schulz* (1998, 102) hier zu berücksichtigen, dass zum einen das „Umwelt“-Risiko verringert werden sollte, da eine Präventionsarbeit in einer Umgebung, die dem Schlankheitskult huldigt, sehr problematisch ist, und zum anderen die Widerstandskraft der betroffenen Risikogruppen gestärkt werden müsste. Letzterer Punkt setzt bei dem in dieser Arbeit vorgeschlagenen Suchtmodell an und rückt die Fragen der Identität in den Mittelpunkt der präventiven Aufmerksamkeit. Wenn ich dann im Folgenden von „Prävention“ spreche, entspricht das also dem Ansatz der Primärprävention. Da das hier entwickelte Suchtmodell zur Krankheit „Sucht“ nichts weiter beitragen kann, müssen die Sekundär- und Tertiärprävention zwangsläufig aus dem Blickfeld geraten.

Die schrittweise Bearbeitung von Prävention in den einzelnen Phasen der Modernisierung soll nun aufzeigen, dass sich der umfassende Ansatz der Primärprävention aus Segmenten zusammensetzt, die sich im Laufe der Modernisierung sozusagen schichtweise abgelagert haben. Diese „Schichten“, die in die jeweils charakteristische Identitätsarbeit eingebettet sind, will ich nun nacheinander „abtragen“.

1. 3. 1 Drogen und das „falsche Leben“

Der Bezug zu dem, was wir hier in der organisierten Moderne als *Sucht* identifizieren, lässt sich kurz fassen: Die *Drogenprävention* richtet sich vorrangig gegen illegale Drogen und deren Konsum. Der Kampf gegen Drogen konzentriert sich dann auch in den 1970er Jahren vorwiegend auf Abschreckung. Potentielle und praktizierende Konsumenten sollen durch „Stoffkunde“, die über gesundheitliche Risiken aufklären will und auch die Aufklärung über Gefahren sozialer Isolation bei Drogengebrauch mit einschließt, und durch Androhungen von Sanktionen von dem Gebrauch illegaler Substanzen abgeschreckt werden. Diese informationslastige Angstmacherestrategie und gefahrenbetonende Botschaft gegen den Missbrauch legaler und generell jeden Konsum illegaler Drogen und gegen die damit verbundenen abweichenden Lebenshaltungen und Lebensweisen nimmt die Verteufelung der Konsumenten billigend in Kauf (vgl. Franzkowiak 1996, 410). Wie „falsch“ ein drogenkonsumierendes Leben ist, wird in den Broschüren dieser Zeit durch Photos von Drogentoten, die auf Bahnhofstoiletten oder ähnlich anwidern den Orten gefunden worden sind, unterstrichen.

Gesellschaftliche Gefährdung durch Drogen

Bei der mit dieser Art Prävention verbundenen Drogenpolitik handelt es sich um eine besondere Variante der sozialen Kontrolle individueller und kollektiver Verhaltensweisen und Lebensstile (vgl. Böllinger 2001, 29). In der Drogenprävention konzentriert man sich auf die Gefahren, die im „Stoff“ zu finden sind und die, über den Weg der Einnahme und die darüber veränderte Realitätswahrnehmung Einzelner oder Gruppen von Individuen, den „Wahrheitsgehalt“ objektiver Wirklichkeitsauffassungen entwerten und somit die gesellschaftliche Stabilität gefährden. Mit seinem „*drop out*“ fordert *Timothy Leary* denn auch in den 1960er Jahren nicht nur den Ausstieg aus dem Alltag, sondern den Ausstieg aus einem Realitätskonzept, was ihn als „Verführer“ einer jungen Generation Amerikaner zum gefürchteten Gegner der machtpolitischen Verteilungsprobleme werden lässt und deren Antwort als „*war on drugs*“ ausfiel. Dem ähnlich geht die Abstinenzforderung der bundesdeutschen Drogenpolitik auf die in den 1970er Jahren entstandene Sorge zurück, der Konsum illegaler Drogen sei Ausdruck einer staatsverneinenden Haltung (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 149).

Aber alle wissenschaftlichen Erkenntnisse deuten darauf hin, dass nicht die Drogen an sich das Problem sind, sondern die Bedingungen des gesellschaftlichen Umgangs damit, also Drogenpolitik im weitesten Sinne. Die illegalen Drogen sind bei durchschaubarer Zusammensetzung, vernünftiger Dosierung und hygienischem Gebrauch denn auch nicht gefährlicher als die legalen. Trotzdem dauert der internationale „Krieg gegen die Drogen“ an. Die Präventionskampagnen zeigen uns, dass man dies auch defensiver formulieren kann: „*Keine Macht den Drogen* zeigt die Bildwand im bierseligen Fußballstadion oder der Aufdruck auf dem Trikot des gedopten Sportlers. Auf der Benefiz-Gala *Sag nein zu Drogen* perlt der Sekt durch Politiker-Kehlen“ (Böllinger 2001, 27).

Dass sich – einmal abgesehen von solch vermutlich nicht selbstreflexiven, doppelmoralischen Fehlritten aus den Reihen der „richtig“ Lebenden – Drogenabstinenz aber nicht „herbeibomben“ lässt, darauf weisen alle Befunde der letzten Jahre hin (vgl. Ladewig 1998, 64 ff.). *Hurrelmann/Bründel* (1997, 149), zählen außerdem den Gebrauch von Drogen in einem demokratischen Staat zur „selbstbestimmten Wahl des

Lebensstils“, der sich nicht einfach als „abweichendes Verhalten“ zurückweisen lässt. Wenn wir nämlich dem mündigen Menschen das Recht zugestehen, souverän über seinen eigenen Körper zu verfügen, dann haben wir keinerlei Handhabe, ihm den eigenen Drogenkonsum zu verbieten (vgl. Bouillon 1999, 14).

Individuelle Gefährdung durch Drogen

Mit der Vorgehensweise der Drogenprävention werden vor allem die Heranwachsenden erreicht und bestärkt, die bereits negative Voreinstellungen gegenüber Suchtmitteln haben und sich problemlos in eine Gesellschaftsform eingliedern lassen, die „abweichende“ Verhaltensweisen als Bedrohung wahrnimmt. Andere Heranwachsende allerdings werden durch die „Stoffkunde“ und die drohenden Sanktionen erst richtig neugierig, geradezu „scharf auf das Verbotene“ gemacht (vgl. Franzkowiak 1996, 410). Wenn diese Jugendlichen dann auch noch feststellen, dass die Folgen der Suchtstoffe in der „Aufklärung“ maßlos übertrieben werden und hier vielmehr die gesellschaftliche Praxis der „Doppelmoral“ greift, wird diese Aufklärung sehr schnell unglaubwürdig, und Erfahrungen, die unter Drogengebrauchern weitergegeben werden, rücken an die Stelle der das Verhalten bestimmenden Informationen. Außerdem nehmen viele Menschen Drogen, obgleich sie vor der ersten Einnahme von deren Gefährlichkeit wissen. Es sind daher nicht allein die Informationen über die negativen psychosozialen bzw. psychischen Folgen, die Menschen vom Drogenkonsum abhalten könnten (vgl. Vogt 2002 (b), 3).

Für das Scheitern der Drogenprävention genügt dann auch nicht als Erklärung, dass Jugendliche gesundheitliche Folgeschäden des Drogenkonsums in eine ferne Zukunft und damit aus ihrem Blickfeld verweisen. Doch dass ich hier nicht missverstanden werde: präventive Empfehlungen wie „Ohne Rausch geht’s auch“, „Bleib clean, na klar!“ oder „Stark statt süchtig“ sind deswegen keineswegs falsch. Aber sie wirken auf den Großteil ihrer Zielgruppe immer etwas „fad“ bis „oberlehrerhaft“ und bekommen den abenteuersuchenden Unterstrom adoleszenter Identitätsbildung zwischen Integration und Opposition nicht in den Blick. Die Drogenprävention bezieht sich zu eingeschränkt auf die Substanzen und brandmarkt die betroffenen Konsumenten als Schuldige an ihrer Misere, ohne die Lebenszusammenhänge von Jugendlichen, ihre Alltagsbelastungen und Entwicklungsherausforderungen einzubeziehen (vgl. Franzkowiak 1996, 409 ff.). Die Frage, ob Drogenprävention überhaupt problematische Identitätsbildungsprozesse thematisieren will, muss zudem in die Frage umgewandelt werden, ob sie dies darf, um ihrem (drogenpolitischen) Auftrag gerecht zu werden.

Wie jede andere Illusion, die gegen die Realität durchgesetzt werden soll, ist auch die einer drogenfreien Gesellschaft als besonders gefährlich einzustufen (vgl. Thiersch 1996, 64), da sie eine Praxis etabliert, die zunehmend den Anspruch auf das Monopol von Wirklichkeitsvorstellungen erhebt. So kämpfen heute verschiedene Institutionen des Drogenhilfesystems oder der „Suchtwirtschaft“ um „Marktanteile“. Die Akzeptanz der Klienten mutiert dabei mehr und mehr zur Umwerbung von Kunden. „Schon längst ist die ‚Drogenproblematik‘ auch zu einem Markt geworden, dessen Akteure nur darauf warten, in neue Marktsegmente vorzustoßen“ (Schmidt-Semisch 2001, 137).

1. 3. 2 „Sport ist im Verein am schönsten“. Das Bild vom „richtigen Leben“

*Alle, die den Sport lieben, neigen dazu, ihn zu verharmlosen
und nur seine guten Seiten herauszustreichen.
Gunter Gebauer, Sport in der Gesellschaft des Spektakels*

Sportlerethos

Wer sich in der organisierten Moderne im Sportverein engagiert, kommt nicht umhin, sich den Werten des Sports verpflichtet zu fühlen und sich auch dementsprechend zu verhalten. Die einheitliche Sportlerrolle prägt eine „fertige“ Sportleridentität, die komplett mit dem Etikett der sozialen Anerkennung kommt, das ihr schon vorweg verpasst wird. Die Sportleridentität wird von einer eindrucksvollen Anzahl von Menschen innerhalb wie außerhalb des Sports anerkannt und dadurch mit einem Ethos versehen, durch den die sich dadurch auszeichnenden Menschen praktisch vor sittlichen „Fehlritten“ geschützt werden. Es scheint fast so, als könne der Sportler auf die Ungewissheit hinsichtlich der Lebensfähigkeit einer selbstkonstruierten Identität verzichten. Soziale Anerkennung muss der Sportler nicht auf dem Verhandlungsweg erzielen, sondern sie ist sozusagen von Anfang an in das „Produkt“ mit „eingebaut“ und durch die Übernahme der Rolle garantiert. Nicht zuletzt deshalb erfreut sich der Sportverein als „sicherer Aufbewahrungsort“, der gewissermaßen von einer sozialen Ozonschicht als Schutzschild umgeben ist, die verhindert, dass die jungen Menschen von den immer gefährlicher werdenden Kunststrahlen des expansiven Jugendkonsummarktes getroffen werden, insbesondere bei den Eltern großer Beliebtheit (vgl. Zinnecker 2001, 48).

Die entsprechenden Hypothesen gehen davon aus, dass der Sport eine Gegenwelt repräsentiert, die zunächst einmal durch eine deutliche Körper- und Bewegungsthematisierung gekennzeichnet ist und die durch spezifische psychophysische Aktivierungsprozesse vor spezifischen Entwicklungsbelastungen und Alltagsgefährdungen immunisiert. Es wird nämlich davon ausgegangen, dass, wer über längere Zeit Sport treibt, spezifische Einstellungen zu sich und seinem Körper aufbaut und besondere Kontrollüberzeugungen entwickelt, die Gesundheit und Krankheit nicht als Zufall erscheinen lassen, sondern als eine Befindlichkeit, die man aktiv beeinflussen und gestalten kann (vgl. Brinkhoff/Gomolinsky 2003, 33/34).

Der im Wesentlichen über Leistung definierte Jugendvereinsport enthält Situationen bzw. Wirkungsweisen, die speziell von Jugendlichen in hohem Maße jenseits der großen Lebenssinnfragen durchaus als orientierungs- und ich-bedeutsam angesehen werden. Leistungsfähigkeit ist auch heute nach wie vor ein legitimes Mittel, sich unter vergleichbaren Wettbewerbsbedingungen zu bewähren und erste, besonders in den Augen der Gleichaltrigen hoch bewertete Erfolge zu erringen. Sportliche Aktivitäten und Erfolge können auf diese Weise die Selbstakzeptanz stärken, was sich wiederum protektiv gegenüber gesundheitlichem Risikoverhalten auswirken kann (ebd., 35).

Wird der Körper mit den eigenen Augen und den Augen der anderen als attraktiv, leistungsfähig und ich-bedeutsam wahrgenommen und dargestellt, so hat dies insbesondere in einer auf Fitness und Leistung getrimmten Gesellschaft unseres Typs erhebliche Konsequenzen für das globale Selbstkonzept. In dieser Hinsicht reicht die Sportleridentität der organisierten Moderne weit in die Vorstellungskraft folgender Modernisierungsphasen hinein. *Brinkhoff/Gomolinsky* (ebd., 36) sehen bei Jugendlichen in diesem Bereich Entwicklungschance und Entwicklungsrisiko dicht beieinander liegen: „Gelingt es ihnen, ein sportives Körper-

konzept aufzubauen, haben sie den Grundstein für eine bedeutungsvolle personale Ressource gelegt; gelingt es ihnen nicht, ist mit erheblichen Konsequenzen für das globale Selbstkonzept und möglichen psychosomatischen Folgeerscheinungen zu rechnen“.

Diese Ambivalenzen im Aufbau einer psychosozialen Identität werden vor allem im Bereich des organisierten Sports verdrängt. Bis heute stellen z.B. die alljährlichen Sportlerehrungen auf allen Ebenen ein bedeutsames Ritual für diejenigen dar, die das Sportlerethos von sozialer Komplexität befreit. Bei einer dieser Veranstaltungen hörte ich erst vor kurzer Zeit wieder den Vorsitzenden eines Sportvereins sagen, dass die jugendlichen Sportvereinsmitglieder erfahrungsgemäß weniger „Probleme machen“ würden, was der allgemeinen Selbstlegitimation im Saal zuträglich war – und worauf auch sogleich angestoßen wurde. Da kann es auch nicht verwundern, dass, wenn – wie es sich hier zeigt – der Sport sich als „interpretativer Verstärker“ kleinbürgerlicher Werteorientierungen im Bereich von Körper und Bewegung eignet (vgl. Becker 1989, 188), er auch als flankierende Maßnahme in den Bereich der Therapie von stoffgebundenen Suchtkrankheiten mit einbezogen wird (vgl. Eberspächer 1997, 92).

„Keine Macht den Drogen“

Seit Ende der 1980er Jahre tritt der organisierte Sport als Partner jener auf, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Drogenmissbrauch in unserer Gesellschaft zu bekämpfen. Der organisierte Sport will dabei nicht nur die Athleten vor den Abgründen des Spitzensports schützen (Doping), sondern es geht ihm vielmehr um einen umfassenden Schutz vor *Sucht* und Abhängigkeit durch eine Bindung an den in Vereinen organisierten Sport. Weil Drogenpolitik seit Beginn der 1990er Jahre als Gesellschaftspolitik verstanden wird, wird es auch gleichzeitig gemeinhin begrüßt, dass sich solche relevanten gesellschaftlichen Organisationen wie der Deutsche Sportbund, der Deutsche Fußball-Bund oder der Deutsche Leichtathletik-Verband intensiv um das Thema *Sucht* und Drogen bemüht haben (vgl. Digel 2001, 67).

In Verbindung mit großflächig angelegten Aufklärungskampagnen verweist man dann mit Slogans, die sich der Drogenprävention zuordnen lassen, inhaltlich auf das eben gezeichnete Sportlerethos, das nach vorherrschender Auffassung imstande sei, gegen Suchtgefahren zu immunisieren. Die Botschaften dieser Werbestrategien für den Vereinssport sind *Keine Macht den Drogen* oder auch *Wir machen unsere Kinder stark gegen Sucht und Drogen*, mit denen die Bedeutung der Sportvereine speziell im Hinblick auf die Prävention vor Drogenmissbrauch von Jugendlichen unterstrichen werden soll. Da es jedoch schwierig scheint, aus diesen Botschaften konkrete Zielvorstellungen abzuleiten, fragen *Brettschneider/Kleine* (2002, 305/306) zurecht, was hierbei als greifbarer Erfolg der Präventionsmaßnahme anvisiert wird. Will sich der Sportverein ausschließlich für Heranwachsende öffnen, die eine ablehnende Haltung gegenüber dem Gebrauch bzw. Missbrauch von psychoaktiven Substanzen vertreten und den Kontakt zu Gleichaltrigen mit derartigen Problemen so weit wie möglich meiden wollen? Soll der Sportverein also eine „Selektionsfunktion“ übernehmen, indem er ausdrücklich „saubere“ Jugendliche anspricht und diese zu einer Mitgliedschaft aufruft, um sie vor dem schädigenden Einfluss drogenkonsumierender Peers zu bewahren? Oder will er in dieser Hinsicht ambivalente Jugendliche unter seine „Fittiche“ nehmen und sie in Richtung auf Abstinenz oder zumindest auf einen „kontrollierten“ Gebrauch beeinflussen?

Wie dem auch sei, unter dem Motto *Keine Macht den Drogen* bleibt es Anfang der 1990er Jahre bekannten Fußball-, Tennis- und Leichtathletikstars überlassen, die Sensibilität gegenüber dem Drogenproblem zu steigern. Der Katalog der Umsetzungsmaßnahmen dieser Kampagne reicht von der Werbung mittels Plakaten, Banden, Streuartikeln über Informationsstände und Ausstellungen bis hin zu Tagungen, Kongressen, Lehrgängen und Publikationen (vgl. Digel 2001, 67/68). *Amendt* (1992, 49) kritisiert an dieser Kampagne vor allem, dass dabei Sportler und andere Idole, junge Leute also, die nach ganz oben gekommen sind, aufgeboten werden, um ihren Altersgenossen, die es nicht so weit gebracht haben und auch nie so weit bringen werden, Ratschläge zu erteilen, wie sie ihr Leben zu führen haben. Hier soll eine Logik zum Programm werden, die in bewährter Weise im Vereinssport praktiziert wird, denn wie *Locher* (2001 (a), 41) festgestellt hat, haben Jugendliche mit Sportvereinsstatus eine stärker ausgebildete Vorbildorientierung als Jugendliche, die keinem Sportverein angehören.

Wenn Sport zur Botschaft eines „richtigen Lebensstils“ wird – und diese Möglichkeit liegt bei der Diskussion um *Sucht* als „falsches Leben“ auf der Hand –, geht es dementsprechend nicht um die Problem- und Lebensanliegen der Klientel, nicht um die Kenntnis von und Auseinandersetzung mit deren Lebenswelten, nicht um Hinschauen und Wahrnehmen, sondern um das Anliegen, Jugendliche mit ihren Nöten und Bedürfnissen auszutricksen. Dass der Erfolg solcher Aktionen wie *Keine Macht den Drogen* in der Regel an den Reichweiten von Werbespots sowie an der Häufigkeit der Nennungen des Logo-Titels in den bundesdeutschen Tageszeitungen gemessen wird (vgl. Digel 2001, 67/68), verdeutlicht noch zusätzlich die strenge dogmatische Haltung der Sportorganisationen im Hinblick auf „abweichende“ Verhaltensweisen. Doch der Sport gerät gerade in Verbindung mit *Keine Macht den Drogen* nicht nur deshalb in eine Glaubwürdigkeitskrise, weil immer wieder spektakuläre Dopingfälle das Ziel der Kampagne unterminieren, sondern auch, weil mit der Fülle der sozial- und gesundheitspolitischen Ziele, die man in dieser Kampagne mit dem Sport verbindet, auch die Beweislast nachprüfbarer Effekte wächst.

Als weitere Schwierigkeit kommt eine schamlose öffentliche Doppelmoral hinzu, denn wie soll man es anders nennen, wenn Sportler auf der einen Seite ihrer Trainingsjacke den Slogan *Keine Macht den Drogen* präsentieren und auf der anderen mit dem *Mercedes*-Stern für die Rausch- und Raserdroge Auto werben. Nicht zufällig ist die Firma *Bayer*, eine der größten Drogenproduzentinnen der Welt, mit ihrem Signet in der Fußballbundesliga vertreten und die Schriftzüge *Tuborg* und *Jägermeister* zieren nicht nur die Trikots von Bundesligamannschaften. Außerdem wird die Bandenwerbung in den Stadien besonders von Suchtmittelherstellern geschätzt (vgl. *Amendt* 1992, 49). Dort hängt dann die Bierwerbung gleich neben dem Slogan *Keine Macht den Drogen*.

So stellen *Brettschneider/Kleine* (2002, 317, ausführlicher unter 2. 2. 3 *Zum „Immunisierungseffekt“ der Sportvereine gegen Drogen*) auch fest, dass Äußerungen wie *Keine Macht den Drogen* offenbar wirkungslos an den Adressaten vorbeiziehen. Dennoch ist *Harald Schmid* (1999, 30), Leiter des Projekts *Kinder stark machen* der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) davon überzeugt, dass den sichersten Schutz vor Drogen eine starke Persönlichkeit bietet, und wo anders als im Sport lasse die sich wohl besser bilden. Sport, so vermutet er, kann einen wichtigen Beitrag zur positiven Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen leisten und den Weg zu einem selbstbestimmten und unabhängigen, zu einem

verantwortungsbewussten und genussvollen Leben ohne Suchtmittelmissbrauch unterstützen. Der Sport bietet den Heranwachsenden nicht nur die Möglichkeit zur aktiven Freizeitgestaltung, sondern auch auf vielfältige Weise Erlebnisse und Erfahrungen, die ihrer Entwicklung förderlich sind. Leider erwähnt *Schmid* nicht, wie Sport zur einer „starken Persönlichkeit“ verhilft, auch nicht, was ein selbstbestimmtes, unabhängiges Leben ist (vielleicht meint er Selbstverwirklichung?), er erwähnt nicht, dass man auch mit Drogengebrauch genussvoll leben kann und auch vergisst er, dass Sport nicht nur förderliche, sondern auch demütigende Erfahrungen bereithält, die vermutlich auf dem Weg zur „starken Persönlichkeit“ überwunden werden müssen. Schließlich ist Sport, wie *Mihciyazgan* (1996, 90) feststellt, kein Unterfangen, um die Solidarität mit Schwachen zu fördern.

Nach *Endrikat* (2001, 207) zeigt sich nämlich, dass der Faktor Sport keinen direkten Effekt auf die Entwicklungs-Belastungs-Bewältigung erbringt. Daraus folgert sie, dass Sportaktivität nicht per se Entwicklungsprozesse der Heranwachsenden stützen kann. Das Selbst- und Körperkonzept kann unter bestimmten Bedingungen im Sport sogar negativ erfahren werden, wie z.B. bei Krankheit, bei Sportverletzungen, bei emotionalen Belastungen, bei aggressiven Handlungen und bei Erfahrungen des Versagens. Bei extremem Leistungsdruck sowie bei Versagensangst oder Niedergeschlagenheit durch Misserfolge kann sportliche Aktivität folglich als Belastung wirken. Neben den im Sportkontext positiven Erfahrungen kommt es daher auch zu negativen Erlebnissen, die dann destruktiv wirken. Außerdem erwartet *Endrikat* (ebd.) schädliche Einflüsse durch Sportaktivität, wenn eine einseitige, übermäßige Ausrichtung des Sportengagements auf ein einzelnes Handlungsmotiv vorliegt. Vor diesem Hintergrund stuft sie den Befund, dass die Sportjugend in erster Linie mit dem Selbstkonzept der Leistungsfähigkeit verbunden ist, als bedenklich ein. So stellen auch *Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck* (2002, 95) fest, dass zwischen dem Anspruch der Jugendarbeit im Sportverein, wie er sich in den hochmoralischen Funktionszuschreibungen und Erwartungen des organisierten Sports, des Staats und der Politik äußert, und der Wirklichkeit, wie sie sich in den empirischen Befunden ihrer Längsschnittstudie widerspiegelt, offenbar ein Widerspruch besteht.

Ob also schützende und stützende Potentiale des Sports zur Entfaltung kommen, hängt von den institutionellen Rahmenbedingungen zum einen und von der sportpraktischen Umsetzung zum anderen ab. Insbesondere die Jugendarbeit in den Sportvereinen scheint auch nach *Brinkhoff* (2001, 80) voller Ambivalenzen zu sein. Auf jeden Fall befinden sich diejenigen, die den Weg in die Sportvereine und damit zum regelmäßigen Sporttreiben gefunden haben, nicht automatisch in einer protektiven Schutzzone. Die Aktion *Keine Macht den Drogen* basiert denn auch auf einem drogenpolitischen Konsens, wie er in der Bundesrepublik Deutschland nur bis Ende der 1980er Jahre Bestand hatte und der Ausdruck einer Drogenpolitik war, die der Droge selbst einen entscheidenden Stellenwert bei der Entstehung der *Sucht* zuwies (vgl. *Digel* 2001, 68). Daher zeigt sich hier charakteristisch, wie *Wopp* (1998, 27) schnippisch anmerkt, dass die Sportorganisationen einer Kolonne gleichen, die relativ behäbig dahin zieht und, wenn Veränderungen drohen, eine Wagenburg bilden, aus der heraus sie sich gegen die Veränderungen verteidigen oder darauf warten, dass die Veränderungen vorbeiziehen: Sie betreiben unbeirrt Drogenprävention in einer Zeit, in der die organisierte Moderne für einen Großteil der Jugendlichen unwiderruflich der Vergangenheit angehört und deren Vorstellungen von Identitätsarbeit nichts mehr mit den Alltagserfahrungen zu tun hat.

2. Soziogenese der Sucht: Offene Identität in der reflexiven Moderne

Identität als Diagnosekriterium für Modernisierungsprozesse

Die Phase der *reflexiven Modernisierung* ist geprägt von Umbruchserfahrungen. Die individuelle Lebensführung kann nur noch wenige kulturelle Korsettstangen nutzen, dafür müssen eigene Optionen und Lösungswege gesucht werden. Es kommt zu einer Entgrenzung individueller und kollektiver Lebensmuster. Die Verheißung der Moderne, das Subjekt könne bzw. müsse sich selbst konstituieren, ist seit der organisierten Moderne insofern radikalisiert, als dass sie erst jetzt in großem Umfang und über viele Bevölkerungsgruppen hinweg einlösbar geworden ist. Seit den 1950er Jahren sind umfangreiche Prozesse der Freisetzung zu beobachten, die sich am Zerfall bzw. am radikalen Bedeutungswandel einer Vielzahl sozialer Institutionen darstellen lassen. Seit Mitte der 1970er Jahre wird die Dynamik der Individualisierungsprozesse erheblich durch das Aufbrechen der (stabilen) Identitätskonstruktionen der organisierten Moderne gestärkt. Die Erwerbsarbeit wird als Basis der Identitätsbildung brüchig, weil die vorhandene Erwerbsarbeit weniger und es damit auch immer mehr zu einer Illusion wird, alle Menschen in sie zu integrieren. In einer Gesellschaft, in der die Teilhabe an der Erwerbsarbeit über Ansehen, Zukunftssicherung und persönliche Identität entscheidet, sind die psychologischen Folgen dieses Prozesses enorm (vgl. Keupp u.a. 2002, 73). Die Vorstellung, dass Jugendliche in einem gesellschaftlichen Schonraum (Moratorium) aufwachsen und deshalb prinzipiell in der Lage sein sollten, ihrem leib-seelischen Entwicklungsdrang sozial ausgewogen und ohne gesundheitliche Risiken zu folgen, trifft für die meisten Jugendlichen nicht mehr zu (vgl. Böhnisch 2002, 116).

Nun kann man das Soziale entweder vom Standpunkt des Individuums oder vom Standpunkt des Ganzen (der Gesellschaft) aus betrachten, wobei Gesellschaft vom Standpunkt des Individuums aus analysiert, ihre jeweilige Form nicht als vorgegeben genommen, sondern in Frage gestellt wird (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1994, 26). Das Individuum bleibt aber immer auf ein konstitutives Außen, auf Normen angewiesen, und als Ergebnis vielfältiger Normalisierungspraktiken bringt die Benennung von Identität immer etwas mit hervor, was über sie selbst hinausgeht und was sie nicht kontrollieren kann. Identität erhält so seine Bedeutung aus seiner Differenz, aus dem von ihm Verschiedenen, und Abgeschlossenheit von Identität erweist sich als unerfüllbares Ideal (vgl. Paulus 2001, 14 u. 29). Während das Subjekt sich selbst konstruieren muss bzw. kann, werden traditionelle Leitbilder, Handlungsnormen, Geschlechtsrollen- und Beziehungsmuster in Frage gestellt und verändern sich und der Umgang mit Nahrung und die Formung des Körpers werden, neben der beruflichen Tätigkeit, zu zentralen Aspekten personaler und sozialer Identität (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 69).

Sucht als Diagnosekriterium für Identitätsverlust in Modernisierungsprozessen

In Anschluss an die entwicklungspsychologisch geprägte Erklärung zur Suchtentstehung in der organisierten Moderne – die zwar eher individuumszentriert, aber als Ausgangspunkt für das vorgeschlagene Suchtmodell nützlich ist, weil sie die Identitätsentwicklung thematisiert – diskutieren soziologische Theorien Substanzmissbrauch als Reaktion auf soziokulturelle und gesellschaftspolitische Bedingungsfaktoren. Drogenkonsum und Drogenmissbrauch können folglich als sozialinduzierte Verhaltensweisen verstanden werden, zum einen

als Reaktion auf soziokulturelle Gegebenheiten und zum anderen als Ausdruck von Konformität bzw. Devianz gegenüber gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen (vgl. Schmidt 1998, 40 u. 71).

Die ideologische Allianz von Droge und *Sucht* aufzugeben, wie es das hier vorgeschlagene Suchtmodell tut, mag den medizinisch und psychologisch vorgebildeten Leser irritieren, doch nur unter dieser Prämisse wird die allgemeine oder soziogene *Sucht* als eine spezifische Variante der Aneignung von Welt überhaupt sichtbar (vgl. Niebling 1997, 212). Hier kommt die Überzeugung von Thiersch (1996, 52) zum Tragen, dass das Problem der *Sucht* nur im gesellschaftlichen Kontext verstanden werden kann, aus Strukturen heraus, die in der Normalität unserer Gesellschaft angelegt sind, und am Beispiel der *Sucht* wird so deutlich, „dass die zeitgemäße Krankheit gerade im Normalen besteht“ (Niebling 1997, 220). Wenn wir nämlich in einem gesellschaftlichen Gehäuse leben, das es uns zunehmend schwer macht, uns als Subjekte in Begriffen von *Autonomie* und *Identität* zu denken, verkörpern *Abhängigkeit* und *Sucht* den Inbegriff der Ängste vor dem „Kontrollverlust“ (vgl. Scheerer 2000 (a), 51). Die stetige Transformation von Fremdzwängen in Selbstzwänge zielt auf ein Mehr an sozialer Kontrolle und das Paradox der *Sucht*, „Selbsterhaltung durch Selbsterstörung“, kann als gesellschaftlich vermittelt angesehen werden (vgl. Niebling 1997, 78 u. 111).

Deutungs- und Handlungsmuster dienen dem Menschen zur Ausbildung eines Selbstbildes und die dazu passenden Interpretationsfiguren von Wirklichkeit sind unterschiedlich akzentuiert, ja widersprüchlich und labil. Um sich zwischen Anforderungen und Bewältigungsressourcen mit den gegebenen Lebensaufgaben zu arrangieren, ist der Gebrauch von Drogen ein Deutungs- und Handlungsmuster (vgl. Thiersch 1996, 54). Drogenmissbrauch und Drogenabhängigkeit gelten als Reaktion auf die Anzahl der Belastungen, die ein Mensch zu bewältigen hat und steigen linear mit der Anzahl der bestehenden Risikofaktoren. Drogensucht ist somit der infolge sozialstrukturell vorgegebener Bedingungsfaktoren gescheiterte Versuch zur Teilhabe an gesellschaftlichem Erfolg (vgl. Schmidt 1998, 40. 73). Die Erkenntnis, dass heutige Aufgaben und Schwierigkeiten der Lebensbewältigung und der damit einhergehende Drogengebrauch bzw. –missbrauch sich aus den Strukturen der modernen Gesellschaft ergeben (vgl. Thiersch 1996, 58), sind der Anlass, sich die Veränderungsprozesse der Modernisierung genauer anzuschauen.

Und auch die Tatsache, dass Magersucht und Bulimie – um das Spektrum der Suchtformen zu ergänzen – vermehrt in den letzten Jahrzehnten auftreten (vgl. Habermas 1998, 1069), deuten auf einen Wandel der Identitätskonstruktionen hin. Essstörungen als Ausdruck eines Spaltungs- und Entfremdungsprozesses, der durch eine Überidentifikation mit fremdbestimmten Werten und Normen stattfindet, die uns Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit versprechen, sind Symptom eines aus der Balance geratenen Identitätsbildungsprozesses, „in dem die von außen an das Individuum herangetragenen (Körper-)Bilder, Ideale und Idole als fremdbestimmte Introjekte internalisiert werden und die als subjektives Selbst erlebte Seite der Persönlichkeit dominieren und unterdrücken“ (Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 79).

2. 1 Identität als Projekt

Der Alltag ist der Ort fundamentaler gesellschaftlicher Erfahrung, in dem sich im Zeitverlauf das Bild von der jeweiligen Welt – mit dem Bild von sich selbst in dieser Welt – zusammensetzt (vgl. Springer 2000, 10).

2. 1. 1 Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen in der „Risikogesellschaft“

Eine bedeutende Umbruchdiagnose identitätsrelevanter Gesellschaftsprozesse stammt von dem Soziologen *Ulrich Beck* (1986). Er beschreibt die wachsende Komplexität der Lebensverhältnisse als *Pluralisierung von Lebenslagen*, in der sich die unendliche Fülle von Alternativen in kein Gesamtbild mehr fügen lassen. Die Freisetzung des Einzelnen aus Bindungen, durch die die traditionellen Instanzen der Sinnvermittlung ihre Bedeutung verlieren, nennt er *Individualisierung*, was im Wesentlichen ein verändertes Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft ausdrückt.

Beck/Beck-Gernsheim (1994, 16) betonen aber, dass es „die“ individualisierte Gesellschaft nicht gibt, sondern dass vielmehr das Stichwort *Individualisierung* als Tendaussage zu verstehen ist, als Systematik einer Entwicklung, die mit dem Fortschreiten der Moderne verknüpft ist. Mit Individualisierung meint *Beck* aber nicht Atomisierung, Vereinzelung, nicht Beziehungslosigkeit des freischwebenden Individuums, und auch nicht Individuation, Emanzipation, Autonomie (vgl. Keupp u.a. 2002, 37), sondern er beschreibt einen neuen Modus der Vergesellschaftung als kategorialen Wandel im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft und unterscheidet in seinem Modell der „dreifachen Individualisierung“ die folgenden Dimensionen (vgl. Beck 1986, 205):

- „Freisetzungsdimension“: *Herauslösung* aus historisch vorgegeben Sozialformen und -bindungen im Sinne traditioneller Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge
- „Entzauberungsdimension“: *Verlust von traditionellen Sicherheiten* im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen
- „Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension“: eine *neue Art der sozialen Einbindung* – womit die Bedeutung des Begriffes gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt wird

Freisetzungsprozesse

Individualisierung verändert das Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft. Individualisierung bedeutet zunächst einmal die Freisetzung aus Traditionen und Bindungen, die das eigene Handeln im Sinne dieser feststehenden Bezüge in hohem Maße steuern. Die einzelne Person wird zur Steuerungseinheit, und die Begründung ihres Handelns muss ihr sinnvoll und vernünftig erscheinen und darf sich nicht allein auf das „man“ traditioneller Normierungen berufen.

Individualisierung meint zum einen die Auflösung vorgegebener sozialer Lebensformen und bedeutet in diesem Sinne, dass die Biographie des Menschen aus vorgegebener Fixierung herausgelöst, offen, entscheidungsabhängig und als Aufgabe in das Handeln jedes Einzelnen gelegt wird. „Die Anteile der prinzipiellen entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biographie nehmen zu“ (ebd., 216). Individualisierung heißt also, dass Biographien „selbstreflexiv“ werden: eine sozial vorgegebene wird in eine sich selbst hergestellte und herzustellende Biographie transformiert.

Mit dem unbeschränkten, ungehinderten Warenverkehr ist die Bedingung der Möglichkeit der Freiheit entstanden und wir sind in Bezug auf Beziehungsmuster strukturell offen und mit Wahlfreiheiten ausgestattet. Das „historisch Neue“ an den heutigen Individualisierungsprozessen besteht darin, dass nun mehr und mehr Menschen, tendenziell alle, wenn die notwendigen spezifischen Ressourcen vorhanden sind, ein „eigenes Leben“, d.h. jenseits der Verbindlichkeit der großen sinnstiftenden Wertsysteme, jenseits von institutionell festgelegten Weltbildern und jenseits von strukturell vorgegebenen und begrenzten Handlungs- und Beziehungsmustern, führen können (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 35).

Die im phänomenologischen Sinne zwar zur entlastenden Bewältigung der Lebensführung wichtigen vor- und halbbewussten Gewissheiten und Sinngebungen kollektiv geteilter Weltbilder und Deutungsmuster entregeln sich, werden mindestens kontingent, der Tendenz nach bodenlos und die Sinnangebote und Kopiervorlagen der individuellen Lebensführung können und müssen ohne verlässliche Rezepte jeweils selbstinitiiierend, selbststilisierend und kreativ variiert „und individualisierungsdramatisch gegen den Strich gebürstet werden“ (ebd., 36). Ein individualisiertes Leben ist somit vor allem auch ein zur Freiheit „verurteiltes“ Leben, im Sinne massenhafter banaler Alltagserfahrungen, und bedeutet, existentiell verunsichert zu sein. Diese biographischen Freisetzungen zeigen sich als Gewinn an Entscheidungschancen, als auch als Verlust eines schützenden, das Dasein überwölbenden, kollektiv und individuell verbindlichen Sinn-Daches (vgl. Hitzler/Honer 1994, 307).

Beck (1999, 52) sieht das Phänomen der Individualisierung immer deutlicher hervortreten. Individualisierung manifestiert sich innerhalb des Wandels von der Industrie- zur *Risikogesellschaft* dadurch, dass das Individuum aus den vormals traditionell festgeschriebenen Lebenszusammenhängen freigesetzt wird und sich ungeahnten Freiheits- und Entfaltungsmöglichkeiten eigenverantwortlicher Lebensgestaltung gegenüberstellt. Die Kehrseite der Medaille sind die Risiken, die dieser neue Freiraum schafft. Sind die Probleme des Individuums in der traditionellen Gesellschaft noch vom Familienverband gelöst worden, ist das Individuum nun verstärkt auf sich allein gestellt. Viele Menschen sind den Anforderungen der individuellen Lebensgestaltung nicht gewachsen und finden sich in den unübersichtlichen Erfahrungszusammenhängen der Risikogesellschaft nicht zurecht.

Doch Individualisierung darf nicht als bloße Vereinzelung, als Monadenkonzept verstanden werden, sondern den gegenwärtigen Individualisierungsdiagnosen ist gemeinsam, dass sie gerade nicht das Individuum zur kleinsten Einheit machen, sondern analytisch „dahinter“ greifen wollen. Einer institutionalisierten Verhaltenserwartung entspricht auf der Subjektseite eine Individualisierung als subjektiver Selbstanspruch, der ein eigenes Ich-Ideal abverlangt. „Individualisierung so verstanden heißt, sich – unter Anerkennung durch andere – verwirklichen zu wollen“ (Keupp u.a. 2002, 74).

Diese Zumutung, sich für sich selbst zu entscheiden, ist auch eine Erwartung an ein Machbarkeitskonzept und macht erfinderisch in den Wegen, es einzulösen (vgl. Thiersch 1996, 62). Als Folge der individualisierten Existenzweisen wird Identitätsfindung dann nur noch mit dem Wunsch nach Autonomie, Einzigartigkeit und Einmaligkeit gleichgesetzt und die soziale Seite der Identität wird zurückgedrängt (vgl. Stahr 1998, 156).

Ausdifferenzierung von Lebenslagen

Individualisierung ist eine gesellschaftliche Dynamik, die nicht auf einer freien Entscheidung der Individuen beruht, sondern die Menschen sind zur Individualisierung verdammt. Es entsteht also ein gesellschaftlicher Bedarf an Handlungsspielraum für Individualität, und ein Zurechtkommen mit solchen strukturellen Individualisierungszwängen erfordert vom einzelnen Menschen eine enorme biographische Flexibilisierung von Verhaltensformen und Lebensweisen (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 38). Traditionelle Rollenmuster und auch traditionelle Aufgabenfelder verlieren ihren Stellenwert und durch diesen Verlust kommt es zu einem „Wildwuchs“ an Identitäten. Da die Gesellschaft Rollenmuster nicht mehr vorschreibt und die Kultur nicht mehr so eindeutig auf solche Rollenerwartungen fixiert ist, entstehen neue Spielräume (vgl. Honneth 2000, 99). Die eigene soziale Position muss über eigene kulturelle Selbstzurechnung erst ausgefüllt werden, indem man auf verstreut bereitstehende Lebensform-Angebote zurückgreift (vgl. Ziehe 1989, 75). „In erweiterten Optionsspielräumen wächst der individuell abzuarbeitende Entscheidungsbedarf“ (Habermas 1994, 443).

Die Moderne erzeugt die Pluralisierung, die Koexistenz verschiedener Gruppen in einer Gesellschaft, gewissermaßen aus sich selbst heraus. Denn irgendwie drängt sich jedem der Gedanke auf, dass das eigene traditionelle Weltverständnis nicht das einzig richtige ist und dass die anderen möglicherweise auch diesen oder jenen guten Gedanken haben. Dadurch wird eine bislang für selbstverständlich genommene Weltsicht aufgebrochen, auch wenn es zunächst nur ein winziger Spalt ist, der sich auftut und durch den der Schimmer eines Zweifels eindringt. Doch nach *Berger* (1994, 45) hat diese Öffnung die Neigung, sehr schnell größer zu werden. Sie kann so groß werden, dass schließlich der pure Relativismus herrscht. Dann gibt es kaum noch Gewissheiten und aus Überzeugungen werden Meinungen. Schließlich gewöhnt man sich daran, die Dinge so oder ganz anders zu sehen.

Solange der Mensch nur ein einziges, in sich kohärentes System kultureller Normen vor sich hat, tragen diese Normen für ihn Unvermeidlichkeitscharakter und die Welt ist eben so, wie sie ist und kann auch gar nicht anders sein bzw. wahrgenommen werden. Der Mensch lebt in einer für ihn selbstverständlichen Welt, die nur sehr wenige Optionen offen lässt. Die Pluralisierung aber bringt eine Relativierung aller normativen Vorstellungen mit sich. So kommt es, dass keine Idee, kein Lebensstil, kein Programm abwegig genug wären, um nicht ernsthaft diskutiert und in ihrer Existenzberechtigung anerkannt zu werden. Die „äußere Realität“ der Pluralität – verkörpert durch die vielen Menschen, auf die der Einzelne zufällig trifft – wird auf der Ebene der „inneren Realität“ als ein in seinem Kopf vorhandenes Set von Optionen abgebildet und die verschiedenen Kulturen, die in sein Blickfeld treten, werden zu alternativen Szenarien und Optionen für sein eigenes Leben. Der mit all diesen Optionen gesegnete Mensch genießt zwar ganz ohne Zweifel ein größeres Maß an Freiheit; umgekehrt verliert er aber auch seine alte Sicherheit und Überzeugungen und Werte gelten nur noch bis auf weiteres (ebd., 74).

Da der Pluralismus einen Zustand permanenter Unsicherheit in Bezug auf die Frage erzeugt, wie man leben soll, das menschliche Gemüt aber nichts so sehr verabscheut wie Unsicherheit, macht der Relativismus zwar frei, doch kann die gewonnene Freiheit sehr schmerzvoll sein. Diese Situation ist also – vorsichtig ausgedrückt – unbehaglich. Wenn Menschen diesen Schmerz verspüren, haben sie das Bestreben, sich von die-

sem Relativismus wieder zu befreien. „Und so entwickeln viele Menschen eine verzweifelte Sehnsucht nach Gewissheiten, die sie dazu veranlasst, sich urplötzlich irgendwelchen absolutistischen kognitiven und normativen Systemen zuzuwenden“ (ebd., 75).

Die Pluralisierung von Lebensformen führt zu einer schier unendlichen Fülle von Alternativen. Auf Ganze gesehen gilt, dass das Individuum unter den Bedingungen des modernen Pluralismus nicht nur auswählen kann, sondern auswählen muss. Sein Leben wird zu einem Projekt – genauer, zu einer Serie von Projekten – wie seine Weltanschauung und seine Identitätsarbeit. Auf dem Hintergrund der Pluralisierung von Lebensformen ist es nicht mehr möglich, allgemeine Konzepte vom „guten“ und „richtigen Leben“ zu formulieren.

Vergesellschaftung von Individuen

In der „neuen Art der sozialen Einbindung“ geht die Ausdifferenzierung von Individuallagen gleichzeitig einher mit einer hochgradigen Standardisierung. Die freigesetzten Individuen werden abhängig vom Arbeitsmarkt und deshalb abhängig von Bildung, Konsum, sozialrechtlichen Regelungen und Versorgungen, von Verkehrsplanung, Möglichkeiten und Moden in der medizinischen, psychologischen und pädagogischen Beratung und Betreuung, was alles auf die institutionsabhängige Kontrollstruktur von Individuallagen verweist. Individualisierung mag zwar vom Einzelnen als Freisetzung aus der Abhängigkeit gedeutet werden, aber die Standardisierung, die Vergesellschaftung wird nicht als neue Abhängigkeit gesehen. Dennoch treten an die Stelle traditioneller Bindungen und Sozialformen sekundäre Instanzen und Institutionen, die den Lebenslauf des Einzelnen prägen und ihn gegenläufig zu der individuellen Verfügung, die sich als Bewusstseinsform durchsetzt, zum Spielball von Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten machen. „So wird gerade die individualisierte Privatexistenz immer nachdrücklicher und offensichtlicher von Verhältnissen und Bedingungen abhängig,, die sich ihren Zugriff vollständig entziehen. Parallel entstehen Konflikt-, Risiko- und Problemlagen, die sich ihrem Ursprung und Zuschnitt nach gegen jede individuelle Bearbeitung sperren“ (Beck 1986, 211).

So haben es z.B. besonders Jugendliche schwer, in der derzeitigen Krise der Arbeitsgesellschaft eine stabile Identität und entsprechende Kompetenzmuster zu entwickeln (vgl. Becker 1989, 172). Am Übergang ins Berufsleben wird deutlich, dass unsere Gesellschaft am Anfang einer gewaltigen Veränderung des Arbeitslebens steht. Was ansteht, ist, neben gestiegenen Anforderungen an Interaktions- und Kommunikationsfertigkeiten, eine völlige Veränderung des Verständnisses von Arbeit, sowohl nach wöchentlichem Umfang und der Verteilung über die Lebensspanne, als auch hinsichtlich des Typs. Der Anteil der gewohnten „Normalarbeitsverhältnisse“, die ohnehin vor allem eine männliche Domäne waren, ist nach *Silbereisen* (1999, 75) im Sinken begriffen und wird zunehmend ersetzt durch Beschäftigung mit verkürzter Arbeitszeit ohne Lohnausgleich, in ungesichertem Anstellungsverhältnis und ohne die Sozialleistungen der Vergangenheit. Es kommt noch hinzu, dass die Beschäftigungskrise die Erwerbsarbeit trifft, ohne dass die Arbeit eigentlich ausgeht. Dies alles bedeutet für die Identitätsfindung neue Herausforderungen. Beispielsweise wird sich die Frage von Geschlechterunterschieden erneut und verschärft stellen, da viele künftige Formen der Arbeit im herkömmlichen Verständnis unter die Frauenrolle fallen.

Individualisierung bedeutet daher Marktabhängigkeit in allen Dimensionen der Lebensführung und greift so unter gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die individuelle verselbständigte Existenzführung weniger denn je zulassen. Weil gerade auf diese Weise die individualisierte Privatexistenz immer nachdrücklicher und offensichtlicher von Verhältnissen und Entscheidungen abhängig wird, die sich ihrem Zugriff vollständig entziehen, entstehen Risiko-, Konflikt- und Problemlagen, die sich ihrem Ursprung und Zuschnitt nach gegen jede individuelle Bearbeitung sperren (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990, 59/60). Beck (1986, 217) spitzt diese „Doppelbödigkeit“ der Individualisierung in folgender Weise zu:

In der individualisierten Gesellschaft muss der Einzelne entsprechend bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen. „Gesellschaft“ muss unter den Bedingungen des herzustellenden Lebenslaufes als eine „Variable“ individuell gehandhabt werden.

So entstehen qualitativ neue Formen des persönlichen Risikos in Form neuer „Schuldzuweisungen“ im Falle des Scheiterns. Vom Individuum ist ein aktives Handlungsmodell des Alltags gefordert, das das Ich zum Zentrum hat, ihm Handlungschancen zuweist und eröffnet und auf diese Weise erlaubt, die aufbrechenden Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten in Bezug auf den eigenen Lebenslauf sinnvoll klein zu arbeiten. Für die Zwecke des eigenen Überlebens muss hier ein „ichzentriertes Weltbild“ entwickelt werden, „dass das Verhältnis von Ich und Gesellschaft sozusagen auf den Kopf stellt und für die Zwecke der individuellen Lebenslaufgestaltung handhabbar denkt und macht“ (ebd., 217/218). Die individualisierten Lebenswelten sind in der Folge in eine historisch verordnete Such- und Erprobungsphase eingetreten und „an die Stelle der bisher vorherrschenden festen Menschenbilder tritt ein offenes, auch in Abhängigkeit von der Selbstveränderung des Menschen veränderbares Menschenbild“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990, 63).

Das Bewusstsein bestimmt das Sein: „Risikogesellschaft“

Obwohl sich die Bearbeitung der Risikolagen gegen eine individuelle Bearbeitung sperrt, bringt die Enttraditionalisierung der Kultur Veränderungen des Wissens mit sich, die Ziehe (1989, 74) als Eröffnung neuer Möglichkeitshorizonte interpretiert. Eine zentrale Wissensveränderung sieht er in den gesteigerten Erwartungen an die Machbarkeit der „Persönlichkeitsgestaltung“, und zwar eine interne Machbarkeit, die nicht immer faktisch umsetzbar, grundsätzlich aber stets denk- und wünschbar ist.

Die Philosophie der Aufklärung ging nach einem einfachen, aber offensichtlich äußerst wirksamen Rezept vor: Je mehr wir in der Lage sind, die Welt und uns selbst rational zu erklären, desto eher werden wir die Geschichte nach unseren Wünschen gestalten können. Doch anstatt mit einer in zunehmendem Maße beherrschbaren Welt haben wir es eher mit einer jeglicher Kontrolle entzogenen, entfesselten Welt zu tun, deren Innovationen nicht ohne Risiko denkbar sind (vgl. Giddens 2001, 11 ff.). Mit *Globalisierung* wird jener Prozess beschrieben, in dem wir, ob wir wollen oder nicht, in eine globale Ordnung eingezogen werden, die niemand vollständig überblickt und nicht nur Ereignisse im globalen Raum, sondern im gleichen Maße auch unseren Alltag betrifft. „Sie bedeutet nichts Geringeres als die Umwälzung unserer Lebensverhältnisse. Sie bestimmt unsere Lebensweise“ (ebd., 32). Risiken sind die alles mobilisierenden Triebkräfte unserer Gesellschaft, die auf Veränderung setzt und diese selbst bestimmen will. Doch gerade unsere Versuche, die Zukunft

zu bestimmen, haben die Tendenz, sich gegen uns zu wenden und zwingen uns, nach anderen Wegen des Umgangs mit der Ungewissheit zu suchen. Die Individuen der Risikogesellschaft sind gleichsam Pioniere, die neue Wege suchen und, ob bewusst oder unbewusst, zunehmend in Risiko-Kategorien denken, indem sie sich mit persönlichen Zukunftsmöglichkeiten auseinandersetzen müssen, die weit offener sind als früher.

Giddens (ebd., 48) schätzt unsere Epoche jedoch keineswegs gefährlicher – oder risikoreicher – als frühere Zeiten ein, nur mit dem Unterschied, dass sich die Balance von Risiken und Gefahren verschoben hat. Die von uns selbst hergestellte Risiken sind ebenso bedrohlich geworden wie die von „außen“ kommenden – vielleicht sogar noch gefährlicher – und die Risikogesellschaft erkennt sich selbst als Problem; sie wird reflexiv. In ihr bestimmt das Bewusstsein das Sein und nur mit einem geschärften öffentlichen Risikobewusstsein durch die Wahrnehmung der Gefahren als gemeinsames Schicksal kann etwas gegen die wachsenden Selbstvernichtungspotentiale unternommen werden (vgl. Beck 1999, 51/52).

Insgesamt drückt die Risikogesellschaft ein zwiespältiges Verhältnis des Menschen zum Risiko aus: Auf der einen Seite gibt es angesichts immer offener werdender Risikounsicherheit das Bedürfnis nach Sicherheit (Gewissheit); Auf der anderen Seite treibt die durch die Kontrollmechanismen, zur Eindämmung von Risiko erzeugte Erlebnisarmut den Menschen dahin, kontrollierte Risiken einzugehen. Solche Risiken werden als Herausforderung betrachtet und Gefahren wirken dann nicht ausschließlich als Bedrohung, sondern werden durchaus auch mit Lustgewinn, Spaß und Genuss assoziiert. „Ein mitunter lebensgefährlicher Hedonismus, der auch immer mehr Kinder und Jugendliche zu legalen und illegalen stimulierenden Substanzen greifen lässt“ (Thönneßen 2000, 2).

2. 1. 2 Der Verlust von Gemeinschaft

Wandel der Intimsphäre: Intimbeziehungen als Austragungsort einer „Metaerzählung“

Da die Freisetzung vom stereotypisierenden Zwang institutionalisierter Verhaltenserwartungen als eine neue normative Erwartung beschrieben wird (vgl. Habermas 1994, 437), ist auch die Privatsphäre nicht das, was sie zu sein scheint: eine gegen die Umwelt abgegrenzte Sphäre. Sie ist die ins Private gewendete und hineinreichende Außenseite von Verhältnissen und Entscheidungen, die anderswo unter weitgehender Nichtberücksichtigung der privat-biographischen Konsequenzen getroffen werden (vgl. Beck 1986, 214). Die wichtigste der gegenwärtigen globalen Veränderungen betrifft deshalb unser Privatleben, also Sexualität, Beziehungen, Ehe und Familie. Überall auf der Welt unterliegt unsere Einstellung zu uns selbst und zu der Art und Weise, wie wir Bindungen und Beziehungen zu anderen gestalten, einer revolutionären Umwälzung (vgl. Giddens 2001, 69). Die Familie ist so ein Schauplatz der Auseinandersetzung von Tradition und Moderne geworden.

Mit der Möglichkeit des persönlichen Glücks in einer aus äußeren Fesseln befreiten Liebe entsteht das große Problem der privaten Existenz für den Menschen unserer Epoche: die Partnerschaft (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990, 109). Partnerschaften und Liebesbeziehungen sind ein wichtiger Rahmen für familiäre Iden-

titätsprojekte und der Raum, in dem ihre Verknüpfung (bzw. Verknüpfbarkeit) mit beruflichen Projekten diskutiert und verhandelt wird (vgl. Keupp u.a. 2002, 152).

Durch die Ablösung ihrer Fortpflanzungsfunktion ist die Sexualität zum ersten Mal in der Geschichte etwas, das man entdecken, gestalten und verändern kann. Eine von Zwecken befreite Sexualität, die dann auch nicht mehr unbedingt Heterosexualität sein muss, stellt wieder neue Anforderungen an die Aushandlung von Geschlechterrollen (vgl. Giddens 2001, 75).

Durch ihre prinzipielle Offenheit wird Liebe zu einem drängenden, existenzielleren und zugleich schwieriger zu erfüllenden Bedürfnis als je zuvor, da das sozial ortlose, vereinzelt Individuum dringender als je zuvor eines ebenso hochindividualisierten Anderen bedarf, um sich seiner selbst zu vergewissern. Der Menschen ist auf die permanente Suche nach einem einzigen unverwechselbaren Anderen codiert und Liebe wird als Problem der Erhaltung von Unwahrscheinlichem bewusst, da das „freigesetzte“ Individuum unter Bedingungen der fortgeschrittenen Moderne auf eine „Zwangssuche“ nach Liebe ist, die ihrerseits zu einem zugleich knappen und überlebenswichtigen Gut wird. Auch und gerade Intimbeziehungen, so die schmerzhafteste Einsicht, haben sich zu einem flüchtigen, dynamisierten, nur als Prozess existierenden Erfahrungszusammenhang sublimiert, dessen Integrität von den alltäglichen Verständigungsleistungen der Beteiligten abhängt (vgl. Günther 1997, 139/140).

Die wachsenden Ansprüche an eine Liebesbeziehung und die faktischen Schwierigkeiten, diese einzulösen, werten die Liebe noch mehr auf, verleihen ihr eine Bedeutsamkeit und emotionale Aufladung, die gerade mit der Erfahrung ihrer zeitlichen Begrenztheit zu tun haben. „Es sind die einmaligen Momente des Zusammentreffens und der Übereinstimmung, nicht der mühsame Beziehungsalltag, die zu einer ‚Religion der Liebe‘ geronnen werden und die in der subjektiven Sinnstiftung einen besonderen Stellenwert bekommen“ (Keupp u.a. 2002, 134). Was dann heute noch zusammenbringt, entspricht daher immer weniger einer „gemeinsame Sache“, sondern eher der persönlichen Glückserwartung, den „richtigen“ Partner – eine Mischung aus Traummann/Traumfrau und Kumpel zum Pferdestehlen – zu finden (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990, 132).

Das Modell einer lebenslangen Beziehung, das dabei keineswegs an Anziehungskraft eingebüßt hat, verlangt die Logiken zweier Leben längerfristig aufeinander zu beziehen, miteinander zu vereinbaren und so etwas wie ein gemeinsames Leben aufrechtzuerhalten. Wenn das überhaupt gelingt, dann erfordert es nach Keupp u.a. (2002, 134) eine permanente Beziehungsarbeit, Konfliktfähigkeit und immer neue Aushandlungsprozesse, verbunden mit partiellen Verzicht auf persönliche Ansprüche und die mit anderen Lebensformen verbundenen Entwicklungsmöglichkeiten.

Geschlechterrollen

Giddens (2001, 24) sieht die traditionelle Familie als gefährdet an und glaubt, sie würde sich in noch sehr viel stärkerem Maße verändern als bisher. Die herkömmlichen Familienformen geraten vor allem deshalb unter Druck, weil Frauen etwas fordern, was es nach allen Überlieferungen bislang nie in einer Gesellschaft gegeben hat: eine auch nur annähernde Gleichberechtigung von Frauen und Männern.

Obwohl es in den durch den Verlust der „Bindekraft“ der Familie verunsicherten Rollenmustern der Geschlechter schwierig wird, die eigene Identität zu finden (vgl. Thiersch 1996, 60), haben insbesondere für „freigesetzte“ Individuen Partnerschaft, Ehe und Familie nicht mehr primär die Funktion einer Wirtschaftsgemeinschaft, sondern die einer Beziehungsgemeinschaft, die heute mehr denn je all das bieten soll, was an Menschlichkeit und sozialem Kontakt verloren gegangen ist, nämlich Gemeinsamkeit, Zuwendung, Liebe und dauerhafte Intimität. Ehe und Partnerschaft sind deshalb nach *Stahr/Barb-Priebe/Schulz* (1998, 79) zu einem zentralen Ort der Identitätsbildung geworden.

Identitätsprobleme sind unausweichlich, wenn die aufgezwungene Selbstständigkeit zur Verunsicherung und einem Hin- und Herschwanken zwischen der Identifizierung mit traditionellen Geschlechtsrollenormen und der Suche nach individuellen Lösungen führt. Frauen werden besonders dann Objekte ihrer Verhältnisse, wenn sie weder ihre persönlichen Handlungspotentiale entfalten, noch emotionale und identitätsstabilisierende Beziehungen aufbauen können. In der Folge werden sie abhängig von gesellschaftlich vermittelten Leitbildern und Ideologien, wie sie u.a. im Schönheitsideal des Schlank-Seins und der immer rigider werdenden Leistungsideologie zum Ausdruck kommen (ebd., 81/82).

Da sich auch das Verständnis von Männlichkeit mehr und mehr zu öffnen scheint, wird es vielen Jungen und Männern möglich, sich gestaltend mit sich auseinanderzusetzen. Während sie aber auch gleichzeitig gezwungen sind, an ihrer Männlichkeit zu „basteln“, verengt sich diese rasch wieder, wenn es an adäquaten Handlungsalternativen fehlt (vgl. Winter 1994, 195). Männlichkeit wird dann durch die Ablösung von der Mutter definiert: Jungen lernen, nicht zu einer Frau zu werden, indem sie einen Bildabzug vom Weiblichen nehmen, in ihrer Phantasie davon ein Negativ anfertigen und dies „männlich“ nennen und als ihre Geschlechtsrolle annehmen (vgl. Pilz 2000, 182).

So stecken im Wesentlichen männerkulturelle Handlungs- und Bewältigungsformen hinter Risikoverhaltensweisen, zu denen keine ausreichenden „gesundheitsunschädlichen“ Kompetenzen als Alternative existieren. „Mannsein“ steht heute unter einem hohen Bewältigungsdruck und zu seiner Bearbeitung ist ein großer Teil der männlichen Jugendlichen ins Private zurückgeworfen. Riskantes Verhalten als „männliche“ Bewältigungsstrategie verspricht dann, innere und äußere Grenzen spürbar und wahrnehmbar zu machen: den eigenen Körper, Leistungsgrenzen, aber auch verborgene Emotionen wie Angst (vgl. Winter 1994, 207/208).

Wo Männer und Jungen entgegen traditioneller Orientierungsmuster von Männlichkeit Emotionalität, Einfühlungsvermögen und Fürsorglichkeit demonstrieren und leben sollen, ist einerseits die Flucht in idealisierte Männermodelle von Stärke, Kälte, Unabhängigkeit und Durchsetzungsfähigkeit bis Gewalttätigkeit für viele Jungen naheliegend. Andererseits sind viele junge Männer in ihrem Selbstbewusstsein als Mann verunsichert, da sie die widersprüchlichen Rollenanforderungen und die damit in Zusammenhang stehenden Gefühle nicht zusammenbringen können. *Stahr/Barb-Priebe/Schulz* (1998, 84) weisen darauf hin, dass vor allem bulimisch erkrankte Männer in dieser Situation eine extreme Entscheidungsunfähigkeit entwickeln. Sie können ihre Gefühle nicht mehr eindeutig wahrnehmen, während sie gleichzeitig unter starken Schuld- und Schamgefühlen wegen ihres Symptoms leiden, das als eine typische Frauenkrankheit gilt.

2. 1. 3 Jugend als „soziales Problem“

Strukturwandel der Jugendphase

Seit den 1960er Jahren hat sich auch die Lebensform des jugendlich-Seins massiv verändert: An die Stelle von Askese und Kontrolle ist in weiten Bereichen eine Jugendkultur getreten, die von unmittelbarer Aufsicht der Erwachsenen befreit ist und vielfältige Formen des Genusses einschließt. Am Ende der 1990er Jahre zeigen sich ausdifferenzierte Formen jugendlicher Lebensstile und unterschiedlicher Jugendkulturen, wie sie verschiedener kaum sein können, so dass „Jugend“ sich pluralisiert und als soziologische Kategorie immer schwerer fassen lässt (vgl. Tillmann 2001, 200). Die Vorstellung von „Jugend“ als einer klar definierten Lebensphase des Übergangs hat in den 1980er Jahren an Plausibilität massiv eingebüßt. Denn was der „Anfang“, was der „normale Durchlauf“ und was das „Ende“ von Jugend ist, ist aufgrund gesellschaftlicher Entwicklungen immer undeutlicher geworden (ebd., 258).

Jugend kann wohl noch am besten mit dem Begriff des gesellschaftlichen Moratoriums erklärt werden, ein Aufschub der Verpflichtung, durch Berufsarbeit den eigenen Unterhalt zu sichern. Zugleich wird gesellschaftlich eingeräumt, dass die Heranwachsenden einerseits – in Grenzen – mit Verhaltenskonzepten, Beziehungen und Überzeugungen experimentieren dürfen, um einen eigenen Standort zu gewinnen, während andererseits aber die erfolgreiche Bewältigung biographisch höchst bedeutsamer Aufgaben gefordert wird (ebd., 196).

Als Jugendphase bezeichnet man in der postindustrialisierten Arbeits- und Dienstleistungsgesellschaft meistens eine bestimmte Altersphase mit unscharfen Rändern zwischen Kindheit und Erwachsensein (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 110). Während der Eintritt in die Jugendzeit mit der Pubertät (also ca. mit 13 Jahren) erreicht wird, kann das Ende weit weniger präzise gekennzeichnet werden. Die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre haben die traditionellen Kriterien der Jugendsoziologie, volle Berufstätigkeit und Heirat, immer unschärfer, tendenziell sogar unbrauchbar werden lassen. Da die Lebenswege individuell so unterschiedlich geworden sind und sich die Jugend immer weniger als Statuspassage mit deutlich benennbaren Übergängen beschreiben lässt, lassen sich über das Ende der Jugend nur noch globale Angaben machen. Laut *Tillmann* (2002, 197) wechseln gegenwärtig die meisten Menschen irgendwann zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr in den Status eines „vollgültigen“ Erwachsenen über. Dabei hängt der genaue Zeitpunkt vor allem von der Länge der Ausbildung ab.

Im Zuge immer länger werdender Bildungs- und Ausbildungswege, an dem ein immer größerer Anteil von jungen Menschen teilnimmt, hat sich zwischen die Jugend und das Erwachsenenalter für viele eine neue Lebensform geschoben: Wirtschaftliche Abhängigkeit gekoppelt mit Selbstständigkeit in allen anderen Lebensbereichen (ebd., 200). Mit den „Postadoleszenten“ hat sich eine neue Statusgruppe gebildet: Kulturell, politisch sowie freizeitbezogen in der Gestaltung ihrer Lebensformen und in der Wahl ihrer Lebensstile sind sie weitgehend autonom und bedürfen auch keiner „pädagogischen Betreuung“ mehr. Beruflich und ökonomisch sind sie weiterhin vom Elternhaus bzw. von sozialpolitischen Alimentierungen abhängig und damit auch im Rahmen der Durchsetzung ihrer entgeltigen Lebensplanung zwar offen und noch nicht festgelegt, aber dennoch unselbstständig (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 109). So werden seit den 1980er Jahren nahezu

alle Jugendlichen vom Arbeitsprozess abgekoppelt und in eine Lebenssphäre gesteigerter Sinn- und Ich-Suche gedrängt (vgl. Digel 1986, 29).

Abweichendes Verhalten

Seeßlen (1994) vermutet ein Verschwinden der Jugend als Folge der gesellschaftlichen Krisen der 1970er Jahre. Das Recht auf einen Zwischenschritt in der Biographie musste ab den 1980er Jahren von den Jugendlichen heftig erkämpft werden, weil dieser tendenziell „unruhige“ Zustand von seiner Abschaffung bedroht war. „Die Jugendbewegung musste erfahren, dass ihre rebellische Attitüde von der Gesellschaft dazu missbraucht wurde, sie materiell und kulturell auszugrenzen, weil die meisten Jugendlichen ökonomisch und politisch ganz einfach nicht gebraucht werden“ (ebd., 18). Jugendliche verlangen von der Gesellschaft „Freiräume“ und wenn sie dann nicht mehr jugendlich sind auch noch einen Arbeitsplatz, eine Wohnung: ein Leben. Die größte Gefahr für die Position des „normalen Lebens“ in der deutschen Mainstream-Kultur geht deshalb vom Jugendlichen aus. „Er ist es, der den Arbeitsplatz wegnehmen kann, er ist ein sexueller Konkurrent, er verändert die Welt, in der man lebt“ (ebd., 18).

Gerade weil der arbeitsgesellschaftliche Normalitätswurf unterstreicht, dass eine erfolgreiche Bewältigung des Eintritts in die Arbeitswelt für die biographische Integrität der Jugendlichen hoch bedeutsam ist, erfahren Jugendliche ihren gezwungenermaßen zukunfts offenen Lebensentwurf, der durch einen weitgehend enttraditionalisierten Übergang von der Schule in den Beruf gekennzeichnet ist, durchaus ambivalent (vgl. Arnold/Stein 2002, 180). Den erweiterten Chancen steht gleichzeitig die Möglichkeit gegenüber, selbstverschuldet zu scheitern.

Da das Zurechtfinden Jugendlicher in Subsystemen unserer heutigen komplexen Gesellschaft immer weniger durch Sitte, Brauchtum und Tradition festgelegt ist, wird vom Einzelnen in immer höherem Maße Selbständigkeit, Mobilität und Flexibilität im Umgang mit wechselnden Situationsanforderungen erwartet. Daraus erwächst ein neuer Kernkonflikt für die Heranwachsenden. Nicht mehr das Leiden daran, was alles verboten ist, sondern daran, was die Jugendlichen alles mit ihrem Leben zustande bringen sollen und wollen, verschiebt die Repressionsfrage zur Frage nach dem Sinn und nach eigener Motivation. Es ist also nicht mehr identitätsstützend, sich darüber zu definieren, „wogegen“ man ist. Vielmehr gilt es, eigene Anschlusspunkte zu finden, „wofür“ man heutzutage sein möchte und sein kann (vgl. Ziehe 2000, 5).

Mit dem mit der Individualisierung der Lebenspraxis und der sie begleitenden Sinnwelten einhergehende „Zwang zur Autonomie“ bezüglich der Lebensstilsuche und sozialen Identitätsbildung sind Jugendliche daher beim Scheitern von Autonomiebestrebungen gezwungen, ihre Lebenssinnorientierungen und Lebensziele häufiger als früher aufzugeben und wieder neue zu entwickeln. Die neuen Orientierungsbemühungen sind dann wiederum ohne intersubjektiv abgestützte Verlässlichkeiten wieder ausschließlich auf sich selbst zu beziehen (vgl. Busch 1988, 55). Dabei entsteht die Neigung, eigene Vorlieben und Stimmungslagen zum „Kompass der Lebensführung“ zu machen:

Auf diese Weise bestehen Ansprechbarkeiten und Unansprechbarkeiten, waches Interesse und rascher Überdruß dicht nebeneinander und werden, je nach Alltagsbereich, Situation oder Tätigkeitsart, in motivationalen Wechselbädern rasch eingesetzt und wieder abgezogen. Auch dies

kann man insoweit als Ermächtigung sehen, als es möglich geworden ist, der eigenen Befindlichkeit und Gefühlslage ein hohes Eigengewicht zuzusprechen (Ziehe 2000, 5/6).

Jugend wird dann als problematisch erfahren, interpretiert und definiert, wenn dort sub- oder kontra-kulturelle Momente (abweichende Wert- und Verhaltensmuster, gesellschaftliche Gegenentwürfe, alternative Sinn- und Lebenswelten, andere Wirklichkeitskonstruktionen) dominant werden, die die alltagsweltlichen Gewohnheiten in Frage stellen und Vorbildcharakter für eine breite Masse von Jugendlichen haben (vgl. Griese 1983, 9/10). Während Jugendliche als problematisch definiert werden, weil sie nicht integriert sind, weil sie über „abweichendes Verhalten“ wahrgenommen werden, erfahren die Jugendlichen selbst ihre Lebenssituation als problematisch und müssen darauf reagieren „Diese Reaktion als Lösungsmuster kollektiver oder individueller Art auf die als problematisch erfahrene gesellschaftliche Situation stellen dann die sogenannten ‚Jugendprobleme‘ dar“ (ebd., 10/11).

Dabei muss es eher verwundern, dass die Tatsache, dass Jugendliche – und zwar sowohl als Jugendliche, wie auch als Angehörige einer jungen und nachfolgenden Generation – andere Werte, Normen, Ideale und Verhaltensmuster haben, als Beleg für eine noch mangelnde Handlungsfähigkeit genommen und als „Wertewandel“ oder gar „Wertezerfall“ etikettiert wird. Während sich Erwachsene als im Wesentlichen „fertig“ betrachten, werden Jugendliche als zu manipulierend und zu verändernd begriffen und gleichzeitig dafür kritisiert, dass sie die Eigenschaft der Veränderung noch nicht verloren haben (vgl. Grymer 1983, 64 ff.).

Wer auf diese Weise als problematisch definiert wird, dem wird mittels des Mechanismus der Stigmatisierung Andersartigkeit, Abweichung, eben Behandlungsbedürftigkeit unterstellt, die von den gesellschaftlichen Ursachen der festgestellten und definierten „Defizite“ ablenkt. Auch wenn die Erforschung solcher „sozialer Probleme“ und die davon profitierende (Sozial)Pädagogik sicher die Minderung oder gar Lösung der „Probleme“ intendieren, leisten sie jedoch vielfach einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Ausgrenzung, da ihr Gegenstand bzw. ihre Klientel gleichzeitig das Objekt von besonderen Programmen, Maßnahmen und Modellen wird, ohne dass sich die von Forschung oder Pädagogik Betroffenen dagegen wehren könnten (vgl. Griese 1983, 14, vgl. auch 2. 3. 1).

Die dazugehörige Jugendforschung will möglichst genau ihren Gegenstand methodisch einkreisen, um ihn dann besser mit „Maßnahmen“ bearbeiten zu können. Anstatt von allgemeinen sozialen Problemen zu sprechen spricht man von „Jugendproblemen“, um die allgemeinen zu verdecken. Während Jugend nicht mehr als Motor gesellschaftlicher Veränderungen, sondern vor allem als „Problemfall“ thematisiert wird, besteht im Prinzip jedoch zwischen diesen beiden Wahrnehmungsweisen kein wesentlicher Unterschied, spiegeln sie doch in erster Linie die Ideologien der herrschenden (Erwachsenen)-Schichten wieder. Beide Sichtweisen funktionalisieren Jugend. „Die einen sehen Jugend als Erziehungsgehilfen für die eigenen (unerfüllten) Hoffnungen bzw. als Sicherheitsgaranten für ihre Renten, die anderen fühlen sich in ihren Ansprüchen bedroht und wehren Jugend demnach ab“ (Peter/Sünker 1983, 123). Die beste Abwehrmethode ist dann – um nicht als Aggressor auftreten zu müssen –, Jugend zum Sozialfall zu erklären, dem man dann „Hilfe“ angedeihen lassen kann.

So sind Jugend und ihre Verhaltensweisen, Einstellungen und Wertorientierungen immer auch ein Reflex auf die Bedingungen der Vergesellschaftung (vgl. Griese 1983,12). Wer von „Jugend“ und ihren

Problemen spricht, weist bewusst oder unbewusst darauf hin, dass Gesellschaft als Ganzes zur Diskussion steht und dass, je mehr wir von Jugend sprechen, wir eigentlich unsere Zukunft problematisieren (vgl. Ziehe/Stubenrauch 1982).

2. 1. 4 Das Verschwinden des Leibes

Jede Gesellschaft entwickelt ihre eigenen Gewohnheiten für das Verhalten des Körpers, die nicht nur mit den Individuen und ihren Nachahmungen variieren, sondern vor allem mit den Gesellschaften, den Erziehungsweisen, den Schicklichkeiten und Moden, dem Prestige (vgl. Mauss 1978, 202).

Wenn hier vom „Verschwinden des Leibes“ die Rede sein soll, dann, weil „Leib“ der Tendenz nach eher den lebendigen und beseelten Körper bezeichnet, während Körper sich auf den Organismus des Menschen bezieht. Der Leibbegriff gilt also als person- und ich-näher als der Begriff „Körper“ „Leibsein bedeutet nicht nur ‚Ichsein‘, sondern auch ‚Welt haben‘“ (Grupe/Krüger 1997, 198).

Disziplinierung des Körpers

Da im Zuge der Zivilisation das Verhalten von immer mehr Menschen aufeinander abgestimmt werden muss, wird der Einzelne gezwungen, sein Verhalten immer differenzierter, immer gleichmäßiger und stabiler zu regulieren. Dabei geht es keineswegs nur um eine bewusste Regulierung, sondern um die Veränderungen des psychischen Apparats, in der die stabilere Regelung des Verhaltens dem einzelnen Menschen von klein auf mehr und mehr als ein Automatismus, als Selbstzwang, angezchtet wird. Gerade aber weil dieser Selbstzwang gewohnheitsmäßig und blind funktioniert, führt er auf Umwegen oft genug Verstöße gegen die gesellschaftliche Realität herbei (vgl. Elias 1977, 317). „Durch zunehmende Individualisierung und vielfältige, zum Teil sich widersprechende soziale Rollen werden bei den Menschen verstärkte Ängste, Scham- und Schuldgefühle gefördert, die sie als Individuen mit verstärkter Selbst- und Körperkontrolle zu unterdrücken versuchen“ (Milz 1992, 210).

Es geht in der Folge dann darum, sich nicht gehen zu lassen, um sich nicht durch seinen Körper zu verraten und sich von ihm nicht hintergehen zu lassen. Die Entladung der durch immer mehr biographische Erfahrungen überlagerten spontanen Handlungsantriebe in motorischen Vollzügen, Handlungen und Verhaltensweisen wird zusehends eingeschränkt und im Sozialisierungsprozess verschmelzen gesellschaftliche Verhaltenskontrolle und individuelle Selbstkontrolle zunehmend zu einer repressiven Allianz (vgl. Milz 1992, 210).

Es wird aber nicht nur eine Distanz zum eigenen Körper errichtet, sondern auch zum Körper des Anderen. Denn dort, wo sich der fremde Körper in ungeziemender Weise bemerkbar macht, empfinden wir schwindelerregenden Ekel, so wie wir Scham, Peinlichkeit, tödliche Verlegenheit spüren, wo sich der eigene Körper in ungebührlicher Weise zu Wort meldet und nicht unter Kontrolle zu halten ist (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 169).

Im gegenwärtigen Stadium unserer Geschichte werden Körperfeindlichkeit und Körperunterdrückung nach *Lippe* (1976, 106) extrem, da der menschliche Körper so gut wie überflüssig erscheint. Unserer Körper ist immer öfter und immer eindeutiger nur noch der Träger des einsam arbeitenden Kopfes oder anderer auf Unabhängigkeit gedrillter Teilsysteme wie vor allem der Arme und Hände. In seinem Bedürfnis nach Befriedigung hier und jetzt, in seiner Augenblicksverfallenheit wird dem Körper mit dem Aufschubzwang eine gewisse Zeitsensibilität eingraviert: „Warte, später wirst Du spüren, wozu das hier und jetzt Frustrierende gut war“ (Rumpf 1999, 25). Dieser schmerzliche Lernprozess, den der Mensch bei der Umstellung auf eine moderne Zeitordnung durchlaufen musste, die aussichtslosen und vergeblichen Kämpfe, die der individuelle Eigensinn gegen die Anforderungen der rigiden Zeitnorm ausgefochten hat, wiederholen sich Jahr für Jahr, wenn die widerspenstigen, eigensinnigen, verspielten Kinderkörper zu Beginn ihrer Schulkarriere für die weiteren Lebensphasen normalisiert werden müssen (vgl. Becker 1999, 37).

Diese Verwandlung der gesellschaftlichen Fremdwänge in Selbstwänge, in eine automatische, zur selbstverständlichen Gewohnheit gewordene Triebregulierung und Affektzurückhaltung vollzieht sich nach *Elias* (1977, 343) innerhalb des Abendlandes mehr und mehr bei den breiten Massenschichten.

Virtualisierung der Lebenswelt

Der Mensch betritt im Zuge technischer Erneuerungen mit seinem Körper eine „neue Welt“. Wer den Raum mit Hilfe von Auto, U-Bahn oder Flugzeug passieren will, hat seinen Körper während der Reise weitgehend in eine Sitz- oder Stehposition einzufrieren und erlebt die Schnelligkeit der Fortbewegung in einem passiven Zustand. Mit der Tötung dieser „Zwischenräume“ des real durchquerten Raumes verschwindet die Möglichkeit des Selbst- und Körpererlebens im Raum. (vgl. Bette 1999, 196/197).

Vor allem aber die modernen Computer-Technologien schließen die Menschen in einen virtuellen Raum ein. Das Neue an diesem „Cyberspace“ ist nun, dass wir nicht mehr zu den Welten hin müssen, sondern diese vor uns aufgefahren werden (vgl. Gross 1994, 375), ähnlich wie uns das Fernsehen ohne jede eigene Fortbewegung das Eindringen in Räume jenseits des Horizonts ermöglicht. Diese virtuellen Welten sind abgekoppelt von der Physis und man kann rund um die Welt kommunizieren, ohne seinen Körper zu bewegen (vgl. Mihciyazgan 1996, 95). Neuere Computerentwicklungen ermöglichen eine neue Dimension der körperdistanzierten Subjekterfahrung, indem sie den Körper durch Simulationsmodelle ersetzen und fiktive Körper durch virtuelle Räume schicken, „um dort mit anderen ‚cyber punks‘ Kontakt aufzunehmen“ (Bette 1999, 117).

So ist die Gemeinsamkeit dieser sich abzeichnenden Revolution der neuen Technologien, den Raum zu überwinden, die Ortsbindung aufzuheben, Teilhabe ohne Anwesenheit zu ermöglichen. Entscheidend ist dann nicht länger, dass die Akteure den Ort gemeinsam haben, sondern dass sie an der nämlichen Zeit partizipieren „Wir leben nicht mehr in einer Region, sondern in einem Kommunikationssystem“ (Guggenberger 2000, 15). Letztlich wird alle körperliche Behinderung durch die Abschaffung des Körpers erledigt und immer mehr Energie wird darauf hin umgelenkt, mit der Erlösung vom Körper die finale Teilhabe aller an allen und allem zu erreichen (vgl. Gross 1994, 375).

Der Transport von Denkinhalten ist heute zudem immer weniger an das Erinnerungsvermögen und die Kombinationsgabe des einzelnen menschlichen Gehirns gebunden. „Man kann die schriftlich fixierten Gedanken von Menschen nachlesen, die schon lange tot sind“ (Bette 1999, 117). Hochspezialisierte Fachsprachen führen die Kommunikation eng und bringen selbstbezüglich ausgerichtete Sozialsysteme auf den Weg. Individuelle Persönlichkeit tritt in den Hintergrund und insgesamt verliert der menschliche Körper in all seinen vielfältigen Funktionsweisen seine gesellschaftliche Bedeutung. Das Medium wird das Medium und Medien bleiben immer ein Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse und Spiegel der Abhängigkeiten, in denen sich jedes Medium befindet (vgl. Fritz 2002, 51).

Schönheit als Verdienst: Das anorektische Ideal

An der kulturellen Überformung von Körpergewicht wird deutlich ein historischer Bedeutungswandel des Körpers sichtbar. In seinen ewig wechselnden Bestrebungen, sich nach den Idealen verschiedener Körpermodelle auszurichten – die für die gelebte Wirklichkeit und den Körper mehr Schaden angerichtet als Fortschritt ermöglicht haben – hat sich der Mensch im Versuch der Annäherung an solche Körperideale zur Karikatur seiner menschlichen Entfaltungsmöglichkeiten degradiert. „Immer wenn ein neues Modell des idealen Körpers entworfen wurde oder wenn ein altes Ideal wieder neu in Mode kam, waren und sind die Menschen verführt, dieses als absoluten Maßstab der Notwendigkeiten ihres Körpers und Verhaltens auszulegen“ (Milz 1992, 186).

Die Sorge um das körperliche Erscheinungsbild hat sowohl bei Frauen als auch bei Männern zugenommen. Ging es den Männern früher um Effektivität und Funktionalität ihres Körpers und maßen eher die Frauen ihrem Aussehen mehr Bedeutung bei, zeigen die Geschlechter heute eine überraschende Übereinstimmung: Auch immer mehr Männer leiden unter der Diskrepanz zwischen ihrem tatsächlichen Aussehen und ihrem Idealbild (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 86; vgl. auch Jacobi/Thiel/Paul 1996, 16).

Während in früheren Jahrhunderten Übergewicht als Ausdruck von Wohlergehen, Macht und Stärke gegolten hat, werden heute Macht, Stärke und Wohlergehen mit Schlankheit und Jugendlichkeit in Verbindung gebracht (vgl. Barb-Priebe 1998, 209). Das Schönheitskonzept wird deshalb von einem stetig dünner werdenden Körperideal bestimmt, dem sich ganze Industriezweige verschrieben haben. Sie bieten kalorienarme Speisen, hautenge Kleidung, Fitnessstrainer und Schlankheitskurse an (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 85). Glaubt man den dazugehörigen Werbekampagnen der Mode- und Pharmaindustrie, möchte man meinen, dass Schlanksein alles bedeutet. „Transportiert werden diese neuzeitlichen Vorstellungen über das Ideal vom weiblichen Körper: schlank, jung, straff, knabenhaft weiblich, rein, verführerisch und ... verfügbar“ (Rohrbach 1995, 139).

In den letzten Jahrzehnten hat sich in unserer Gesellschaft daher ein Schönheits- und Schlankheitsideal durchgesetzt, das den Entwicklungen der tatsächlichen Körpermaße immer weniger entspricht und einen selbstkontrollierten Umgang mit dem eigenen Körper erfordert, der damit zu etwas gestaltbaren, scheinbar individuell Formbaren wird. „Sich-in-Form-bringen“ ist zum neuen moralischen Imperativ geworden, der seine Wirkung bei Frauen wie bei Männern hinterlassen hat. Nach empirischen Untersuchungen legen zwar

noch immer mehr Frauen Wert auf ihr äußeres Erscheinungsbild, aber die Männer haben fast aufgeholt und wollen auch mehrere Aspekte ihres Körpers verändern, vor allem das Gewicht (vgl. Stahr 1998, 158).

Schlankheit hat aber nicht nur etwas mit physischer Attraktivität zu tun, sondern ist ein Synonym für den Ausdruck der Gesamtpersönlichkeit geworden. Eine schlanke Person wird allgemein mit positiven Persönlichkeitsmerkmalen assoziiert: Sie gilt als beruflich erfolgreich und gesünder, von ihr wird angenommen, sie habe eine höhere Lebenserwartung, größere Willensstärke und mehr Freude am Leben und an der Liebe. Das Schlanksein bietet vor allem Frauen die Erfüllung ihrer Wünsche; zum Beispiel den Mann fürs Leben, den Traumjob, erfolgreiche zwischenmenschliche Beziehungen und eine glückliche Familie. Die meisten Menschen wollen auch lieber mit einem schlanken als mit einem dicken Menschen befreundet sein (vgl. Stahr 1998, 158 / Beyer 2000, 191 / Barb-Priebe 1998, 204). Schlanke Männer sind nachweislich erfolgreicher im Beruf, unabhängig von Qualifikation und Stellung. „Sie erhalten mehr Aufmerksamkeit, sind erfolgreicher bei Frauen und werden häufiger für gut gehalten als dicke Männer“ (Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 86).

Die damit einhergehende Tendenz zur Diskriminierung und sozialer Isolierung Übergewichtiger wird zunehmend stärker, die Schaffung neuer Krankheitsgruppen wie Mager- und Esssucht durch das gesellschaftliche gesundheitsverbrämte Schlankheitsideal rapide forciert (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 6). In der generellen Stigmatisierung Übergewichtiger kommen gesundheitspolitische Vorstellungen zum Ausdruck, nach denen sich die Bürger gesundheitsbewusst zu verhalten haben. Letztlich ist der gesundheitspolitische Mustermensch gefordert, der sich schlank und fit zu präsentieren hat. Doch neuere Studien fassen zusammen, dass das Gesundheitsrisiko durch Übergewicht dramatisch überbewertet wird. Im Normalfall ist Übergewicht kein Ausdruck einer psychischen Störung, für manche Menschen sogar ein natürlicher Zustand und daher ist Übergewicht Ziel ausgeprägter sozialer Vorurteile (vgl. Barb-Priebe 1998, 210).

Ein stets dünner werdendes Körperideal macht den Spielraum vor allem für Frauen immer enger (Näheres zur geschlechtsspezifischen Divergenz siehe Barb-Priebe 1998). Frauen scheinen bei ihrer Selbstdeutung vor allem Figur und Gewicht zu berücksichtigen. Empirischen Untersuchungen zeigen, dass Frauen eher mit ihrer Figur unzufrieden sind als Männer und bei Figurproblemen eher zu Minderwertigkeitsgefühlen neigen (vgl. Becker 1999, 40).

Die Angleichung an den schon fast knabenhaft schlanken Körper fällt immer schwerer, wenn man bedenkt, dass sich in den letzten Jahren nach Berechnungen der Bekleidungsindustrie die Körpermaße von Frauen eher gegenläufig entwickelt haben. Dennoch oder gerade trotzdem hat die große Mehrheit inzwischen die Botschaft akzeptiert, nach der Schönheit und damit körperliche Attraktivität eine Angelegenheit des eigenen persönlichen Einsatzes sind. Sich in Form zu bringen, fit und dynamisch zu sein, ist zum neuen moralischen Imperativ einer individualisierten Lebensweise geworden, die ein Scheitern an dieser gesellschaftlichen Norm darauf zurückführt, dass die bzw. der Einzelne sich wohl nicht ausreichend angestrengt hat. Das Schlankheitsideal scheint heute für jede Frau (und auch jeden Mann) durch Selbstdisziplin erreichbar zu sein. „Das Zurückgeworfen sein auf das eigne Ich und der Bedeutungsgehalt des schlanken Körpers setzt den Einzelnen Zwängen aus, denen sie häufig kaum gewachsen sind und an deren Norm sie immer wieder scheitern (müssen)“ (Barb-Priebe 1998, 205).

Insbesondere bei den weiblichen Jugendlichen wird angesichts der Tatsache, dass schon über 50% von ihnen bereits mindestens eine Diät hinter sich haben (*Becker* (1999, 40) geht von 40% bei den bis zu 16jährigen aus), von einem „kollektive Diätverhalten“ gesprochen. Der Anteil der Mädchen und jungen Frauen, die mehr als 20% Untergewicht haben, hat sich in den letzten zehn Jahren nahezu verdoppelt. Außerdem wurde festgestellt, dass über die Hälfte der unter 18jährigen Mädchen Appetitzügler und Abführmittel einnehmen (vgl. Barb-Priebe 1998, 205).

Nicht nur Wirtschaftsunternehmen profitieren vom Wunsch nach Schlankheit, sondern auch Krankenkassen, Volkshochschulen und sonstige Bildungsinstitute beteiligen sich an den Bemühungen um eine schlanke Figur und dem Kampf gegen Übergewicht. Sportvereine bieten ebenfalls Kurse an, die dem Schönheitsideal Rechnung tragen und die sportlich-dynamisch-modern unter Titel laufen wie „Callanetics“, „Figurstyling“, „Bodystyling“ und „Problemzonenorientiertes Training“ (vgl. Barb-Priebe 1998, 204). Sie alle profitieren davon, dass der Körper in unserer Gesellschaft zum Selbstdarstellungsmedium Nr. 1 geworden ist. „Wer wir sind und was wir sind, wird anscheinend immer mehr von unserem Aussehen und unserer Figur bestimmt“ (*Stahr* 1998, 155). Es eignet sich schließlich nichts so sehr wie der Körper, um die eigene Unverwechselbarkeit und Einzigartigkeit zu präsentieren. In einer insgesamt egalitärer gewordenen Gesellschaft, in der die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe kein ausschließliches Maß der Unterscheidung mehr ist, sind die greifbaren Aspekte des Körpers und des körperlichen Selbst zum vorrangigen Mittel der Unterscheidung und Identitätspräsentation geworden. Als einen entscheidenden Auslöser für diese Entwicklung nennt *Stahr* (ebd., 157) die so genannte „sexuelle Revolution“, die in den 1970er Jahren als Symbol sozialer und sexueller Freiheit von Frauen gilt. Doch dass mit dem Griff zur Pille gleichzeitig auch ein Zwang zur Körperkontrolle und die dauerhafte sexuelle Verfügbarkeit zu einer gesellschaftlich verbreiteten Verhaltensnorm wird, wird vielen erst sehr viel später bewusst. In einer Zeit, in der immer mehr Frauen in Männerdomänen vordringen, hat sich der neue Frauenkörper so den männlichen Körpernormen angepasst und soll – als Signal einer nicht-reproduktiven Sexualität sowie ökonomischer und emotionaler Unabhängigkeit – schlank und athletisch sein. Es ist vor allem das Ideal vom schlanken, jugendlichen Körper, das Schönheit, sexuelle Attraktivität, dauerhafte Leistungsfähigkeit und Einzigartigkeit verspricht und dabei eine Art androgyner Unabhängigkeit mit lustbetonter, nicht reproduktiver Sexualität symbolisiert (vgl. *Stahr/Barb-Priebe/Schulz* 1998, 84/85).

Historisch gesehen unterliegen Frauen grundsätzlich im stärkeren Maße als Männer dem Anpassungsdruck an die jeweils herrschende Normvorstellung und die Körper von Frauen geraten immer wieder in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Wertung, werden zum Ausdruck weiblichen Seins und das „Sich-präsentieren“ mündet in einer absichtlichen Umformung des gesamten weiblichen Körpers. Aber diese Schiefelage scheint sich nun mehr und mehr auszugleichen. Nicht dass der weibliche Körper in seiner natürlichen Form heute mehr geschätzt wird, sondern vielmehr geraten auch zunehmend die Männer unter den Druck, ihr äußeres Erscheinungsbild im Zuge der veränderten Geschlechterrollen und Partnerwahlmodi mehrheitsgefällig umzuformen. Der männliche Körper wird neuerdings ebenfalls zum Objekt öffentlicher Begutachtung. Das „In-sich-Ruhen“ des männlichen Körpers, das in der historischen Formung des männlichen Körperideals zur Stabilität des Ich beigetragen hat, ist nach *Stahr/Barb-Priebe/Schulz* (1998, 19) an vielen Stellen aufgebrochen.

Männer haben eine größere Offenheit und Freiheit gegenüber ihrem Körper entwickelt und achten mehr auf ihre äußere Erscheinung, interessieren sich zunehmend für Mode und Kosmetika, wie die steigenden Umsatzzahlen dieser Branche zeigen. So interessiert sich bei der Fußballweltmeisterschaft auch eine breite Öffentlichkeit dafür, welches neue „Hairstyling“ die Profispieler auf dem Laufsteg der Stadien präsentieren und dass *David Beckham* angeblich die Unterwäsche seiner Frau trägt. Im Zuge dieser Entwicklung hat auch die Werbung die Männer „entdeckt“ und trägt kräftig zur Verfestigung eines männlichen Körperideals bei, das sich (vergleichbar dem der Frauen) in der Auflösung der Körpereinheit zeigt. Der Körper wird dadurch in Teilbereiche wie breite Schultern, schmale Hüften, muskulärer Oberkörper, athletischer Gesamteindruck zerlegbar. Dadurch erfährt auch der männliche Körper zunehmend Inszenierungen, die sich in einem immer stärkeren Idealbild manifestieren, und für Jungen und Männer ergibt sich immer mehr der soziale Druck, ihren Körper entsprechend diesem Idealbild zu modellieren, da Umfragen zeigen, dass dies von einer breiten Bevölkerung getragen wird (ebd.).

Heute lässt sich also zunehmend eine Nivellierung der Körperbilder von Männern und Frauen beobachten. Es lässt sich bei genauerer Betrachtung jedoch feststellen, dass sich insbesondere weibliche Körperbilder an männliche Körperideale angeglichen haben (ebd., 18).

Der Körper als „entseelter“ Leib

In einer Zeit, in der die Gestaltbarkeit und Modellierbarkeit des materiellen Körpers fast grenzenlos erscheint und auch vor der Veränderbarkeit der Merkmale des biologischen Geschlechts nicht Halt macht, wird der Körper quasi „entseelt“ oder auch: „entleibt“. Denn der Leib ist nicht nur eine auf die Körperoberfläche projizierte Illusion, sondern zeichnet sich durch die Einheit von Körper, Geist und Psyche aus (vgl. Stahr 1998, 161).

Volker Rittner (1999, 105) sieht in den modernen Persönlichkeitsstrukturen und den darauf aufbauenden Selbstbildern und Idealen das Resultat von Prozessen der Körperdistanzierung und Disziplinierung. Die Dissoziation von Körper und Selbst sieht er als Begleitprozess des Vorgangs, dass Leistungen der zunehmenden Selbstbeherrschung gegenüber dem Körper durchgesetzt wurden. Der Körper wird so zu einem nicht zu übersehenden Risikofaktor für die Identitätsbildung des Menschen, da von ihm eine Bedrohung ausgeht, „die die Seele nur um den Preis eigener Zerstörung ignorieren kann“ (König 1989, 73). Als Subjekt, als seiender Körper ist er selbstverständlich einfach da, vielleicht sogar als Raum für erlebtes Glück, Selbstsicherheit und Wohlbefinden. Als Objekt aber birgt er Möglichkeiten für Kränkungen, Ängste, Hypochondrie oder Narzissmus und wird weggewünscht oder verflucht. Der Mensch nutzt die Möglichkeiten zum Rückzug in die eigene körperliche Burg, um auf diese Weise das ängstlich-beobachtende, sich minderwertig erlebende, niedergeschlagene, zwanghafte, traurige, wütende, unglückliche Ich vor der vermeintlich feindlichen äußeren Welt zu schützen (vgl. Milz 1992, 185). Der Bereich des körperlichen Erlebens ist daher wohl dort am stärksten von der Verkümmern des Ich-Erlebens in unserer Gesellschaft betroffen, wo wir im Alltagsleben die meiste Zeit über gar keine bewusste Notiz davon nehmen, dass wir einen Körper haben. Weil der Körper für die Bewältigung unseres Daseins ziemlich unwichtig geworden ist, registrieren wir ihn noch am ehesten dann, wenn er krank ist und Schmerzsignale sendet (vgl. Aufmuth 1988, 20).

Im Hinblick auf die gravierenden Auswirkungen der Leistungs-, Beziehungs- und Körperideale auf die Gesundheit von Mädchen und Frauen, teilweise aber auch auf Männer, stellt *Stahr* (1998, 160) die Frage, ob die beschriebenen Folgen der gesellschaftlichen Individualisierung nicht insgesamt Ausdruck einer Beziehungskrise sind, da durch die beschriebene „Entkörperung des Leibes“ nicht nur die Gefahr besteht, den Kontakt zum Körperselbst zu verlieren, sondern die neuen gesellschaftlichen Leitbilder auch die Funktion zu haben scheinen, soziale Gemeinschaft, das Gefühl sozialer Verbundenheit und soziale Identität zu ersetzen. In diesem Kontext kann es dann kaum noch verwundern, dass „Identität“ aus der Balance gerät und ihren Ausdruck in der somatischen Kultur der Frauen bzw. der Männer findet.

Übrig bleibt aber, dass die am Anfang der Moderne stehende Differenz, die analytische Fähigkeit, den Körper vom „Ich“ zu trennen, der Moderne eine enorme Potenz beschert hat, weil Menschen mit ihren Körpern lediglich eine marginale Bedeutung für den Vollzug gesellschaftlicher Kommunikation besitzen. „Person und Körper mussten auf Distanz gesetzt werden, damit die moderne Gesellschaft sich in die Dimension hinein entfalten konnte, in der sie sich gegenwärtig präsentiert“ (Bette 1999, 118).

2. 1. 5 Dekonstruktion des „Ich“: Entwirte Iche

Die durchgehende Ambivalenz der Identitätsarbeit wird heute je nach Leseart als „Verlust“ oder „Tod des Subjekts“ einerseits oder als „Erweiterung der Ich-Grenzen“ andererseits beschrieben. Reflexivität ist das konstitutive Moment von Identität geworden und kann als Überwindung vorgegebener persönlicher Entwicklungsschablonen begriffen und als Potential der Emanzipation gefeiert werden. Reflexivität kann aber auch als der Verlust verlässlicher und unstrittiger Basissicherheiten der individuellen Lebensführung beklagt werden, denn für viele Menschen sind die in den ambivalenten Bedingungen enthaltenen Chancen der selbstgestalteten und -verantworteten Lebensführung eine Überforderung. Sie greifen in der Folge begierig nach neuen standardisierenden Modellen des „richtigen Lebens“. Solche Identitätsbedürfnisse, die als regressive Antworten auf die Erfahrung gesellschaftlicher Ambivalenzen verstanden werden können, stellen nach *Keupp* (1994, 348) besondere Risikolagen für die voraussehbare Zukunft dar.

Rationalisierung der Lebenswelt

Das Aufbrechen und die Vervielfältigung von Konflikten, wie sie für die reflexive Moderne aufgezeigt worden ist, ist nach *Günther* (1997, 200) kein Zeichen für Sozialpathologien sondern Ausdruck der Rationalisierung der Lebenswelt. Das bedeutet nicht, dass die Menschen damit glücklicher werden, sondern lediglich, dass sie unter die anspruchsvollen und anfälligen Bedingungen von Aushandlungsprozessen treten. Insofern kann die entwickelte Moderne die Entfaltung Ich-starker, zu bewusster Konfliktbewältigung fähiger Ich-Identitäten begünstigen, da sich die unter diesen Bedingungen hervorgebrachten Lebensformen dem Ideal einer nicht-repressiven Lebensform mehr oder weniger annähern. Das von Rollen diktierte Handeln kann durch eine Alltagspraxis ersetzt werden, in der die Beteiligten die Chance haben, herauszubekommen, was sie

wirklich wollen und wer sie wirklich sein wollen. Diese Praxis ist weder per se glücklicher noch konfliktfrei, sondern neigt im Gegenteil dazu, in den Konflikten zwischen Abgrenzung, Verschmelzung, Vertrautheit und Exzess die Eigentümlichkeiten eines Sozialisationsprozesses zu spiegeln, der immer nur relativ starke Ich-Identitäten hervorbringt.

Wenn einem aber verwehrt bleibt, in „tätiger Aneignung der Welt“ und gemeinsam mit anderen eine eigene Identität auszubilden und zu realisieren oder die Realität nicht mehr dazu taugt, eine eigene Identität zu realisieren, dann verschiebt sich die entsprechende psychische Energie auf die Welt der Surrogate oder überfordert mit ihrem Erwartungsdruck die anderen Lebensbereiche. Identität wird dann nur noch als Unterwerfungsbereitschaft unter die „Marktgesetze“ verwirklicht (vgl. Platta 1998, 100 ff.). Dann sind wir auch nicht mehr weit davon entfernt, den Menschen als Gegenstand der Verbesserung durch Anpassung zu sehen, in die er durch die Vorspiegelung individueller Wahlfreiheit hineingelockt wird: „Immer mehr Wahl und damit immer weniger Widerstand, an dem der Einzelne sich reiben und sich selbst finden kann“ (Mieth 1996, 79).

Zusammenbruch der „Metaerzählung“: Sinnverlust

Solange sich mit der Einheit höherer Ordnung keine Gefühle der persönlichen Identität, keine Wir-Gefühle verbinden, erscheint das Verblassen oder gar das Verschwinden der Wir-Gruppe niedrigerer Ordnung in der Tat als eine Art Todesdrohung, als ein kollektiver Untergang und so ganz gewiss als eine Sinnentleerung höchsten Grades.
Norbert Elias, *Die Gesellschaft der Individuen*

Im Zuge der zunehmenden Pluralisierung von Lebenswelten werden viele Bezüge aufgelöst, die dem Einzelnen ein Weltbild vorgegeben haben, einen sinnstiftenden Zusammenhang, eine Verankerung der eigenen Existenz in einem größeren Kosmos. Wenn die alten Deutungsmuster brüchig geworden sind, drängen sich neue Zweifel auf, mit denen der Einzelne nun allein ist und auf die nicht jeder eigene Antworten zu finden vermag. Was bleibt, sind Ängste und Unsicherheiten, die nicht mehr das Materielle betreffen, sondern eben das darüber Hinausgehende – den Sinn. Laut *Beck/Beck-Gernsheim* (1990, 68) können nämlich gerade da, wo das Dasein von materiellen Zwängen einigermaßen entlastet ist, Fragen nach dem Sinn dieses Daseins, nach dem Sinn des eigenen Tuns eine neue drängende Kraft entfalten.

Während die Lebensführung des Menschen aus dem nicht reflexiven, aber sinnkosmischen Entscheidungsverschlossenem herausgeführt wird, wird vor allem mit dem Verlust der religiös bestimmten „Jenseits-Perspektiven“ für die meisten Menschen das „Diesseits“ rechtfertigungspflichtig und alternativ entscheidbar (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 37). Der Verlust des Glaubens an die „Metaerzählung“ erzeugt den individualisierten Sinn-Bastler mit individualisierten Formen der Sinnsuche. In der Folge verlieren die traditionellen Instanzen der Sinnvermittlung an Bedeutung, da sie die Erfahrungsvielfalt und den Pluralismus von Deutungen nicht mehr ohne weiteres aus dem Feld schlagen können. Die „Sehnsucht nach Sinn“ (vgl. Berger 1994) bleibt – als anthropologische Konstante – nicht nur erhalten, sondern muss nun vom Einzelnen selbst ergründet werden. Das dadurch überforderte Individuum sucht, findet und produziert zahllose Instanzen sozialer und psychischer Interventionen, „die ihm professionell-stellvertretend die Frage nach dem ‚Was bin ich und was will ich‘ abnehmen und damit die Angst vor der Freiheit mindern“ (Beck/Beck-Gernsheim 1994, 18/19). Das Leiden am „sinnlosen Leben“ ist denn auch zum vorrangigen seelischen Problem der Gegenwart geworden,

das mit einem „Leergefühl“ vergesellschaftet ist (ebd., 69). In der Phase der reflexiven Modernisierung wird die Unsicherheit – sowohl im einfachen existenziellen Sinn als auch auf die Identität bezogen – individualisiert (vgl. Keupp u.a. 2002, 74).

„Kulturtechnisch“ sind an die Stelle von Gott und Kirche, den klassischen Sinninstanzen also, die Dogmen des Fortschritts und der Produktion getreten. Die Naturwissenschaft wird zur Neumetaphysik, in der der Fortschritt in die Unendlichkeit ohne Steuerung und Kontrolle die Devise einer Zivilisation am Rande des Abgrundes ist, einer Zivilisation, die nach *Nieblings* Auffassung (1997, 198) die Kontrolle über ihre eigene Entwicklung an den Fetisch „Mehr ist besser“ verloren hat. Da kann es nicht verwundern, wenn im Zuge der Universalisierung des Kapitalismus die Verbraucher zum Konsumismus, die Produzenten zur Akkumulationsucht, die Opiumesser zum „Heroinismus“, die Kokabauern zum „Kokainismus“, die Biertrinker zum Alkoholismus konvertieren. Die *Sucht* als soziologisches Phänomen verweist hier auf eine Handlungsstrategie, die sich durch die Absolutsetzung eines Mittels zum Selbstzweck auszeichnet. „In der Folge generiert dessen Verselbstständigung gegenüber den Handelnden eine undurchschaute Herrschaftsstruktur, innerhalb der es keine anderen Handlungsoptionen zu geben scheint. Das ursprünglich Mittel erlangt den Status einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit und wird für die Menschen zu einem gleichsam monotheistischen Gott“ (ebd., 199).

Zerspaltung einer geschlossenen Identität

Die Schnittmuster, nach denen sich Menschen biographisch entwerfen und ihr Leben verwirklichen sollten, haben durch die Ausdifferenzierung der Lebenslagen ihre Prägekraft verloren. Nach *Luhmann* (1994, 192 ff.) können sich nur Genies ein originäres Sachverhältnis im Sinne von Individualität bewahren, das anderen wiederum als Kopiervorlage dient. Um der Mehrheit sozialer Umwelten gerecht werden zu können, definiert sich das Individuum dann durch Teilbarkeit und die Einheit der Mehrheit von möglicher Selbstidentifikation wird zum höchsten individuellen Problem, das jeder für sich zu lösen hat. Das Problem der Reflexion dieser Einheit wird als Problem des Wiedergewinnens der Identität formuliert. Die Gesellschaft zeichnet damit nicht mehr die Lösungsrichtung vor, sondern nur noch das Problem und tritt damit dem Menschen nicht mehr als Anspruch an moralische Lebensführung gegenüber, sondern nur als Komplexität, zu der man sich auf je individuelle Weise kontingent und selektiv zu verhalten hat.

Die wachsende Komplexität von Lebensverhältnissen führt zu einer Fülle von Erlebnis- und Erfahrungsbezügen, die sich aber in kein Gesamtbild mehr fügen. Es kommt zu einer Fragmentierung von Erfahrungen und diese Erfahrungssplitter sind wie Teile eines zerbrochenen Holspiegels. Wir haben meist keine andere Chance, als sie unverbunden nebeneinander stehen zu lassen und es sind hohe psychische Spaltungskompetenzen gefordert, um nicht verrückt zu werden. Die Freisetzungprozesse der reflexiven Moderne bedeuten daher für das Individuum eine erhebliche Belastung, weil ihm im Gegensatz zu den Subjekten der organisierten Moderne die Hoffnung abhanden gekommen ist, eine Versöhnung der unterschiedlichen lebensweltlichen Rationalitäten erwarten zu können (vgl. Keupp u.a. 2002, 73). Hinzu kommt, dass die Freisetzung als Erweiterung von Wahlmöglichkeiten nicht so einfach von jedem genutzt werden kann. Es klingt für Subjekte natürlich verheißungsvoll, wenn ihnen vermittelt wird, ein Stück eigenes Leben selbst entwerfen zu dür-

fen. Doch die Voraussetzungen dafür, dass diese Chancen auch realisiert werden können, erfordern materielle, soziale und psychische Ressourcen, die oft nicht vorhanden sind. „Dann wird die gesellschaftliche Notwendigkeit und Norm der Selbstgestaltung zu einer schwer erträglichen Aufgabe, der man sich gerne entziehen möchte“ (ebd., 53).

„Verflüssigung“ menschlicher Existenz

Während im Modell von *Erikson* die Jugend die Zeit ist, in der der Einzelne sein Identitätsprojekt definiert und Erwachsenwerden das Einlösen dieses Programms ist, sind unter den Bedingungen der reflexiven Moderne Projekt und Realisierung miteinander verschleift. „Sich entwerfen und leben fallen in eins. Das Identitätsprojekt wird zu einem imaginären Fixpunkt, der beständig geändert werden kann. Vieles gleicht eher dem Umbau eines Schiffs auf hoher See“ (ebd., 83). Man muss Zukunft vorausahnen, in die richtige Ausbildung investieren, zur richtigen Zeit am richtigen Ort das Richtige tun, um in einer „Identitätsstrategie“ sein Projekt zu verwirklichen. Diese Prozessorientierung ist auch für die entwicklungspsychologische oder „klassische“ Identitätsforschung, für die *Erikson* steht, nichts Neues. Neu ist aber die Vorstellung von der Offenheit dieses Prozesses. Die zeitgemäßen „Webmuster“ sozialer Beziehungen setzen ein aktives Subjekt voraus, das in einer unabdingbaren Notwendigkeit ein eigenes Beziehungsnetzwerk aufbauen muss. Besonders viele Jugendliche scheinen angesichts der Überkomplexität ihrer sozialen Situation nicht mit einem Entwurf einer eigenständigen Ich-Identität antworten zu können, da oft die psychischen Ressourcen für das vorhandene Spannungsfeld nicht ausreichen (vgl. Tillmann 2001, 277).

Die heute heranwachsende Generation wird also mit den Gefährdungen für Lebensqualität und -standard, für Wohlbefinden und Gesundheit, für Leib und Leben in einer Lebensphase konfrontiert, in der Jugendliche noch keine gefestigte Identität entwickelt haben, ihr Entwicklungsprozess noch nicht einen vorläufigen Abschluss gefunden hat und sie ihre Persönlichkeit noch nicht entfaltet haben. Damit haben sie auch noch nicht die notwendigen Kompetenzen entwickelt bzw. erworben, die für den konstruktiven Umgang mit den Risiken erforderlich sind. Der Sozialisationsprozess ist deshalb von Gefährdungspotentialen durchsetzt (vgl. Mansel 1995, 89). Stimmen Handlungskompetenzen und Handlungsaufforderungen nicht überein, müssen individuelle Strategien entwickelt werden, um diese Nicht-Passung abzubauen (ebd., 98).

Die Verunsicherungen der reflexiven Moderne zeigen deshalb ganz deutlich auf, dass die Vorstellung vom Ich als einer Art zentrale Ganzheit des Individuums ein Trugbild ist. Eine Ganzheit kann vielleicht von einem Individuum durch große Anstrengungen erreicht werden, aber sie existiert nicht als eine Gegebenheit der menschlichen Natur. *Berger* (1994, 117) bezeichnet das Ich daher als ein „Loch“, das von einem selbst wie auch von anderen ohnehin auf irgendeine Weise „gefüllt“ werden muss. Auf diese Weise ist das Individuum für andere wirklicher geworden als für sich selbst – wirklicher zumindest in dem Sinn, dass es in einer kohärenten, fassbaren Ganzheit wahrgenommen wird. In Folge der sich daraus ergebenden, weit verbreiteten Unsicherheit der Menschen, wer sie sind, was ihre Motive sind oder sein sollten, gibt es eine „Utopie des motivierten Lebens“ (ebd., 126), eine Art Traum einer wiederhergestellten Einheit von Ich, Handeln und Wirklichkeit. Alle individuellen oder kollektiven Vorhaben, diese Einheit herzustellen, sind jedoch gleichermaßen unsicher.

Wenn man also wie *Habermas* (1994, 437) davon ausgeht, dass ein Subjekt die Quelle autonomen Handelns sei und Individuierung die Selbstrealisierung des Einzelnen, dann liegt den Abhängigkeitserkrankungen die Ohnmacht zugrunde, ein eigenständiges Subjekt zu sein. Solche Ohnmachtsempfindungen können über Ausweichstrategien gelindert werden, wobei im Suchtakt der vermeintliche Selbstwert durch ein quantifizierendes Moment, die Dosissteigerung, gewonnen wird. „In ihrer Maßlosigkeit geht dem Süchtigen aber die Kontrolle über das Mittel verloren und dieser Kontrollverlust gilt als Konstitutivum der pathologischen Sucht“ (Niebling 1997, 213).

2. 1. 6 Anpassung: Sucht als „psychosoziale Krankheit“

Felicitas Vogt (1999, 13/14) unterscheidet zwischen *äußeren* und *inneren* Bedingungen zur Entstehung von *Sucht*. Liegen nur „innere“ Bedingungen vor, im Sinne von „allein in der Person liegend und nicht von der Außenwelt beeinflusst“, können die besten Umweltbedingungen *Sucht* nicht verhindern. Doch diese Unterscheidung zwischen „äußeren“ und „inneren“ Bedingungen deutet auf ein naives Verständnis von Identität hin, denn rein „innere“ Bedingungen setzen voraus, dass es einen Teil des menschlichen Wesens gibt, der von Erfahrungen gänzlich unberührt bleibt. Auch wenn ich diese Auffassung nicht teile, so liefern die „äußeren“ Bedingungen einen Hinweis, denn sie sind von Beziehungsstörungen gekennzeichnet: Die Entfremdung von den leiblichen Urfahrungen mit den Elementen der Erde (Naturferne), die Entfremdung von elementaren Lebensprozessen, von Rhythmen, von guten Gewohnheiten, das Gefühl, nicht angenommen und bejaht zu werden und eine gestörte Beziehung zu sich selbst und der damit einhergehende Sinnverlust bilden die Grundlage der Ursachenerklärung.

Die Fähigkeit zur Konflikt- und Problembewältigung sowie zum Ertragen von Störungen des psychischen, sozialen und körperlichen Wohlbefindens wird bei einer zunehmend größeren Zahl von Menschen aufgrund ihrer als unbefriedigend, belastend, konfliktreich und häufig sinnentleert empfundenen Lebenssituation immer geringer (vgl. Meyer 1995, 134). Unter den ungünstigen Einflüssen von Faktoren, die psychische Problembereiche begünstigen, gelingt es nicht, ein stabiles Selbstwertgefühl und eine Identität zu entwickeln. „Schon vergleichsweise geringe Konflikte können daher subjektiv als Angriff auf die eigene Autonomie erlebt werden“ (Jacobi/Thiel/Paul 1996, 19). Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der reflexiven Moderne selektieren daher die Beziehungsstruktur *Sucht* gegenüber der Beziehungsstruktur *Identität* als wirksame Strategie, um den Verlust von Identität zu kompensieren.

Umgang mit Drogen als eigenständige Entwicklungsaufgabe

Nach *Brinkhoff/Gomolinsky* (2003, 17) gehören gesundheitsriskante Verhaltensweisen wie etwa der Konsum von Alkohol, Nikotin und illegalen Drogen heutzutage bereits bei Heranwachsenden zum eigenen alltäglichen Handlungsrepertoire. Der Konsum psychoaktiver Substanzen wird daher für die Entwicklung im Jugendalter als „normal“ angenommen, da sich Jugendliche gedanklich und handelnd mit dem Konsum dieser Drogen

auseinandersetzen und für sich selbst eine Form des Umgangs finden müssen, der es ihnen ermöglicht, die Balance zwischen Kontrollverlust und Selbstverantwortung zu erproben. Der Konsum von Drogen aller Art ist auch laut *Amendt* (2000, 294/ 295) längst fester Bestandteil unserer Alltagskultur. Was noch in den 1960er Jahren als abweichendes subkulturelles Verhalten galt, ist heute ein weit verbreitetes Alltagsphänomen.

Deshalb bezeichnen auch *Hurrelmann/Bründel* (1997, 44/45) den Konsum dieser Drogen als psychologisches und pädagogisches „Medium“ der Realitätsverarbeitung, der als eine spezifische Bewältigung der Lebensanforderungen zu verstehen ist. Der Umgang mit legalen und illegalen Drogen hängt daher nicht nur mit den Entwicklungsaufgaben im Jugendalter unmittelbar zusammen, sondern muss als Bestandteil der Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen angesehen werden, da ein kontrollierter Umgang in unserer Gesellschaft, in der große Bevölkerungsgruppen mit diesen Substanzen umgehen, eingeübt werden muss. Die Aneignung von Erfahrungen und Verhaltenssicherheit im Umgang mit Zigaretten, Alkohol und auch bestimmten illegalen Drogen wird daher als eine eigenständige Entwicklungsaufgabe des Jugendalters bezeichnet (vgl. *Seifert/Gross* 2000, 34). Dazu gehört, sich im Freizeit- und Konsumsektor zurechtzufinden und die Fähigkeit zu erwerben, mit den zum Teil verlockenden Angeboten umzugehen. Die Nutzung des Konsumwaren- und kulturellen Freizeitmarktes gehört nach der Einschätzung von *Hurrelmann/Bründel* (1997, 42) mit dem Aufbau selbständiger Konsummuster zum Spektrum der wichtigsten jugendspezifischen Entwicklungsaufgaben.

Drogengebrauch (primär der legale) gilt daher nicht nur als entwicklungsbedingtes, sondern auch als entwicklungsnotwendiges Verhalten. Den Jugendlichen stellt sich die Erwachsenenwelt immer auch als attraktives Gesamtfeld für Risikopraxis dar. Risiken besitzen ein Wirkungsversprechen und eine gerade Jugendliche faszinierende Hier-und-Jetzt-Orientierung, so dass das Eingehen von Risiken eine besondere Rolle im Rahmen der Verselbständigungsbemühungen Jugendlicher spielt (vgl. *Seifert/Gross* 2000, 34). Drogenkonsum erscheint hier in der Individualbilanz dann also trotz bekannter subjektiver Risiken als praktikierbar und sinnstiftend (vgl. *Brinkhoff/Gomolinsky* 2003, 27).

Der verantwortliche Umgang (Gebrauch) mit psychoaktiven Substanzen wie Alkohol und Drogen wird zwar in dieser liberalen Auffassung zu den Entwicklungsaufgaben gezählt und kann insofern auch eine adaptive Funktion in der Jugendentwicklung haben. Dennoch gilt jeder regelmäßige Gebrauch psychoaktiver Substanzen unter Kindern vor der Pubertät als Missbrauch, ebenso jeder Gebrauch von Substanzen mit bekannten Risiken, da in diesen Fällen davon ausgegangen wird, dass der Person die Wissens- und Entscheidungsgrundlage fehlt (vgl. *Silbereisen* 1998, 1056). Missbrauch von psychoaktiven Substanzen ist in dieser entwicklungspsychologischen Sicht eine Anpassungsstörung, denn im Gegensatz zur Beschleunigung psychosozialer Übergänge beim fortgeschrittenen Gebrauch von Alkohol und Drogen drohen bei Missbrauch langfristig das gänzliche Scheitern in der Bewältigung jugendtypischer Entwicklungsaufgaben (ebd., 1063 u. 1066).

„Doping in Eigenregie“

Als Folgeerscheinung der Freisetzungsprozesse in der reflexiven Moderne sind besonders Jugendliche wegen ihrer größeren Unbefangenheit, ihrer existenzielleren Sensibilität und ihrer in dieser Altersphase am intensivsten vorhandenen Suche nach dem richtigen „Lebensfahrplan“ von der Ungewissheit des Zukünftigen betrof-

fen. Drogen werden eingesetzt, um die Stimmung zu verbessern, das Selbstbild aufzuwerten, die Wirklichkeit erträglicher zu machen und Gefühlen der Sinnlosigkeit des eigenen Lebens zu entgehen (vgl. Busch 1988, 5). Drogengebrauch stellt hier eine „Lebensrauminself“ dar, die vermehrt von Jugendlichen aufgesucht wird, um den Stress nicht bewältigter Situationen aufzufangen, abzumildern oder zu vergessen (ebd., 56) und ist als legitimer Weg zu verstehen, Belastungen „abzufedern“. Nach *Hurrelmann/Bründel* (1997) tritt aber *Drogenmissbrauch* dann auf, wenn der Versuch unternommen wird, sich alltäglichen Lebensproblemen und –herausforderungen über lange Zeit hinweg nicht durch aktive Bewältigungsstrategien zu stellen, sondern die Flucht vor ihnen anzutreten und seine Sinne in eine erlebnisintensivierende oder –abdämpfende Befindlichkeit zu versetzen.

Suchtartiges oder gesundheitsgefährdendes Verhalten entsteht häufig dann, wenn Kinder und Jugendliche versuchen, über Leistung sich einen Status zu verschaffen, der ihnen Individualität verspricht, etwas zu sein, etwas darzustellen; nicht nur einen Platz zu haben, sondern einen angesehenen Platz einzunehmen (vgl. Freitag 1995, 23/24). Die Anpassung an eine solche (wirksame) Leistungs-ideologie wird erwartet, ohne nach Kosten und Gefährdung zu fragen (vgl. Thiersch 1996, 61). *Hurrelmann/Bründel* (1997, 64ff.) sprechen daher von einer „Trendwende“ im Drogenkonsum, da sich eine Hinwendung zu einem leistungsbezogenen „Doping in Eigenregie“ als einer typischen Erscheinung einer lebensstilbewussten und zugleich leistungsorientierten Lebensweise abzeichnet. Während Alkoholkonsum einen Akzeptanzverlust bei Erstkonsumenten erfährt, gewinnen leistungssteigernde und –wiederherstellende Arzneimittel und Pharmapräparate an Verbreitung und Akzeptanz. Auch *Thönneßen* (2000, 6 ff.) sieht im zunehmenden Konsum von Stimulanzien und leistungsfördernden Mitteln durch Kinder und Jugendliche die Widerspiegelung der leistungsorientierten und hedonistischen Ausrichtung unserer Gesellschaft, in der das alltägliche „Doping“ ohne jeden sportlichen Hintergrund keinen Seltenheitswert mehr hat.

Daher liegen in der Normalität heutiger Gesellschaftsstrukturen und Erwartungen Affinitäten zu Gebrauch und Missbrauch von Drogen, die in ihrer Widersprüchlichkeit parallel gehen zu den widersprüchlichen Motiven (vgl. Thiersch 1996, 61). So verwundert es kaum, dass epidemiologische Studien zum Konsumverhalten gegenüber legalen und illegalen Substanzen auf einen exponentiellen Anstieg der Nutzung aufputschender, euphorisierender und leistungsstimulierender Drogen deuten. Hier spiegeln sich die dominierenden Wert- und Normvorstellungen unserer Leistungsgesellschaft, der Wunsch nach optimaler Leistungsfähigkeit und die Befriedigung eines gesteigerten Profitstrebens wieder (vgl. Thönneßen 2000, 1).

Man kann daher sagen, dass *Doping*, verstanden als Einsatz leistungsstimulierender Substanzen, längst kein sportspezifisches Problem mehr ist (ebd., 24). In Deutschland und in anderen Industrieländern ist der Handel mit Dopingsubstanzen und „Antiaging“-Drogen inzwischen ein gut florierender Markt, der z.T. miteinander verquickt, juristisch nur schwer auseinanderdividierbar ist und Querverbindungen zum harmlosen Substitutionsmarkt der Vitamine, Mineralsstoffe, Eiweiße, des Kreatins usw. aufweist (vgl. Geiger 2002, 37).

Der Körper als Austragungsort widersprüchlicher Individualisierungsprozesse

Verschiedene Studien dokumentieren die systematische Genese problematischer Körperverhältnisse im Rahmen der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen, in der gesundheitsriskantes Verhalten in Form von Rauchen, Alkohol und Drogen als Folge eines problematischen Verhältnisses zwischen Sozialisation und Körperkarriere erscheint (vgl. Rittner 1999, 112). Da Identität potentiell eine Verlusterfahrung geworden ist, bemühen sich insbesondere Frauen über den Körper die verlorengegangenen Koordinaten ihrer (Geschlechts-)Identität zu ersetzen.

Ein besonders frappanter Zusammenhang zwischen Körper und süchtigem Verhalten ist im Umgang mit Nahrungsmitteln festzustellen. Menschen entwickeln über den Umgang mit Nahrung, Essen, Körper, Kleidung und Emotionen gemeinsame Verhaltenstandards, die den Umgang miteinander regeln. Die Nahrungsaufnahme verliert aber im Laufe des Zivilisationsprozesses mehr und mehr ihre ursprüngliche Bedeutung, nämlich den Hunger zu stillen, und wird so zu einem Instrument der Affektbefriedigung und Körperkontrolle. Weil Nahrung heute im Überfluss zu haben ist und Ernährung somit nicht mehr ökonomischen Fremdzwängen unterliegt, ist sie zu einem Selbstzwang in Abhängigkeit von wechselnden modischen Wertungen, Schönheitsidealen, selbstgewählten Maßstäben und persönlichen Befriedigungen geworden. Die Wahl und die Art des Verzehrs der Speisen repräsentieren einen klar umrissenen Lebensstil und stehen für eine geschlechtsspezifische Zuweisung: Für den Mann ist kräftige Nahrung vorgesehen, für die Frau Rohkostteller und Salat (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 74/75).

In der Genese der Essstörungen wird körperbezogenen Aspekten eine gewichtige Rolle zugeschrieben. So geht es dabei vor allem um Probleme mit der Aneignung einer weiblichen Körper- und Geschlechtsidentität und der Nichtbeachtung oder Fehlinterpretation der Körperreaktionen (ebd., 58). Weil das in den letzten Jahrzehnten von einer Schlankheitsnorm bestimmte gesellschaftliche Schönheitskonzept, das ein steigend dünner werdendes Körperideal propagiert, der Entwicklung der tatsächlichen Körpermaße jedoch immer weniger entspricht, sind Diät halten und Störungen im Essverhalten schon zur Normalität insbesondere weiblichen Lebens geworden. Der Weg zur Essstörung ist da nicht mehr weit und die Übergänge sind fließend (vgl. Barb-Priebe 1998, 205). So hat das „anorektische Ideal“ insbesondere für Frauen zum Erwerb eines „inneren Korsetts“ geführt, das mitunter eng und enger geschnürt wird: Der Versuch, sich gegen den Körper zu behaupten, treibt Frauen – zunehmend auch ältere – dazu, die Nahrungsaufnahme radikal einzuschränken (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 172).

Die Essstörungen resultieren aus einer Identitätsproblematik, die ihre Ursachen in einer mangelnden Abgrenzung und Ablösung von der engeren Umwelt hat. Die Folie, auf der sich das Krankheitsbild „Essstörung“ zunehmend abbildet, sind die gesellschaftlichen Wandlungen, die sich zu einem Individualisierungsprozess gestalten (vgl. Barb-Priebe 1998, 212). Wenn sie das psychische Gleichgewicht einer Person in relevante Weise belasten, können dann alle persönlichen Probleme und Konflikte als individuelle Faktoren für die Genese einer Essstörung von Bedeutung sein (vgl. Jacobi/Thiel/Paul 1996, 16).

Auch die Verweigerung der Nahrungsaufnahme erfüllt für die Betroffenen im Sinne des Erreichens von Sozialisationszielen eine wichtige Funktion. Die Magersucht scheint nach *Silbereisen* (1998, 1071) in einer Situation subjektiv schwer zu lösender Entwicklungsaufgaben eine doppelte Lösung zu bieten. Die Ma-

gersucht wird, wie hier schon vielfach aufgezeigt, als Versuch gedeutet, die eigene Identität, das Selbstwertgefühl und die Fähigkeit, etwas zu bewirken, kompensatorisch zu stabilisieren. Magersüchtige Patientinnen werden retrospektiv als besonders brave und angepasste Kinder beschrieben, die kaum gelernt haben, aktiv gestaltend auf ihre Umwelt und sich selbst einzuwirken. Der Eintritt in die Pubertät stellt sie nun einerseits vor die für sie besonders schwere Entwicklungsaufgabe, sich von den Eltern zu lösen und eine altersgerechte Eigenständigkeit zu entwickeln, worin die Verantwortung für den eigenen Körper mit eingeschlossen ist. Andererseits erleben sie die sexuelle Reifung als Überwältigung, der sie sich hilflos ausgeliefert sehen und durch ihren weiblichen Körper fühlen sie sich erst recht zu Passivität gegenüber anderen verurteilt. Mit dem erfolgreichen Abmagern ergreifen die Mädchen die Initiative und die Kontrolle über ihre Situation und behaupten sich gegenüber ihrem reifenden Körper, indem sie ihn auf sein präpubertäres Maß reduzieren. Damit bekämpfen sie sowohl die von ihm ausgehenden sexuellen Regungen, als auch die Reaktionen anderer darauf. Außerdem behaupten sie sich gegenüber ihren sie bald zum Essen drängenden Eltern und individualisieren sich so subjektiv von der Familie, ohne sich von ihr lösen zu müssen. Die Symptomatik führt im Gegenteil zu einer zunehmenden Isolierung von Gleichaltrigen und in Verstrickung mit den Eltern. So stellt die Magersucht einen neurotischen Bewältigungsversuch zweier zentraler Entwicklungsaufgaben der frühen und mittleren Adoleszenz dar: der Ablösung vom Elternhaus und der Integration des sexuell gereiften Körpers in das Selbstbild (vgl. Habermas 1998, 1071).

Hinzu kommt, dass im Alter von 12 bis 16 Jahren bei Mädchen Körperselbsteinschätzung und Körperideal weit auseinander klaffen: Das Körperideal bleibt konstant dünn, während sie im gleichen Zeitraum real immer schwerer werden. Die konfliktreiche Suche nach Identität während der Jugend wird daher eng mit der Magersucht in Zusammenhang gebracht. Gehäuft tritt sie zwischen dem 14. und 18. Lebensjahr auf und gilt, wie oben schon erwähnt, als frauenspezifische Krankheit (vgl. Barb-Priebe 1998, 206). Die Exploration einer 15jährigen Magersüchtigen bestätigt denn auch die Annahme eines alterstypischen Persönlichkeitsbegriffes, die eigene Identität nur über einen einzigen Indikator zu definieren, nämlich über das Körpergewicht bzw. die Fähigkeit, es zu kontrollieren (vgl. Habermas 1998, 1073/1074).

Es ist auffällig, dass junge Mädchen häufig dicker oder dünner werden, wenn es mit dem „Geschlechterspiel“ losgeht. Insbesondere das Fett bietet Schutz zwischen sich und der Außenwelt, zwischen den eigenen Bedürfnissen und den Ansprüchen anderer auf dieser Beziehungsebene. In der Adipositas wird nun versucht, sich durch die Ausdehnung des Körpers und das damit symbolisierte „Platz-Greifen“ Gewicht gegenüber männlicher Macht und patriarchalem Autoritätsgebaren zu verleihen. Die Fettschicht symbolisiert in diesem Sinne einen Schutz gegen sexuelle Ansprüche und Übergriffe, gegen die Verletzbarkeit und das Minderwertigkeitsgefühl von Frauen. Magersucht hingegen ist das Ergebnis des verzweifelten Versuches, keine Frau werden zu müssen, das Streben nach Autarkie, um sich sexuellen Ansprüchen entziehen zu können, um „Abhängigkeit“ zu vermeiden. „Dazu passt, dass mit zunehmender Schwächung des Körpers die Menstruation, als regelmäßig erfahrbares Indiz der eigenen Weiblichkeit, ausbleibt“ (Rohrbach 1995, 143).

Anorektikerinnen lehnen also ihre Weiblichkeit ab und unterstreichen dies durch eine knabenhafte Gestalt und die durch die Mangelernährung ausbleibende Menstruation. Magersucht stellt damit einen Versuch dar, der Objektivität des Körpers zu entfliehen, der erst durch den „männlichen Blick“ und die ge-

sellschaftliche Sexualisierung von Frauenkörpern für das Mädchen in der Pubertät zum Fremdkörper wird. „Magersucht wird in diesem Sinne als Endpunkt einer Entwicklung gesehen, die durch das patriarchale System dominierender männlicher Werte und Normen strukturell geprägt ist“ (Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 61/62). Durch die Minimierung ihrer körperlichen Leistungskraft entziehen sich Frauen auf Dauer den an sie gestellten Leistungsanforderungen, ohne die Orientierung kognitiv aufgeben zu müssen.

Zur Bulimie liegen zwar kaum klinisch-entwicklungspsychologische Hypothesen vor, doch im Unterschied zur Magersucht tritt sie meist auf, wenn bereits die ersten sexuellen Erfahrungen gemacht wurden. Der weibliche Körper wird hier nicht radikal negiert. Bulimikerinnen sind durchaus mit ihrem Geschlecht identifiziert, fühlen sich aber insuffizient, was die kompensatorischen Bemühungen um eine attraktive Figur motiviert, die nach einem sozialen Ideal geformt werden soll, während die Magersucht in der Regel eine fundamentale Störung der Entwicklung einer reifen Geschlechtsidentität anzeigt (vgl. Habermas 1998, 1071/1072). Die Bulimikerin schützt sich vor gefürchteter sozialer Isolation, indem sie sich hinter der Fassade der „Normalität“ dem männlich geprägten Frauenbild anpasst. „Die Heimlichkeit, mit der sie an den Kreislauf von Essen und Erbrechen fixiert ist, belässt sie aber in ihrer inneren Leere und dem Zweifel an der Authentizität ihrer Gefühle und Bedürfnisse“ (Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 71/72).

Zwar trifft auf alle jungen Mädchen zu, dass sie Verunsicherungen zwischen der Identifizierung mit traditionellen Geschlechtsrollen und der Suche nach individuellen Möglichkeiten der überall versprochenen Selbstverwirklichung ausgesetzt sind. Aber die Essstörungen zeigen auf, dass diese besonders gravierende Folgen haben, wenn Mädchen und junge Frauen weder ihre persönlichen Handlungspotentiale autonom entfalten, noch emotionale und identitätsstabilisierende Beziehungen aufbauen können. Sie werden dann abhängig von gesellschaftlich vermittelten Leitbildern und der Körper wird zunehmend zum Austragungsort widersprüchlicher Individualisierungsprozesse. Das Ringen um einen eigenen Lebensentwurf bildet sich auf der Körperebene ab. Essstörungen sind daher der – manchmal sichtbare – Ausdruck eines Entfremdungsprozesses, der durch eine Überidentifikation mit fremdbestimmten Normen und Werten charakterisiert ist. Sie sind das Symptom eines Identitätsbildungsprozesses, der aus der Balance geraten dann ist (vgl. Barb-Priebe 1998, 212/213). Im Auflösen der Geschlechterrollen bedeutet mit weiblicher Landkarte durch männliches Terrain zu steuern gerade für junge Frauen nicht nur mehr Chancen, Möglichkeiten und Freiräume, sondern gleichzeitig höhere Erwartungen und Zwänge. Essstörungen bieten sich hier als Lösungsversuch an, um innere Konflikte, ausgelöst durch widersprüchliche Rollenzuschreibungen in weiblichen Lebenszusammenhängen zu kompensieren (vgl. Beyer 2000, 143).

Die problematischen Verhaltensweisen von Frauen im Umgang mit Essen werden – mehr noch als der Gebrauch psychoaktiver Substanzen – als Charaktereigenschaft, als etwas Statisches beschrieben, das untrennbar mit ihnen verbunden zu sein scheint. Obwohl das Phänomen der Essstörung in der Eigensicht zum identitätsstiftenden Merkmal einer Frau werden kann, ist es jedoch nicht so, dass eine Essstörung und ein Mensch untrennbar miteinander verbunden sind. Lebende Strukturen, so wie die *Sucht* als funktionaler Sinnstifter, müssen aktiv aufrechterhalten werden und der Betroffene muss etwas tun, um eine Essstörung zu entwickeln und fortzuführen. Die Symptome einer *Sucht* sind daher das Ergebnis eines beständigen dynamischen Transformationsprozesses, der in das Ringen um eine autonome Identität eingebettet ist (ebd., 103/104).

Insofern die Möglichkeit einer Gestaltbarkeit des eigenen Körpers die Illusion von Kontrolle über das eigene Leben vermittelt, wird der Körper zum Dreh- und Angelpunkt im Ringen um eine eigene Identität (vgl. Stahr 1998, 158). Insbesondere der nach dem vorherrschenden Ideal „perfekte“ Körper nährt die Illusion vieler Menschen, sie hätten gerade in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche und in Zeiten persönlicher Veränderungen (Pubertät, Todesfall in der Familie, Heirat, Scheidung, berufliche Neuorientierung bzw. Eintritt in das Berufsleben) ihr Leben im Griff, indem sie ihren Körper beherrschen. Frustration und Machtlosigkeit werden durch einen beherrschbaren Körper kompensiert (vgl. Beyer 2000, 123/124). Während der Körper so zum Mittel von Kontrollbedürfnissen wird, geraten dann auch zunehmend andere Identitätsbereiche in Abhängigkeit vom Körper-Image. Die Verbindung zwischen Aussehen und Selbstwertgefühl kann sich – insbesondere in der Pubertät, wenn die Identität im Umbruch ist – so tief eingraben, dass sie weiterhin das ganze Leben bestimmt. Wenn es dann nicht gelingt, sich selbst als gutaussehend zu begreifen, führt dies zu psychischen Problemen und Verhaltensstörungen mit den Symptomen der Essstörungen (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 86).

Insbesondere anorektisches Verhalten stellt eine verdeckte Form von Autonomie dar, die sich in der Zurückweisung aller versorgenden Angebote ausdrückt (vgl. Barb-Priebe 1998, 212). Der Körper wird für die Frau zu einer Ware, die sie einsetzen muss, um in dieser Welt eine zufriedenstellende Position zu erhalten (vgl. Beyer 2000, 115). Die erreichte Gewichtsabnahme wird von Magersüchtigen als Leistung angesehen, endlich Kontrolle ausüben zu können, etwas beherrschen zu können, was ihnen außerhalb ihres eigenen Körpers versagt bleibt. Die Angst machende äußere Entgrenzung, Hilflosigkeit und Unsicherheit kehrt sich jetzt um in geradezu euphorisierende Begrenzung und Kontrolle des eigenen Körpers (vgl. Barb-Priebe 1998, 207). Indem sie so ihren Körper zum Austragungsfeld für Konflikte machen, bringen Bulimikerinnen und Anorektikerinnen besonders deutlich zum Ausdruck, wie jedes Einzelschicksal den Druck und die Last der herrschenden gesellschaftlichen Erwartungen in sich trägt (vgl. Wintels 2000, 213).

Besonders aufmerken lässt in diesem Zusammenhang das Ergebnis einer empirischen Untersuchung, wonach auf die Frage nach potentiellen Glücksquellen der befragten Frauen Gewichtsverluste vor Arbeitserfolgen oder zwischenmenschlichen Beziehungen rangierten (vgl. Beyer 2000, 21). Das in der Bemühung um Körperkontrolle fortbestehende Gefühl des Hungers ist offenbar nicht nur Bestätigung für Disziplin, Ausdauer und Triebbeherrschung, sondern stellt auch eine Körpersensation dar, die euphorisch stimmt (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 172).

Die Problematik der Essstörungen wurde bisher ganz eindeutig als frauenspezifisch aufgefasst. Doch es zeigt sich, dass die Auflösung traditioneller Geschlechterrollen auch an den Männern nicht spurlos vorbeigeht. Dass derartige Entwicklungen insbesondere an der Zunahme von psychosomatischen Erkrankungen abzulesen sind, gilt für den Bereich der Essstörungen ganz sicher (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 19/20). Durch die Kontrolle über das Essen versuchen sowohl Frauen wie auch Männer letztendlich das Gefühl von Stärke und Autonomie zu behalten. Essstörungen sind der misslungene Versuch, die körperliche und soziale Entfremdung aufzuheben, die durch den Versuch, in einer Angleichung an fremdbestimmte Normen und Körperbilder zu einer integrierten Persönlichkeit zu kommen, erst entstanden ist (ebd., 87).

2. 2 Sport im Identitätsbild der reflexiven Moderne: Differenzierung einer weiten Begriffsauffassung

Das Verständnis davon, was als Sport zu gelten hat, hat sich im Modernisierungsprozess erheblich erweitert. Unter den Begriff *Sport* fallen heute nicht nur die klassischen Formen von Leibesübungen, sondern auch Freizeitsport, Gesundheitssport, Behindertensport, Seniorensport, Erlebnissport, Abenteuersport, Fitnesssport usw. Bis in die 1960er Jahre war der Sport im Wesentlichen auf Schule und Verein begrenzt, die ein vergleichsweise unbestrittenes Deutungsmonopol auf ihn besaßen. Dieses verloren sie jedoch, weil zunehmend auch kommerzielle Sportanbieter und „Drittanbieter“ wie Volkshochschulen und Krankenkassen den nun nicht mehr nur an Sportarten orientierten Sport anboten und organisierten. Zudem haben sich das Fernsehen und die Medien insgesamt als eine wichtige Deutungsmacht des Sports etabliert. Dadurch haben sich die traditionellen Sportstrukturen verändert und es ist ein neues und erweitertes Sportverständnis entstanden (vgl. Grupe/Krüger 1997, 134).

Manche Sportarten haben sich teilweise oder ganz aus ihrer bisherigen Bindung an die Vereins- und Verbandsorganisation gelöst und werden inzwischen kommerziell angeboten und individuell betrieben. Zum Teil sind aber auch außerhalb der Sportvereine neue Sportarten entstanden und entwickelt worden, die dann zu Wettkampfpurposes wieder über neue Abteilungen in die Vereine „geholt werden“ (vgl. Grupe 2000, 96). Dies hatte Konsequenzen für die Strukturen der Sportvereine: Sie stellen heute einen Bereich freiwilliger sozialer Assoziationen dar, dessen Vielfalt und Differenziertheit kaum noch zu überblicken ist (vgl. Cachay/Thiel 2000, 120).

2. 2. 1 Ausdifferenzierung von Sinngehalten

Die Entwicklung des Breitensports nach dem 2. Weltkrieg zeichnet sich nicht nur durch gravierende strukturelle Veränderungen aus, sondern auch durch einen starken Wandel der mit sportlicher Betätigung verbundenen Begleitsemantik.

„Soziale Öffnung“ des Sports

Zu Beginn der 1960er Jahre zeigt sich der Sportverein noch als Organisationsform, die vorwiegend Sportangebote für Männer im jüngeren Erwachsenenalter mit eher wettkampforientierten Inhalten bereitstellt. Ein entscheidender Faktor dafür, dass der Sportverein heute im Hinblick auf seine Mitglieder und seine organisationsstrukturellen Merkmale deutlich vom Erscheinungsbild der frühen 1960er Jahre differiert, ist die „soziale Öffnung“ des organisierten Sports. Diese resultiert wesentlich aus den Bemühungen, dem Sport durch Bezug auf gesellschaftliche Problemlagen eine verstärkte öffentliche, am Gemeinwohl orientierte Bedeutung zu verschaffen. Diese Bemühungen um eine größere gesellschaftliche Bedeutung des Sports fallen angesichts bedeutender gesamtgesellschaftlicher Wandlungsprozesse (Verkürzung der Arbeitszeiten; verbesserte öko-

nomische Situation; veränderte Einstellungen zu Gesundheit, Freizeit und Konsum) auf fruchtbaren Boden (ebd., 116/117).

Mit dem sogenannten „Zweiten Weg“ entwickelt der Deutsche Sportbund ab 1959 ein umfassendes Programm in Bezug auf das Thema „Volksgesundheit“, das neben den geläufigen Formen des Übungs-, Trainings- und Wettkampfbetriebes der Vereine und Verbände die Angebote in zeitlicher und sachlicher Hinsicht erweitern und so dem Erholungs-, Spiel- und Sportbedürfnis breiterer Volksschichten entsprechen soll (vgl. Cachay 1988, 267 ff.). Es wird ein breiteres Übungsangebot geschaffen, das auf die Nachmittage und Wochenenden ausgedehnt und in den neuen Organisations- und Betriebsformen entwickelt wird. Diesen strukturellen Veränderungen entspricht eine Öffnung des Sportsystems für breitere Volksschichten, was sich in steigenden Mitgliederzahlen der Sportvereine und Sportverbände niederschlägt. Dabei ist wesentlich, dass der Anteil jener Gruppen, die bisher im Sport unterrepräsentiert sind, überproportional zunimmt: Frauen, Kinder und ältere Menschen.

Fortsetzung findet der „Zweite Weg“ in der 1970 anlaufenden Aktion *Trimm Dich durch Sport*, die zu einer weiteren strukturellen Öffnung des Sports im Hinblick auf die Einbeziehung der noch nicht sporttreibenden Bevölkerung führt. Die Bilanz, die der Deutsche Sportbund 1980 zieht, hält fest, dass es in zehn Jahren gelungen ist, den Anteil der sporttreibenden Bevölkerung über 16 Jahre von 25% auf 46% zu steigern. Dabei wird nicht nur auf die Steigerung der Anzahl an Sporttreibenden abgezielt, sondern auch auf den Bau der dafür notwendigen Sportstätten. „*Sport für alle* zieht konsequenterweise ‚Sportstätten für alle‘ nach sich, somit hat jeder erfolgreiche Schritt auf der einen Seite eine Steigerung auf der anderen Seite zur Folge“ (ebd., 273). Am Ende der 1980er Jahre ist der Sport so zwar eine der größten Massenbewegungen geworden, andererseits zeigt sich jedoch, dass viele der genannten Millionen Menschen nur unregelmäßig Sport treiben (vgl. Gerich/Lüddecke/Pickener/ Schulke 1981, 174).

„Werte-Wandel“ im Sport

Im Gegensatz zu vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen kann der Sport lange Zeit an traditionellen Werten festhalten und sich dabei gegen eine vorschnelle Modernisierung erfolgreich wehren. Die Entwicklung des Sports findet also im Vergleich zur allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung mit einer zeitlichen Verzögerung statt. Außerhalb der Vereine gibt es aber in vielfältigen subkulturellen Strömungen eine Gegenbewegung zu den materialistisch geprägten Werthaltungen des organisierten Sports, die den Versuch unternehmen, eine neue Bewegungskultur neben dem Sport in unserer Gesellschaft zu etablieren. Dabei geht es um Dinge wie Körpererfahrung und Körperkontakt, um Glücklichein, Sich-wohl-fühlen und Wohlbefinden (vgl. Digel 1986, 36/37).

Da auch die Integration bislang sportabstinenter Gruppen und Populationen die soziale Komplexität des Sports steigert (vgl. Bette 1999, 147), vollzieht sich ein „Werte-Wandel“, der dadurch gekennzeichnet ist, dass sich die ehemals einheitliche Wertestruktur des Sports mit neuen Werten vermischt (vg. Cachay/Thiel 2000, 117).

Der Sportkonsum erweist sich Mitte der 1980er Jahre als ein bedeutsamer Wachstumsfaktor im stetig wachsenden Jahres-Freizeitbudget deutscher Haushalte, wobei sich der „freizeitkulturelle Lebensstil“ ent-

scheidend zugunsten der „bewegungsaktiven Erholung“ verändert. *Helmut Digel* (1986, 35) machte in diesem Zusammenhang drei Tendenzen in der Veränderung der Freizeit aus:

- Zunahme kommunikativer Bedürfnisse und Aktivitäten in enger Verbindung mit Sportaktivitäten
- Zunehmendes Bedürfnis für körperlichen Kontakt und für das Ausleben von Körperlichkeit in häufiger Verbindung mit Sportaktivitäten
- Zunehmende Reisebedürfnisse in nicht seltener Verbindung mit Sportaktivitäten.

Der Sport tritt also zunehmend in Verbindung mit Freizeitaktivitäten auf, wodurch seine ursprüngliche Wertestruktur, die in erster Linie durch Training und Wettkampf gekennzeichnet ist, mit neuen Werten vermischt wird. Dadurch verliert der Sport seine Eindeutigkeit und büßt seine traditionelle Symbolkraft ein.

Es scheint daher heute so zu sein, dass über die neuen Wertestrukturen das Sportsystem seine einstmals eher einheitliche Struktur verloren hat und sich über einen Prozess der Wertedifferenzierung eigenständige Sportmodelle entwickelt haben. Dieser Prozess wird nach *Digel* (ebd., 38) dadurch begünstigt, dass vielen Menschen ihre Gesundheit und in diesem Zusammenhang ihre Körperlichkeit zunehmend zum Problem werden. Sport wird deshalb zu einer Institution „allgemeiner Lebenshilfe“. Während immer mehr Menschen nach Sport verlangen und sich das Sportsystem dementsprechend ausdifferenziert, lösen sich viele Funktionen, die der Sport nun erfüllen soll, vom traditionellen Kern des alten, homogenen Sportsystems ab. Diese Funktionen gewinnen ihren Ausdruck in eigenen Sport-Modellen, die nahezu eigene Wertestrukturen entwickelt und das Pyramidenmodell (vgl. 1. 2. 2) abgelöst haben (ebd., 39):

- *Leistungssport*: charakterisiert durch Wettkampf, Spannung, „Amateur“, Vereinsmitgliedschaft
- „*Medien*“-*Sport*: charakterisiert durch Kommerz, Medien, Wettkampf, Profi, Arbeitsvertrag
- *Freizeitsport*: charakterisiert durch Spaß, Freude, Mitmachen, Selbstwert, Offene Organisation
- *Alternativsport*: charakterisiert durch Subkultur, Körperkultur, Entspannung, Offene Organisation
- *Instrumenteller Sport*: charakterisiert durch soziale Dienstleistung, soziales Erziehungsinstrument, Rehabilitationsinstrument

Besonders in den Modellen des Freizeit- und Alternativsports machen hedonistische Werte Karriere und es wird deutlich, dass die Pflichttugenden, als Ausdruck des ehemals einheitlichen Wertesystems, rückläufig sind.

Auch in diesem „Werte-Wandel“ im Sport zeigt sich, dass das „Ich“ sich über die Gesellschaft beugt und reflexiv wird. Aus der Perspektive der heutigen Sportaktiven kann man daher sagen, Sport ist „unideologisch“ geworden. D.h. eine Entscheidung für eine Sportart ist heute keinesfalls lebenslang und die für einen Verein keine Frage der Weltanschauung mehr. Man kann ohne Folgen Sportart und -verein wechseln und ohne Umstände im Tennis-, Fußball- und Turnverein zugleich sein, wenn man die gewünschten Sportarten im Mehrspartenvereinen nicht gar zusammen findet. Daher gibt es heute viele Menschen, neben denen, die unentwegt und ein Leben lang immer nur die eine Sportaktivität betreiben, die mehrerer Sportarten und Sportaktivitäten nacheinander im Lebenslauf betreiben und auch zwischen Sportarten und -vereinen hin und herwechseln, zeitweise keinem Verein angehören und kommerzielle Angebote nutzen, dann wieder Mehrfachmitgliedschaften haben. In diesem Zusammenhang spricht man von „Sporthopping“ oder „Sportnomaden“ (vgl. Grupe 2000, 96/97).

Sinnrichtungen des Sports

Im Rückblick erscheint es so, dass die verschiedenen Initiativen der Sportorganisationen in der Bundesrepublik, die den gewaltigen Zulauf zu den Vereinen in den letzten dreißig Jahren erst möglich gemacht haben, mit einem tiefgreifenden Wandel im Sinn des Sports verbunden sind. Spätestens seit der Mitte der 1960er Jahre wandelt sich das Selbstverständnis des Sports als Ausdruck der Prinzipien der Leistungsgesellschaft zum Sport als Ausgleich gegenüber den Folgen der industriellen Entwicklung. Dies lässt sich am deutlichsten am veränderten Stellenwert gesundheitlicher Begründungen illustrieren: „Fragt man heute Menschen, die regelmäßig Sport treiben, warum sie das tun, erhält man meistens an erster Stelle die Antwort, das sei doch so gesund“ (Kurz 1986, 53).

Da mit der Inklusion breiter Bevölkerungsgruppen im Verein das vormals klassische Vereinsmitglied, vorwiegend männlichen Geschlechts mit traditionellen Sportverständnis, nun Angehörigen von Bevölkerungsgruppen gegenüber steht, deren sportive Bedürfnisse nicht auf die Teilnahme an sportlichen Wettkämpfen ausgerichtet sind, hat dies auch zur Heterogenität sportbezogener Motive geführt (Cachay/Thiel 2000, 117). Die Wandlungen des Sports beziehen sich also nicht nur auf sein quantitatives Wachstum, sondern auch auf die Beweggründe der Menschen, Sport zu treiben, auf ihre Wahrnehmung und ihr Verständnis des Sports und damit auf den Sinn, dem sie ihm zuschreiben (vgl. Grupe 2000, 32). Individuelle Sinnzuschreibungen werden nicht allein vom Sport oder von einer Sportart als solcher bestimmt, sondern sind auch von Voraussetzungen kultureller, sozialer und sportspezifischer Art abhängig. Zum anderen können individuelle Sinndeutungen des Sports nicht nur die allgemeinen Sinndeutungen beeinflussen, sondern diese stützen sich in der Regel auf individuelle Sinnmuster. „Was die Mehrzahl der vielen Menschen, die Sport betreiben, in ihm findet, hat deshalb auch Einfluss auf die Sinnmuster, die er generell offeriert, und diese allgemeinen Sinnmuster wiederum legen bestimmte individuelle Zuwendungsmotive nahe oder verstärken sie“ (ebd., 55).

Ein Sinn des Sports ist nun nicht in einer allgemeinen Weise vorhanden, sondern ergibt sich aus den Bewertungen, die die Menschen mit dem Sport verbinden. Diese Motive sind nicht vollständig zu beschreiben, aber *Dietrich Kurz* (1986, 46 ff.) benennt sechs solcher Sinnrichtungen oder „Sinnbezirke“, die mehr „das Gemeinsame als das Differenzierende“ suchen und die ich hier verkürzt darstelle:

- *Körperlichkeit, Fitness, Gesundheit*: Wir suchen im Sport den körperlichen Ausgleich, die – möglichst umfassende – körperliche Beanspruchung und das aus ihr hervorgehende Wohlbefinden. Wir erwarten von ihm auch positive Wirkungen auf die Gesundheit und die Figur. Der Sport ist ein Bereich, in dem wir Seiten unserer menschlichen Natur wiederfinden und fördern können, die unter den heutigen Lebensbedingungen für viele Menschen in den Hintergrund treten. Im Sport werden wir auf unseren Körper aufmerksam, lernen seine Möglichkeiten und Grenzen besser kennen, erfahren, was ihm gut tut und was ihm schadet.
- *Eindruck, Erlebnis, Sensation*: Man möchte den Reiz, die Sensation, die „Lust“ genießen, die in den Bewegungen selbst liegen können; man erschließt sich durch Bewegung Erfahrungen besonderer Art. Kein anderes lebendiges Wesen hat die Veranlagung, so vielfältige und komplizierte Bewegun-

gen zu lernen wie der Mensch; keines kann daher auch sich (und anderen) durch Bewegungen so vielfältige Erfahrungen erschließen wie der Mensch. Im Alltag hochtechnisierter Gesellschaften droht diese Veranlagung zu verkümmern; der Sport bietet Anlässe und Herausforderungen, sie zu fördern und zu genießen.

- *Ausdruck, Ästhetik, Gestaltung*: Man möchte Bewegungen so ausführen können, dass sie einem selbst und anderen gekonnt, kunstvoll, beeindruckend und schön erscheinen. Wenn wir im Sport Bewegungen kultivieren, die im Alltag nicht gebraucht werden, dann tun wir es auch, um anderen damit etwas auszudrücken. Sportliche Bewegungen können auch darauf angelegt sein, anderen als schön, sensationell, außergewöhnlich, beeindruckend oder künstlerisch zu erscheinen.
- *Leistung, Aktivierung, Fitnessförderung*: Man will sich etwas vornehmen, etwas abverlangen, sich an Aufgaben messen und mit anderen vergleichen; man will seine Möglichkeiten und Grenzen erkennen, die Anerkennung anderer und ein Bewusstsein des eigenen Wertes bekommen. Der Sport ist ein Bereich, in dem Leistungen besonderer Art erbracht, gefordert und gefördert werden können – Leistungen, die zwar unproduktiv sind, aber uns persönlich viel bedeuten. Als Leistung kann jede Handlung bewertet werden, für die es einen Maßstab gibt, nach dem man, was wir erreichen, als gut oder schlecht bzw. besser oder schlechter einstufen kann.
- *Spannung, Dramatik, Abenteuer*: Man sucht Situationen mit offenem Ausgang, der uns zwar angeht, aber nicht bedroht – Situationen, in denen wir die besondere Lust des Ungewissen genießen können und das befreite Gefühl danach. Der Mensch hat ein Grundbedürfnis, Situationen der Spannung – und damit zugleich der psychischen Anspannung und der auf sie folgenden Lösung – zu erleben. Wenn die Lebensumstände diesem Bedürfnis nicht genug „Nahrung“ geben, sucht er sich Ersatz. Der Sport hält vielfältige Formen von Spannung, Dramatik und Abenteuer bereit.
- *Miteinander, Geselligkeit, Gemeinschaft*: Man sucht das Zusammensein mit anderen, das Gefühl von menschlicher Nähe und Geborgenheit, vielleicht auch Zusammengehörigkeit und Solidarität. Jeder, der Sport treibt, weiß, wie anders man sich im Sport begegnet und kennen lernt; dass es durch Sport oft einfacher ist, miteinander in Kontakt zu kommen und Anschluss zu finden; und dass dies ein Gefühl begründen kann, den anderen, mit denen man Sport treibt, auch darüber hinaus verbunden zu sein.

Die oben genannten Sinngebungen sind nicht nur von Person zu Person unterschiedlich ausgeprägt, sie wandeln sich auch bei jedem Menschen im Laufe seines Lebens (vgl. Kurz 1986, 51).

Der hier skizzierte Wandel im Sinn des Sports liegt hinter uns. Dieser Umbruch vollzieht sich über viele Jahre, mit einem Kulminationspunkt etwa um 1970. Dennoch hat das traditionelle Sportverständnis noch bis Anfang der achtziger Jahre Bestand (vgl. Sobiech 2000, 87). Der Sinn des Sports ist so vielfältig geworden, weil ein Sport entstanden ist, der prinzipiell jeden ansprechen kann. Während sich der Sport durch den Zulauf von Menschen mit unterschiedlichsten Voraussetzungen immer mehr mit Sinn anreichert hat, ist zugleich auch seine Einheitlichkeit verloren gegangen. „Neben die traditionellen Sinn-Mitte des Sports und den typischen Sportler sind andere Sinn-Muster und andere Aktive getreten“ (Kurz 1986, 58).

2. 2. 2 Der „nicht-sportliche Sport“: Verlust der Einheitlichkeit

Die Reihe der Sportarten erweist sich – wie wir gesehen haben – zunehmend als offen und immer neue Sportformen kommen hinzu und beanspruchen Beachtung in der Öffentlichkeit. Weil die Sportler aber in ihrem Verhalten nicht mehr die ihnen unterstellten Motive verfolgen, ist die Wirklichkeit des Sports durchaus nicht so, wie sie jene gerne hätten, die sich in unserer Gesellschaft als Sachverwalter des Sports verstehen. Vielmehr ist es so, dass mehr Menschen als je zuvor aufgrund eines erweiterten Sportverständnisses selbstbewusst auf ihren Sport verweisen können (vgl. Dietrich 1989 (b), 31 u. 43). Wo es um Prozesse der Differenzierung und Pluralisierung einer bislang weitgehend homogenen Kommunikations- und Handlungssphäre geht, verachten die Traditionalisten im Sport das Neue und stigmatisieren es mit dem Label des „nicht-sportlichen Sports“ (vgl. Bette 1999, 149). So ist *von Krockow* bereits 1972 der Meinung, dass der Sport aufhört Sport zu sein und sein Missbrauch beginnt, wenn er nicht um des Wettkampfes willen, sondern aus Nützlichkeitsbetrachtungen, als Sorge betrieben würde, als Sorge etwa um „Fitness“, um Ausgleich, Erholung, Ertüchtigung.

In den Ausprägungsformen des „nicht-sportlichen Sports“ verliert der Sport die innere Einheitlichkeit, die ihn als „sportlichen“ Sport kennzeichnet. Das Bild des „nicht-sportlichen Sports“ ist unübersichtlich und in seinen Werte- und Handlungsorientierungen ambivalent und sogar widersprüchlich. Man kann auf der einen Seite einen ausgeprägten Wunsch nach Individualität und Selbstbestimmung finden. Das heißt, die sporttreibenden Menschen wollen Bedingungen, Formen und Zeitpunkt des Sporttreibens selbst bestimmen und ihre Bereitschaft, sich längerfristig an eine Sportart zu binden, nimmt ab. Auf der anderen Seite nimmt aber auch die Bereitschaft, vorgeplante und fest organisierte Sportangebote mit intensiver Anleitung, Ausbildung und Animation wahrzunehmen, ebenfalls zu. Es steigt also der Wunsch nach Selbständigkeit, nach ungebundener und unabhängiger Verwirklichung des Sports, im Gegensatz dazu ist aber auch eine Zunahme des Wunsches nach intensiven Sozialkontakten und der Einbindung in soziale Gruppen zu beobachten. Es steigt die Bedeutung von Spiel- und Bewegungsformen, die nicht regelgebunden und wettkampforientiert sind, sondern in denen das Regelwerk weniger bestimmend ist und die aufgrund der geforderten Kreativität und Spontaneität der Bewegungsabläufe und der Variabilität sozialer Beziehungen nur einmalig vollzogen werden, demnach in gleicher Form und vor allem als Wettkampf nicht wiederholt werden können. Dennoch steigt gleichzeitig die Bedeutsamkeit der Wettkampfsportarten auch im Breitensport. Es gibt eine Zunahme von Bewegungs- und Spielformen, die der Entspannung, Erholung und der Ruhe dienen sollen und in denen die Optimierung körperlicher Kompetenzen und somit die Zentrierung der Lebensgestaltung auf den Sport an Bedeutung verlieren. Trotzdem steigt auch die Bedeutung extremer Ausdauersportarten, aber auch des Krafttrainings und harter Fitnessförderung. *Klaus Heinemann* (1989, 18) fasst die Widersprüche des „nicht-sportlichen Sports“ in folgender Weise zusammen:

Es kommt zu einer Auffächerung der Sportmotive, wobei offensichtlich zwei scheinbar widersprüchliche Motivbündel im Sport zusammentreffen: Auf der einen Seite das gegenwartsbezogene Erleben, die Suche nach Spaß und Wohlbefinden, auf der anderen Seite die Instrumentalisierung des Sports in der Suche nach Gesundheit, körperlicher Fitness und einem Ausgleich beruflicher Belastung.

Es ist zudem wahrscheinlich, dass sich diese gegensätzlichen Einstellungen, Wert- und Handlungsorientierungen bei ein und demselben Sportler feststellen lassen.

Symptomatisch ist nach *Heinemann* (ebd., 27) dabei die fast schon aus sozialer Verpflichtung selbstverständliche Belegung unseres Handelns mit dem Begriff „Spaß“. *Ommo Grupe* (2000, 60) kann sich angesichts dieser Entwicklungen verachtender Untertöne nicht erwehren: „Spiele ohne Sieger, Spiele ohne Tränen und ich-bezogene Körpererfahrungskonzepte sind für alternative Sportausübungen charakteristisch“. Die spürbare Kritik an einer „Orientierung an Lust und Laune“, verbunden mit wenig Bereitschaft zu stärkeren Bindungen, geringen Ansprüchen an Anstrengung und Belastung, hohen dagegen an den sozialen und ästhetischen Rahmen sportlicher Aktivitäten, beklagt weniger, dass diese Ausdifferenzierung und Ausdehnung des Sports die Ausbreitung sportlicher Sinnmuster in den Lebensalltag vieler Menschen hinein zum Inhalt hat und was man als „Versportlichung“ unseres Lebens bezeichnet. Beklagt wird, da ursprünglich sportliche Sinn-Motive ihren alten sozialen Bezugsrahmen verlassen und in einen neuen Eingang finden, eine „Entsportlichung“ dessen, was bisher Sport genannt wurde, und die dadurch entstehende Beeinflussung der Entwicklung des organisierten Sports allgemein und der der Vereine speziell (ebd., 99). Die paradoxe Formel von der „Entsportung des Sports“, die sich in der Benennung des „nicht-sportlichen Sports“ ausdrückt, gibt also die Einschätzung wieder, dass der Sport seine bisherige Gestalt verloren und durch Elemente ergänzt habe, die seinem klassischen Verständnis entgegenstünden. *Karl-Heinrich Bette* (1999, 149) sieht hier eine Angst vor Verunsicherung nach dem Motto zutage treten: „Wenn der soziale Wandel dramatisch zunimmt, besteht die Gefahr, dass sich auch die Wirklichkeit des sicherheitsgebenden Sports immer schneller auflöst“.

Auch wenn Ehrenamtlichkeit im Sportverein vor allem soziale Einbindung bedeutet, dass man als Person geachtet ist, Dank, Wertschätzung und Anerkennung erfährt und die Chance hat, dass man noch als Laie in einem überschaubaren Bereich etwas bewegen kann (vgl. *Heinemann* 1988, 76), kann dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Beziehungen der Sporttreibenden untereinander an Verpflichtungsgrad verlieren und Sporttreiben zunehmend zu einer persönlichen Sache und zum Teil individueller Lebensgestaltung wird (vgl. *Dietrich* 1989 (b), 43). *Brettschneider* und seine Mitarbeiter (2002, 94) haben nachweisen können, dass die sozialen Beziehungen zu anderen Sportvereinsmitgliedern bei der Hälfte der Jugendlichen nur auf den Bereich Sport bezogen bleiben und persönliche Probleme oder Krisen erst gar nicht thematisiert werden. Aber auch für die Jugendlichen, bei denen mehrere Sportfreunde Unterstützung über den engeren Bereich des Sports hinaus leisten, ist der Sportverein nur der „Kontaktanbahner“ und die sichere und feste Bindung wird außerhalb des Sports geknüpft. *Locher* (2001 (a), 40) stellte in ihrer Untersuchung sogar fest, dass Sportvereinsjugendliche signifikant größere Probleme haben, Freunde zu finden als gleichaltrige Nichtvereinsmitglieder. Trotz sozialer Integrität gelingt es also Jugendlichen nicht, innerhalb der Sportvereine Beziehungen aufzubauen, und dies wird zudem von engen Bezugspersonen wie Jugend- und Übungsleitern kaum wahrgenommen. An anderer Stelle weist *Locher* (2003, 210) darauf hin, dass der Sportverein zwar eine Gemeinschaft darstellt, in welcher Freundschaften und Bindungen geknüpft werden können, die aber vielfach nur dem Zweck des Sporttreibens verhaftet bleibt.

Im Jugendalter kommt die Schwierigkeit hinzu, dass durch den vorgeschriebenen jährlichen Wechsel der Altersklassen in vielen Sportarten entstandene Bindungen zum Teil entscheidend beeinträchtigt werden.

Als besonders virulent wird dies dann noch einmal beim Übergang vom Jugend- in den Seniorenbereich empfunden. Die Trainer sind dabei für die befragten Jugendlichen nur in Ausnahmefällen Freunde oder alltägliche Helfer. Auch sind die Trainer nicht nur im Einzelfall der entscheidende Faktor für den Vereinsaustritt Jugendlicher (vgl. Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck 2002, 94). Deshalb konstatiert *Locher* (2001 (a), 46) zurecht: „Sportvereine können offenbar nicht mehr das soziale Netzwerk bieten, wie bislang behauptet“.

Obwohl die jeweils prognostizierte Entwicklung des Sports nur schwer zu beeinflussen ist, da die Einflüsse meist außerhalb der Gestaltungsmöglichkeiten des Sports selbst liegen (vgl. Heinemann 1986, 127), scheint es plausibel, die Ausdifferenzierung und Diversifizierung von Sportarten und Körperpraktiken, auf Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile zurückzuführen (vgl. Alkemeyer 1995, 44). Man kann sagen, die Entfaltung des modernen Sports ist vom Verlust des „intimen Verhältnisses“ der Leibesübungen zur gesellschaftlichen Wirklichkeit geprägt (vgl. Lutz 1989, 123).

Individualisierungstendenzen

In den 1960er Jahren bekommt man viele Leute zum Sport, indem man ihnen sagt, dass Sport gesund sei. Dies prägt den Zulauf zu ganz bestimmten Sportarten und es beginnt die Karriere des Ausdauersports, des Fitnesstrainings und der verschiedenen gesundheitsorientierten Sportprogramme (vgl. Kurz 1986, 54). Seit Anfang der 1970er Jahre ist der körperorientierte Sozialbereich „Sport“ zu einem nicht unwesentlichen Motor für die Durchsetzung von Individualisierungshoffnungen geworden, worauf zumindest die Karriere neuer Sportarten hindeutet. „Der funktionsfähige, fit getrimmte, jugendlich gestylte und sportive Körper wird zu einem Statussymbol, zu einer Projektionswand für die Darstellung von Unvergleichlichkeit und Individualität“ (Bette 1999, 158/159).

Dem Individualisierungsbedürfnis vieler Menschen bietet die vielfältiger gewordene Sportkultur offensichtlich viel mehr Möglichkeiten als zuvor, auch im Sport so zu sein, wie möglichst kein anderer ist (vgl. Grupe 2000, 32). Im Bereich der Freizeitsportarten, mit seinen „sanften“ Umgangsformen und abgemilderten Anstrengungserwartungen, zeigt sich die Individualisierung als Durchsetzung von Normen, nach denen sich ein Sport nach Lust und Laune ergibt (vgl. Rittner 1986, 45). Die traditionelle Sinn-Mitte des Sports, das Leistungsmotiv, wird dabei zwar durch die anderen, neu aufgewerteten Sportmotive relativiert, muss aber nicht weichen. „Die Vorstellung von dem, was man als sportliche Leistung gelten lassen kann, wurde individualisiert“ (Kurz 1986, 55).

In einem anderen Resultat von individualisierten Interessen, im Gesundheitssport, steuert die Beobachtung eines als verletzlich empfundenen, zu pflegenden, krankheitsanfälligen, durch Stress gefährdeten Körpers das Geschehen. Die Quelle aller Subjektivität, aller Ängste um das eigene Ich – ein umsorgter Körper – wird maßgeblich. Sport soll auf Stimmungen bezogen und gesundheitsfördernd sein, sowohl dem Ich wie dem Körper schmeicheln (vgl. Rittner 1986, 45). In der individualisierten Sportpraxis wird daher der Körper vorrangig als Gegenstand von Sorge betrachtet, über dessen Symptome und die dafür notwendigen Interpretationen sich der Sport-Individualist in Berührung mit dem eigenen Ich zu kommen erhofft (vgl. Gebauer 1988 (b), 205 u. 208).

Die Individuen nehmen ihr eigenes Ich wichtig, und dafür Argumente zu finden, bedeutet darüber hinaus, dass Kriterien zur Abwehr der Ansprüche von Institutionen und überindividuellen Moralvorstellungen existieren. Da das Selbsterleben wichtiger als die Institution wird, Stimmungen und Gefühle wichtiger als zweckbezogene Orientierungen, spricht *Volker Rittner* (1986, 46) davon, dass das Ich selbst zur Institution wird. Die darin liegenden Ansprüche lassen sich nicht mehr an gemeinsame, verbindliche Sport-Ideale binden. Als extrem individualistisches Handlungssystem ohne Verbindung mit übergeordneten Werten ist der Sport reine Gegenwart, Spannung, Ästhetik, Können, Leistung – ohne tiefere Bedeutung (vgl. Gebauer 1988 (b), 207).

Der Sport ist nicht nur ein etablierter, sondern auch gesellschaftlich akzeptierter Ort zur Artikulation verdrängter Körperlichkeit und repräsentiert einen Institutionentypus, der es dem Einzelnen erlaubt, persönliche und in den anderen Gesellschaftssphären vernachlässigte Dimensionen der eigenen Person einzubringen und für Maßnahmen der Selbstkonstitution in Anspruch zu nehmen. In Fitnessstudios lacht man auch nicht, wenn eine body-gestylte, sonnenbankgebräunte Actrice den Raum betritt, um das Transpirationsgeschäft mit dem richtigen Make-up anlaufen zu lassen. Die sportliche Betätigung verschafft daher denjenigen, die sich auf sie einlassen, auch die Sicherheit, in ihrer Individualisierungsdarstellung Anerkennung zu finden (vgl. Bette 1999, 185). Letztlich geht es darum, egal für welchen „Individualisierungscode“ man sich entschieden hat, am Gesundheits- und Leistungsversprechen des Sports zu partizipieren und die vorzeigbaren Zeichen und Symbole am Körper anzubringen bzw. sich in diese hineinzuprojizieren (ebd., 160).

Gebken (2002, 254/255) und *Alkemeyer* (1995, 45/46) sehen die These von der Individualisierung in der heutigen Sportlandschaft auch empirisch bestätigt, da sich das gemeinsame Sporttreiben sowie die damit verbundenen Formen der Geselligkeit insofern verändert haben, dass die Menschen verstärkt zwischen den Sportformen und damit zwischen den Gruppen hin und her wechseln. Typisch für den Sport der 1980er und 1990er Jahre ist, dass sich immer mehr Sportler immer weniger durch die Vorgaben der traditionellen Sportarten fesseln lassen und ganz im Sinne einer frei flottierenden Bindungsfähigkeit zwischen verschiedenen Körperbetätigungen hin und her wechseln, ohne jene Identifikation mit einer Disziplin zu erreichen, wie sie im überlieferten Sport noch anzutreffen ist (vgl. Bette 1999, 167). Durch dieses „Sporthopping“ werden die Formen der Geselligkeit und der Gemeinsamkeit zunehmend mit Schnelllebigkeit, Oberflächlichkeit und kurzfristiger Stabilität der Gruppen in Verbindung gebracht. Man kann sich nach folgendem Beispiel die individuelle Sportbiographie zusammenstellen: Montags Tai Chi, dienstags Jogging im Wald, mittwochs Fußball und am Wochenende Bauchtanz in der Männergruppe. Während Jogging, Surfen, Aerobic, Bodybuilding, Mountainbiking und andere Körpermoden es dem Trainierenden gestatten, bei Bedarf selbst in der Gruppe einsam sein zu können und sich so reger Nachfrage erfreuen, weil sie dem Code der Individualität näher stehen als andere Disziplinen, hat der traditionelle Sport offensichtlich zu wenig Platz gelassen, Individualität jenseits von Leistung zu demonstrieren (ebd., 183). Der integrative Effekt dieser „individualisierten“ Sportformen dürfte sich allerdings auf abgegrenzte Milieus beschränken und trägt dazu bei, dass die Vereinskultur traditioneller Prägung heute allenthalben ihre soziale Bindekraft verliert (vgl. Behrendt 1996, 37).

Instrumentalisierungstendenzen

Die Ausbreitung und Differenzierung des Sports akzentuiert viele Erwartungen, worin ein handfester Nutzen des Sports liegen könnte (vgl. Kurz 1986, 64). Die sogenannte Instrumentalisierungsdebatte (hier zusammenfassend dargestellt nach *Karlheinz Scherler* 1997, 42 ff.), deren philosophischer Hintergrund das Postulat der Zweckfreiheit des Spiels ist, bezieht sich auf didaktische Modelle des Sports und wird 1992 von *Schaller* eröffnet, der unter *Instrumentalisierung* „die programmatische Vereinnahmung des Sports für Zwecke jedweder Art..., die aus seiner Eigenstruktur nicht herleitbar sind“ versteht. Dieser Kritik nach thematisieren einzelne didaktische Modelle des Sports jeweils „extrasportive Zwecksetzungen“ und erheben sie zu Programmen wie „Gesundheit“ oder „Soziales Lernen“. Als Widerspruch entgegnet *Beckers* (1993), dass der Sport als „kulturspezifisches Muster geformten Verhaltens“ immer an gesellschaftlich-kulturelle Strukturen seiner Zeit gebunden ist und von den gängigen Werten und Normen geprägt wird. Daher bezweifelt er, dass der Sport „eigenständig“ oder „frei“ von pädagogischen Ansprüchen sei. Für *Kurz* (1993) ist die Herbeiführung erwünschter Folgen des Sports nur dann eine Instrumentalisierung, wenn hierbei nicht die subjektiven Sinngebungen der Sporttreibenden berücksichtigt werden. Hier wird nun deutlich, dass es nicht dasselbe ist, ob man eine Sache für Zwecke in Anspruch nimmt, die sie nicht erfüllen kann oder soll, oder ob man Menschen, zumal ohne ihr Wissen oder gegen ihren Willen, zum Mittel für eigene Zwecke macht. Daher ist zwischen Instrumentalisierung des Sports (Verzweckung) und Instrumentalisierung von Menschen (Fremdbestimmung) zu unterscheiden. *Scherler* (1997, 47) schlägt daher vor, auf den Begriff „Instrumentalisierung“ zu verzichten und stattdessen von Verzweckung zu reden, da „der Sport selbst“ nichts über sich aussagt, sondern nur die Menschen, die Sport treiben. Deren Aussagen über „den“ Sport fallen allerdings unterschiedlich aus. Es werden in der Regel Funktionen, Bedeutungen, Wirkungen angegeben, um deren Willen man Sport treibt; dass Sport nur um des Sportes willen betrieben wird, kommt selten oder gar nicht vor.

Im Unterschied zum sportlichen Training wird in der Fitnessbewegung Fitness „an sich“ angestrebt und nicht als Mittel zum sportlichen Erfolg. Das Training wird selbst zum Ziel und bildet nun eine eigene, sich selbst genügende Verhaltensform, die in den Fitnessstudios kultiviert wird (vgl. *Dietrich* 1989 (a), 104). Wenn dann im Zuge wachsender Individualisierung neue Ziele im Sport in den Vordergrund treten, z.B. körperliche Attraktivität, Selbstdarstellung und die Suche nach Risiko und Grenzerlebnissen, beinhaltet das so begründete Sportverhalten die Gefahr, dass der Körper nicht mehr als integrativer Teil der Person verstanden, sondern eben instrumentalisiert wird. Außerdem erfordern diese neuen Intentionen zumeist ein emotional wie zeitlich hohes Engagement mit der Folge einer veränderten Qualität des Sporttreibens, die in der Darstellung von Fachleuten wie auch in der Selbstbeschreibung Betroffener verschiedentlich mit dem Begriff *Sucht* etikettiert wird (vgl. *Knobloch/Allmer/Schack* 2000, 181).

Die Ideologie des Sports spricht dem übenden Individuum ausdrücklich die Verfügungsgewalt über seinen Körper zu. Aus diesem Recht leitet sie auch die Verpflichtung ab, den eigenen Körper zu pflegen und zu verbessern, und mit der Kultivierung seiner physischen Fähigkeiten bringt das Individuum seine Persönlichkeit zum Gedeihen. Die Erziehungsphilosophie des Sports bildet den Körper in ein lebendiges Besitztum um und macht ihn in dieser Form allgemeinen Bewertungskategorien und damit öffentlicher Vergleichbarkeit zugänglich. „Die Transformation des Körpers in ein Objekt, wird nicht als dessen Degradation angese-

hen, sondern soll gerade der Autonomie der Person dienen. Sie ist es schließlich, die die Identität des Menschen unverwechselbar macht“ (Gebauer 1988 (b), 199). Tatsächlich aber wird die Person aufgeteilt und aufgrund ihrer Besitzrechte „verdoppelt“ und ist fortan zu zweit: das Ich und sein Körper. Hier wird die künftige Rolle des Sports, die Förderung der zweifachen Individualisierung des Menschen mittels der intensiven Zuwendung zum Körper-Individuum, in der Gegenwart vorbereitet.

Allen Formen der Fitnessbewegung ist gemeinsam, dass über meist angeleitete Bewegungen körperliche Belastungen erzeugt werden, die zu einer Anpassung des Körpers an diese Belastungen führen. Solche Arrangements erwachsen nicht (mehr) aus den normalen alltäglichen Belastungen, sondern werden eigens und nur zu diesem Zweck kreiert und damit begründet, dass dies die Widerstandsfähigkeit gegen die Auswirkungen von Bewegungsmangelkrankheiten stärke. *Knut Dietrich* (1989 (a), 106) bemerkt hierzu prägnant, dass Maschinen einst erfunden worden sind, um Menschen körperlich zu entlasten, und nun eigens dazu produziert werden, damit man sich in Auseinandersetzung mit ihnen körperlich belasten kann. Wer sich darauf einlässt, kommt nicht umhin, sich mehr und mehr an den Kriterien zu orientieren, die diese Maschinen vorgeben. „Der Einzelne, der im Sport einen Ausgleich zu seiner technisierten Arbeitswelt sucht, wird zum Bedienungselement hoch-technischer Geräte“ (Heinemann 1988, 79). Der Körper wird dann schließlich selbst als Maschine wahrgenommen, als etwas, das man zum Funktionieren bringen oder in seiner Funktion erhalten muss. Dieses Körperverständnis wird dann auch noch durch die Wissensbestände der Medizin und der Trainingswissenschaft gesellschaftlich legitimiert. Industrie und Wirtschaft bringen so schließlich einen Körpermarkt hervor, der Ersatz verspricht für die nicht mehr als Produktivkraft benötigte körperliche Bewegung. Diese Investition in den Körper scheint Käufer wie Verkäufer zufrieden zu stellen. Der Markt bietet nicht nur das historisch verloren gegangene Maß an Bewegung, sondern auch das dazugehörige „out-fit“ (vgl. Dietrich 1989 (a), 106/107).

An der für Sportler traumatischen Erfahrung der Verletzung wird deutlich, dass sich die Sportleridentität in einem hohen Maße an der Leistungs- und Funktionstauglichkeit des Körpers und der mit ihm erzielten Erfolge festmacht. Sportler nehmen ihren Körper, wenn er durch eine Verletzung das Ausleben der sporttypischen Bewegungslust verhindert, dann als einen sich dem eigenen Willen und den sozialen Erwartungen widersetzenden Drückeberger wahr (vgl. Bette/Schimank 1995 (a), 46). Ebenso wie Magersüchtige, die ihrem Körper biologisch notwendige Stoffe verweigern und entziehen und dessen „Warnsignale“ vielfach ignorieren und überspielen, instrumentalisieren Läufer ihren Körper, wenn sie dadurch Hungergefühle überwinden und die durch Hyperaktivität entstehenden Spannungszustände beseitigen. Das Training ist so im doppelten, zusammenwirkenden Sinn funktional: Als ein erwünschtes Mittel der Wettkampfvorbereitung und ein erwünschtes Mittel körperunterdrückender Symptombildung (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 6). Diese Instrumentalisierung des Körpers fördert oder stabilisiert aber nicht die Identität, sondern verbaut einen möglichen Ruhepunkt des Subjekts, eine Zone des Verweilens und somit auch einen Weg der Reflexion über soziale und individuelle Zusammenhänge körpergebundener Leiderfahrungen und Bedürfnisbefriedigung. Gerade der Laufbewegte funktionalisiert nach *Lutz* (1989, 128) seinen Körper, er wird ihm zum Instrument und zum Objekt: „In der Thematisierung des Körpers im Rahmen eines Körper-Habens wird der Weg zu den Bedürfnissen lebendiger Leiber noch zusätzlich verbarrikadiert“.

Da es mir bei der Herausstellung einer Suchtfunktion des Sports insgesamt um die Offenlegung einer Beziehungsstruktur geht, sei es hier auch erlaubt, Instrumentalisierung als Beziehungsstruktur in verschachtelten Dimensionen zu betrachten: Wie von Krockow (1972, 89) dazu treffend bemerkt, wiederholt der Sport in Konkurrenz und Leistungsdruck die Grundzüge des kapitalistischen Systems (*survival of the fittest*) und übt diese Grundzüge noch als „Erholung“ in der Freizeit ein, während er zugleich als Kompensation und Verschleierung zum Überleben des Systems beiträgt. Wenn Unternehmen ihren Mitarbeitern Möglichkeiten zur sportlichen Betätigung bieten, dann um sie leistungsfähiger zu machen, nicht damit sie Identifikationsmöglichkeiten außerhalb ihres Berufes finden. Der instrumentelle Umgang mit dem Körper geschieht deshalb in der Regel auch unauffällig und eher selbstverständlich (vgl. Grupe/Krüger 1997, 209). Der sporttreibende Mensch aber identifiziert sich nicht mit dem Vorwurf, er werde manipuliert, politisch missbraucht oder ökonomischen Interessen geopfert, denn er erlebt sich als körperlich-geistig-seelische Einheit in anderer Weise, als ihm kritisierende Ideologen wie wohlmeinende Pädagogen glauben machen wollen. Dazu kommt noch die Erfahrung des Sportlers, dass die Gesellschaft ihn an Maßstäben misst, die sie für sich selbst schon längst nicht mehr gelten lässt (vgl. Joch 1983, 207).

Der moderne Mensch ist also in einer „körperfremden Zeit“ von einem fast gänzlich fehlenden Körpergefühl gekennzeichnet und selbst noch die Körperpädagogik trägt zum Fortschreiten der Veräußerlichung und Mechanisierung unseres Daseins bei, indem sie mechanisch-schematisch verfährt. Es werden „schablonenhafte Bewegungen“, „künstlich verschobene Figuren“ und „wissenschaftliche Reigen“ kritisiert, in denen die Menschen wie an Drähten bewegt, in geometrischen Gebilden vereinigt werden (vgl. König 1989, 105).

„Neue“ Bewegungskultur

Das neue Sportverständnis wird am Beispiel des *Inline-Skatens* sehr gut sichtbar, denn hierbei handelt es sich nicht um eine Sportart im klassischen Sinne, sondern um ein Sportgerät, das in Verbindung mit spezieller Kleidung, Musik und Verhaltensmustern ein eigenes Lebensgefühl zum Ausdruck bringt (vgl. Wopp 1998, 27). Ein anderes Beispiel ist *Streetball*, bei dem eine etablierte Sportart, *Basketball*, mit vereinfachten Regeln und jugendkultureller „Untermalung“ – auch hier in Form von Musik und Kleidung – in einen anderen „Raum“ transportiert wird (vgl. Wopp 2002 (b), 181). So resultieren aus einem veränderten Sportverständnis „neue“ Sportarten, auch wenn es sich dabei vielleicht lediglich um eine neue Interpretation klassischer Sportarten handelt. Diese neuen Sportarten bilden einen festen Bestandteil des nicht in Schule oder Verein organisierten Freizeitsports besonders im Jugendalter.

Ursula Mihciyazgan (1996) sieht in der Entstehung neuer Sportarten auch eine Provokation der fest etablierten Sport-Szene, die, sobald es eine breite Szene gibt, die neuen Sportarten „annektiert“ und in Wettkämpfen organisiert. „Selbst die S-Bahn-Surfer organisierten in Berlin heimlich einen bundesweiten Wettbewerb, ganz zu schweigen von den von Coca-Cola oder anderen Firmen gesponsorten (und vermarkteten) Bike- oder Streetball-Turnieren“ (ebd., 98/99).

Während *Thomas Alkemeyer* (1995, 29/30) der Auffassung ist, dass die Vertreter dieser bunten Bewegungskultur sich weniger an den „klassischen“ Werten wie Leistung und Disziplin orientieren, sondern es

ihnen um Gesundheit und Wohlbefinden, Spaß, Lust und Abenteuer, um Erlebnisse und Selbstverwirklichung geht, geht *Klaus-Peter Brinkhoff* (1994, 25) zwar auch von einer Spaltung in traditionelle und „neue“ Orientierungen aus, von denen aber angesichts ausgeprägter Individualisierungstendenzen unterschiedliche Attraktivitätsmuster auszugehen scheinen und die in ihrem Zusammenwirken den Interessen und Bedürfnissen der Heranwachsenden gerecht werden. Dabei machen traditionelle wie auch neuere Sinngebungen die beispiellose Attraktivität, die vom Handlungsfeld Sport auf die Jugendlichen ausgeht, verständlich. Die Möglichkeit zur Erprobung der eigenen Kraft- und Leistungsfähigkeit spielt dabei ebenso eine Rolle wie die Suche nach Spannung und Abenteuer in dosierten Risikosituationen, wie der ästhetische Reiz bestimmter Bewegungsabläufe, Ästhetisierung bzw. Modellierung des eigenen Körpers und wie im besonderen Maße die Suche nach Geselligkeit und Geborgenheit (vgl. *Brinkhoff/Ferchhoff* 1990, 49 ff.). Daher kennzeichnet das Nebeneinander von alten und neuen Sportformen die facettenreiche Wirklichkeit sportlicher Vielfalt im Jugendalter. In den letzten Jahren ist so ein kaum mehr zu überschauendes sportives Handlungsrepertoire entstanden, das Jugendliche selektiv aufnehmen und produktiv ausgestalten. Weil dies im wachsenden Maße auch entscheidende Impulse für Lebenssinn und Lebensstil verleiht, sind die daraus entstehenden „Trendsportarten“ nach *Brinkhoff* (1994, 25) imstande, ein gutes Stück „Hilfestellung“ bei der Bewältigung jugendtypischer Entwicklungsaufgaben zu leisten.

Wolf-Dietrich Brettschneider (1989, 38) spricht sogar von einer kulturellen Neudefinition dessen, was als Sport zu gelten hat. Gleichsam neben dem Sport breitet sich eine „neue“ Bewegungskultur aus, die sich von dem traditionellen Sportkonzept zwar abhebt, sich aber auch mit ihm vermischt. Der Sportbegriff der Jugendlichen ist nach *Brettschneider/Brandl-Bredenbeck* (1997, 131) durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

- durch Assoziationen mit einer relativ großen Zahl von Sportaktivitäten, wobei die institutionalisierten Sportarten dominant im Vordergrund stehen, aber ergänzt werden durch unreglementierte sportive Aktivitäten. Das Verhältnis zwischen Mannschafts- und Individualsportarten ist ausgeglichen; auch bei den informellen Sportaktivitäten halten sich individuell ausgeübte und in der Gruppe betriebene die Waage.
- durch die Dominanz der positiven Assoziationen hinsichtlich sportbezogener Beweggründe und Erwartungen, mit Spaß als ständiger „Begleitmusik“. Negative Bewertungen sind eher die Ausnahme.
- durch die Dimensionierung der sportlichen Aktivitäten zwischen körperlicher Anstrengung und Entspannung, Fitnessförderung und Gesundheitsgefährdung.

Am Beispiel der gegenwärtig häufig genannten „Spaß-Orientierung“ wird deutlich, „wie diese anfangs noch sehr diffuse Kategorie zunächst vor allem zum explorativen Handeln im Bereich der Spiel- und Sportaktivitäten animiert, um dann in wechselseitiger Abhängigkeit mit der Entwicklung sportlicher Kompetenzen immer differenziertere Konturen anzunehmen“ (*Brettschneider* 1989, 35).

Der Sportalltag der Jugendlichen in Deutschland ist zwar (noch) stärker durch traditionelle als durch innovative oder „im Trend liegende“ Sportarten gekennzeichnet (exzentrische oder besonders neue Sportarten sind unter den Top Ten nicht zu finden) aber *Brettschneider/Brandl-Bredenbeck* (1997, 123) vermuten, dass der Zugang zu den sogenannten Trendsportarten durch eine Reihe organisatorische und finanzieller

Rahmenbedingungen eingeschränkt sei. Ihre Befunde zeigen, dass die Wunschvorstellungen der deutschen Jugendlichen exotischer und exzentrischer als der Sportalltag sind, allerdings ohne das volle Spektrum der Trendsportarten auszuschöpfen. Trendsportarten wie Snowrafting, Bungee-Jumping, Paragliding, Body-flying etc. bescheinigen deshalb denjenigen, die sie betreiben, dass sie auch wirklich auf der Höhe der Zeit sind (vgl. Behrendt 1996, 37).

2. 2. 3 Sport und Versatzstücke einer „offenen Identität“

Aus dem bisher aufgezeigten Wandel sollte klar geworden sein, dass sich der Sport der reflexiven Moderne vom Sport der organisierten Moderne vor allem dadurch abhebt, dass er in seinen Ausdifferenzierungen nicht mehr auf den „ganzen Menschen“ abzielt wie dies noch bei der einheitlichen Sportlerrolle der Fall gewesen ist. Die „Wirkungen“ des Sports partikularisieren sich damit und vor allem positive Wirkungen, wie sie dem Sport in der Drogenprävention zugeschrieben werden, sind nicht mehr einfach aus der Tatsache herleitbar, dass ein Mensch sich sportlich betätigt. Vielmehr weist der Sport durch seine Ausdifferenzierung nun selbst Gefährdungspotentiale auf.

Zum „Immunsierungseffekt“ der Sportvereine gegen Drogen

Wie wir unter 1. 3. 2 („Sport ist im Verein am schönsten“) gesehen haben, gehen die Sportorganisationen davon aus, dass der in ihrem Rahmen organisierte Sport automatisch als positiv erachtete sozialisierende Wirkungen entfaltet, die Sportler gegen die Gefährdung durch Drogen „immunsieren“. Deshalb suggerieren die Sportorganisationen und auch die Jugendpolitik mit aufwendigen Plakataktionen und Werbekampagnen, dass der Sportverein die Kinder gegen *Sucht* und Drogen stark macht (vgl. Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck 2002, 92).

Zwei Studien (von *Beate Locher* und die sogenannte „Brettschneider-Studie“) lassen in diesem Zusammenhang die Sportverbände jedoch aufschrecken. *Beate Locher* (2001 (a)) vergleicht in ihrer Studie die Suchtgefährdung sportvereingebundener und vereinsungebundener Jugendlicher im Alter von dreizehn bis sechzehn Jahren anhand einer Befragung von 1296 Jugendlichen und 66 Jugend- und Übungsleitern. *Wolfgang Dietrich Brettschneider* und Mitarbeiter (vgl. Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck 2002 u. Brettschneider/Kleine 2002) untersuchen in einer Fragebogenstudie Gymnasiasten und Hauptschüler im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren, um vor allem die durch die Politik reklamierten (allgemeinen) Leistungen der Jugendarbeit im Sportverein im Längsschnitt zu überprüfen. Besonderer Aufmerksamkeit wurde dabei u.a. der psychosozialen Gesundheit, jugendlichem Problemverhalten, jugendlichem Selbstkonzept und der sozialen Integration geschenkt. Ich stelle hier nun die in unserem Zusammenhang wichtigsten Ergebnisse zusammenfassend dar.

Ein systematischer Einfluss des Vereinsengagements auf die emotionale Stabilität und ihre Entwicklung kann generell nicht nachgewiesen werden (vgl. Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck 2002, 90). Die Zugehörigkeit zu einem Sportverein vermag die Gruppen hinsichtlich des Konsums legaler und illegaler

Drogen nicht zu differenzieren. Weiche wie harte Alkoholika sowie Haschisch bzw. Marihuana werden von den Sportvereinsjugendlichen ebenso häufig konsumiert wie von den übrigen Jugendlichen (vgl. Brettschneider/Kleine 2002, 330/331). Jugendliche im Sportverein konsumieren sogar potentiell häufiger Alkohol als nicht-vereinsgebundene Jugendliche und zeigen auch öfter einen Alkoholrausch (vgl. Locher 2001 (a), 46). Sportliches Engagement und der Konsum von stärkeren Alkoholika schließen sich ebenfalls nicht aus. Es ist eher im Gegenteil der Fall, dass zumindest in den älteren Gruppen die Konsumrate bei den Vereinssportlern leicht über der derer liegt, die nicht im Sportverein sind (vgl. Brettschneider/Kleine 2002, 323).

In der Längsschnittuntersuchung zeigt sich, dass der Anteil an gelegentlichen oder regelmäßigen Alkoholkonsumenten bei 13-jährigen Nicht-Vereinszugehörigen von 36,2% auf 69,5% bei den 16-Jährigen steigt; bei Sportvereinszugehörigen liegt der Ausgangsprozentsatz mit 31,1% bei 13-Jährigen tiefer als bei gleichaltrigen Nicht-Vereinszugehörigen, steigt aber in den folgenden Jahren stark an: bereits 78,4% der 16-jährigen Vereinsmitglieder konsumieren Alkohol. Steigerungsraten sind bei allen Alkoholsorten vorhanden (vgl. Locher 2001 (a), 37).

Aus der Analyse der Konsumraten legaler und illegaler Drogen kann daher eine nachhaltige präventive Wirkung des Sportvereins nicht abgelesen werden, denn in der Entwicklung des Alkoholkonsums unterscheiden sich Sportvereinsmitglieder nicht signifikant von den vereinsdistanzierten Jugendlichen. Hinsichtlich des gesundheitlichen Risikoverhaltens unterscheiden sich Sportvereinsjugendliche von den gleichaltrigen Nicht-Mitgliedern nur in einem Punkt: Sie geben signifikant seltener an zu rauchen. Nur drei von zehn Sportvereinsmitgliedern sind regelmäßige Raucher, während es unter den Nicht-Mitgliedern vier von zehn sind (vgl. Brettschneider/Kleine 2002, 311; vgl. auch Locher 2001 (a), 39). Die Befunde von *Brettschneider/Kleine* (2002, 311) legen die Interpretation nahe, dass sportliche Aktivität im Verein gesundheitsbewusstes Verhalten nur über „Umwege“ fördert und die Mitglieder sich der Gefahren von Alkohol und Drogen für die Gesundheit nicht immer vollauf bewusst sind. Daher scheint es plausibel, dass Sportler auf Nikotin primär aus Gründen der Wahrung ihrer Ausdauerleistungsfähigkeit verzichten und dann auch zu härteren oder unerlaubten Mitteln greifen, wenn damit keine Beeinträchtigung ihrer sportlichen Leistungen assoziieren.

Diese möglichen sozialisatorischen Wirkungen des Vereins ist aber sportartenabhängig und kann spezifische Ausprägungen in positiver wie auch in negativer Hinsicht erfahren (vgl. Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck 2002, 92). In eher „weiblich“ geprägten Sportarten, die sich durch eine generisch eher distanzierte Spielweise ohne Körperkontakt und eine körperlich expressive Bewegungsart auszeichnen, lässt sich ein vergleichsweise geringer Alkohol- und Nikotinkonsum finden, im Gegensatz zu Mannschaftssportarten mit spaßbezogenem Sportmotiv und eher „männlicher“ Prägung (vgl. Locher 2001 (a), 40).

Hinsichtlich der Unterstützung der Entwicklung zwischenmenschlicher Beziehungen im und durch den Verein warnen *Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck* (2002, 94) vor vorschnellen Folgerungen. Die sozialen Beziehungen der Sportvereinsjugendlichen zu Gleichaltrigen des eigenen und des anderen Geschlechts wie auch zu den Eltern entwickeln sich tendenziell nicht anders als die der Nichtvereinsjugendlichen. Darüber hinaus hat das Motto „Elf Freunde müsst ihr sein“ im Sport zwar durchaus Bedeutung, die „richtigen“ Freunde werden aber zumeist außerhalb des Sportvereins gesucht und gefunden. Auch wenn der

Aufbau von Freundeskreisen zeitweise vom Sportverein positiv beeinflusst werden mag, kann eine nachhaltige Wirkung des Sportengagements auf das soziale Selbstkonzept nicht nachgewiesen werden (ebd., 89).

Selbstbild und Fremdbild der Jugend- und Übungsleiter differieren bezüglich ihrer Vorbildfunktion sehr stark. Zwar betrachten sich die Jugend- und Übungsleiter als „wichtige Ansprechpartner“, doch die Jugendlichen nehmen eine eher distanzierte Haltung zu ihnen ein. Obwohl sie sich als Ansprechpartner für Probleme der Jugendlichen betrachten, haben Jugend- und Übungsleiter offenbar massive Schwierigkeiten, Entwicklungsschwierigkeiten und Belastungen der Jugendlichen zu erkennen und adäquat zu reagieren. Sie weisen den größten Problembereich von Jugendlichen der Schule zu, während Jugendliche ihre größten Schwierigkeiten in Beziehungen sehen wie „Freunde finden“, „Probleme im Sportverein“ oder „anderen Verbänden“ und in puncto „Krankheit“. Offenbar nehmen Jugend- und Übungsleiter auch überhaupt nicht wahr, dass die Hälfte der jugendlichen Sportvereinsmitglieder, obgleich sie sozial eingebunden sind, größte Schwierigkeiten damit hat, Freunde zu finden (vgl. Locher 2001 (a), 42 ff.).

Nach Angaben der Jugend- und Übungsleiter würden zwar 90,9% von ihnen Jugendliche auf übermäßigen Alkohol- oder Zigarettenkonsum ansprechen, nach Angaben der Jugendlichen tun dies konkret aber nur 12,5% der Jugend- und Übungsleiter. 42,4% der Jugend- und Übungsleiter würden hierbei nach eigener Angabe auf die Jugendlichen „einreden“, ein Fünftel (21,2%) würde die Eltern informieren, 24,2% das Suchtmittel verbieten. Desinteresse zeigen zwar die wenigsten Jugend- und Übungsleiter, jedoch merkt *Locher* (ebd., 42) kritisch an, dass Jugend- und Übungsleiter offenbar Schwierigkeiten bei der Art des Vermittelns von Hilfsangeboten haben. Den Umgang von Jugend- und Übungsleitern mit Alkohol und Nikotin stuft *Locher* (ebd., 47) als eher bedenklich ein. Immerhin 83,3% von ihnen gaben an, dass es Situationen gibt, in denen sie mehr als gewöhnlich rauchen oder Alkohol trinken.

Da die Hinweise auf ein strukturelles oder systematisches Unterstützungspotential sportlicher Aktivitäten im Verein rar sind, raten *Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck* (2002, 90) zur Zurückhaltung hinsichtlich der programmatischen Behauptungen über persönlichkeitsfördernde Leistungen des Sportvereins. Auch wenn männliche Jugendliche bei vereinzeltten Beschwerdebildern von ihrem Vereinsengagement zu profitieren scheinen, lassen die Befunde eine pauschale Bestätigung der Annahme, dass sportliche Aktivität im Jugendalter das Auftreten psychosomatischer Beschwerden signifikant mindert, nicht zu. Aufgrund ihrer Datenanalyse kommen *Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck* (ebd., 91) zu dem vorsichtigen Schluss, dass wohl nicht das Engagement im Sportverein beschwerdereduzierend wirkt, sondern dass vielmehr unter den Sportvereinsmitgliedern viele Jugendliche sind, die sich einer starken Physis und Psyche erfreuen.

Gesundheitliches Risikoverhalten wird (zumindest bezogen auf Alkohol) von jugendlichen Sportvereinsmitgliedern gleichermaßen praktiziert wie von Jugendlichen ohne Sportvereinsmitgliedschaft (vgl. *Locher* 2001 (a), 46). Auch wenn nach der Untersuchung von *Jürgen Raithel* (2003, 160) signifikante Unterschiede bei Alkohol- und Zigarettenkonsum zugunsten der jungen Sportler (7. bis 13. Jahrgangsstufe) bestehen (im Vergleich zu sportabstinenten Jugendlichen), so zeigt sich hier doch ebenfalls, dass die Sportpartizipation einen signifikanten Anstieg des Alkohol- und Tabakkonsums sowie Haschisch- und Marihuanakonsums bei steigendem Alter nicht zu verhindern vermag.

Nach *Digels* Einschätzung (2001, 69) bekommen Jugendlichen im Verein erstmals Kontakt mit der vielfach unreflektierten Droge Alkohol und lernen dabei, alkoholische Getränke zur Animation, als „Problemkiller“, Trostspender oder zur Aufheiterung und zur Geselligkeit zu nutzen. Die Befunde zum jugendlichen Problemverhalten stimmen daher auch *Brettschneider/Kleine* (2002, 342) nachdenklich. Die Daten ihrer Untersuchung bestätigen nachdrücklich den Ambivalenzcharakter des Sportvereins. Die soziale Integration durch den Sportverein kann sowohl funktional als auch dysfunktional verlaufen und das Sportvereinsmilieu kann für Heranwachsende die Funktion einer protektiven Ressource übernehmen und vor Drogenkonsum schützen. Ebenso kann es aber auch zur Entwicklung von Problemverhalten beitragen. Wenn *Brettschneider/Kleine* (ebd., 342) die Integration in eine „Alkoholkultur“ in manchen Sportarten geradezu gefördert sehen, kann man in diesen Fällen wohl eher – nicht ganz ernst gemeint – von einer „akzeptierenden Drogenarbeit“ sprechen denn von „Immunsierungseffekten“. Es ist ja auch keine neue Erkenntnis, dass Vereinsfußballer und -handballer bezüglich des Konsums von Alkohol einem Risikomilieu angehören. „Brinkhoff prägte in diesem Zusammenhang den Begriff vom ‚Feuchtbiotop Fußball‘“ (Brinkhoff/Gomolinsky 2003, 27).

Auch *Rittner/Breuer* (2000, 162) zitieren etwas ältere Studien und stellen fest, dass jugendliche Fußballer und Handballer beiderlei Geschlechts deutlich häufiger Alkohol als ihre Altersgenossen trinken und jugendliche Fußballer und Fußballerinnen auch wesentlich mehr rauchen als männliche und weibliche Jugendliche gleichen Alters. In anderen Sportarten lassen sich dagegen Abstinenzmilieus feststellen. Insgesamt spricht aber auch nach *Rittner/Breuer* (ebd., 161) einiges gegen die These einer suchtpräventiven Sozialisation qua Vereinsmitgliedschaft und sie verweisen auch darauf, dass ein Teil der Unterschiede auf den unterschiedlichen sozioökonomischen Zugang zu diesen Sportarten zurückzuführen ist. Insgesamt aber korreliert Sportintensität positiv mit dem Alkoholkonsum.

Weil das Sportvereinsmilieu für Heranwachsende die Funktion einer protektiven Ressource übernimmt und vor Drogenkonsum schützt, ebenso aber auch zur Entwicklung subkulturellen Problemverhaltens beitragen kann, empfehlen *Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck* (2002, 93) den Sportorganisationen mehr Realitätssinn und Bescheidenheit in ihren Werbekampagnen. Das Thema Sport in Verbindung mit Alkohol scheint schließlich auch aus der Perspektive der Werbung relevant zu sein. Eine Untersuchung zur Alkoholwerbung im Kontext von medialen Sportereignissen hat gezeigt, dass im Zusammenhang mit Sportsendungen im Fernsehen insbesondere den sogenannten Sonder-Werbeformen, die direkt in das übertragene Sportereignis eingebettet sind, sowie Sponsorenhinweisen eine wichtige Bedeutung zukommt (vgl. Lampert/Hasebrink 2002, 45/46). Wenn bei Sportveranstaltungen Slogans wie *Keine Macht den Drogen* gleich neben der Bierwerbung zu finden sind, dann ist mit *Brinkhoff* (2001, 81) zu fordern, bornierte Vorstellungen zu überwinden und die Blicke dafür zu öffnen, dass Sportvereine nicht per se protektive Schutzzonen sind, sondern dass man – d.h. insbesondere die Erwachsenen durch ihr Vorbild – sie erst dazu machen muss: „Dieses spezifische Risikoverhalten von jugendlichen Vereinsmitgliedern muss die Sportorganisationen zum Nachdenken auffordern. Das so genannte ‚Bier danach‘ oder auch ‚die dritte Halbzeit‘ sollten im Jugendvereinsport nicht länger zum Alltag gehören“.

Besonders brisant werden diese Ergebnisse noch einmal, wenn wir wieder Bezug auf das „Doping in Eigenregie“ (vgl. 2. 1. 6) nehmen. *Grupe* (2000, 241) verweist darauf, dass in einer „Medikamentengesellschaft“, in der die Schwelle zum Medikamentenkonsum und -missbrauch immer tiefer gelegt wird und der Griff zur (vermeintlich) helfenden Pille allgemein leicht fällt, auch der Schritt zum Dopingmittel klein ist. Eine Entwicklung zur „Dopinggesellschaft“, in der Leistungsmanipulationen ohne jeden sportlichen Bezug immer häufiger werden, ist – wie wir gesehen haben – unübersehbar. Die aktuellen Daten des Medikamentenmissbrauchs in Deutschland verdeutlichen das Phänomen gesamtgesellschaftlichen Dopings.

Nicht nur im Leistungs- und Freizeitsport werden also leistungssteigernde Mittel konsumiert, auch im Alltags-, Berufs- und Schulleben wird immer häufiger „Doping in Eigenregie“ betrieben. Doch die gesellschaftliche Beurteilung von Leistungsmanipulation ist ambivalent. „Während Doping im Alltag akzeptiert und nahezu gutgeheißen wird, ist die öffentliche Meinung beim Doping im Sport eher ablehnend“ (Thönneßen 2000, 1).

Etwa ein Zehntel der 15 bis 20jährigen Probanden der Studie von *Angelika Thönneßen* (ebd., 98) würden Stimulanzien zur Leistungsverbesserung im Sport konsumieren. Dabei ist aber zu bedenken, dass hier wahrscheinlich nur die Schüler dieses Konsummotiv überhaupt in Betracht ziehen, die selbst aktiv Sport treiben. Dennoch lehnt die deutliche Mehrheit der Schüler Doping im Sport ab, was der allgemeinen gesellschaftlichen Tendenz zur Verurteilung des Dopings im Sport entspricht.

Zwar wird einerseits Doping im Sport abgelehnt und verurteilt, andererseits ist der Trend zu hedonistischen, leistungsbezogenem „Doping in Eigenregie“ als typische Erscheinung einer lebensstilbewussten und zugleich leistungsorientierten Lebensweise nicht zu übersehen. „Die deutliche Mehrheit der Probanden, die sich zur Erhöhung ihres Freizeitvergnügens oder zur Bewältigung von Schulstress ‚dopen‘ würden, lehnen Doping im Sport ab“ (ebd., 102).

Hier ist es offensichtlich zu einer Verzerrung der Bewertungsmaßstäbe gekommen, die ihren Ursprung in der Aufspaltung der Sinngehalte des Sports (vgl. 2. 2. 1) findet. Dort wo Doping Wettkampfergebnisse manipuliert, nämlich im öffentlichen Hochleistungssport als Leitbild des traditionellen Sportverständnisses, wird Doping abgelehnt, aber im gewandelten Verständnis des Sports, als Spaßvermittler in der Freizeit und jedem zugänglich, ist jedes Mittel recht, maximalen Genuss zu entfalten. Laut *Thönneßen* (ebd.) hält die Mehrheit der Ecstasy-Konsumenten (83,3 %) Doping für nicht akzeptabel. Vergleichbare Werte ergaben sich auch für Speed- und Kokain-Konsumenten, und auch die Konsumenten aufputschender Medikamente lehnen zu 85,9 % Doping ab. Diese ausgesprochene Diskrepanz zwischen Anspruch und eigenem Handeln zeigt abermals, dass der eigene Konsum leistungssteigernder Drogen von den Probanden wahrscheinlich nicht als Doping betrachtet wird.

Es zeigt sich daher, dass sich die Vorstellung vom „sauberen Sport“, der in der Lage ist, gegen Suchtmittel zu immunisieren, offenbar auch bei denjenigen festgesetzt hat, die ihren Gewohnheiten nach dieser Vorstellung gar nicht entsprechen. Die durch *Keine Macht den Drogen* (latent) vermittelte Botschaft, dass für einen selbst andere Ansprüche zu gelten haben, als die man selber an andere stellt, ist offensichtlich angekommen.

Geschlechterverhältnisse im Sport

Auch wenn das Thema *gender* hier nur sehr kurz angerissen werden kann, soll doch nach dem Beitrag des Sports zur Geschlechtsidentität gefragt werden, da die Sportvereinsnetzwerke ja überwiegend geschlechtshomogen sind und sich insbesondere bei den älteren Jugendlichen in dieser Hinsicht deutlich von den Gesamtnetzwerken unterscheiden (vgl. Brettschneider/Kleine/Brandl-Bredenbeck 2002, 94).

Sport ist historisch gesehen eine Männerdomäne, deren wichtige Themen Wettkampf, Beherrschen von Gegner und Meisterung des Zufalls, Unterordnung zum Zweck des Siegs sind. Als männliche Faszinosen sind all diese Themen mit körperlicher Stärke, Einmaligkeit, Phantasien von Unsterblichkeit verbunden (vgl. Gebauer 2002, 167). Die Instrumentalisierung bzw. die Funktionalisierung des Körpers der Jungen zur Leistung und Schmerzresistenz entspricht männlichen Idealen, die oftmals durch das Streben nach Überlegenheit und Abgrenzung motiviert sind. Jungen können ihr dominantes, aggressives Verhalten im sportlichen Kontext ausagieren und erfahren Grenzen oft nur über schmerzhaft körperliche Sensationen (vgl. Endrikat 2001, 206).

Das Sportverständnis der Mädchen hingegen ist stärker an den gesundheits- und fitnessbezogenen Wirkungen des Sports ausgerichtet als das der männlichen Jugendlichen (vgl. Brettschneider/Brandl-Bredenbeck 1997, 135). Heranwachsende Mädchen bevorzugen differenzierte Muster spielerischer und sportlicher Aktivitäten, die sich in vielen Bereichen von denen der Jungen unterscheiden. Der große Bereich ästhetisch-kompositorischer Bewegungsformen fehlt z.B. bei den Jungen völlig. Mädchen dagegen vermeiden offenbar im Sportspiel allzu enge körperliche Kontakte (vgl. Berndt 1998, 216), was ihre Präferenz von Volleyball bei der Wahl von Sportspielen im koedukativen Bereich erklären würde.

Sportlich aktive Mädchen entsprechen meist weder eindeutig dem männlichen noch dem weiblichen Klischee. Ihre körperliche Erscheinung, ihre Bewegungsstile erscheinen oft unweiblich, aber gleichzeitig nicht überzeugend männlich. Um diesen Konflikt zu bewältigen, lehnen Mädchen und Frauen den Sport als widersprüchliche Erfahrungswelt oftmals ab oder bevorzugen Bewegungspraktiken, die eher zur Vervollkommnung des Körpers eingesetzt werden können (z.B. weiche Sportformen wie Tanzen oder Turnen) (vgl. Endrikat 2001, 205).

Doch *Lotte Rose* (1999, 11) weist darauf hin, dass Mädchen im Laufe der letzten Jahrzehnte sportlicher geworden sind, was auf einschneidende Veränderungen hinsichtlich der weiblichen Körpernormierungen verweist. Im Generationenvergleich ist die Zahl der sporttreibenden Mädchen zunehmend und nähert sich den Zahlen der Jungen an. Es ist daher immer weniger richtig, dass sich sportliche Mädchen das Stigma des abschreckenden Mannweibes einhandeln. Sportlichkeit ist als Teil weiblicher Körperästhetik hoffähig geworden. Die Befunde von *Endrikats* Untersuchung (2001, 205) zeigen schließlich sogar auf, dass Mädchen, die sich auf männlich orientierte Sportarten einlassen, sich selbst als sportlich kompetenter und körperlich selbstbewusster wahrnehmen.

Trotzdem zeigen viele Sportarten immer noch typische Männer-Individuen, aber nur wenige Sportarten typische Frauen-Individuen. In beiden Fällen wird nicht das natürliche, sondern das sozial konstruierte Geschlecht (*gender*) aufgeführt. Da sie den Zuschauerinnen spezifische Bewegungs- und Darstellungsformen eines weiblichen Habitus zur Teilhabe anbieten, haben Sportlerinnen – wenn sie sich aus der Masse empor-

heben können – eine ähnliche öffentliche Funktion wie Models der Modewelt und es ist nicht verwunderlich, wenn einige Top-Athletinnen ein eigenes Fashion-Label kreiert haben oder wenn ein Parfüm nach ihnen benannt worden ist. Insbesondere in den sogenannten „ästhetischen“ Sportarten wie Turnen, Rhythmische Sportgymnastik oder Eiskunstlaufen geht es um eine besondere Darstellung von Weiblichkeit, deren Aufführung auch beim Austausch der Athletinnen bestehen bleibt. Für die Sportgymnastik ist bezeichnend, dass es nicht wirkliche Frauen sind, die in dieser Disziplin das Weibliche darstellen, sondern es sind Mädchen, die Frauen spielen (vgl. Gebauer 2002, 169/170). Ein „Männerballett“ hingegen scheint im Sport – im Gegensatz zur Kunst – weiterhin nur als Klamauk denkbar.

Interessant wären in diesem Zusammenhang noch Untersuchungen zur geschlechtlichen Orientierung in „männlich“ und „weiblich“ geprägten Sportarten, da hier *gender* noch in einen komplexeren Zusammenhang der Geschlechter eingebettet wird. Zur reflexiven Moderne gehört schließlich auch, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften zunehmend Akzeptanz erfahren und sich folglich das traditionelle Verhältnis der Geschlechter als zueinander entgegengesetzt nicht aufrechterhalten lässt.

Bezogen auf das rein rational funktionierende männliche System (WMS), das zusammen mit dem reaktiven weiblichen System die Geschlechter von einander abhängig, süchtig macht (vgl. Teil I, 3. 2), funktioniert das Sportsystem aber in gängiger Weise. Die Versprechungen des Systems *Sport* wecken die Hoffnungen auf:

- den permanenten Fortschritt (höher, schneller, weiter)
- „sauberen“ Sport (fair geht vor)
- stabile Bindungen (wir sind eine große Familie)
- Demokratie und Partnerschaft (vgl. Kröner 1998 (b), 197).

Das Suchtsystem *Sport* mit seinem WMS idealtypischen-hierarchischen Strukturen benötigt viele co-abhängige und beziehungs-süchtige Frauen, die dieses System stützen, indem sie leichtgläubig darauf vertrauen, dass auch Männer an der Partnerschaft im Sport interessiert sind. Auch wenn sich seit Jahrzehnten an der Machtverteilung im organisierten Sport kaum etwas in Richtung Partnerschaft verändert hat, lässt der Blick in eine „bessere“ Zukunft beide, Männer wie Frauen, in der Gegenwart bewegungslos verharren. Angesichts permanenter süchtiger Produktorientierung im Sport erscheint Kröner (ebd., 198/199) das Verständlich-machen des Sinns von Prozessen und Prozessarbeit, an dem lebendige Menschen beteiligt sind, auch als eine äußerst mühselige Angelegenheit.

„Anorexia Athletica“

Weil der Körper im Sport zur Leistungspräsentation sowie als Darstellungsobjekt des „wohlgeformten Körpers“ eingesetzt wird (vgl. Endrikat 2001, 43), hängt Sportinteresse unmittelbar von solchen Körpervorstellungen ab, die eine „sportliche“ Figur als attraktiv ansehen. Eine sportliche Figur scheint heute nicht nur zu einem wichtigen Schönheitskanon, sondern auch zu den wichtigen Merkmalen eines beruflich erfolgreichen Menschen zu gehören (vgl. Pilz 1982, 156 u. 166). Mit der schlanken, „sportlichen“ Figur rückt der gesamte

Körper in das Blickfeld, während früher vor allem einzelne Bereiche wie Becken, Taille oder Oberkörper der Bewertung unterlagen (vgl. Stahr/Barb-Priebe/Schulz 1998, 15).

Der „Kampf mit der Waage“ auf der Suche nach dem idealen Körper wird für Mädchen – wie wir bereits gesehen haben – zu einem biographisch frühen Zeitpunkt als wesentlicher Teilaspekt des Zwanges „schön zu sein“ erlebt. Daher ist anzunehmen, dass Sportvereine vor allem von Mädchen im Hinblick auf ihre Körperlichkeit in besonderer Weise als Orte der sozialen Kontrolle erlebt werden (vgl. Berndt 1998, 218). Schließlich überwiegen bei Frauen deutlich Motive der Gesundheit und des Schönheitskanons sowohl bezüglich der Gründe, weshalb Sport getrieben wird, als auch der Gründe, die zum Sporttreiben reizen könnten (vgl. Pilz 1982, 156).

Die Analyse suchtbezogener Motive in der Laufbewegung wird verstärkt, als festgestellt wird, dass einige Sportler während erzwungener Trainings- und Wettkampfpausen weiter trainieren und spezifische Deprivationssymptome entwickeln. Es wird z.B. nachgewiesen, dass bei leistungssportlich trainierenden College-Athletinnen das Training nicht immer ausschließlich im Sinne einer Leistungssteigerung, sondern ebenso als Mittel der zusätzlichen Gewichtsreduktion eingesetzt wird. Bei Läuferinnen werden auch eine erhebliche Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper und sogar Körperschemastörungen festgestellt, ähnlich wie bei anorektischen Frauen (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 3). *Knobloch/Allmer/Schack* (2000) stellen daher die Frage, ob bei Sportlerinnen, die nach einem schlanken Körper streben und von Essstörungen und Magersucht betroffen sind, diese psychosomatischen Störungen jeweils die Ursache für ein exzessives Sporttreiben sind oder ob und wie eine intensive Sportaktivität zur Essstörung oder Magersucht führen kann.

Die überzogene Kultivierung des Schlankheitsideals im Sport bildet den Hintergrund für die Modellfunktion schlanker Spitzenathletinnen besonders für Mädchen, die anfänglich leicht übergewichtig gewesen sind. Die „Schönheitsläuferin“ benutzt den Sport als eine Möglichkeit der Gewichtsreduktion und ist nicht primär an der Leistungsverbesserung interessiert. Mädchen, die bereits vor dem Laufen magersüchtige Neigungen entwickelt haben, geben zu, mit dem Sport begonnen zu haben, weil dort Schlankheit als lobenswert angesehen wird. Sie können den Sport, weil er im Allgemeinen ein positives Ansehen genießt, als Ausreden benutzen, um Sorgen der Familie und anderer Personen wegen des Gewichtsverlustes zu zerstreuen (ebd., 197). Es ist aber auch davon auszugehen, dass es bei den „Konkurrenzläuferinnen“ eine erhebliche Dunkelziffer gibt, da Informationen zur Weiterentwicklung ihrer Störung fehlen.

Knobloch/Allmer/Schack (ebd., 199) benennen daher eine *primäre Sportsucht*, die zum Zwecke der Leistungssteigerung mit einem intensiven Bemühen um ein geringes Gewicht verbunden sein kann, ohne dass die wesentlichen Kriterien der Anorexie erfüllt werden. Die Gewichtsreduktion wird hierbei durch einen negativen Einfluss auf die Leistung kontrolliert. Aus der Gymnastik wird berichtet, dass die Mädchen aufgrund von mehr oder weniger deutlichen Hinweisen der Trainer zum Zwecke der Leistungssteigerung an ihrem Gewicht arbeiten und häufig zu übertriebenen Maßnahmen der Gewichtsreduktion greifen (ebd., 198). Der psychische Druck, dünn sein zu müssen, ist bei rhythmischen Sportgymnastinnen so stark, dass sie sich nur noch wohl fühlen, wenn sie krank aussehen und sich auch als krank empfinden. Es wird also ganz massiv am Körper eine Leistung erbracht, nicht nur mit dem Körper. Dieser Wettstreit um den dünnsten Körper

kann eine so zentrale Stellung einnehmen, dass die rein sportliche Leistung fast zur Nebensache wird. Viele Leistungssportlerinnen unterwerfen sich dem Bedürfnis nach Kontrolle folgend immer wieder den härtesten Anforderungen, um dadurch ihr Selbstwertgefühl zu stabilisieren (vgl. Endrikat 2001, 45).

Die *sekundäre Sportsucht* tritt demgegenüber nur in Verbindung mit Kriterien der Anorexie auf, insbesondere der krankhaften Furcht, dick zu werden und das vorrangige Ziel der Bewegungsaktivität besteht darin, Kalorien zu verbrennen und Gewicht zu verlieren (vgl. Knobloch/Allmer/Schack 2000, 199). Sportliche Aktivitäten tragen zur Gewichtsabnahme bei Magersüchtigen bei, die trotz zunehmendem körperlichem Abbau durchgeführt werden. Dies gilt insbesondere für Sportarten, die Dauerleistungen beinhalten wie z.B. Jogging und Aerobic (vgl. Barb-Priebe 1998, 207). Hyperaktivität, ein immenser Leistungszwang zu sportlicher und geistiger Betätigung trotz körperlicher Schwäche, künstliches Wachhalten, Tablettenkonsum etc. sind Mittel, die dazu dienen, „überschüssige“ Kalorien zu verbrauchen und Pfunde zu verlieren. Dabei hilft noch die euphorische Stimmung, die durch die chronische Unterhungerung entsteht (vgl. Rohrbach 1995, 142).

Als *Anorexia Athletica* wird eine bewusste Verringerung des Körpergewichts bis zur Grenze des Untergewichts bezeichnet, um eine bestimmte sportliche Leistung zu erreichen (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 7). Knobloch/Allmer/Schack (2000, 200/201) beschreiben *Anorexia Athletica* als den Zustand im Übergang vom exzessiven Sporttreiben zur *Anorexia Nervosa*: Das ursprüngliche Ziel der Leistungssteigerung kann in den Hintergrund gedrängt werden, weil durch das exzessive Sporttreiben der Appetit unterdrückt wird und die positive Bedeutung der Nahrung verloren geht. Zusammengefasst stellen sich die Verknüpfungsformen von exzessivem Sporttreiben und *Anorexia Nervosa* wie folgt dar:

- Exzessives Sporttreiben strebt primär nach Verbesserung der Leistung und der damit verbundenen Anerkennung. Die Reduktion des Gewichts dient – auf der Grundlage der Bindung an den Sport – diesem Ziel im Sinne der Konkurrenzläuferin bzw. der primären Sportsucht.
- Gefördert durch allgemeine und sportimmanente soziale Erwartungen und konkreten Druck kann bei den leistungsorientierten Sportlerinnen das Streben nach geringerem Gewicht bzw. Schlankheit zunehmend an Bedeutung gewinnen (*Anorexia Athletica*). Der Übergang in die *Anorexia Nervosa* mit eindeutigen klinischen Merkmalen wird jedoch nur bei einer vulnerablen Persönlichkeiten bzw. psychischen Prädisposition für diese Störung erfolgen.
- Exzessives Sporttreiben kann von Patientinnen mit Anorexie benutzt bzw. mit dem Ziel „missbraucht“ werden, das Körpergewicht weiter zu reduzieren. Sportbezogene Leistungsziele stehen entsprechend dem Konzept der Schönheitsläuferin bzw. der sekundären Sportsucht dabei von Beginn an im Hintergrund.

Wie bei anderen Süchten handelt es sich bei der Entwicklung der Sportsucht um einen Prozess, der unterschiedliche Verlaufsformen annehmen kann (ebd., 201/202). Zum einen gibt es einen direkten Verlauf, in dem die Bewegungsaktivität bzw. der Sport von Beginn an eine funktionale Bedeutung für die *Sucht* hat, bei der der intensive Wunsch nach einem außergewöhnlichen Stimmungszustand bestimmend ist. Andererseits kann die Verarbeitung bzw. Kompensation von negativen Effekten ein wesentliches Motiv sein, mit dem Ausdauersport zu beginnen. Ergibt sich während des Sporttreibens keine Motivverschiebung, z.B. in

Richtung des Entspannungs- oder Gesundheitsmotivs, kann eine Suchtentwicklung mit Dosissteigerung und weiteren Symptomen eintreten. Untersuchungen zeigen, dass die Magersucht neben der Sportsucht ein auffälliges Bewegungsverhalten unmittelbar auszulösen vermag. Hier dient die Bewegung ausschließlich dazu, Gewicht zu reduzieren und schlanker zu werden. *Miethling/Schirmer* (1999, 7) halten jedoch bewusstes Abnehmen bis an die Grenze des Untergewichts als Alarmzeichen für Magersucht und nicht für Anorexia Athletica, da unterernährte Personen auch nicht mehr maximal körperlich leistungsfähig sind.

Sportsucht und Anorexie können sich aber auch über den Weg der Bindung an den Sport im Sinne der Kontrolle des damit verbundenen Handelns entwickeln. Dieser Zustand kann jedoch in Richtung eines süchtigen Verhaltens entgleisen, von dem besonders Frauen in den Sportarten, für die ein schlanker Körper und ein geringes Gewicht förderlich sind, gefährdet sind (vgl. Knobloch/Allmer/Schack 2000, 202). Hier lassen sich Formen des Ernährungsverhaltens und der Gewichtskontrolle nachweisen, wie sie auch bei anorektischen Patientinnen vorkommen und die durch äußerst geringe Kalorienaufnahme, Missbrauch von Abführmitteln und harntreibenden Substanzen und willkürliches Erbrechen gekennzeichnet sind (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 3).

Die Erkrankungsrate für anorektische und bulimische Essstörungen liegt bei Sportlerinnen und Sportlern, deren Disziplin eine hohe Gewichtskontrolle von ihnen verlangt, weitaus höher als beim Durchschnitt der Bevölkerung (ebd.). Bei Ballettschülerinnen und Kunstturnerinnen wurde eine überdurchschnittliche Prävalenz für Magersucht festgestellt und auch bei Sportstudentinnen wird aufgrund einer Interviewstudie eine erhöhte Prävalenz vermutet (vgl. Barb-Priebe 1998, 206).

Mit seiner Orientierung an den Prinzipien der Leistungssteigerung, des Leistungsvergleichs und der ästhetischen Selbstdarstellung leistet der Sport seinen Beitrag dazu, dass der Körper zum Fetisch wird (vgl. Stahr 1998, 159). Leistungssportliche Aktivitäten enthalten also einen weiteren Teil soziokultureller Bedingungen, die als begünstigende Faktoren für Magersucht wirken können und sind mehr als ein reiner Auslöser für eine (latent) vorhandene Neigung der Aktiven. Gleichzeitig darf Sport nicht als alleinige Ursache dieser Sucht gesehen werden. Man muss vielmehr von problematischen Dispositionen der Sportlerinnen ausgehen, die innerhalb und außerhalb des Sports gebildet werden und sich wechselseitig verstärken können. In Leistungssportaktivitäten wie in der Magersucht können die Erfahrungen von Körper- wie Sinnlichkeitsüberwindung und Vergeistigung in der allmächtigen Kontrolle des Geistes und des Willens über den Körper gesucht werden. Körperbeherrschung statt Kohärenzerfahrung. Der Triumph der Siegerin ist nicht ein Sieg ihres Körpers, sondern ein Sieg ihres Willens über ihren Körper und die ihrer Konkurrentinnen. Wenn zusätzlich regelmäßige Gewichtskontrollen und Körperfettmessungen, Ernährungsschulung und Ernährungspläne zum Bestandteil ihrer Kaderlehrgänge gehören, entwickeln viele Athletinnen auf diesem Hintergrund nicht selten (subjektive) Theorien, die in Annahmen gipfeln wie: „Je dünner ich bin, desto leistungsfähiger kann ich meinen Sport betreiben“. Fett bedeutet dann Faulheit und Versagen und die ständige kritische Beobachtung der eigenen körperlichen Erscheinung unter diesen leitenden Gedanken macht anfällig für Wahrnehmungsverzerrungen. Schließlich lässt sich immer noch etwas an Körpermasse entdecken, das als „abtrainierbar“ bzw. „abhungerbar“ erscheint. Damit wird dann dem verbreiteten gesellschaftlichen und spezifisch leistungssportlichen Ideal des schlanken Frauenkörpers radikal entsprochen. Dem Entwicklungsprozess der sportlichen

Leistungsnorm ähnlich wird eine gestörte Selbstwahrnehmung des Körperbildes mit jeder geglückten Überwindung der Differenz von Soll- und Ist-Wert gestützt und gefördert (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 6).

2. 3 Paradigmenwechsel: Suchtprävention in der reflexiven Moderne

Der Fokus der Präventionsarbeit ändert sich mit den Bedingungen der Identitätsarbeit und zollt zunehmend problembewussten Sichtweisen Tribut. Man könnte sagen, Prävention wird in der reflexiven Moderne selbst (selbst)reflexiv.

2. 3. 1 Von der Drogenprävention zur Suchtprävention

Anfang der 1980er Jahre kommt es zu einer konzeptionellen und praktischen Neuorientierung in der Prävention, in dessen Zentrum nun nicht mehr ausschließlich die einzelnen Substanzen und die mit ihnen assoziierten Gefahren und Verelendungen stehen, sondern deren Ansätze primär auf die Ursachen von Suchtgefährdungen und Abhängigkeitsentwicklungen im stofflichen wie im nicht-stofflichen Bereich zielen. *Suchtprävention*, wie der neue Begriff nun heißt, hat den Anspruch, die hinter süchtigen Verhaltensweisen vermuteten Haltungen, Einstellungen, Entwicklungserfahrungen und -belastungen von Kindern und Jugendlichen zu erkennen und dort, wo Brüche und Überforderungen drohen oder ein Scheitern vorgezeichnet scheint, vorbeugend einzugreifen. Es geht also im Gegensatz zur Drogenprävention nicht nur darum, den Missbrauch von legalen und illegalen Drogen zu sanktionieren, sondern auch Risikoverhalten und Suchtgefährdung zu verstehen und Alternativen zu fördern bzw. anzubieten. (vgl. Franzkowiak 1996, 410/411).

Die Suchtprävention orientiert sich konzeptionell am Entwicklungsaufgabenkonzept der kontextuell-handlungstheoretischen Entwicklungspsychologie. Methodisch herrscht bis heute eine experimentierende Haltung. In den 1980er Jahren werden „alternative präventive Handlungsmöglichkeiten“ erkundet und „Impulse zur Verbesserung der Suchtprävention“ gesetzt. Die substanzspezifische Aufklärung wird dabei nicht völlig verworfen, sondern in ein funktionales Verständnis von Risikoverhalten im Jugendalter eingebunden. Insbesondere der Versuch, „funktionale Alternativen“ zum „Kick & Thrill“ des Drogenexperimentierens zu entwickeln, kennzeichnet seit Mitte der 1980er Jahre die Szenerie. In diesem Zusammenhang haben körperliche Extremerlebnisse und auch Philosophie und Praxisansätze der *Erlebnispädagogik*, als Umsetzung der Forderung nach „faszinierender“ Prävention, eine große Popularität gewonnen, die sich nach der Einschätzung von *Peter Franzkowiak* (ebd., 411) mittlerweile jedoch wieder abschwächt.

Suchtgefahren

Suchtprävention geht also über die Verhinderung des Griffs nach Drogen hinaus und umfasst die langfristige, gezielte und begleitende Förderung positiver Entwicklungsmöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen (vgl. Seifert/Gross 2000, 36). In diesem Sinne fordert *Thiersch* (1996, 66) Präventionsarbeit nicht erst dort,

wo Katastrophen sich abzeichnen, Präventionsarbeit nicht primär mit belasteten Individuen, sondern in Verhältnissen und Strukturen, die für Individuen neue und tragfähige Orientierungen in einer belastbaren Lebenswelt erlauben. Eine so verstandene Prävention bezieht sich auf unterschiedliche Ebenen, auf die Ebene der Gesellschaftspolitik, auf die Ebene der Institutionen und auf die Ebene von Individualprogrammen. „Prävention ist zunächst Abbau und Veränderung von Gesellschaftsstrukturen, damit Ungleichheiten und Verunsicherungen zumindest minimiert werden“ (ebd.).

Der Begriff *Suchtprävention* und der sich damit ändernde Fokus sind aber nicht ohne Folgen, denn es zeigen sich nach *Krätzschmar/Krauß* (1994, 9) folgende Implikationen

- Es gibt süchtigen und nicht-süchtigen Drogenkonsum. Suchtprävention bezieht sich nur auf ersteren und lässt nicht-süchtigen Konsum außer Acht bzw. akzeptiert ihn ausdrücklich (vor allem, wenn es um legale Drogen geht).
- Prinzipiell kann jede Verhaltensweise, jede Gewohnheit zur *Sucht* entgleisen (essen, fernsehen, arbeiten, putzen etc.).
- Der Unterschied zwischen legalen und illegalen Drogen bzw. Gewohnheiten wird relativiert.

Daraus ergibt sich eine problematische Konsequenz für den Begriff *Sucht* darin, dass der Versuch der Entdiskriminierung durch einen sehr weit gefassten Suchtbegriff in einer Pathologisierung des Alltags enden kann. Nicht zuletzt um dies zu verhindern, ist es nach *Krätzschmar/Krauß* (1994, 11) sinnvoll, den Begriff der Prävention vom Postulat einer allgemeingültigen Norm zu befreien und ihn ausschließlich mit individuellen, subjektiv definierten Zielen und Werten zu füllen. In diesem Sinne beabsichtigt Prävention zwar, Schaden und Gefahren möglichst frühzeitig abzuwenden, was ein Schaden bzw. eine Gefahr darstellt, definiert sich dabei aber individuell. Wer Drogen konsumiert, wird hier andere Prioritäten setzen als konsequente Abstinenzler. Prävention kann sich bei Drogenkonsumenten z.B. auf die Verhinderung von Infektionen, die Milderung negativer Drogennebenwirkungen etc. beziehen. Völlig anders definiert sich Prävention dann für Nicht-Konsumenten. Wer den Konsum einer bestimmten oder aller Drogen für sich ablehnt, soll hierbei Unterstützung erfahren.

Eine völlige Abstinenz von Suchtverhalten oder von Suchtstoffkonsum beziehungsweise -abhängigkeit wird auch nach Einschätzung *Bürgins* (1994, 136/137) kaum je Ziel der Prävention sein können. Im Falle des süchtigen Essens ist Abstinenz zudem ja auch keine Lösungsmöglichkeit (vgl. Rohrbach 1995, 145). Vielmehr wäre ein limitierter, kritisch-bewusster Umgang mit Suchtstoffen oder Suchtverhalten anzustreben. Eine die gesamte Lebenssituation einbeziehende Prävention darf sich dann auch aus individuumsorientierter Sicht nicht allein auf die Missbrauchs- bzw. Abhängigkeitsverhütung beschränken, da reine Abschreckung kein ressourcenorientiertes Ziel wäre.

Akzeptierende Drogenarbeit

Die *akzeptierende Drogenarbeit* fasst Drogenkonsum als normales gesellschaftliches Phänomen auf, macht jede Intervention vom Willen und der Entscheidung der Betroffenen abhängig und unterstützt gerade auch diejenigen, die sich nicht drogenfrei orientieren möchten (vgl. *Krätzschmar/Krauß* 1994, 7). Ich ordne die akzeptierende Drogenarbeit hier unter Suchtprävention ein, weil sie nicht mehr auf Abstinenz als Ziel setzt,

sondern durch ihre offensive, klientenorientierte und nicht bevormundende Haltung Kontakte zu Drogenkonsumenten schafft und ihre Aufgaben bei der Suche nach Möglichkeiten der Lebensbewältigung und Lebensgestaltung sowie zur gesellschaftlichen Integration findet (vgl. Grundmann 1998, 94).

Die präventive Arbeit stützt sich auf die jugendliche Persönlichkeit und deren Bedürfnisse und setzt an den individuellen Problemen der Jugendlichen an und nicht vordergründig am „Drogenproblem“. Sie soll damit einen Raum für die Entfaltung in anderen Lebensbereichen schaffen. Indem dem Drogenkonsum und damit der Abstinenz als Ziel weniger Bedeutung und Gewicht beigemessen wird, kann es unter Umständen dem Klienten eher ermöglicht werden, abstinent zu werden. Indem nicht mehr seine Abhängigkeit als sein zentrales (Lebens)Problem thematisiert wird, wird ihm mit einer veränderten Bedeutungsgebung ermöglicht, veränderte Interaktionsmuster zu finden und auch sich selbst als wieder entscheidungsfähig zu erleben (ebd.). Sozialpädagogisches Handeln soll hier Ausgrenzungsprozessen entgegenarbeiten und Gleichheit und Gerechtigkeit für unterschiedliche Lebensentwürfe schaffen. Folglich geht es auch nicht um ein „Feuerwehervorgehen“ zur Behebung defizitärer Verhältnisse (vgl. Krätzschmar/Krauß 1994, 8).

Legnaro (2001, 121) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass wenn man das Erklärungsprinzip „Abhängigkeit“ durch das Erklärungsprinzip „Autonomie“ ersetzt, man den Konsum von Drogen auch als autonom und selbstbestimmt betrachten kann und er nur dann als therapiebedürftig gilt, wenn die betreffende Person es selbst für sich so sieht, wenn also das jeweilige Verhalten unter einem subjektiven Leidensdruck steht. Die Ausbreitung der Ansätze zur akzeptierenden Drogenarbeit kann vor diesem Hintergrund als ein Schritt in diese Richtung gewertet werden.

Risikokompetenzen und Alternativen

Da nicht alle Schwierigkeiten und Schwächen einen jungen Menschen zu Suchtmitteln führen, aber jeder Suchtmittelabhängige viele Erfahrungen mit Schwächen oder Schwierigkeiten in seiner Entwicklung zur *Sucht* gemacht hat, darf Suchtprävention nach *Kaufmanns* Auffassung (1997, 28) nicht als Programm für punktuelle oder permanente Krisenintervention angesehen werden, sondern muss als Ziel die psychosoziale Stabilisierung aller Kinder und Jugendlichen im Auge haben. Daher ist es auch wichtig, verstärkt nach den Funktionen der Suchtmittel zu fragen, vom Sicherheitsbedürfnis bis zur Neugier und Abenteuerlust, vom Dazugehören bis zum Ausgrenzen, vom Sich-öffnen bis zum Zumachen (vgl. Kaufmann 1997, 36/37).

Risikoverhalten ist der Leitbegriff in der neueren Forschung zum Drogenkonsum und -missbrauch in der Jugendphase und lässt sich in entwicklungspsychologischer und kulturalistischer Perspektive als ein entwicklungsbegleitendes, mit subjektivem und kollektivem Nutzen aufgeladenes Handeln dechiffrieren. Risikoverhalten kann im Rahmen der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und der Identitätsbildung eingesetzt werden und besitzt damit sozial und (sub-)kulturell integrierenden Charakter (vgl. 1. 1. 3). Risikoverhalten zeichnet sich durch eine mehrgestaltige „Funktionalität“ aus. Es kann auf der einen Seite zweifellos den Einstieg in eine irreversible Selbstschädigung, in Suchtgefährdung oder Delinquenz markieren – muss aber nicht unbedingt dazu führen – und auf der anderen Seite gehört es im Rahmen der Bewältigung von altersspezifischen Entwicklungsaufgaben als „Durchgangsphase“ zur normalen Entwicklung (vgl. Franzkowiak 1996, 414/415).

Unter *Risikokompetenzen* versteht man den Erwerb von Erfahrungen und Entwicklung von Entscheidungs- und Handlungskompetenzen im Umgang mit gesundheitsbezogenen Risikoverhaltensweisen bzw. Risikosituationen. Risikokompetenz als inhaltliche und operationale Zielvorgabe ist in ein Risikomanagement als strategische Orientierung eingebettet. Die sich für die Suchtprävention daraus ergebenden Schwerpunkte fasst *Franzkowiak* (ebd., 417) wie folgt zusammen:

- Förderung von Risikokompetenz bei den jugendlichen Subjekten (Befähigung und/oder Unterstützung von Selbstkontrolle auf einem Zielkontinuum: von der zeitweiligen bzw. dauerhaften Abstinenz über eine Experimentierkompetenz bis hin zur selbsttätigen Wirkungskontrolle/Schadensbegrenzung bei zeitlich begrenztem Gewohnheitsgebrauch von Drogen);
- pädagogische Risikobegleitung im Sinne einer noch umfassend zu entwickelnden präventiven Strategie der individuellen bzw. kollektiven Kompetenzförderung und Gefahrenminimierung;
- strukturelle Gefahrenminimierung von Seiten des organisierten und professionellen präventiven Handelns, der Drogenhilfe und -politik.

Jede Droge ist an sich neutral, ein Weichensteller oder Schalthebel des Bewusstseins, weiter nichts. Aber im Unterschied zum „Süchtigen“ zeichnet sich „der Kenner und Liebhaber des Rausches“ dadurch aus, dass er im Umgang mit der Droge jene Distanz zu wahren weiß, die sowohl ihrer Eigenart wie auch der spezifischen Wellenlänge seiner eigenen Konstitution entspricht. Mündigkeit im Umgang mit Drogen meint hier daher das Wissen um deren adäquate Dosierung (vgl. Niebling 1997, 106/107). Weil Drogenkonsum außerdem ein Teil der modernen Gesellschaft ist und sich auch durch präventive Maßnahmen nicht vollkommen beseitigen lässt, plädieren *Grundmann* (1998, 9), *Silbereisen* (1998, 1066) und *Hurrelmann/Bründel* (1997, 110) dafür, dass Jugendliche einen kontrollierten Umgang mit legalen Drogen erlernen. Aus entwicklungspsychologischer Sicht geht es angesichts der Rolle von Alkohol- und Drogengebrauch beim Hineinwachsen in die Erwachsenenrolle unserer Kultur und Gesellschaft also nicht in jedem Fall um Abstinenz, sondern eher um einen verantwortlichen Gebrauch und die Vermeidung von Missbrauch (vgl. Silbereisen 1998, 1068). Dieser Forderung liegt die Einschätzung zu Grunde, dass eine Reduzierung des Alkohol- und Tabakkonsums bei Jugendlichen nicht gegen die allgemein vorherrschenden Muster erreicht werden kann. Vielmehr bedarf es einer Verringerung der Belastungspotentiale in der Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen, so dass auch die Wahrscheinlichkeit sinkt, dass sie zur Kompensation von Verhaltensproblemen in den Drogenmissbrauch abrutschen. Mit Kompetenzerwerb meinen *Hurrelmann/Bründel* (1997, 110) daher nicht nur den Umgang mit der Droge, sondern auch den Umgang mit Problemen und Konflikten.

Hurrelmann/Bründel (ebd., 109) weisen aber auch darauf hin, dass das Gesundheitsverständnis Jugendlicher vom Erlebnis der eigenen Kraft gekennzeichnet ist und Hinweise auf mögliche Gefährdungen häufig abprallen lässt. Das heißt, Gesundheit ist für Jugendliche ein selbstverständlicher Wert, der keinen Anlass zur Vorsorge und die Voraussetzung für eine erweiterte Risikobereitschaft bietet. Da Suchtprävention dies berücksichtigen und Jugendlichen Verhaltensalternativen bieten muss, damit sie ein abwechslungsreiches und durchaus risikoreiches Leben auch ohne Drogen führen können, hält *Michael Dietrich* (1994, 179) auch Attraktivität für kein schlechtes Stichwort für eine Branche wie die Präventionsarbeit, „die in weiten Bereichen vor Depressivität und Langeweile nur so strotzt“. Drogen sind attraktiv, denn sie versprechen eine

ganze Reihe schöner Gefühle und halten diese Versprechungen zumindest in Teilen ja auch. Analog zu dem unter 2. 1. 6 festgehaltenen Konsummuster stellt *Dietrich* (ebd.) hierzu fest, dass derzeit Drogen mit aufputschender Wirkung, die größtenteils zunächst das Selbstbewusstsein, das Durchsetzungsvermögen und die Leistungsfähigkeit steigern, für Jugendliche besonders attraktiv und zudem mit gesellschaftskonformen Werten verknüpft sind.

Da man im Allgemeinen davon ausgeht, dass Jugendliche ihren Platz in der Gesellschaft erst noch finden wollen und müssen, plädiert die Suchtprävention hier für die Bereitstellung von Übungsfelder, die ihnen experimentelle Freiräume und zugleich klare Strukturen bieten. In eigens für die Jugendlichen bereitgestellten Räumen sollen sie fundamentale Lebens- und Lernerfahrungen machen, deren Schwerpunkt auf der Erlebnisfähigkeit und dem Erfahren von Grenzsituationen liegt. Diese Erlebnisse dienen als funktionale Alternative zu den Risikoverhaltensweisen im Zusammenhang mit psychoaktiven Substanzen. Um das Risiko in diesen alternativ bereitgestellten Räumen kontrollieren zu können, bedarf es der pädagogischen Betreuung und struktureller Angebote, die es erlauben, genügend Freiraum zur eigenen Gestaltung zu lassen. Hier muss ausdrücklich das Experimentieren mit psychoaktiven Substanzen, auch mit illegalen, in Kauf genommen werden (vgl. Grundmann 1998, 91/92).

Es geht zusammenfassend in der Suchtprävention darum, jene personalen und sozialen Kompetenzen zu stärken, die zu einer gelingenden Bearbeitung von Entwicklungsaufgaben erforderlich sind (vgl. Seifert/Gross 2000, 37), wobei der Umgang mit Rauschmitteln als eigenständige Entwicklungsaufgabe besondere Berücksichtigung findet. Unter dieser Klammer sind auch Ansätze zur Prävention süchtigen Essverhaltens zu fassen, die sich aber verstärkt auf geschlechtsdifferenzierende Aspekte beziehen müssten und deshalb hier nicht weiter betrachtet werden (vgl. Schlussbetrachtung: Ausblendung der Gender-Thematik).

Pädagogisierung sozialer Probleme

Das Zauberwort Prävention steht hoch im Kurs und gerät nicht selten in den Strudel eines Machbarkeitswahns, wenn man glaubt, vorhersehbare ungünstige Entwicklungen in der Zukunft beeinflussen zu können. Aber bei einem so vielschichtigen Phänomen wie der *Sucht* mit seinen vernetzten Rückkopplungsschlaufen sind Aussagen über mögliche präventive Faktoren sehr diffus und die Kenntnisse über die Wirksamkeit präventiver Aktivitäten sehr begrenzt (vgl. Bürgin 1994, 134). Vor allem im Bereich des Konsummissbrauchs legaler und illegaler Drogen geht eine individuumszentrierte Prävention davon aus, dass primär über eine Verhaltensveränderung einzelner Personen der Konsum beziehungsweise Missbrauch gesenkt werden könne, sofern die gesundheitsriskanten Faktoren erkannt und durch soziales Lernen Änderungen in den motivationalen und kognitiven Strukturen herbeigeführt werden könnten. „Dieser Ansatz impliziert eine Vorstellung von einem richtigen oder falschen Zielzustand und stuft Menschen als erziehungsbedürftig und unmündig ein. So verstandene Prävention wird zum Instrument von Anpassungsforderungen und sozialer Kontrolle“ (ebd., 135).

Mit ihrem Anspruch, die hinter den süchtigen Verhaltensweisen stehenden Probleme und damit die Ursachen zu verstehen und zu bearbeiten, tendiert die Suchtprävention dann dazu, *Sucht* als gesellschaftliches Problem zu identifizieren und in Verbindung mit ihrer experimentellen Methodik immer mehr The-

men und Probleme als „pädagogische Herausforderung“ zu definieren und an pädagogische Instanzen zu delegieren. *Hartmut GRIESE* (2001, 33) kritisiert das als „Pädagogisierung sozialer Probleme“. In der Folge wird zu fast jedem neuen gesellschaftlichen Problem eine Spezial- oder Sonder-Pädagogik „erfunden“. „Immer wenn Politik und Erwachsene versagen, erfolgt der Ruf nach Erziehung und Pädagogik“ (ebd.).

Doch während sich die Sozialwissenschaften von der „Pädagogisierung gesellschaftlicher Probleme“ verabschieden, setzen Politik (aus Gründen der Problemdelegation) – und wohl auch große Teile der Pädagogen (aus Legitimierungsgründen) – nach wie vor auf Erziehung und Pädagogik (ebd.). Dabei lassen sich pädagogische Maßnahmen beobachten, die durch die Hereinnahme jugendlicher Interessen, Bedürfnisse und Probleme in ein pädagogisches Konzept (Pädagogisierung jugendlicher Freiräume) zunächst scheinbar auf die Lebenssituation ihrer Klienten eingehen, um dann aber die pädagogischen Ziele „draufzusetzen“ (vgl. Klawe 1983, 147).

In der neueren Sozialisationsforschung sieht man Kinder und Jugendliche aber nicht mehr so sehr als passiver Empfänger von Sozialisationsbotschaften und pädagogischen Einflüssen, sondern eher als eigenaktiv diese Prozesse beeinflussende und auch mitgestaltende Subjekte, die für ihre Sozialisation letztlich selbst verantwortlich sind. Wenn wir also von *Selbstsozialisation* sprechen, müssen wir pädagogisches Handeln und Wollen ausklammern. Subjekte sozialisieren sich selbst, indem sie den Dingen und sich selbst eine eigene Bedeutung zuschreiben, indem sie eine eigene Handlungslogik für sich entwerfen und indem sie schließlich eigene Ziele für ihr Handeln formulieren. Die dabei entworfene Konstruktion der Wirklichkeit von Kindern und Jugendlichen wird sich nicht mit der pädagogischen Instanzen decken können (vgl. GRIESE 2001, 33/34).

Wenn denn also die Pädagogik auf den entgegengesetzten Pol der Fremdsozialisation rückt, müssen bei der Transformation von Fremd- in Selbstbestimmung Prinzipien pädagogischen Denkens und Handelns befolgt werden, die den Menschen als zu produktiver Freiheit fähig bestimmen (Prinzip der Bildsamkeit) und die Zu-Erziehenden ständig auffordern, selbst tätig zu werden, und zwar denkend und handelnd (Prinzip der Aufforderung zur Selbsttätigkeit). Daraus ergeben sich nach *Scherler* (1997, 50) zwei Paradoxien: Erziehung muss sich zum einen selbst entbehrlich machen und kann über ihr eigenes Wirken nicht oder nur bedingt verfügen. Der erzogene Mensch kann dann nicht mehr als das „Werk“ seines Erziehers, sondern nur als Ergebnis seiner eigenen Anstrengung gesehen werden. Diese Auffassung von Pädagogik ist eine Absage an jeglicher Art von Instrumentalisierung – und damit auch an eine Prävention, die gegen das Wollen und ohne die Mithilfe ihrer Klienten Ansprüche durchsetzen will, wie das Leben zu bewältigen sei.

Wir sehen also, dass Erziehung und Pädagogik durch die ihnen zugeschriebenen Funktionen einerseits immer wichtiger werden, andererseits aber die Grenzen des pädagogisch Machbaren immer deutlicher werden. Die aktuelle Sozialisationsforschung bewegt sich hin zum Konzept der Selbstsozialisation „und erteilt pädagogischen Vorstellungen einer planbaren intentionalen Beeinflussung der nächsten Generation eine überdeutliche Absage“ (GRIESE 2001, 34). Im Phänomen der *Sucht* wird ja auch deutlich, dass dem Individuum die Reflexion seiner Einheit aufgegeben ist und dass es dabei um Probleme geht, die sich aus der modernen Gesellschaft für den Einzelnen ergeben. Eben das schließt es aber nach *Luhmann* (1994, 195) aus, dass die Gesellschaft zugleich auch die Lösung dieser Probleme, die Individualität der Individuen, vorgibt.

2. 3. 2 „Sport statt Drogen“: Sport als funktionale Alternative zu Risikoverhalten

Die Ziele des unter der Schirmherrschaft des baden-württembergischen Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport gegen Suchtgefahren initiierten Projekts *LaOla* sind, neben allgemeinen Zielen wie „Förderung der Persönlichkeitsentwicklung“, die frühzeitige Unterstützung bei der Bewältigung von Alltagsproblemen und die Erzeugung eines „suchtmittelkritischen Klimas“. Zielgruppe sind in erster Linie Jugend- und Übungsleiter sowie Vorstände, erwachsene Mitglieder und Eltern. In der Überzeugung, dass Kinder und Jugendliche mit den Zielen in den Vereinen nur über Multiplikatoren erreicht werden können, sind Kinder und Jugendliche deshalb nur die „indirekte“ Zielgruppe. *LaOla* ist inzwischen fester Bestandteil der Jugendleiteraus- bildung der Sportjugenden und des Badischen Fußballverbandes (vgl. Locher 2001 (b), 117/118).

Die Schulungen der Multiplikatoren zeichnen sich durch eine besondere Interessenlage aus: Drei Viertel der 185 Befragten wünschen sich vor allem ganz konkretes Handlungswissen nach dem Motto: „Was tue ich, wenn...“. Nicht so sehr gefragt sind hingegen Übungen zur Selbstreflexion (ebd., 119). Angesichts solcher Erfahrungen kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, dass viele Menschen ein Interesse daran haben, durch die Beteiligung an suchtpreventiven Maßnahmen ihr eignes Weltbild zu verfestigen. Dies wird zusätzlich dadurch bestätigt, dass auf den Elternabenden vor allem die illegalen Drogen auf besonderes Interesse stoßen (ebd., 120). Das Interesse an illegale Drogen (natürlich verbunden mit deren Ablehnung) im Zusammenhang mit der Weigerung, das eigene Verhalten zu reflektieren, schließt sich zu einem Argumentationskreis, nach dem Sport nach wie vor ein sozialhygienisches Vakuum bildet und dessen internen Ziele es vermögen, auch auf das angrenzende soziale Umfeld sozialhygienisch einzuwirken. Durchlässigkeit wird hier also nur von „Innen“ nach „Außen“ angenommen, während die umgekehrte Richtung ausgeschlossen wird.

Sport und soziale Probleme

Michael Günter (2002, 310) kommt in seiner entwicklungspsychologischen Perspektive zu dem Schluss, dass Sport zwar eine wichtige Funktion in der Sozialisation junger Menschen hat, aber man nicht ohne weiteres davon ausgehen kann, dass Sport, so wie er heute konzipiert ist, sozusagen als „naturwüchsige“ Sozialarbeit für jugendliche Randgruppen tauglich ist. Auch *Locher* (2003, 213) kommt zu dem Schluss, dass der Sportverein kein Reparaturbetrieb sein kann, aber sie hegt die Hoffnung, dass er im Hinblick auf Suchtprevention durch ein substanzkritisches Klima mehr Problembewusstsein schaffen kann. Diese Hoffnung muss vor dem Hintergrund der Ergebnisse ihrer eigenen Studie (vgl. 2. 2. 3) allerdings ziemlich blass bleiben und eher dazu führen, dass der Sportverein selbst als präventionsbedürftig eingestuft und mit entsprechenden Maßnahmen eingedeckt wird.

Zunächst einmal gilt nämlich, dass, wenn mit Personen, die sich in einem sozialen Problemfeld befinden, Sport getrieben wird, dies Sporttreiben ist und nichts weiter, wie *Michael Klein* (1989, 50 ff.) provozierend analysiert. Außer dem Sport gibt es nämlich kaum einen anderen Gesellschaftsbereich, bei dem in einem solchen Ausmaß die Welt an der Systemgrenze endet, wobei intern die Strukturen des derzeit als do-

minant Etablierten als die ausschließliche und einzig richtige und mögliche Wirklichkeit ausgegeben wird. Deshalb wird im Sport auch in besonderem Ausmaß affirmativ, projektiv und ausgrenzend verfahren. „Problematismen, Hinweise auf Alternativen und Möglichkeiten werden in aller Regel nur als Störungen, ‚Miesmacherei‘, als ‚Gefährdung des echten Sports‘ etc. registriert, es werden ‚Schuldige‘ gesucht, ‚Schwarze Schafe‘ geschaffen und ‚Nestbeschmutzer‘ erfunden“ (ebd., 65). Da im Sport ausschließlich auf interne Logik gesetzt wird, die zudem noch als geschlossenes System konzipiert ist, sind nach *Klein* (ebd.) differenzierende Gesichtspunkte höchstens noch als „Leistungsdifferenzierung“ oder „Sportartendifferenzierung“ vorstellbar. Nur vor diesem Hintergrund wird verständlich, wie man allen Ernstes solchen Unfug diskutieren kann, welche Sportart oder welcher Leistungsanspruch wohl in der Drogentherapie am günstigsten seien. Wer schon einmal eine Fortbildung zum Thema Suchtprävention mit Trainern, Übungsleitern oder Sportlehrern mitgemacht hat, wird auch die Erwartungshaltung kennen, dass nun „die“ Sportart gegen Suchtgefahren vorgeführt wird.

Im Effektivitätssystem Sport wird, ähnlich wie in anderen Bereichen, in denen der Mythos des sogenannten Erfolgs und Fortschritts waltet, alles, was dem Ziel dient, für gerechtfertigt gehalten. Folgewirkungen und Nebeneffekte werden verschleiert, beschönigt, oder, da beschönigt *Klein* (ebd., 65) nichts: „es wird schlicht gelogen“. In Bezug auf Suchtprobleme heißt dies, dass es diese im Sportverein schlicht nicht zu geben hat. Und wenn sie doch vorkommen, wird nur hinter vorgehaltener Hand darüber gesprochen, und auch dann wird lediglich festgestellt, dass Betroffene sowieso irgendwie nicht mehr „dazu passen“.

Außerdem ist der gesellschaftlich etablierte und favorisierte Sport in besonders herausgehobener Weise ein Maskulinitätsmuster (vgl. White-Male-System), dessen zentrale Dimensionen und damit auch dessen wichtigstes Wertsystem Dominanz und Konkurrenz sind. „Erfolg“ bleibt dann ohne Inhalt und ist nur formal, „Gewinnen“ wird ein Selbstzweck und Macht ist alleiniges Ziel. Wer da nicht mitmachen kann oder will und meint, dass es noch anderes und eventuell Wichtigeres gibt, „ist zum Prügeln für alle freigegeben und gilt zudem noch als unloyaler Spielverderber“ (ebd., 66). Da nämlich nach *Heinemann* (1990) eines der vier konstitutiven Merkmale des Sports ist, dass er unproduktiv ist, dass der Sport also nichts erstellt und schafft, führt diese faktische Inhaltsleere dazu, dass das Aushandeln von Siegern und Verlierern, die Steigerung einer inhaltsleeren „Leistung“, ein 1:0 etc. für ein wichtiges Ziel gehalten werden kann.

Sport ist also weder eine harmlose Sache, noch eignet er sich per se für die Bearbeitung sozialer Problemlagen. Die Harmlosigkeit wird unterstellt, weil es im Sport scheinbar um nichts geht. Die Eignung als sozialpädagogisches Instrument wird unterstellt, weil im Sport davon ausgegangen wird, dass die intern verfolgten Ziele auf der einen Seite deckungsgleich sind mit sozialpolitischen Forderungen und auf der anderen Seite an den „eigentlichen“ Bedürfnissen der „Klientel“ ansetzen.

Sport als „Botschaft“ der Suchtprävention

Die kostenaufwendige und groß angelegte Kampagne *Keine Macht den Drogen* des Deutschen Sportbundes und der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) richtet sich nur auf illegale Drogen und wirbt mit bekannten Sportlerpersönlichkeiten gegen den Drogenkonsum und könnte genau aus diesem Grund als unglaubwürdig wahrgenommen werden. Obwohl *Angelika Thönneßen* (2000, 105 ff.) der Auffassung

folgt, dass Substanzmissbrauch zum Zwecke der Leistungssteigerung besonders im Sport verbreitet ist, wird auch sie nicht müde, trotzdem Sport als Alternative zu stimulierenden Mittel anzupreisen: Sie ist der Auffassung, dass Sport vielfältige Möglichkeiten für ein selbstbestimmtes, „natürliches“ Austoben ohne chemische Manipulation biete. Wem im und durch Sport genügend Möglichkeiten und Methoden zur Befriedigung seiner individuellen Bedürfnisse nach Spaß, Spiel, Spannung, sinnhafter Erfahrung und sozialer Anerkennung vermittelt würden, der müsse sich keine künstlichen Fluchtpunkte mehr schaffen und nach synthetischen „Kicks“ suchen. Jede Sportart könne in diesem Sinne als Basis für sucht- und drogenpräventive Interventionsprogramme „entdeckt“ und fruchtbar gemacht werden. Sport wird hier sozusagen als „natürlicher Kick“ im Gegensatz zum „synthetischen Kick“ gesehen. Einer ähnlichen Argumentation folgend drängt Geiger (2002, 36) darauf, „psychosoziale Integrationsstörungen“ wie Alkohol- und Drogensucht im Zusammenhang mit dem Bewegungsmangel bei Kindern und Jugendlichen zu sehen.

Und so verwundert es nicht, wenn man auch noch den „Nachhall“ des Sportlerethos in Betracht zieht, dass Andressen/Vogt (1993) ihre Publikation *Sport statt Drogen – Hilfe zur Selbsthilfe* benennen und darin die Auffassung vertreten, dass die positiven Wirkungen des Sports auf die Gesundheit unbestritten seien. Auf diese Grundidee aufbauend, beschäftigen sie sich mit den „zentralen Werten des Sports“: u.a. Sport als „sinnvolle, dauerhafte und herausfordernde Tätigkeit und als „Gewähr für körperliches und seelisches Wohlbefinden“ (in eine ähnliche Richtung geht Burger (2001) mit *Fitness statt Nikotin*).

In Bezug auf Suchtmittel geben Andressen/Vogt (1993, 38) die Empfehlung „Hüte Dich vorm ersten Mal“. Anstatt eines Drogenrausches wird der Siegesrausch propagiert. Den kann allerdings nur auskosten, wer etwas dafür tut. Angeblich gibt es nämlich kein schöneres Gefühl, als etwas geschafft zu haben, was man sich selbst erkämpft hat. Andressen/Vogt (ebd., 43) meinen damit den „Kampf gegen das eigene Ich“ – eine Erfahrung, die sie jedem unbedingt empfehlen. Folgende, seit Jahrzehnten im organisierten Sport verbreitete Formel dient ihnen zur Begründung dieser Auffassung: „In einem gesunden Körper steckt ein gesunder Geist. Mit anderen Worten, wer körperlich gesund ist, hat auch eine gesunde Einstellung zum Leben, ist belastbar und dadurch bereit und in der Lage, Problemen entgegen zu treten“ (ebd., 75). Während die *Sucht* in letzter Konsequenz auf Seele, Geist und Körper zerstörerisch wirkt, biete regelmäßiger Sport, so die Annahme, Menschen den Raum, die eigene Körperlichkeit auf angenehme Weise zu erleben. Der *Sucht* werden hier also durch Sport aufbauende körperliche Erlebnisse gegenübergestellt, die über eine „sinnvolle pädagogische Einbettung“ weitere positive Auswirkungen auf Gefühl und Verstand haben sollen. Suchtgefährdete, Abhängige und besonders auch nichtsüchtige Jugendliche könnten, so die Annahme weiter, aus den vielen Begleitumständen des Sports lernen, sich ohne Drogen wohl zu fühlen.

Zwischen diese Argumentationsketten streuen Andressen/Vogt (ebd.) immer wieder Aussprüche bekannter Sportler, die verständlicherweise ihren Begründungszusammenhang stützen:

- „Fußball stärkt das Miteinander, die persönliche Verantwortung und das Eingehen auf die anderen. Fußball ist eine Schule des sozialen Verhaltens“ (Rudi Völler, Fußballer).
- „Sport kann sicher als vorbeugende Maßnahme gegen Drogenprobleme eingesetzt werden. Der Sportler hat in der Regel ein Ziel, welches er erreichen will. Durch regelmäßiges Training ist seine

Freizeit weitgehend ausgenutzt, und er kommt kaum in Kontakt mit der Drogenszene“ (Dr. Jörg Diesch, Segler).

- „Ich finde Drogen bescheuert. Jede Zigarette finde ich bescheuert. Wer sich das Gehirn benebelt, nimmt sich das Leben und merkt's nicht mal“ (Franziska van Almsick, Schwimmerin).
- „Sport ist die Bestätigung des menschlichen Körpers. Drogen aber zerstören den Körper und den Geist. Das ist für mich nicht vereinbar“ (Lothar Matthäus, Fußballer).

Ähnlich wie bei *Keine Macht den Drogen* sind es auch hier also wieder Siegertypen, die uns sagen sollen, wo es „lang geht“. Denn schließlich gilt nach dieser Auffassung: „Sport und Erfolg gehören zusammen“ (ebd., 38). Sport ist in dieser Hinsicht ein Paradebeispiel „aktiver“ Lebensbewältigung. Indem dabei aber die Schatten des Sports, die Schatten im Leben der Adressaten und die Widersprüchlichkeiten der praktischen Umsetzung des Sports in Tabuzonen abgedrängt werden, wird, wie ich *Klein* (1989, 54) an dieser Stelle zustimmen möchte, letztlich dem Sport seine Würde geraubt.

Auch wenn hier nicht mehr, wie noch in der Drogenprävention, darauf gesetzt wird, dass es für einen Sportler „unstimmig“ ist, illegale Drogen zu nehmen, fällt es scheinbar doch schwer, vom „Immunisierungsversprechen“ des Sports ganz abzugehen. Angesichts der Ergebnisse der Studien von *Brettschneider* u.a. (2002) und *Locher* (2001 (a)) bleiben solche „Rettungsversuche“ seitens des Sports aber unglaublich. Stattdessen bietet sich eine neue Lösung für das Problem „Suchtprävention“ an: Man bedient sich der funktionalen Parallelität von Sport und *Sucht* als Kompensationsmöglichkeit für die Verlusterfahrungen im Ringen um Ich-Identität. Insbesondere das Erfolgsstreben des Sports scheint in dieser Hinsicht ausgedient zu haben und mit der Verheißung auf „Erleben“ rückt ein neues Element sportlicher Betätigung ins Blickfeld präventiver Aufmerksamkeit. Die sportliche Betätigung entpuppt sich als Mittel zum Zweck, um Jugendliche zu „erreichen“. Das Erlebnis soll hier an die Stelle von Risikoerfahrungen gerückt werden, um dadurch ein „kontrolliertes Risiko“ pädagogisch fruchtbar zu machen.

Erlebnispädagogik im Kontext der Suchtprävention

Die *Erlebnispädagogik* bezieht ihre Theorielinien aus der Reformpädagogik des letzten Jahrhunderts und ist – ebenso wie die Reformpädagogik – als Sammelbegriff für unterschiedliche pädagogische Strömungen zu verstehen. Sie konstituiert sich in den 1970er und 1980er Jahren als Reaktion auf einen Bildungsbegriff, der dem Intellektuellen Vorrang vor dem Emotionalen einräumt. „Er-Leben statt reden“ lautet dann die Kampfansage an die wortgewandte Pädagogik der 1970er Jahre und der Titel eines der ersten Bücher zum Thema Erlebnispädagogik (vgl. Böhmer 2002, 64/65).

Doch die Erlebnispädagogik will theoretisches Wissen nicht abschaffen, sie setzt sich aber für die Aufhebung der Trennung zwischen Theorie und Praxis ein. Sie hat den „ganzheitlichen Menschen“ zum Gegenstand und Ziel und begreift sich als eine humanistische Form der Pädagogik, die unmittelbare Zugänge zu unserer eigenen Sozialisation und Lebensgeschichte eröffnet. Im gemeinsamen Erleben von alltäglichen Situationen sollen Menschen hautnah auch mit ihren eigenen Sozialisationserfahrungen konfrontiert werden. Dabei steht nicht das passive Absorbieren von Lernmaterial, sondern das aktive Tun und Machen im Vor-

dergrund (vgl. Harm/Klawe 1985, 215/216). Lernen heißt im erlebnispädagogischen Sinn daher erfahrungsbezogenes und möglichst „erfahrungsgesättigtes“ Lernen. Da sich Erfahrungen nur „machen“ lassen, hat das Handeln, die eigene Aktivität in der Erlebnispädagogik immer Priorität (vgl. Bauer 1993 (b), 152). Nicht das Lernen über den Kopf, wie es *Ziegenspeck* (o. J., 3 ff.) ausdrückt, sondern das „Lernen über die Hand“ und die unmittelbare Beobachtung und Erfahrung wird in der Erlebnispädagogik angebahnt. Als Erleben wird dabei das subjektive Innewerden von Vorgängen verstanden, die als bedeutsam empfunden werden. Die Erfahrung stellt dann die Summe von Erlebnisanteilen dar und ist das durch eigenes Erleben und eigene Anschauung erworbene Wissen, aus dem schließlich Erkenntnisse erwachsen können.

Durch die Erlebnispädagogik soll also die (vorwiegend jugendliche) Klientel mehr auf der affektiven Lernebene angesprochen werden. Dadurch soll geholfen werden, die „Lebensweise des Seins“ zu realisieren (vgl. Harm/Klawe 1985, 215). Erlebnisse sind schließlich die einzige psychische Realität, die die Gegenwart im Erfahrungsstrom umreißen. Erleben ist eine Zeiterfahrung, der beständige Umschlagpunkt von Zukunft in die Vergangenheit, an dem wir die Zeitdimension jedes Mal neu gestalten. Wir sind daher nicht eine sich bewegende Einheit im Raum, sondern Wesen, die sich aus dem eigenen Erleben heraus selbst kreieren (vgl. Bauer 1993 (a), 11/12).

Beim Erlebnis in Form einer gemeinsamen Aktion als Medium erzieherischer Aktivität werden die aktive Rolle des Lernenden im Lernprozess und der soziale Charakter dieses Prozesses, der gestaltet werden kann und muss, betont. Das Erlebnis ist das Medium, Möglichkeiten zur Entfaltung von eigenverantwortlichem Tun auszuschöpfen, wobei es aber erst bereichernd wirkt, wenn es durch das Subjekt verarbeitet wird. Und dazu bedarf es der Interaktion mit anderen (vgl. Sommerfeld 1993, 33). *Michl* (1993, 205 ff.) weist deshalb auch darauf hin, dass die Dimension der Sprache in der Erlebnispädagogik bislang zu wenig beachtet worden ist. Von der Vermittlung von Techniken über die Verständigung in der Aktion bis hin zur Verarbeitung von Erlebnissen geschieht alles vor allem auf der Ebene der verbalen Kommunikation. Deshalb gehören Erleben und Reden zusammen und ihre Wirkungen entfalten sich erst, wenn beide Seinsweisen zusammenspielen.

Mit dem Prozess „Erleben, Erzählen, Erinnern“ beschreibt *Michl* (ebd., 211) eine „erlebnispädagogische Spirale“, die sich im Falle der Erlebnispädagogik im Gleichgewicht befinden sollte. Nur Erleben ohne Erzählen kritisiert er als blinden Aktionismus, nur Erinnern ohne Aussicht auf weitere Erlebnisse als Gefangensein in der Vergangenheit, und nur Erzählen droht in belanglosem Geschwafel zu enden. Daher ist auch weniger wichtig, was sich als äußeres Erlebnis eindrückt. Wichtig ist vielmehr die Art und Weise, wie das Erlebnis verarbeitet wird. Dazu bestimmt *Michl* (ebd., 213) drei Elemente:

- Jedes äußeres Ereignis wird immer erst durch Integration in einen schon vorhandenen subjektiven Kontext zum Erlebnis. Es besteht also eine Interaktion zwischen Situation und Subjekt.
- Mittels der Reflexion versucht ein Subjekt, sich ein Erlebnis anzueignen und auch festzuhalten.
- Weil sowohl das äußere Ereignis nur begrenzt kontrollierbar ist, als auch die Verfassung des Subjekts nicht vorhersehbar ist, wird die Planung eines Erlebnisses zu pädagogischen oder sonstigen Zwecken zu einer gewagten Sache.

Die Erlebnispädagogik zieht die Begründung für ihre Existenz aus der Erkenntnis, dass die ständige Reizüberflutung vielfältiger Medien zunehmend an die Stelle unseres eigenen, unmittelbaren Erlebens tritt. Die Umwelt wird in der Folge zunehmend als reizarm empfunden und an die Stelle des eigenen Abenteurers tritt der Fernseh- oder Filmheld, der stellvertretend die Abenteuer durchlebt. Gleichzeitig werden in vielen Lebensbereichen, z.B. in der Schule, die Erfahrungen von der Wirklichkeit abgekoppelt, so dass die Jugendlichen mit der Übertragung dieser Erfahrungen auf ihren Alltag alleine bleiben. Außerdem wird darauf verwiesen, dass der Bewegungsspielraum für Jugendliche immer knapper wird. *Klawe/Fischer/Thiesen* (1985, 38) fordern deshalb insbesondere in der Jugendarbeit Erfahrungsräume anzubieten, die unmittelbare, alltagsrelevante Erfahrungen mit Ernstcharakter ermöglichen, die sich darin äußern, dass die an die Jugendlichen gestellten Anforderungen real sind, aufgrund der Situation Entscheidungshandeln und unmittelbares Umsetzen in Handlungen erfordern und die wenig Möglichkeiten zur Flucht und Distanzierung bieten. „Erfahrungen, die man unmittelbar erlebt, auf die man sich einlässt, machen betroffen, rühren unmittelbar an“ (ebd.). Erlebnispädagogik bietet hier die Chance für selbstorganisiertes Zusammenleben in ungewohnter Umwelt, exemplarische Auseinandersetzung mit nichtalltäglichen Lebensweisen und die Reflexion gewohnter, eingeschliffener Rollen und Verhaltensweisen. In der Erlebnispädagogik geht es vor allem darum, Situationen bereitzustellen, in denen Jugendliche Erlebnisse mit sich, mit anderen Menschen und mit der äußeren, aber auch der eigenen inneren Natur machen, Erlebnisse, die im Alltag nicht ohne weiteres möglich sind (vgl. Homfeldt 1999, 245).

Nach *Michl* (1993, 207 ff.) ist außerdem die Jugendgemeinschaft nahezu ausgestorben und mit ihr eine Fülle von Lernchancen, Erlebnismöglichkeiten und Erfahrungen, die man an anderer Stelle durch teure pädagogische Anstrengungen zu kompensieren versucht. Er hegt hier die Hoffnung, dass erlebnispädagogische Aktionen zum pubertären Seelenleben passen „wie ein Schlüssel zum Schloss“, da sie angeblich ebenso zur Einsamkeit führen wie zur Gemeinschaft und zur Abgrenzung zwischen Ich und Außenwelt beitragen. Insbesondere für die bedrängenden Sinnfragen im Jugendalter soll die Erlebnispädagogik eine Annäherung an die „anthropologischen Wurzeln“ des Menschen bieten.

Auch wenn *Böhmer* (2002, 67) nachdrücklich darauf hinweist, Erlebnispädagogik nicht mit seinen Medien (Klettern, Radfahren, Segeln etc.) gleichzusetzen, ist wohl kaum zu bestreiten, dass sie mit ihrer Betonung natursportlicher, bewegungsorientierter, gruppenbezogener Elemente eine gewisse „natürliche“ Attraktivität für junge Menschen hat, da es biographisch zu einem „Ausleben“ von Entwicklungsphasen kommt und es dabei immer mehr des Ausbalancierens der geist- und kopfbezogenen wie der körperlichen Anteile bedarf (vgl. Bauer 1993 (b), 58). Für das ganzheitliche Verständnis einer solchen erlebnispädagogischen Arbeit spielt die Auseinandersetzung mit der eigenen Körperlichkeit, körperlicher Leistungsfähigkeit und körperlichen Grenzen eine wesentliche Rolle. Die Erlebnispädagogik nähert sich so den Bedürfnissen der Jugendlichen an, die sich selbst „spüren“ und in Grenzsituationen erfahren wollen (vgl. *Klawe/Fischer/Thiesen* 1985, 39). Auf ihrem Weg zu den Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit will die Erlebnispädagogik neue Formen des Lernen vermitteln, bei denen Versagen und Vertrauen,

Schuld und Scheitern, Erfolg und Erkenntnis, Freude und Freundschaft als Herausforderungen begriffen werden (vgl. Michl 1993, 205).

Ziegenspeck (o. J., 6) weist auf die Unterscheidung zwischen erlebnispädagogischen Maßnahmen mit dem Ziel der Prävention und der Nachsorge im devianzpädagogischen Bereich hin. Mehrwöchige Segeltouren mit Drogenabhängigen im Sinne von „Erziehung durch die See“ gibt es schon seit Mitte der 1970er Jahre (vgl. Bauer 1993 (a), 72). Erst aber mit dem Wandel zur „neuen“ Sportkultur fallen erlebnispädagogische Inhalte wie z.B. das Klettern in einen Bereich, den Sport für präventive Maßnahmen interessant werden lässt. Wer Sport und Erlebnispädagogik dennoch nicht „in einen Topf werfen“ mag, dem sei der Hinweis auf die rasante Ausbreitung der *Fun-Sportarten* im Rahmen der Suchtprävention in Erinnerung gerufen. Hier soll nichts anderes geschehen, als „außergewöhnliches Erleben“ in den sozialen Nahraum „hineinzuholen“. *Fun-Sport* verspricht sozusagen Erlebnisse vor der eigenen Haustür. Genau diese Überlegung macht sich die *Go-Sports-Tour* der *Sportjugend Niedersachsen* zu nutze. Sie hat sich seit einigen Jahren zur Aufgabe gemacht, in vielen Städten Niedersachsens jeweils an einem Tag mit einem Aufgebot an Fun-Sport-Angeboten für ein „erLeben ohne Drogen“ zu werben (vgl. Sportjugend Niedersachsen 1999). Allerdings ist insbesondere bei solchen Aktionen die Kritik angebracht, dass es bei einem „Erleben ohne Reden“ bleibt.

Hier können Erlebnis und Abenteuer in Verbindung mit körperlichem Erleben originäre Felder jugendlicher Selbsterfahrung und Selbsterprobung (wieder) bereitstellen. Dadurch werden Situationen und Grundkonstellationen verfügbar, die durch die Bewältigung von Risiko und Ungewissheit, das Erlebnis von Aktionen und Selbstwirksamkeit sowie durch Ich-Erfahrungen entwicklungsnotwendige Grunderfahrungen vermitteln. In dieser Weise können sie nach *Klein* (1993, 173) unterbliebene soziale Entwicklungsschritte stimulieren und blockierte oder unterbrochene Prozesse der Entwicklung wieder in Gang bringen. *Klein* (ebd.) weist aber auf darauf hin, dass Erlebnis und Abenteuer in der Suchtprävention, da sie sich mit (selbst-)destruktiven, jugendtypischen Phänomenen wie selbstinszenierter „Abenteuer“ und Zelebrierung von „coolness“ treffen, ein risikoreicher Drahtseilakt zwischen Chancen und Möglichkeiten einerseits und problematischen Gefahren andererseits sind. Er hält die Chancen zu gezieltem Risikoverhalten im Jugendalter zur Entwicklung jedoch für unabdingbar, da es für einen Prozess der Identitätsentwicklung erforderlich ist, Grenzen zu erfahren und zu überschreiten.

Kritik der Erlebnispädagogik

Wir stehen nach *Schulze* (1992, 430) durchaus vor der Alternative, das, was ohnehin ständig in uns der Fall ist – Bewusstsein, Innenleben, Selbsterfahrung, subjektive Reaktion auf die Welt – als Nebenprodukt anzusehen oder zur Hauptsache zu machen. In diesem Zusammenhang wirft *Griese* (1998, 101) der pädagogischen These der Erlebnispädagogik, dass in Ermangelung allgemeiner Werte das Leben auf Erleben reduziert wird, vor, den Mangel zu legitimieren und zu potenzieren. Dadurch werden über Erlebnisse in der Natur echte Gemeinschaftsleistungen und ein Entstehen eines Wir-Gefühls erhofft, wodurch den Problemen der Industriegesellschaft entgegengewirkt werden soll. Hier soll Pädagogik kompensatorisch das ersetzen oder erbringen, was gesamtgesellschaftlich fehlt.

Da die Erlebnispädagogik davon ausgeht, dass in der Jugendarbeit Situationen arrangiert werden können, in denen neue und ungewöhnliche, den Alltag überschreitende Erfahrungen und Erlebnisse ermöglicht werden, die pädagogisch sinnvoll und relevant sind, umschreitet sie denselben Kreis, der schon durch die „Pädagogisierung sozialer Probleme“ thematisiert wurde, nur in umgekehrter Richtung. Die Orientierung auf Erlebnisse lenkt von den Defiziten der Gesellschaft und zielt darauf ab, dass „Innenleben“ durch äußere Umstände zu manipulieren. Im Hinblick auf die praktische Umsetzung kritisiert *Griese* (ebd., 103), dass das individuell durchaus ganz unterschiedliche Erleben nicht differenziert und sensibel aufgearbeitet wird. Dies kann zum einen nur geschehen, wenn die sprachlichen Voraussetzungen dazu gegeben sind, und würde zum anderen dem „Reden“ wieder den Vorrang vor dem „Erleben“ einräumen. Außerdem sieht *Griese* (ebd.) im Terminus „Erlebnispädagogik“ bereits einen Widerspruch in sich, da sich Erlebnisse nicht pädagogisch organisieren und didaktisieren lassen. Aus dieser Perspektive ist die Erlebnispädagogik nichts weiter als ein Schlagwort in der Selbstverständigung ratloser Pädagogen.

In der Praxis führt die Erlebnispädagogik zum Bedürfnis nach immer intensiveren und häufigeren Erlebnissen, nach einer stärkeren Dosis, quasi zu einer Erlebnissucht, zur Abhängigkeit vom Erlebnis („das will ich sofort noch `mal machen“). Damit zielt die Erlebnispädagogik auf eine „Gegenwelt zum Alltag“, in der für den Alltag und somit für die Gesellschaft eben nicht gelernt werden kann, da die Erlebnisse alltagsfern sind und es auch nach anschließender Reflexion bleiben (ebd., 105). Es kann also nicht nur kein Transfer stattfinden, sondern es werden im Kontext der Suchtprävention sogar zusätzlich neue Bedürfnisse erzeugt, die gestillt werden wollen. So fungiert die Erlebnispädagogik, neben ihren kommerziellen „Nachahmern“ wie z.B. Freizeitparks, die pädagogische Begründungen erst gar nicht anstreben, als einer der „Motoren“ der Erlebnisgesellschaft (vgl. 3. 1. 1).

Homfeldt (1999, 245) stellt sich hier die Frage, ob der Boom erlebnispädagogischer Projekte nicht in mancherlei Weise auch Etikettenschwindel vor dem Hintergrund der Erlebnisgesellschaft ist. Der Boom bzw. Markterfolg der Erlebnispädagogik kann schließlich damit erklärt werden, dass diese wirklich „bedürfnisorientiert“ ist. Aus dieser Perspektive würde die Erlebnispädagogik dann sozusagen keinen Trend mehr setzen, sondern ihm hinterher laufen. Doch eine damit verbundene unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen wäre nach *Becker* (1989, 182) ausgesprochen erwartungsbelastend und die Orientierung an der Unmittelbarkeit verhindert Lernen und den Aufbau von Komplexität. Daran schließt sich die Frage an, ob Wandern, Klettern, Kanufahren etc. überhaupt als langwieriger Prozess pädagogischer Auseinandersetzung genommen wird. Denn nur dann kann Erlebnispädagogik ein sinnvoller Bestandteil pädagogischer Arbeit sein, die sich einem Ausschnitt menschlicher Existenz zuwendet, dem Erleben, diesen aber nicht zu seiner Ganzheit erhebt. Mit Sicherheit kann daher nur gesagt werden, dass die Erlebnispädagogik dem Ruf, als finales Rettungskonzept für den „problematischen“ Auswurf einer sich in ihren sozialen Grundbestandteilen auflösenden Gesellschaft zu dienen, nicht standhalten kann (vgl. *Böhmer* 2002, 67).

Zur Frage der „pädagogischen Erreichbarkeit“

Wie *Habermas* (1994, 444) darlegt, stehen den zugleich freigesetzten und vereinzelt Individuen in der Risikogesellschaft für die rationale Bearbeitung eines wachsenden Entscheidungsbedarfs keine anderen Kri-

terien zur Verfügung, als die je eigenen Präferenzen. Im Zusammenhang mit der Suchtprävention stellt sich hier die Frage, auf welche Weise an die Präferenzen angeknüpft werden kann, ohne sozusagen den „Arm der Abhängigkeit“ zu verlängern und ihn nur einfach „Prävention“ zu nennen.

Um zu verdeutlichen, welches Problem ich hier sehe, ist die analytische Unterscheidung verschiedener Motivationslagen in *intrinsische* und *extrinsische* Anteile hilfreich. *Csikszentmihalyi/Jackson* (2000, 145) fassen die Unterschiede wie folgt zusammen: „Intrinsische Motivation bedeutet, dass man sich einer Beschäftigung ihrer selbst willen widmet, ohne eine Belohnung oder Vorteile zu erwarten“. Extrinsische Motivation hingegen erwartet eine Belohnung für ausgeführte Tätigkeiten. Daraus lässt sich folgern, dass, wer sich bevorzugt mit eher kreativen und weniger wettbewerbsorientierten Tätigkeiten befasst, stärker intrinsische Belohnung erlebt (vgl. *Csikszentmihalyi* 1985, 55).

Für eine Prävention die sich selbst entbehrlich machen will – wenn sie es denn will –, scheint es mir sinnvoll, inhaltlich an der intrinsischen Motivation anzuknüpfen. Intrinsisch motivierend sind Tätigkeiten, deren Ausgang offen ist und vom Ausübenden bestimmt werden kann. Es handelt sich dabei also nicht um vorhersehbar ablaufende, routinierte Tätigkeiten. Zwar ist das Ergebnis einer solchen Tätigkeit ungewiss, der Handelnde bleibt aber die potentiell steuernde Instanz. Intrinsische Tätigkeiten laufen also nicht so vorhersehbar wie eine Routinearbeit ab, fallen aber auch nicht so unvorhersehbar aus wie z.B. eine „Geisterfahrt“ auf der Autobahn (ebd., 56). Das Spielen am Glücksspielautomaten wäre demnach also wenig intrinsisch motiviert, weil man sich nur auf sein Glück oder den Zufall verlassen kann, aber selber außer der Bereitschaft, eine Münze in den Schlitz zu werfen, eigentlich nichts zum Ausgang beisteuern kann. Ein Kartenspiel hingegen verlangt, bei allem Zufall hinsichtlich der Kartenverteilung, taktisches Geschick und ist dementsprechend eher intrinsisch motivierend. Ein Spiel, das den Einsatz der eigenen körperlichen Kräfte beinhaltet, dürfte besonders für Jugendliche intrinsisch motivierend sein, da, wie wir gesehen haben, in diesem Alter die Auseinandersetzung mit dem Körper und seinen (Leistungs-)Grenzen eine besondere Rolle spielt. Wäre aber mit der Teilnahme am Spiel die Erwartung verbunden, über die eigenen körperlichen Fähigkeiten die Anerkennung anderer zu finden, würde es sich um extrinsische Motivation handeln.

Damit Handlungen intrinsisch belohnend sind, müssen die Ergebnisse einer Aktivität außerdem individuell bedeutsam sowie durch willentliches Handeln beeinflussbar sein und zudem in einem begrenzten Stimulusfeld stattfinden. Im Zuge der Rationalisierung insbesondere im Freizeitbereich trifft häufig jedoch nur noch letzteres zu; die anderen Merkmale sind weitgehend eingeschränkt oder gänzlich aufgelöst. *Mitchell* (1991, 70) verweist hierzu auf das Beispiel von Floßfahrten über wilde Flüsse, bei denen die Teilnehmer häufig die Erfahrungen machen, dass ein großer Teil der Aktivitäten von den Betreuern vorgeschrieben wird und dass die Teilnehmer oftmals auf die Rolle hilfloser inkompetenter, aber gehätschelter Passagiere reduziert werden. So wird auf der Floß-Abenteuer-Fahrt im Colorado von den Teilnehmern nicht mehr erwartet als auf der „Wildwasser-Bahn“ im Heidepark Soltau: Sie müssen lediglich einverstanden sein, nass zu werden und eine gewisse Anstrengung unternehmen, nicht vom Floß zu fallen.

Und hier sehe ich das Problem, wenn es darum geht, in der Prävention an den Bedürfnissen Jugendlicher anzuknüpfen. Die Orientierung an den Alltagshorizonten der Jugendlichen erniedrigt nach *Ziehe* (2000, 6) zwar die Schwelle, um sie pädagogisch „erreichen“ zu können, trägt aber immer auch die Male des

Überdrusses am eh und je Gewohnten. Daher wird es wichtig, sozusagen antizyklisch auf die Mentalitätsmuster der Jugendlichen einzugehen. Wenn Jugendliche nämlich erfahren können, dass es mehrere Welten gibt, in die sie gestellt sind und zwischen denen sie sich hin und her bewegen können, so ist dies für *Ziehe* (ebd.) ein wertvoller Gegenimpuls zur alltäglichen Neigung, die Eigenwelt zur einzig aushaltbaren aufzublähen. Bezogen auf den Sport hieße dies, einen Aushandlungsprozess in Gang zu setzen, in dem die je individuellen Präferenzen und die Anforderungen an ein gemeinsam zu erreichendes Ziel ausbalanciert werden. Anstrebenswert sind daher weder rein „niederschwellige“ Angebote, die sich nur an den Bedürfnissen der Klientel orientieren, noch rein „sportliche“ Ansätze, die sich allein den Werten zu gemeinschaftlichem Handeln verpflichten.

Je mehr aber der Sport als „pädagogisch wertvoll“ propagiert wird, je mehr er also extrinsische Anteile vorgibt und signalisiert wird, dass Sport aus diesen oder jenen Gründen sinnvoll sei, desto weniger Eigenmotivation gibt es, Sport auszuüben und die Begründungen für eigenes Sporttreiben lassen sich nur noch auf die vorgefertigten Begründungen abbilden. Sport „lohnt“ sich dann eben nur noch aus diesem oder jenem Grund, aber Sport einfach nur so zu betreiben, wird nahezu unmöglich. Schließlich, und dies zeigt sich in der Praxis, gelingt es immer weniger unabhängig von institutionalisierten Angeboten Sport zu treiben. Und kommt ein Trend daher – wie z.B. *Streetball* Mitte der 1990er Jahre –, der Jugendliche zunächst ohne bestimmbareren Grund auf der Straße Basketball spielen lässt, wird dieser nicht nur für die Werbeindustrie entdeckt, sondern auch eiligst für alle möglichen pädagogischen „Programme“ zu einem „Ausdruck jugendkulturellen Protests“ zerlegt. Auf diese Weise werden Abhängigkeiten geradezu geschürt. Nicht nur, dass sich auf einmal möglichst viele Jugendliche dazu aufgefordert sehen, *Streetball* zu spielen. Diejenigen, die es eh schon taten, sollen außerdem zu der Einsicht gebracht werden, dass sie dies möglichst in den Fußgängerzonen der Innenstädte tun sollen, wo von der örtlichen Jugendpflege im Zusammenarbeit mit allen, die an jugendkulturellen Phänomenen ein Interesse anmelden, ein Turnier organisiert wird. Was hätte man nicht alles ohne aufwändige Anstrengungen erreicht, hätte man die Jugendlichen einfach in Ruhe Basketball spielen lassen?

Wer also „Sport statt Drogen“ als präventive Maßnahme verspricht, der möchte, dass sich suchtgefährdete Menschen eine Alternative zu gefährdenden Verhaltensweisen aneignen, mit denen das Bedürfnis nach intensivem Erleben und Grenzüberschreitung auf anderem Weg befriedigt werden kann, indem Sport also genau die aufgezeigte Funktion der *Sucht* übernimmt. Der Glaube, Süchtigen oder Suchtgefährdeten einfach nur eine attraktive Alternative zu den bisherigen Verhaltensweisen anzubieten zu müssen und zu hoffen, dass dabei „die Post abgeht“ und andere, gesellschaftlich nicht akzeptierte Verhaltensweisen ausbleiben, führt aber in die Irre. Wenn *Sucht* eine Lebensform ist – und nicht auf „abweichendes Verhalten“ reduziert wird –, dann werden solche Alternativen fröhlich in das Potpourri süchtiger Verhaltensweisen eingliedert und bereichern einfach nur die Palette der Angebotsstruktur, der die Menschen eh schon ausgesetzt sind und erhöhen somit möglicherweise sogar noch den Leidensdruck, eine weitere Wahlmöglichkeit ausschließen zu müssen.

3. Psychogenese der Sucht: Diffuse Identität, wahrgenommen als Postmoderne

Die Welt wird nicht mehr begriffen und kritisiert, sie wird inszeniert, und zum Material der besten aller möglichen Meinungen hergenommen, die das Ich von sich selbst haben kann.
Dietrich Schwanitz, Bildung

Reflexive Moderne und *Postmoderne* sind gleichzeitig Ende der 1970er Jahre entstanden. Die reflexive Moderne basiert auf den, im vorigen Abschnitt beschriebenen, gesellschaftlichen Veränderungen. Die Postmoderne ist nun sozusagen der individuelle Wahrnehmungshorizont dieser gesellschaftlichen Veränderungen und als solche „hinkt“ sie, zeitlich gesehen, der reflexiven Moderne immer ein wenig nach. Von welcher „Stufe“ der Modernisierung ich spreche, mache ich davon abhängig, inwieweit die charakteristischen Merkmale der jeweiligen Modernisierungsstufe die Identitätsarbeit der breiten Masse erreicht haben.

Postmoderne als neue Realitätsebene: Konturlose Zukunft

Der Begriff *Postmoderne* wird aus einer Reflexion auf die Eigenart modernen Wissens gewonnen. Modernes Wissen hat je die Form der Einheit gehabt, und diese Einheit ist durch den Rückgriff auf große Meta-Erzählungen zustande gekommen. Die gegenwärtige Situation hingegen ist dadurch gekennzeichnet, dass diese Einheitsbande hinfällig geworden sind, und zwar ihrer ganzen Art nach (vgl. Welsch 2002, 32).

Von der Postmoderne redet man, um das Abflachen der Bewegung der Moderne zu bezeichnen. Die Postmoderne ist kulturell mit den amerikanischen Protestbewegungen der 1960er Jahre verknüpft, mit einer Zeit also, die aus amerikanischer Sicht wesentliche Züge einer Avantgardebewegung trägt und an die man sich gerne als einer Zeit zurückerinnert, da die Moderne wirklich noch eine Moderne war (vgl. Huyssen 1997, 14). Es lässt sich wohl ohne Übertreibung sagen, dass der Kampf der 1960er Jahre gegen den normativen Druck der Hochmoderne erfolgreich gewesen ist. Die Postmoderne der 1980er Jahre operiert somit in einem Spannungsfeld zwischen Tradition und Innovation, Bewahrung und Erneuerung, Massenkultur und hoher Kunst. Teil der Verschiebung der Moderne zur Postmoderne ist die Tatsache, dass Dichotomien wie Fortschritt gegen Reaktion, Rationalismus gegen Irrationalismus, Zukunft gegen Vergangenheit usw. nicht mehr in der gewohnt zuverlässigen Weise funktionieren (ebd., 41).

Raulet (1997, 133) bezeichnet die Postmoderne als die äußerste Grenze des Prozesses, der die ehemals einheitliche Weltanschauung dermaßen weit ausdifferenziert hat, dass auch der innere Zusammenhalt der einmal verselbständigten Sphären zerfällt. In der Postmoderne wird aufgelöst, was die wissenschaftliche und künstlerische Moderne des 20. Jahrhunderts (die Avantgarde) gefordert hat. Daher nennt *Welsch* (2002, 36) den Zustand postmodern, in dem die Moderne nicht mehr reklamiert werden muss, sondern realisiert wird. Diese Postmoderne setzt auf Pluralität, die radikaler ist als jede andere zuvor, so dass sie nicht mehr durch Gegenmotive aufgefangen oder überboten werden kann, sondern jetzt konsequenterweise zur Grundverfassung werden muss. Die Postmoderne realisiert in der Breite der Wirklichkeit, was modern zunächst nur spezialistisch erprobt wurde. Ihre Philosophie der radikalen Pluralität stimmt mit den prägenden Innovationen des 20. Jahrhunderts überein (ebd., 83). „Die spektakuläre Moderne ist postmodern zur Normalität geworden“ (ebd., 206). Das daraus resultierende Spezifikum aktueller Befindlichkeiten wird uns von Philosophen gerne

mit so großen Formulierungen wie „Das Ende der Eindeutigkeiten“, „das Ende der Gewissheiten“ oder „das Ende der Meta-Erzählung“ erklärt (vgl. Keupp u.a. 2002, 46).

Jameson (1997, 48) begreift die Postmoderne als kulturelle Dominante, als eine Konzeption, die es ermöglicht, die Präsenz und Koexistenz eines Spektrums ganz verschiedener, jedoch einer bestimmten Dominanz untergeordneter Elemente zu erfassen. Für die Postmoderne lässt sich sagen, dass ihre besondere Anstößigkeit – ihre Obskürität, ihre offene Sexualität, der Psychomüll, die ungeschminkte Verachtung der Gesellschaft und der Politik, die bei weitem alles übertrifft, was die Moderne an Extremen zu bieten gehabt hat – heute niemanden mehr schockiert, sondern mit größter Selbstgefälligkeit aufgenommen wird und in institutionalisierter Form als Gütezeichen offizieller westlicher Kultur gilt. Dieses postmoderne Denken lebt von der „Entsicherung der Signifikanten, von der Zerstörung der symbolischen Ordnung“ (Voss 1997, 272). Der empathische Glaube an eine alternative Zukunft scheint der Postmoderne jedoch abhanden gekommen zu sein:

Die Bilderkultur bringt, indem sie die alten Wunschbilder, Stereotype und Texte transformiert, praktisch jeden Glauben an eine bestimmbarere Zukunft und ein kollektives Ziel zum Verschwinden. Denkbare zukünftige Veränderungen werden preisgegeben zugunsten von Katastrophenphantasien, die von Terrorismus-Visionen auf gesellschaftlicher bis zu Krebs-Phobien auf persönlicher Ebene reichen (*Jameson* 1997, 92).

Die postmoderne Gesellschaft verfügt über einen historisch beispiellosen Wohlstand und der überwiegende Teil der Menschen in ihr lebt ohne Existenzängste während sich gleichzeitig die Lebenserwartung im letzten Jahrhundert verdoppelt hat. „Deshalb können sie sich auf ganz andere Aspekte des Lebens konzentrieren und eine andere Lebensstrategie mit anderen Bedürfnissen und Zielen entwickeln“ (*Inglehart* 2000, 132). Ein weiterer Aspekt der Postmoderne ist daher der größere Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Aktionshorizont der Menschen. Dem Menschen bietet sich die Möglichkeit, über die Grenzen des eigenen Lebens hinwegzusehen und altvertraute Vorstellungen und überlieferte Wahrheiten zu überdenken. Auch die Rollen von Frauen und Männern werden sich in der postmodernen Gesellschaft immer ähnlicher (ebd.).

Die Generation der Postmoderne ist die erste, die in einer Gesellschaft leben muss, deren Konturen bislang nur undeutlich zu erkennen sind. Herkömmliche Lebensweisen werden zuhauf in Frage gestellt und es gibt eine unregelmäßige Entwicklung, die von einer Vielzahl von Einflüssen vorangetrieben wird. Die Weltgesellschaft ist nicht beständig und stabil, sondern angstbeladen und von tiefreichenden Gegensätzen gekennzeichnet. Die Individuen der Postmoderne fühlen sich gewaltigen Kräften ausgeliefert, denen gegenüber sie machtlos sind (vgl. *Giddens* 2001, 31).

Huyssen (1997, 42) begreift die Postmoderne als eine Krise des Projektes der Moderne, die sich in dem wachsenden Gefühl, dass wir nicht dazu berufen sind, das Projekt der Moderne zu vollenden, äußert. Ohne deswegen gleich in apokalyptische Hysterie zu verfallen, gilt es, die in der Kultur der Gegenwart geschaffenen Freiräume kreativ zu besetzen und zu gestalten. Die Postmoderne rückt so die Widersprüche und Bedingtheiten der Moderne ins Blickfeld, die sich dann nicht mehr nur als historische Einbahnstraße deuten lässt. Es käme nach *Huyssen* (ebd., 26) darauf an, die Kultur der Postmoderne als Gewinn und Verlust, als Versprechen und als Deprivation zu lesen.

3. 1 Identität im Zerfall

Im „Supermarkt“ der Lebenswelten

Post suggeriert im Allgemeinen, dass viele Menschen den Eindruck haben, ihr Leben würde sich rasant verändern und dieses Gefühl speist die gegenwärtigen Dialoge (vgl. Gergen 2002, 243). Jeder von uns hat vielfache Neigungen und Identitäten und folgt ganz unterschiedlichen Interessen und Werten. Und zwischen diesen sind Konflikte unvermeidlich und ist eine Versöhnung unmöglich. Daher ist die postmoderne Gesellschaft unaufhebbar plural (vgl. Welsch 2002, 30 ff.). Aber erst die Zustimmung zur Multiplizität, d.h. ihre Verbuchung als Chance und Gewinn macht das „Postmoderne“ am postmodernen Bewusstsein aus. Postmodern bedeutet, dass man den Meta-Erzählungen keinen Glauben mehr schenkt und sich der jenseits von Einheitsobsessionen irreduziblen Vielfalt der Sprach-, Denk- und Lebensformen bewusst ist und damit umzugehen weiß. „Niemand, der nicht die Erfahrung gemacht hat, das etwas, was völlig klar ist, in einer anderen Betrachtungsweise völlig anders gleichermaßen klar sein kann, vermag heute noch kompetent zu reden“ (ebd., 202).

Die allgemeine Einschätzung geht nun dahin, dass die Menschen diesem „Alltag“ mit seiner letzten und radikalen Pluralität, die die Signatur der entwickelten Moderne ausmacht, noch nicht gewachsen sind und daher nach einer Lebensform rufen, die sie aus dieser Pluralität noch einmal herausführt, indem sie ihnen gibt oder bloß verspricht, was modern gerade obsolet wurde: eine letzte Orientierung (ebd., 190). In diesem Zusammenhang entsteht ein „Sinn-Markt“ (Hitzler/Honer 1994, 308) eine Art kultureller „Supermarkt“ für Weltdeutungsangebote aller Art. Und dieser postmoderne Supermarkt der Ideen und Ideologien, der Motive und Meinungen verdient nach *Guggenberger* (2000, 143) als Zeitsignatur unser Interesse vor allem deshalb, weil er sich nicht in Gegensatz zur herrschenden Wirklichkeit setzt, sondern sich in wesentlicher Übereinstimmung mit ihr, gleichsam als semiauthentische Komplementärstruktur, Geltung verschafft. Für das Individuum geht es beim „Sinneinkauf“ nun nicht mehr um Anpassung an eine Welt, sondern um die Wahl der passenden Welt. In der Vielfalt der Möglichkeiten gilt es dann diejenige zu finden, die zu einem passt und zu denen man passt. Man hat auszusondern, was einem produktive Umwelt nicht zu sein vermag, und man soll gleichzeitig erwählen, was Entfaltungsraum sein kann. „Das geschieht gegenwärtig unter Freiheit ebenso wie unter Druck. Denn auch, wenn die Wahlmöglichkeiten eklatant gestiegen sind, erweisen sich die Traumwelten oft als verbarrikadiert und die Erstwahlen als falsch“ (Welsch 2002, 205).

Das postmoderne Lebensgefühl ist nach *Guggenberger* (2000, 61) aus zwei Komponenten gefügt: Zum einen aus der Erfahrung, dass es keinen Sinn (mehr) gibt für das Ganze; und zum anderen aus der Entschlossenheit, dass dies noch lange kein Grund zu sein braucht, Trübsal zu blasen. „Wer keinen Sinn mehr sucht und dennoch entschlossen ist, nicht depressiv zu werden, dem eröffnen sich ganz neue Lebenschancen: angesagt ist das große Spiel mit der Sinnlosigkeit – Mensch haben wir gelacht“ (ebd.).

Das Problem des postmodernen Lebensstils sieht er, bei aller Virtuosität im Verdrängen, darin, dass man immer wieder auf Realität stößt, der mit einem denkbar schlichten Motto begegnet wird: „Wer Sorgen hat, ist selbst dran schuld!“ Man fühlt sich schließlich, wie man sich fühlen will. Von naiver „Unschuld“ ebenso weit entfernt wie von reflexivem Selbstverlust hält der postmoderne Mensch jenen Mangel an Ichlosigkeit für korrigierbar, mit dem uns die Allgegenwart der Ichsuche schlägt (ebd., 62). In seiner kritischen Wür-

digung bezeichnet *Guggenberger* (ebd., 142) die „Postmodernen“ als diejenigen, die es geblickt haben, dass keiner mehr so richtig durchblickt; die sich nicht mehr verunsichern lassen von der eigenen Unsicherheit und aus der Not der Ratlosigkeit die Tugend überlegener Gelassenheit gewinnen. Postmodern – so *Guggenbergers* (ebd., 152) Resümee – ist die Absage an alles Visionäre und Utopische, an alles Ferne und Hehre, an Ordnung und Sinn, an gemeinschaftliche Ziele und soziale Zukunft, an Idyllen und Ideen! „Man erwartet nicht, dass das Leben besser wird, das Glück zunimmt oder Beziehungen sich entfalten“.

3. 1. 1 Das Erleben des Lebens: „Erlebnissesellschaft“

Bis heute gelten die vier Gebote des Wohlstandes: Noch mehr, noch größer, noch besser, noch bequemer. Auch wenn wir langsam an die Grenzen des Wachstums stoßen, sind Wohlstand, Geld, Macht und Ansehen unsere Leitbegriffe. Lebensqualität hieß in den letzten 50 Jahren vor allem: konsumieren können.

Werner Gross, *Hinter jeder Sucht ist eine Sehnsucht*

Innenorientierung: Das Projekt des schönen Lebens

Ein Großteil der Menschen verfügt in den Industriestaaten über mehr Mittel als zur Existenzsicherung nötig ist. Nach *Ronald Ingleharts* (2000, 130) These vom Wertewandel verschiebt sich der Schwerpunkt der Wertepriorität vom Kampf ums Überleben auf eine Maximierung des subjektiven Wohlbefindens. Diese neue Wertepriorität kennzeichnet die „Postmaterialisten“, die Wohlstand für selbstverständlich halten und deshalb mehr Zeit und Energie auf andere Lebensaspekte verwenden. Nach *Inglehart* (ebd., 138/139) basiert die Theorie des Wertewandels auf zwei Hypothesen. Die *Mangelhypothese* besagt, dass die Werteprioritäten eines Menschen sein sozioökonomisches Umfeld reflektieren und Dingen, die relativ knapp sind, der höchste Wert beigemessen wird. Da zahlreiche elementare Erlebnismöglichkeiten durch ihre Unerheblichkeit in unserer Gesellschaftsform zum „Aussterben“ gebracht worden sind, laufen die menschlichen Entfaltungsmöglichkeiten an bestimmten Punkten gewissermaßen ins Leere und es entstehen chronische Defizite des Selbsterlebens (vgl. auch *Aufmuth* 1988, 20). Die *Sozialisationshypothese* besagt, dass die grundlegenden Wertvorstellungen eines Menschen die Bedingungen widerspiegeln, unter denen man aufgewachsen ist. Für die Menschen, die in Wohlstand und wirtschaftlicher Sicherheit aufgewachsen sind, rückt Selbstverwirklichung in den Vordergrund. Wenn das Leben bei allem Krisenbewusstsein doch als garantiert gilt, kommt es darauf an, es so zu verbringen, dass man das Gefühl hat, es lohne sich. Die Suche nach Glück hat die Sorge um das materielle Überleben abgelöst. Das Bestreben, etwas Schönes oder Interessantes zu erleben, ist ins Zentrum des Lebens gerückt. Daraus resultiert eine neue zentrale Handlungsanweisung: „Erlebe Dein Leben!“ (*Schulze* 1999, 223). Die Eventkultur lebt von Themenwelten, Konsumwelten, Freizeitwelten, die zu emotionalen und emotionalisierten, kultur- und gesellschaftskritischen Diskussionen herausfordern, denn sie haben mit dem Lebens-Notwendigen nichts zu tun und verkörpern eher das Überflüssige des Lebens (vgl. *Opaschowski* 2000, 22).

Die zunehmende Verschiedenartigkeit der Menschen ist nach *Gerhard Schulze* (1992, 35) Indiz für eine neue grundlegende Gemeinsamkeit innenorientierter Lebensauffassungen, die die Subjekte selbst in das Zentrum des Denkens und Handelns stellen und außenorientierte Lebensauffassungen verdrängt haben. Wer kann sich schon noch an eine Zeit erinnern, als die Temperaturangaben bei der Wettervorhersage nicht auch

in „gefühlten Temperaturen“ angegeben worden ist? Typisch für Menschen unserer Kultur ist nämlich das „Projekt des schönen Lebens“. Nun ist es nicht neu, dass Lebenslust zum Problem wird, wenn man endlich dafür freigestellt ist, sich darauf zu konzentrieren. Neu ist laut *Schulze* (ebd., 61) aber die gesellschaftliche Verbreitung dieses Problems.

Mit der *Erlebnisgesellschaft* beschreibt *Schulze* (ebd., 54) deshalb eine Gesellschaft, die relativ stark (im historischen und interkulturellen Vergleich) durch innenorientierte Lebensauffassungen geprägt ist. Die Handlungsform des Wählens gewinnt, bedingt durch die Vermehrung der Möglichkeiten, gegenüber der Handlungsform des Einwirkens an Boden. Unsere objektive Lebenssituation zwingt uns dazu, ständig Unterscheidungen nach ästhetischen Kriterien vorzunehmen. „Erleben wird vom Nebeneffekt zur Lebensaufgabe“ (ebd., 55). *Schulze* (1992, 58) bezeichnet diese Situation eher als Entscheidungssog denn als Entscheidungsdruck.

Mit *Innenorientierung* meint *Schulze* (ebd., 38), dass sich ein Mensch vornimmt, Prozesse auszulösen, die sich in ihm selbst vollziehen. „Innenorientierung ist Erlebnisorientierung. Das Projekt des schönen Lebens ist das Projekt, etwas zu erleben“. In diesem Projekt wird das Subjekt selbst zum Objekt, indem es Situationen zu Erlebniszielen instrumentalisiert.

Doch Erlebnisse werden nicht vom Subjekt empfangen, sondern von ihm gemacht. Erst durch die Verarbeitung wird das, was von außen kommt, zum Erlebnis und die Reflexion ist der Versuch des Subjekts, seiner selbst habhaft zu werden. Erinnern, Erzählen, Interpretieren, Bewerten ringen Ursprungerlebnissen festere Formen ab, die dadurch allerdings auch verändert werden. Die Reflexion soll gegen den ständigen Verlust von Erlebnissen im Voranschreiten der Zeit wirken (ebd., 44/45).

Erlebnisorientierung

Die *Erlebnisorientierung* ist eine umfassende Einstellung, die in den täglichen kleinen Freuden und im Konsum expliziter Erlebnisangebote nur besonders manifest wird, aber das ganze Leben erfasst, auch die Partnerschaft, die Elternrolle, den Beruf, die Teilnahme am politischen Leben, das Verhältnis zum eigenen Körper, die Beziehung zur Natur. In der Alltagsvorstellung wird Erlebnisorientierung als Absicht verstanden, jemand zu sein. In einem subjektiven Prozess, einer bestimmten Form der Selbstbeobachtung, soll sich etwas vollziehen, von dem man, sich selbst beobachtend, sagen kann, dass es einem gefalle (ebd., 42 ff.).

Im Fokus der zentralen Zieldefinition der Erlebnisgesellschaft befindet sich niemand anderer als wir selbst, unsere körperlich-geistigen Zustände und Prozesse. „Genaugenommen geht es um eine gelingende positive Selbstbeschreibung dieser Zustände und Prozesse“ (*Schulze* 1999, 229). Hatte sich im alten Paradigma das Ich noch dem Gegebenen – der Welt – anzupassen, so hat sich im neuen Paradigma das Verhältnis um 180 Grad gedreht: Wenn überhaupt noch etwas als gegeben betrachtet wird, dann das Ich, und die Welt, die in atemberaubend kurzer Zeit zu einem Ambiente größtmöglicher beliebiger Wünsche hochgerüstet worden ist, hat sich anzupassen. „Man arrangiert die Welt im Hinblick auf sich selbst“ (*Schulze* 2000 (a), 4).

Nach *Schulze* (1992, 53) ist es ein philosophischer Irrtum, dass Ursprungerlebnisse an sich befriedigend sein können. Ein und dasselbe Erlebnis kann in entgegengesetzter Weise reflektiert werden – als angenehm oder unerfreulich –, je nachdem, mit welchen Augen man es betrachtet. Bei der allgemeinen Annahme,

das Äußere wirke auf das Innere durch bloße Eindrücke, wird die Rolle des Subjekts bei der Entstehung von Erlebnissen unterschätzt. Man wird nicht nur beeindruckt, sondern man verarbeitet und die Erlebnisse sind in singuläre subjektive Kontexte eingebunden und verändern sich durch Reflexion. „Das Projekt des schönen Lebens entpuppt sich als etwas Kompliziertes – als Absicht, die Umstände so zu manipulieren, dass man darauf in einer Weise reagiert, die man selbst als schön reflektiert“ (ebd., 35). So führt das Projekt des schönen Lebens zu einem Bedarf an Kriterien der Selbstbewertung. Um einem unendlichen Regress von Reflexionen zu entgehen, bedienen sich Subjekte einfach gängiger, sozial eingeübter Formen der Selbstanschauung und öffnen sich an dieser Stelle in der Erlebnisgesellschaft – meist ohne es zu merken – kollektiven Schematisierungen. So hat sich ein Erlebnismarkt entwickeln können, der zu einem beherrschenden Bereich des täglichen Lebens geworden ist (vgl. Schulze 2000 (b), 28). Da sich noch nie so viele Menschen so intensiv auf die Suche nach unmittelbaren Glückserlebnissen begeben haben wie heute, leben wir in einer Erlebnisgesellschaft (vgl. Müller-Schneider 2000, 24).

Erlebnisrationales Glücksmodell

In die Lage versetzt, über Lebenslauf und Lebensstil frei zu entscheiden, geht es für die Mehrheit der Menschen nicht mehr um die Bewältigung äußerer Lebensumstände, sondern um die Befriedigung eines inneren Lebensgefühls. Nicht mehr zweckrationales Handeln, sondern Erlebnisrationalität bestimmt das Alltagsleben (vgl. Schulze 1999, 223).

Als *Erlebnisrationalität* bezeichnet Schulze (1999, 231) die Umkehrung naturwissenschaftlich-technischen Denkens unter Beibehaltung seiner Logik. Der Fokus der Zieldefinitionen wandert bei der Erlebnisrationalität von außen nach innen, indem man das außerhalb des Subjekts Gegebene (Konsumgüter, Reiseziele, Unterhaltungsangebote, Partner..) für „innen“ vorgestellte Wirkungen (Faszination, Entspannung, Lust, usw.) instrumentalisiert. In einem ingenieurmäßigen Situationsmanagement zur Optimierung des Innenlebens wird der Mensch zum Manager seiner eigenen Subjektivität, zum Manipulator seines Innenlebens. Erlebnisrationalität als vorherrschendes Glückskonzept bedeutet also, dass Menschen bestimmte Aspekte ihres Daseins verändern, um dadurch auf ihr Innenleben einzuwirken und schöne Erlebnisse herbeizuführen. Da jeder für sich selbst entscheiden kann, wann er glücklich ist und wann nicht, sind die „Erlebnissubjekte“ bei der Sinngebung ihres Lebens grundsätzlich auf sich selbst angewiesen, selbst wenn sie dankbar auf die Angebote anderer zurückgreifen. Das erlebnisrationale Glückskonzept ist als ein idealtypisches Modell aufzufassen, das in verschiedenen Gesellschaften in graduellen Abstufungen auftreten kann und sich insgesamt durch drei Techniken der Glückssuche auszeichnet:

- Beim erlebnisorientierten *Situationsmanagement* begeben sich Individuen in Situationen, die sie lustvoll erleben wollen. Die einfachste Art besteht darin, sich an Konsumgütern und Dienstleistungen das auszuwählen, was einem die schönsten Erlebnisse verspricht (vgl. Müller-Schneider 2000, 25). Auf der Suche nach dem immer neuen, absoluten „Kick“ mangelt es derzeit nicht an kreativer Phantasie (vgl. Thönneßen 2000, 2).

Auf dem Erlebnismarkt breiten sich komplexe Situationsmanagements aus, die eigens für die Nachfrage nach Erlebnissen konzipiert und zusammengestellt werden. Diese Arran-

gements fungieren als ‚Orte des Glücks‘, an denen positive Gefühlswelten öffentlich in Szene gesetzt werden. Zu nennen sind hier beispielsweise die in den neunziger Jahren um sich greifenden Events (Müller-Schneider 2000, 26).

- Bei der *Körpergestaltung* geht es darum, den Körper glücksbringend zu verschönern. Schönheit erzeugt auf direktem Weg schöne Gefühle, wenn jemand von seiner eigenen Attraktivität beglückt ist. Die körperliche Schönheit wird von der Logik innengerichteter Handlungsrationalität erfasst, weil die Menschen immer mehr Anstrengungen unternehmen, um sich zu verschönern oder ihre Schönheit zu erhalten, um so auf ihr Gefühlsleben einwirken. In einem erweiterten Gesundheitsbegriff geht es schließlich nicht mehr nur allein um die Abwesenheit psychophysischer Störungen, sondern um die volle Erlebnisfähigkeit des Subjekts. In unterschiedlichsten Fitnessprogrammen will man zwar Krankheiten vorbeugen, aber eben auch einen Zustand erreichen, der sich kaum besser umschreiben lässt als mit dem Slogan *fit for fun*. Der Körper wird als „gestaltbare Kulisse des Glücks betrachtet“ (vgl. Müller-Schneider 2000, 27/28).
- Bei der *Bewusstseinsmanipulation* geht es darum, dass sich schöne Erlebnisse nicht einfach einstellen. Die gegenwärtige Erlebniskultur suggeriert, dass es eine zielgerichtete Suche nach Glück gibt. Glücksfähigkeit wird als selbstverständlich vorausgesetzt und es wird offen oder versteckt suggeriert, dass Glück „machbar“ ist, indem man sein eigenes Bewusstsein manipuliert. „Die einfachste Anweisung zum Glücklichsein besteht darin, schlechte Gefühle gar nicht erst aufkommen zu lassen“ (Müller-Schneider 2000, 28). Aus Unwillen am banalen Alltag und dem Protest gegen die Anstrengung eines rational disziplinierten Lebens wächst das Bedürfnis nach intensiven, ausgefallenen Erlebnissen – und damit auch die Affinität zu Suchtmitteln (vgl. Thiersch 1996, 62). Die relevante gesellschaftliche Veränderung in der Verwendung von Rauschmitteln zeigt sich hier vor allem im Bereich der illegalen Drogen, die noch in den 1970er Jahren als Begleiterscheinungen gravierender sozialer Probleme galten. In der Erlebnisgesellschaft hingegen werden Drogen, deren Wirkungsweise auf spezielle Erlebniswünsche zugeschnitten sind, konsumiert, um sich einen *Kick* zu verschaffen.. Auch will man heute nicht mehr nur Medikamente zur Behandlung psychischer Krankheiten, sondern auch solche, mit denen sich normale Gefühlsschwankungen überwinden lassen (vgl. Müller-Schneider 2000, 28/29).

Schon weil sich Erlebnisse nicht in Dauerzustände verwandeln lassen, steigt der Problemdruck von Unsicherheit und Enttäuschung und führt zu einer permanenten Erneuerung dieses Handlungspotentials (vgl. Schulze 1992, 421). In Analogie zur Effektivitätssteigerung von Maschinen und Arbeitsabläufen beinhaltet die erlebnisrationale Suche nach Glück eine Steigerungsidee, dass das Dagewesene immer überboten werden soll. Durch die Vermehrung von Erlebnismitteln, die Anhäufung von erlebnisrationalen Handlungen pro Zeiteinheit (Verdichtung) und den Konsum neuer, verbesserter Güter oder Dienstleistungen (Innovation), soll nun auch das Leben immer schöner werden (vgl. Müller-Schneider 2000, 29). Dies deckt sich mit dem Credo einer Konsumgesellschaft: Der Mehr-Verbrauch, d.h. der Konsumzwang, und damit zugleich das Abhängigwerden sind geradezu das Gütezeichen dieser Gesellschaft geworden, in der Bedarfsweckung und Bedarfsdeckung in einen Kreislauf nie stattfindender Befriedigung eintreten. Der mittels einer Vergrößerung des Kon-

sumgüterverbrauchs gewonnene Selbstwert befindet sich in einer permanenten Krisensituation (vgl. Niebling 1997, 79 ff.).

Die Steigerungslogik führt zu einer Inflationierung von Erlebnisorientierung, die keine Befriedigung mehr zulässt und die Angst vorm Ausbleiben von Erlebnissen vergrößert. Hinzu kommt die Angst durch eine Wahl eines Erlebnisangebots andere Möglichkeiten ausgeschlagen zu haben und den dadurch entgangenen Gewinn an Erlebnissen nicht kalkulieren zu können (vgl. Schulze 1992, 65). Die Normalität der Konsumgesellschaft erscheint als ein nicht endender Kreislauf von Wunschproduktion, ausbleibender Bedürfnisbefriedigung und Wiederholung der Wunschproduktion auf gesteigertem Aspirationsniveau (vgl. Wolffersdorff 2002, 34).

Eine neuere Entwicklung in Abwandlung der klassischen Form von Erlebnisrationalität, die Außer-subjektives für das Innenleben zu instrumentalisieren versucht, sieht *Schulze* (2000 (a), 5) in der voranschreitenden Entdeckung des Erlebniswerts der Eigentätigkeit. Viele Menschen entdecken das Glück der Selbstvergessenheit im Tätigsein und Selbermachen, wie sich am Boom von Kochbüchern und der sprunghaften Ausbreitung von Inline-Skating ablesen lässt.

Scheitern des erlebnisrationalen Glücksmodells

Wenn, wie beim innenorientierten Handeln, schöne Erlebnisse zur Hauptorientierung geworden sind, verflüchtigen sich schöne Erlebnisse, die sich als Nebensache ergeben würden. Brauchbarkeit wird zum Neben-aspekt, der für das Projekt des schönen Lebens wenig hergibt (man stelle sich nur die Enttäuschung vor, die z.B. ein Lexikon als Geburtstagsgeschenk hervorruft). Durch erlebnisrationales Handeln versucht man, dieses Enttäuschungsrisiko möglichst gering zu halten (vgl. Schulze 1992, 64).

Doch trotz der explosionsartigen Ausbreitung des Erlebnismarktes ist der Prozentsatz derjenigen, die sich als glückliche Menschen betrachten, seit den 1950er Jahren nahezu unverändert (vgl. Müller-Schneider 2000, 29). Die Idee der Glückssteigerung ist also größtenteils eine Illusion. Wenn der Konsum nur noch die Symbolik des Geltungsdrangs, des Habens, des instrumentellen Gebrauchs zum Ausdruck bringen kann, dann begegnet mir in dem Gut, mit dem ich umgehe, nichts mehr, es drückt nichts Menschliches mehr aus wie jenes Gut, das mich als Geschenk einer geliebten Person immer an diese Person erinnern kann (vgl. Mieth 1996, 83).

Ist der kommerzielle Erlebnisköder geschluckt, stellt sich nicht selten Enttäuschung ein, denn ein Erlebnis realisiert sich seiner Natur nach nur im Modus des Geschehenlassens und sperrt sich gegen ein Erzwingen wollen (vgl. Wintels 2000, 141). Ein Problem der Erlebnisrationalität besteht daher darin, dass sie von einem ständigen Enttäuschungsrisiko begleitet wird. Man mag vieles unternehmen, um auf seine Gefühlswelt positiv einzuwirken. Ob gelingt, worauf man einzuwirken versucht, bleibt jedoch offen. Je mehr Erlebnismöglichkeiten zur Verfügung stehen, desto mehr stumpft der Konsument ab und insgesamt nimmt die Gefahr des Misserfolgs mit steigendem Erwartungsdruck zu. Daraus ergibt sich eine paradoxe Situation. Gerade wegen der gesteigerten Erlebnisorientierung werden die Menschen nicht glücklicher, sondern geraten immer weiter unter Steigerungsdruck. „Der rationale Versuch, den inneren Reichtum zu vermehren, führt in der Erlebnisgesellschaft schließlich häufig sogar zur Erlebnisverarmung. Trotzdem steigen die wenigsten aus. Zu sehr über-

trumpft die Angst vor einem langweiligen Leben das Risiko, am erlebnisorientierten Leben zu scheitern“ (Müller-Schneider 2000, 29).

3. 1. 2 Von der Notwendigkeit zur Möglichkeit: „Multioptionsgesellschaft“

Zerfall der Wissensklaven

Wenn das Bild Nelson Mandelas uns unter Umständen vertrauter ist als das Gesicht unseres unmittelbaren Nachbarn, dann hat sich etwas im Wesen unserer alltäglichen Erfahrung verändert.
Anthony Giddens, Entfesselte Welt

Der postmoderne Mensch ist in eine Vielzahl von disparaten Beziehungen, Orientierungen und Einstellungen verstrickt und mit ungemein heterogenen Situationen, Begegnungen, Milieus konfrontiert, so dass er ständig mit mannigfaltigen, nicht aufeinander abgestimmten Deutungsmustern und Handlungsschemata umgehen muss. Diese „Zersprungene Einheit der Welt“ lässt die alltägliche Lebenswelt der Menschen in eine Vielzahl von Entscheidungssituationen zersplittern, für die es nicht trotz, sondern wegen der breiten Angebots-Palette keine verlässlichen „Rezepte“ mehr gibt, und für jeden der Anspruch und Zwang zu einem (mehr oder weniger) „eigenen“ Leben besteht. Sinngebung ist unter diesen Bedingungen zu einer privaten Angelegenheit jedes Einzelnen geworden. Das bedeutet nicht, dass Menschen normalerweise den Sinn ihres jeweiligen Tuns oder Lassens selbst erfinden oder dass sie ihre eigenen Lebensstile exklusiv kreieren müssten, sondern dass das Individuum mit einer Vielzahl von Sinnangeboten konfrontiert ist und sich typischerweise zwischen konkurrierenden Sinnsystemen entscheiden muss und die damit jeweils typisch vorformulierten, thematisch begrenzten Weltdeutungsschemata übernimmt – ohne sich damit zwangsläufig längerfristig zu binden (vgl. Hitzler/Honer 1994, 308/309).

Unter solchen Bedingungen werden der Aufbau und die Erhaltung kommunikativer Strukturen immer schwieriger und mit der extremen Individuierung werden auch die Risiken der Vereinsamung zunehmen (vgl. Günther 1997, 140). Da der Bestand vorhandener sozialer Bezüge geringer wird, ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit gefordert, die den Teil des selbst zu schaffenden und durch Eigenaktivität aufrechtzuerhaltenden sozialen Beziehungsnetzes gewährleistet (vgl. Keupp 1994, 344).

Um ein Risiko-Management kommen wir dabei so oder so nicht herum, da Risiken und die mit ihnen zusammenhängenden Dilemmata alle Bereiche unseres Alltags durchdringen. Besonders wenn es um hergestellte Risiken geht, kann auch das von der Wissenschaft produzierte Wissen nicht einfach übernommen werden – schon deshalb nicht, weil die Wissenschaftler einander regelmäßig widersprechen. Jedem ist die Veränderlichkeit als Wesensmerkmal der Wissenschaft bewusst und wenn wir z.B. überlegen, was wir essen sollen, treffen wir eine Entscheidung im Kontext widerstreitender und sich verändernder wissenschaftlicher und technologischer Informationen (vgl. Giddens 2001, 45 ff.). Gerade wenn wir einen Bericht gelesen haben, wie unverzichtbar Gemüse oder gefährdend der Genuss von Tabak für unsere Gesundheit sei, folgt eine Meldung über einen 100jährigen, der, befragt nach „seinem Geheimrezept“ für ein langes Leben, angibt, jeden Tag Fisch zu essen, eine Zigarre zu rauchen und nur mäßig zu arbeiten.

Kontingenzerhöhung

In den auf Pluralisierung der Lebenslagen und Individualisierung der Lebensführung hineinzielenden Lebensverhältnissen werden neue Optionen freigesetzt. Die Menschen können nicht nur, sie müssen wählen und erfahren sich als „Regisseur ihrer eigenen Verhältnisse“, also in der Freiheit und Zumutung für die eigenen Verhältnisse einzustehen (vgl. Thiersch 1996, 59).

Dass in der Gesellschaft eine ungebremste Wachstums- und Steigerungsdynamik vorherrscht, die das Leben kontinuierlich bestimmt und unerbittlich vorwärtstreibt, ist die grundlegende These von *Peter Gross*' (1999 (b) u. 1994) *Multioptionsgesellschaft*. Die Treibfeder der Gesellschaft ist die Verringerung der Differenz zwischen real existierenden Bedingungen und möglich werdenden Zuständen mit der Devise „Immer schneller, immer weiter, immer mehr“. Das „Dreipunkteprogramm der Moderne“ beinhaltet nach *Gross* (1999 (b), 109) „die Steigerung der Handlungsmöglichkeiten, die Steigerung der Teilhabe an den Handlungsmöglichkeiten und die Garantie minimaler Teilhabe an den eröffneten Handlungsmöglichkeiten“. Daraus resultiert die Vorstellung, dass autonomes, freies Leben nur möglich ist mit Optionen und ohne Zumutungen. Alle Koordinaten des Lebens sind dem Steigerungsimperativ unterworfen, was sich auf Lebenszeit, Lebensstil und Lebenskonstellation auswirkt.

Die fortschreitenden technischen und ökonomischen Entwicklungen haben die überkommene Ordnung relativiert und einen ungeahnten Möglichkeitsreichtum beschert. Der stete Fortschrittsglaube treibt die „Entzauberung der Welt“ voran und eröffnet Optionsräume in immer neuen Lebensbereichen und Seinsebenen. Die Wahlfreiheiten des Einzelnen sind nach *Gross* (1994, 58) in vieler Hinsicht nicht nur größer geworden, sondern geradezu geplatzt: „Die mehr oder weniger individuelle Lebensform oder Lebensführung und -gestaltung setzt sich nicht einfach zusammen aus den in allen Lebensbereichen präferierten und gewählten Optionen, sondern der für das eigene Leben erwünschte und antizipierte Lebensstil strahlt ab auf die in Frage stehenden und wählbaren Einzeloptionen“.

Dementsprechend hat den fortschrittsbeseelten Menschen eine Dauerunruhe ergriffen, hervorgerufen durch den Wunsch, die Divergenz von Möglichkeit und Wirklichkeit möglichst schnell zu überwinden. Der Einzelne gerät unter den Druck, mit der Überfülle an Möglichkeiten in der sich zusehends verdichtenden Zeit zurechtzukommen. Die panische Mobilmachung im Zeichen des Fortschritts führt zwar einerseits zur „Entfesselung von Energien“, andererseits aber zu Überforderung, Verzweiflung und Angst, die Möglichkeiten nicht voll auszuschöpfen, etwas zu verpassen oder nicht mithalten zu können. Um die Träume vom „Jenseits im Diesseits“ zu verwirklichen, herrscht ein Realisierungs- und Zeitdruck. Was möglich ist, muss möglich werden. Der ethische Imperativ der Multioptionsgesellschaft lautet: „Handle stets so, dass weitere Möglichkeiten entstehen“ (ebd., 70).

Wenn in dieser Erhöhung der Kontingenz das Sinnloch des modernen Menschen beklagt wird und alenthalben Seminarteilnehmer, bis hinauf in die obersten Führungsebenen, den Marschbefehl zur Sinnsuche erhalten, muss dieser keineswegs wie eine Stecknadel im Heuhaufen gesucht werden, denn er liegt in tausend Versionen auf der Straße (ebd., 66/67). Das entstehende Chaos ist die Chance für eine neue Form der Wirk-

lichkeitsauffassung, die behauptet, die Wirklichkeit ist nicht gefunden worden, sondern „erfunden“ und Deutungen oder Abbildungen der Wirklichkeit müssten nicht wahr, sondern „passend“ sein. Vor allem *Paul Watzlawick* (2002) geht davon aus, dass wir Wirklichkeiten erschaffen, erfinden, konstruieren, die so in die Gegebenheiten passen, dass wir uns lebenspraktisch zurechtfinden.

Potentialität

In dieser Welt der unbegrenzten Möglichkeiten wird der Mensch zum „Möglichkeitssucher“ (vgl. Gross 1999 (a), 196) und als solcher giert und späht er tagtäglich nach Möglichkeiten, um der Endlichkeit zu entkommen. Da die Gegenwart nicht nur reich an Möglichkeiten ist, sondern sich weiter und weiter ausdehnt, dehnt sich das Ich, befreit von Neugierde-Verboten, in das Medium der Phantasie hinein, und dadurch zeigen sich unendliche Möglichkeiten. Im Fehlen von Notwendigkeiten überrennt die Möglichkeit die Wirklichkeit.

Die Multioptionsgesellschaft ist im Wesentlichen etwas Potentielles. Entscheidend ist die Vorstellung, dass sie virtuell, wenn auch nicht faktisch, überall gleichermaßen Gegenwart ist. Der Lebensstil ist dementsprechend vielfältig wie die Phantasie, Kreativität und Eigenleistung der Menschen. Die Kontingenzerhöhung mit ihrer Öffnung von Optionsräumen geht Hand in Hand mit dem abnehmenden Druck überkommener Gewissheiten. Beide Prozesse sind gewissermaßen „siamesische Zwillinge“. Gewissheiten werden in Aufklärung und Reflexion aufgestöbert und aufgelöst, aus Notwendigkeiten und Vorgaben werden Möglichkeiten und Aufgaben, und die Individualisierung ihrerseits ist eine Konsequenz der genannten beiden Prozesse. „Das Individuum wird gleichsam ausgefällt, stürzt ins Freie und feiert nun sein Unabhängigkeitsjahrhundert. Diese drei Prozesse konstituieren die Moderne“ (Gross 1999 (b), 117).

In immer mehr Bereichen gestatten oder getrauen sich immer mehr Menschen ohne Rücksicht auf Zumutungen – welcher Art auch immer – zu entscheiden und zu handeln. Die Kontingenz nimmt in dem Ausmaße zu, wie die Menschen sich emanzipieren. Leben und Arbeit sind in einer neuartigen Weise miteinander verzahnt und es gilt, Sinnfindungen in allen Welten, in denen wir leben, zu erzeugen und zusammenzufügen.

Der Sieg dieser offenen Gesellschaft ist total, da wir von der Gewissheit ausgehen können, dass die Kontingenz und die Ungewissheit über die zu erwartenden Zukünfte im Gleichschritt mit der Autonomie weiter zunehmen werden und die Möglichkeit der Nichtentscheidung der Tendenz nach unmöglich wird (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990, 52). Nun ist nichts schwerer, als Ungewissheiten zu akzeptieren und so bestehen die Risiken in den zunehmenden Wahlmöglichkeiten. „Was nicht gewählt wurde, könnte die bessere Wahl gewesen sein! Und man könnte in die Lage kommen, selber nicht gewählt zu werden“ (Gross 1999 (b), 124).

Wichtig ist aber das Bewusstsein, dass die Optionen prinzipiell gegeben sind. Optionalität, also die Möglichkeit der Wahl, ist nur die Anschlussmöglichkeit an die Kontingenz. Dadurch erscheint der unendliche Möglichkeitsraum für jeden jederzeit durchquerbar. Wenn aber die Möglichkeiten gegenüber den Notwendigkeiten hervor und ins Leben treten, wird der Mensch auf sich selber verwiesen und entwickelt eine „Innenwelt“, um mit der Außenwelt klar zu kommen. Man will sich finden und man macht sich selber zur Aufgabe. „Man definiert ein spirituelles Inseits, welches das Jenseits und das Jenseits im Diesseits ersetzt und verdrängt. Inner Space statt Outer Space, Intopie statt Utopie“ (Gross 1999 (a), 9). Das Ich ist somit immer und

ewig ausgespannt zwischen dem, was ist und dem, was sein könnte. Der Mensch ist unzufrieden und will über sich selber hinaus. Aus seinem anthropologischen Minimum versucht er ein Maximum herauszuholen, indem er zu einer endlosen Jagd aufbricht, zur Bearbeitung der Ich-Differenz und diese zu seiner Identitätshoffnung macht. Es kommt zu einem Taumel der Selbsterregung und Selbstverwirklichung, „mit der Hoffnung, dass man, nachdem niemand mehr einen erlöst, sich selbst erlösen könnte“ (Gross 1999 (b), 125).

Die Widersprüchlichkeit der Lebensbedingungen hinterlässt eine unbegrenzte Auswahl möglicher Deutungen, deren Folge eine „Optionsparalyse“ ist, die Neigung sich bei unbegrenzten Möglichkeiten für nichts zu entscheiden. Daraus entsteht das Dilemma der Unfähigkeit, sich für eine Sache, eine Idee oder auch eine Person entscheiden zu können, ohne vorher die Folgen abwägen zu wollen. Da es nicht möglich ist, Folgen auch nur annähernd vorzuberechnen, bleibt immer eine inkonsequente Haltung zu selbst getroffenen Entscheidungen als Ausweg. Man ist quasi gezwungen, eigene Utopien zu zerstören, weil die Konsequenzen als nicht eindeutig zurückgewiesen werden. Was man sich gestern noch gewünscht hat schwebt heute als Bedrohung über allem, was man tut. So leben Menschen in der Multioptionsgesellschaft zunehmend ohne Vergangenheit. Alles bleibt auf den Augenblick reduziert und dadurch bleibt dieser, weil er eben in keinem Zusammenhang steht, auch so schwer festzuhalten. Auf diese Art sind Menschen ihrer Realität „entrückt“; sie stehen sozusagen „neben sich“ und können sich selber dabei beobachten, wie sie versuchen, einen Zusammenhang ihrer erlebten Realität herzustellen. Besonders dort, wo die Realität brüchig wird, wenn ich mir selbst etwas nicht mehr erklären kann, darf nichts ungeklärt bleiben und die Sicht der Dinge wird durch das Bedürfnis nach Eindeutigkeit überformt.

Intensitätsverlust

Im Kontext der gesellschaftlichen und kulturellen Modernisierung ändern sich also nicht nur die dingliche Welt der Objekte und die subjektive Innenwelt, sondern auch deren Wahrnehmungsweise. In dem Problemmodell von *Thomas Ziehe* (1989) schlägt die Möglichkeit zur Subjektivierung, die erst mit der „modernen“ Kontextoffenheit derart hat zum Tragen kommen können, um in eine Nötigung zur Subjektivierung. Er zeigt dies anhand zweier verschiedener Arten von Intensität: einer kontra-traditionellen Intensität (angesichts des Zerfalls einer Aura) und einer post-traditionellen Intensität (ohne Erfahrung eines Aurazerfalls).

Die kontra-traditionelle Intensität speist sich lebensweltlich und biographisch (noch) aus der Konfrontation mit Traditionalität. Hier muss Befreiung, Übertretung und ästhetische oder erotische Ekstase erst einmal autobiographisch abgerungen werden. Diese Intensitätserfahrung, die noch in einer spezifischen Gebanntheit durch eben jene Auraresten gestanden hat, von denen man sich melancholisch, kämpferisch oder reflektierend verabschiedet hat, scheint an ihr symbolisches Gegenüber eigenartig gebunden zu sein und stellt sich offenbar nur im Nachklang her.

Post-traditionelle Intensität ist nicht mehr gebannt, kann aber auch nicht mehr kontrastiv von der erhebenden Überwindungserfahrung zehren. Es bleibt nämlich zu bezweifeln, dass die durch die kulturelle Modernisierung hervorgebrachten potentiellen Abstraktionsgewinne und erweiterten Kontingenzspielräume in der Alltagsrealität der Lebensformen ausgeschöpft werden können. *Ziehe* (ebd., 80) vermutet vielmehr, dass

der unwiederbringliche Verlust von kontra-traditioneller Intensitätserfahrungen zunächst Intensitätsdefizite aufreißt, dann aber ein Gefühl des Entzuges ausbildet.

Als Folge werden Kontingenzgehalte so fundamentalisiert und in Handlungssituationen unter dem Kriterium „Sinn“ so eng geführt, dass es der Sicherung von „Gewissheit“ dienen soll. *Ziehe* (ebd., 83) macht nun die Problematik der Verwendungsweise solcher Relevanzkriterien geltend, weil sie notwendigerweise ihr Ziel verfehlt und sich in (selbst)destruktiven Auswirkungen verfängt:

Es kommt nämlich zu einem tendenziellen Verlust dessen, was gesucht wird. Die Art, in der Betroffenheit und Gewissheit gesucht wird, droht, im gleichen Zuge, die Möglichkeiten, sie zu ‚finden‘, aufzuzehren. Die Entzugsstruktur verstärkt eine Tendenz zur Alles-oder-nichts-Deutung von Situationen, die vielleicht erst einmal nicht mehr und nicht weniger als ambivalent sind.

So wird „Sinn“ im Lichte rigoros angelegter Relevanzkriterien immer substantialistischer aufgefasst und die Erwartung, „beliefert“ zu werden, trübt das Sensorium für Zwischenstufen und vorerst latente Möglichkeiten, „Sinn“ zu generieren. „Statt dessen wird auf die ‚Anlieferung‘ gewartet, die so gar nicht eintreffen kann“ (ebd.). Zusätzlich führt die Allgegenwart der Sinneinklage zur Inflationierung des Sehnsuchtzieles, die Dauerthematisierung verschleißt den Gehalt an Besonderheit und die Entzugsstruktur verstellt die Möglichkeiten zu leidenschaftlicher Konzentration auf Gegenstände, zu intensiver Hingabe an intersubjektiv geteilter Situationen und zu genießendem Selbstbezug bzw. spontanem Selbstausdruck.

3. 1. 3 Beschleunigung der Lebenszeit

When I was faster I was always behind.
Neil Young, *Slowpoke*

Mit 30 gestorben, mit 70 begraben.
Douglas Coupland, *Generation X*

In seinen *Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur* nennt Douglas Coupland (1992) die Neigung, sich Kinder anschaffen als Ausgleich für die Tatsache, dass man nicht mehr an die Zukunft glaubt, *Strangelove Reproduktion*. Darin kommt ein entrücktes Verhältnis zu den Zeitdimensionen zum Ausdruck, das sich in abgeschwächten oder verstärkten Formen durch unsere Alltagserfahrungen zieht.

„Natürliche“ Zeit und „konstruierte“ Zeit

Es gibt die Erfahrung, dass Menschen in der Mitte des Lebens ihr noch zu erwartendes Alter abzählen und um die Verteilung von Zeitwohlständen und Zeitnöten im Lebenslauf wissen, z.B. davon, dass, trotz Zeitwohlstand im Alter, die Zeit, je näher man dem Tode rückt, um so schneller zerrinnt. Die kontinuierliche Zahlenreihe, in der wir die Zahl der Lebensjahre eines Menschen angeben, spielt deshalb eine wesentliche Rolle für das Identitätsgefühl eines Menschen, weil sie mit biologischer, sozialer und persönlicher Bedeutung aufgeladen ist und als fortlaufender, irreversibler Prozess das Individuum in scheinbar für immer weitergehenden Gesellschaftsprozessen verortet. Doch Gesellschaftsprozesse gehen nur so lange weiter, wie die Kontinuität des entsprechenden Gesellschaftsprozesses erhalten bleibt und erinnert wird (vgl. Elias 1988, 38/39).

Die Uhr, als normierende Kontrollinstanz unseres Verhaltens, verweist darauf, wie wenig Verlass auf die Gelehrigkeit der Körper und die Selbstdisziplin bzw. wie wichtig die fremdbestimmte Zeitordnung geworden ist (vgl. Becker 1999, 37). Als Mitglieder industrieller Nationalstaaten haben wir gewöhnlich ein fast unausweichliches Bedürfnis, zumindest annähernd zu wissen, wie spät es ist und es ist kaum vorstellbar, dass unser Zeitempfinden nicht von allen Menschen allerorts geteilt wird. Dieses Zeitgefühl scheint so tief verwurzelt und bildet so sehr ein Attribut unserer Persönlichkeit, dass es uns überaus schwer fällt, darin ein Ergebnis sozialer Erfahrungen zu sehen (vgl. Elias 1988, 116).

Als „Echtzeit“ bezeichnet *James Gleick* (2000, 77) einen Grenzwert der schnellstmöglichen Zeit, der wir uns asymptotisch nähern. Es ist noch nicht allzu lange her, da galt jede Zeit als „Echtzeit“, aber nun ist ein neuer Name notwendig geworden, weil der Fortschritt der Technik zu einer Ausdifferenzierung geführt hat. „Orale Kommunikation in Echtzeit ist das, was man einmal Konversation nannte. Einige Kinder in den Neunzigern wurden von ihren Eltern dringend gebeten, ihre Schuhe in ‚Echtzeit‘ anzuziehen“ (ebd., 78).

Das Wissen verändert sich so schnell, dass die Quote der Veränderungen bald so hoch sein wird – so prophezeit *Gleick* (ebd., 96) –, dass Menschen, die sich nur auf einem Gebiet qualifiziert haben – welches ihr ganzes Leben lang für das, was sie tun und sind, bestimmend ist –, so überholt sein werden wie Pergamentpapier. Allein schon um unseren Job zu behalten, müssen wir regelmäßig unsere beruflichen Qualifikationen erneuern. Und „je schneller die Informationsflut über uns hereinbricht, desto mehr Internetports und Suchmaschinen eilen uns zu Hilfe, indem sie uns mit weiteren Informationen überschütten. Je mehr Telefonanschlüsse man besitzt, desto mehr braucht man auch“ (ebd., 309).

„Schnellfeuer-Kultur“

Genauso wie unsere Vorstellung von einem statischen Bewusstsein uns an der Erkenntnis hindert, dass die bewusste Wahrnehmung gegenwärtig einem radikalen Wandel unterliegt, hindert uns die Vorstellung von der Zeit als etwas Unveränderlichem an der Erkenntnis, dass das kulturelle Leben die Zeitempfindungen und den Rhythmus unseres modernen Lebens verwandelt.
Richard DeGrandpre, Die Ritalingesellschaft

Richard DeGrandpre (2002, 25) nennt das Leben in ständiger Bewegung und ohne Langsamkeit, in der entweder wir selbst oder etwas anderes in unserer Nähe in ständiger Bewegung ist, „Schnell-Feuerkultur“. Wir sind in Hetze, erholen uns davon oder hetzen zu neuer Hetze. Muße, Langsamkeit, Faulheit, Entspannung, Einfachheit gehören in der westlichen Kultur der Vergangenheit an und sind durch eine einzigartige Geschwindigkeitsmanie ersetzt worden. Wir werden Tag und Nacht stimuliert und beschleunigt, ohne Unterbrechung versenden und empfangen wir Nachrichten.

Die Beschleunigung unserer Gesellschaft ist über die Jahre hin ganz allmählich vor sich gegangen, so dass das derzeitige Lebenstempo oft als normal empfunden wird. Insbesondere die Schlagkraft des kindlichen Bewusstseins, das ja immer in der allerneuesten Beschleunigungsphase heranreift, erhöht sich in dem Maße, wie die Gesellschaft ihr Tempo erhöht. Neues und Veränderungen sind dann bald nicht mehr so stimulierend wie am Anfang. Und der einzige Grund, warum Technologien überholt sind, ist, dass sie hinter das Tempo unseres Lebensbewusstseins zurückgefallen sind. Ein Computer z.B. ist in dem Moment, wo wir ihn aus dem Laden tragen, schon wieder veraltet, weil der ihm eigene Prozessor nur ein Bruchteil der Informationen pro

Zeiteinheit verarbeiten kann wie der des Nachfolgemodells, das erst dann in den Verkauf kommt, wenn der Vorgänger ausverkauft ist. Deshalb neutralisiert das Bewusstsein unseren jeweils erreichten technischen Fortschritt, „indem es sich unseren Versuchen anpasst, es auf immer höhere Touren zu bringen“ (ebd., 21). Daher ist nicht der Fortschritt der Technologie an sich für uns von Bedeutung, sondern eher seine Wirkung auf unsere Wahrnehmung und Aufmerksamkeit, auf unsere Wünsche und Frustrationen. Weil die Technik immer dazu dient, Erfahrungen zu vermitteln, tritt sie vermittelnd zwischen uns und passt am besten dorthin, wo menschliche Beziehungen bereits unterbrochen sind.

Die „Schnellfeuer-Kultur“ bringt nach *DeGrandpre* (ebd., 25) ein „Schnellfeuer-Bewusstsein“ hervor, eine uns mit Unruhe erfüllende Zeitempfindung, in der wir die beschleunigte Gesellschaft mit unserer eigenen bewussten Wahrnehmung in Einklang bringen wollen, was wieder die Beschleunigung erhöht. Die Stimuli, die ununterbrochen aus allen Richtungen auf uns eindringen, rufen in uns ein unbewusstes Verlangen nach intensiverer Stimulation hervor. „Wir gehen nicht nur schneller durchs Leben; unser Bedürfnis nach Geschwindigkeit erhöht sich dabei sogar“ (ebd., 27). Wenn wir also Befriedigung erleben wollen, müssen die Reize ständig intensiviert werden, damit das erhöhte Aspirationsniveau erreicht wird. Hat sich das Bewusstsein der erhöhten Geschwindigkeit angepasst, fühlen wir uns mit ihr in Einklang und sind in eine beschleunigte Zeit übergegangen. Wir wollen Dinge immer schneller erledigt haben und, während uns es gleichzeitig an der Fähigkeit (und der Zeit) mangelt, irgendetwas selber zu tun, sind wir in zunehmenden Maße auf die Hilfsdienste anderer angewiesen, auf die wir immer länger warten müssen. „Die Anpassung an die Geschwindigkeit neutralisiert schnell den Effekt, der ursprünglich von der Beschleunigung ausgeht“ (ebd., 42/43).

Lenken wir unser Bewusstsein von der Gegenwart weg in die Zukunft, entsteht nun – unbewusst – die Neigung, unser Erleben der Gegenwart gering zu schätzen. Unsere Zukunftsbesessenheit ist aber wertlos, wenn die Zukunft, auf die wir warten, nie eintritt oder wiederholt mit enttäuschenden Folgen verbunden ist, weil sie der romantischen Züge entbehrt, mit denen wir sie in unserer idealisierenden Phantasie ausgestattet haben. Durch die Fixierung auf die Zukunft wird die Zeit selber beschleunigt und Glück kann man dann nicht mehr erleben, sondern sich nur noch daran erinnern (ebd., 47 ff.).

Gesparte Zeit: Not im Überfluss

Das Thema in der „Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft“ ist nicht mehr die Frage nach der Dauer der Arbeitszeiten, sondern die Lage der Arbeitszeiten rund-um-die-Uhr und rund-um-die-Woche. „Die Befürworter der Flexibilisierung haben semantisch den Fortschritt für sich gepachtet“ (Gross 1994, 78). Tendenziell stellt *Peter Gross* (ebd., 79) fest, dass wir an der Abschaffung der Nacht arbeiten. Gleichzeitig gerät auch die Normalfreizeit in Bedrängnis und löst sich in rund-ums-Jahr, rund-um-die-Uhr und rund-um-den-Tag gelegene Freizeitblöcke auf. „Die weggeschmolzenen Verbindlichkeiten betreffen alle Zeitdimensionen“ (ebd., 80).

Wir haben heute eine wachsende Freizeitkultur als Sphäre der Erholung, der Verfolgung privater Interessen, der persönlichen Entwicklung und des Familienlebens jenseits der elementaren materiellen Existenzsicherung. Wir haben eine relativ autonome Verfügbarkeit über die eigene Zeit und ihre Verwendung, was *Lüdtke* (2001, 15) *Zeitsouveränität* nennt. Aber das Verhältnis der beiden Sphären „Arbeit“ und „Freizeit“ hat sich in der postindustriellen Gesellschaft grundlegend verändert und kompliziert. „Beide Sphären haben sich

gegeneinander stark relativiert und teilweise verschränkt, sich vielfältig vermischt und aus solchen Mischungen sind neue Formen sinnvoller Tätigkeit entstanden“ (ebd., 16). Unterschiedliche Zeitsphären werden neu bewertet und auch in der Freizeit entstehen neue Knappheiten und Handlungsparadoxien, verflüchtigen sich viele Qualitätsunterschiede zwischen Arbeit und Freizeit, bleibt Zeitautonomie weiterhin unvollkommen und gefährdet.

Immer mehr Menschen konzentrieren die für sie wertvollen Tätigkeiten auf die Freizeit, die somit zur Zeit gesteigerter Bedürfnisse und Erwartungen wird und der damit unterstellt wird, dem Bedürfnis nach persönlicher Identität, affektiver Hingabe und ganzheitlichen Erfahrungen entgegenkommen zu können (ebd., 60). Hat die Freizeit einst als Gegenwelt zur Arbeit gegolten, in der man am ehesten den Bedürfnissen nach Eigenzeit und Zeitautonomie nachkommen können, orientieren sich die Menschen laut *Lüdtke* (ebd., 18) in ihrer Freizeit immer mehr am Leistungsgedanken. Persönliche Kompetenzen werden zunehmend eine wichtige Voraussetzung für befriedigendes Handeln. In Ergänzung zum Leistungs- und Statuswettbewerb in Schule und Ausbildung zeigt sich bei Jugendlichen die Tendenz der „Freizeitkarriere“, in der die Bedeutung des „Amateurs“ zurückgeht und es nicht zuletzt auf ein gelingendes Zeitmanagement ankommt. Der Mensch, der sich einmal „ausruhen“ möchte, ist – sei es in Arbeit oder Freizeit – sehr schnell abgehängt (vgl. *Platta* 1998, 101).

Die beschäftigungsfreie Zeit, ohne Uhr und ohne Druck – früher einmal Muße genannt –, schwindet immer mehr (vgl. *Gleick* 2000, 17). In dem Glauben, wir könnten Zeit, die wir einsparen, für Stunden der Muße aufheben, kommt es zu einem Paradox: „Um Zeit zu sparen, muss man Zeit investieren“ (ebd., 151). *Lüdtke* (2001, 18) spricht in diesem Zusammenhang von „Zeitfallen“, wenn die Benutzung technischer Neuerungen mehr Eigenzeit in Anspruch nimmt, als von ihnen Zeitersparnis erwartet wird. Die Gefahr, in eine Zeitfalle zu tappen, sieht er vor allem dort, wo private Haushalte in Technik wie Unterhaltungselektronik, Küchengeräte, Autos, Computer usw. investieren. Alle Gegenstände der Alltagspraxis, von Küchengeräten bis zu Telefonapparaten, werden immer schneller. Das krasse Hervortreten zeitsparender Erfindungen in unserer Zeit führt dazu, dass die gesparte Zeit wieder vertrieben werden muss. Dazu gibt es wieder andere Erfindungen und so hat der Wunsch, Zeit zu sparen, seinen Beweggrund darin, sich dem Zeitvertreib zuzuwenden. Die Geschwindigkeit ist dabei keineswegs nur ein Mittel, um möglichst schnell ein Ziel zu erreichen, sondern sie ist selber Ziel (vgl. *Gross* 1994, 155 ff.).

Zerkleinerung von „Sinneinheiten“

*Historical Underdosing: In einer Zeit zu leben, in der nichts zu passieren scheint.
Hauptsächliches Symptom: süchtig nach Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehnachrichten.
Historical Overdosing: In einer Zeit zu leben, in der all zuviel zu passieren scheint.
Hauptsächliches Symptom: süchtig nach Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehnachrichten.
Douglas Coupland, Generation X*

Wie die „Virtualisierung der Lebenswelt“ aufzeigt, löst sich der Alltag des Menschen durch die verzögerungsfreie, globale Informationsübertragung mehr und mehr aus seiner lokalen „Einbettung“ und wird von Vorgängen geprägt, die sich in großer Entfernung abspielen. Während die lokalen Identitäten an Bedeutung verlieren, wächst der soziale Erfahrungshorizont mit Menschen in der ganzen Welt und der Einzelne ist dazu aufgeru-

fen, seine sozialen Beziehungen immer wieder neu zu ordnen und sein Leben auf sich ständig verändernde Situationen umzustellen (vgl. Giddens 2000, 57 u. 67). Die Menschen müssen nun, gefangen in einer Welt von Ereignissen, die sie nicht annähernd zur Gänze verstehen in der Lage sind und die sich weitgehend ihrer Kontrolle entziehen, aktiv Entscheidungen darüber treffen, was sie tun und warum sie es tun. Wir sind schließlich auf uns gestellt, den Sinn des Lebens zu suchen, während die „Sinneinheiten“ immer kleiner werden. Mit Sinneinheiten meine ich Anknüpfungspunkte zwischen Sinn und Tun.

In charakteristischer Weise erfährt unser Zeitempfinden eine „Gegenwartsschrumpfung“, in der, durch die Verdichtung von Innovationen, die „Halbwertszeiten“ des aktuellen Wissens ständig verringert werden (vgl. Keupp u.a. 2002, 49). Die Welt sprengt sich, wie *Guggenberger* (2000, 132) es formuliert, vor unseren Augen, in immer neuen Schüben einer immer größeren Deutlichkeit ihrer Einzelheiten, nach allen Seiten auseinander, so dass sich die Welt für die Wahrnehmung des Subjekts in immer winzigere Bestandteile auflöst und die Welterkenntnis im „subatomaren“ Bereich angelangt ist. Im „postmoderne Design“ der Welt verabschiedet sich die Eindeutigkeit des raum-zeitlichen Kontinuums. „Es gibt keine Deutungsklammer mehr für das Ganze. Aus der Not verlorener Einheits- und Eindeutigkeitsgewissheit wird die Tugend offensiver Pluralität“ (ebd., 134). Für den Alltag wie für die Wissenschaft gilt: „Die Hoffnung auf die große Theorie ist der Arbeit an den kleinen Einsichten gewichen“ (A. Schuller 1993, 12).

Kleine Einsichten als mögliche Quelle von Sinnerfahrungen sind auf Widersprüche angewiesen, auf Erfahrungswerte also, die sich nicht problemlos in jedes Fragment für bedeutsam befundene Wirklichkeitsdeutungen fügen lassen. Weil es Widersprüche nur dort geben kann, wo Aussagen und Ereignisse als miteinander verknüpfte Elemente eines kontinuierlichen und kohärenten Kontextes wahrgenommen werden, erfordern sie eine kontextuelle Basis – eine Theorie, eine Vision, eine Metapher –, worin Tatsachen organisiert und Strukturen erkannt werden können (vgl. Postman 1988, 169). Doch wo es keine Kontinuität und keinen Kontext gibt, können Bruchteile von Informationen nicht zu einem verständigen und konsistenten Ganzen integriert werden und Widersprüche verschwinden einfach. *Postman* konstatiert (ebd., 137), dass sich die Öffentlichkeit an die Inkohärenz gewöhnt und in die Teilnahmslosigkeit hineinamüsiert hat.

Das postmoderne Zeitalter ist Schauplatz einer massiven Säkularisierung, eines Niedergangs der Religion, und ist ebenso Schauplatz mächtiger Gegenbewegungen. Zwar ist die Realität kalt und trostlos, doch sind die Menschen auf ihrer Suche nach Trost immer wieder neu bereit, sich tröstlichen Illusionen hinzugeben. Die universelle Diesseitigkeit scheint auf keine Gegenbewegung zu stoßen (vgl. Berger 1994, 35 ff.). Die Suche der Diesseitigkeit zielt ab auf Grenzen, die es nicht gibt. So ergeht man sich als Grenzsucher im Ödland der Sinnleere folgendermaßen: „Auf nichts verzichten! Grenzen? Alles ist unbegrenzt!“ (Zimmermann 1999, 56).

Zeit- und Ortlosigkeit: Allgegenwärtige Gegenwart

Now Denial: die Neigung, sich einreden, dass die einzige Zeit, die es wert war zu leben, die Vergangenheit war, und dass die einzige Zeit, die überhaupt wieder interessant sein könnte, die Zukunft ist.
Douglas Coupland, *Generation X*

Zum ersten Mal hat mir die „Auflösung der Zeit“ während eines Referats einer Kommilitonin über Technomusik und -kultur gedämmert – meiner Wahrnehmung nach Beschleunigungskultur schlechthin. In ihrem

Erzählen über die Wahrnehmung während eines „Raves“ und nach dem Hören mehrerer Stücke hat es mir erschienen, dass die Bearbeitung alter Schlager im Technostil durch die fehlende Struktur der nach „*beats per minute*“ kategorisierten, strukturarmen Musikstücke gleichsam das Gedächtnis der Musik löscht und einen Wiedererkennungswert verhindert. Es ist wohl nicht von ungefähr, dass motorische Unruhe und geringe Konzentrationsfähigkeit die psychischen Indikatoren der auf den Punkt geschrumpften Gegenwart sind und in der Action die Sonderstellung der Gegenwart ohne Mühe erkennbar wird. Wenn nur die Atemlosigkeit des Augenblicks entscheidend ist, wird intensive Gegenwart erfahrbar (vgl. Becker 1989, 178).

Ein Bekannter hat mir einmal erzählt, wie seine Freundin, als sie ihr erstes Handy bekommen hat, sich auf seinen Anruf verwundert gemeldet hat: „Woher weißt Du, dass ich bei Karstadt bin?“ Diese Verwirrung macht deutlich, dass uns die angestrebte Ortsungebundenheit in unserer Wahrnehmung schon zu überholen beginnt. Diese Ortlosigkeit, die Überwindung der „geographischen Trägheit“ ist vor allem ein Kennzeichen des „Zeitalters der Beschleunigung“. Wer hier zu Hause ist, muss sich tragen lassen vom Wellenkamm der Zeit und darf nicht sesshaft sein (vgl. Guggenberger 2000, 12). Der Ort, an dem man sich befindet, ist nicht mehr als eine Koordinate, an der abgelesen werden kann, wohin man sich als nächstes bewegt. Die eigentliche Messgröße ist aber die Zeit im Quadrat.

Die Beschleunigung bildet laut *Guggenberger* (ebd., 18/19) den Kern aller unserer Erfahrungen und Befindlichkeiten. Eine affektive Besiedelung der Zeiträume unseres Lebens scheint immer weniger möglich. Die bizarre Vielgestalt der Reize, die in ihrer Flüchtigkeit für den Zeitreisenden entlang des Weges aufblitzen, sind nur eine kurze Zeitspanne lang wichtig und schnell wieder vergessen. Die im Tempo ständiger Umweltveränderungen heimatlos gewordenem Bewohner der Moderne verlieren so zunehmend die Fähigkeit, sich in ihrer Vergangenheit und Zukunft in einer kohärenten Erfahrung zu organisieren. Es wird dann recht schwierig sich vorzustellen, dass die kulturelle Produktion eines solchen Subjekts etwas anderes als angehäuften Fragmente und eine Praktik des Ziellos-Heterogenen, Fragmentarischen und vom Zufall Abhängigen hervorbringen könnte. Wenn Sinn nur mehr als Sinn-Effekt begriffen werden kann, als die objektive Vortäuschung von Bedeutung, die durch die Verbindung der Signifikanten zueinander generiert und projiziert wird, ist Identität nichts anderes als der Effekt einer gegenwärtig bestimmbar zeitlichen Verkoppelung von Vergangenheit und Zukunft (vgl. Jameson 1997, 70/71).

Die Zeithorizonte der Lebenswahrnehmung verengen sich immer mehr, wenn Kinder schon nicht mehr den Lebenszusammenhang der Eltern, geschweige denn der Großeltern kennen. Im Grenzfall schrumpft Geschichte zur (ewigen) Gegenwart und es dreht sich alles um die Achse des eigenen Ichs (vgl. Beck 1986, 216). Wenn die Herkunft von Gedanken, Ereignissen, Visionen in einem Zerschneiden des Zusammenhangs zwischen Vorher und Jetzt verdunkelt wird, ist das Individuum zu einer radikalen Konzentration auf die Gegenwart, auf das momentan Wirkliche gezwungen. Die Wirklichkeit löst sich von der Vergangenheit ab und zieht sich auf die Gegenwart zusammen (vgl. Gross 1994, 183). „Das Jetzt erobert die Vergangenheit und die Zukunft. Überall ist Gegenwart“ (Guggenberger 2000, 20).

Identität als Beschleunigungsmanöver

Das Leben wird erst zur Verlustgeschichte, in der jeder Augenblick noch verbleibende Zeit vernichtet, wenn es um etwas geht, was mehr ist als das Leben, wenn es dem Leben einen Sinn gibt, den es zu verwirklichen gilt, Möglichkeiten, die es zu erreichen, und Träume, die es zu realisieren gilt.
Peter Gross, Multioptiongesellschaft

Geschwindigkeit, Tempo, Beschleunigung sind wohl die herausragenden Kennzeichen unserer Epoche. „Beschleunigungsversuche folgten Beschleunigungsversuchen, und die Sehnsucht und das Verlangen, das Andere, das Heil, sich selbst, Gott, das Paradies zu erreichen, nahmen zu und steigerten sich mit deren Verschwinden“ (Gross 1999 (a), 168). Nur noch in der Beschleunigung und im Schrecken scheinen sich die Menschen heute ihrer selbst innwerden zu können. Ruhe und Stille sind zur tödlichen Bedrohung geworden und würden an den Tag bringen, was wir fürchten. In der beschleunigten Zeit werden in den Boutiquen der Identitätsmoden verschiedene Identitätserzählungen angeboten, die man sich von der Stange greifen kann und nach einigen Monaten oder Jahren durch neue, aktuellere ersetzt, während fundamentalistische Zentralperspektiven verschwinden (vgl. Gronemeyer 2000, 43/44). Der Stilpluralismus ermöglicht einer unstillen, vor sich selbst fliehenden Gegenwart eine Kostümierung in geliehenen Identitäten (vgl. Raulet 1997, 137).

Doch es ist nicht die Welt, die in einem Prozess der göttlichen Selbstverwirklichung schneller rotiert, indem die Menschen Manifestation des Möglichen sind, sondern die auf sich selbst zurückgeworfenen Menschen wollen sich selber erlösen, indem sie frenetisch der Zukunft, der Essenz zuströmen (vgl. Gross 1999 (a), 213). Mit dem Verlust der religiösen Rahmenerzählung haben wir auch die Ewigkeit verloren, die Weltzeit ist geschrumpft auf die individuelle Lebenszeit. Weil wir uns Ewigkeitssubstitute suchen, erfährt das Diesseits eine enorme Verdichtung. Ein einziges Leben muss genügen, um die Träume vom Jenseits im Diesseits zu realisieren. Und dieser Druck wird erhöht durch die Verkürzungen, welche die für die materiellen Wunschparadiese notwendigen Erwerbszeiten erfahren (vgl. Gross 1994, 81).

Angesichts der künstlichen, konstruierten Zeit des Industriezeitalters vermutet man, dass auch ein Gegenstück der „natürlichen“ Zeit existieren müsse, ein von Geräten ungebrochener Zeitfluss, der nicht nur durch Schwingungen und Zyklen der Natur bestimmt wird und sich somit sanfter auf unser „wahres Ich“ auswirkt. Dann wäre das Zerstückeln der Zeit in starre Einheiten ein Eingriff in die persönliche Freiheit, der den unterschiedlichen Temperamenten und Gefühlswelten keinerlei Rechnung trägt (vgl. Gleick 2000, 55). Doch Gleick (ebd., 311) resümiert, dass die Geschichte zeigt, dass Menschen sich niemals für das Langsame entschieden haben und wir uns mit falscher Nostalgie für etwas, das nie existiert hat, etwas vormachen. Jedes Mal, wenn wir die Gegenwart beschleunigen, verlangsamten wir als sonderbaren Nebeneffekt die Vergangenheit und wenn wir dann in unsere eigene Lebensgeschichte zurückblicken, sehen wir die Szenen in einer Art Zeitlupe, die es damals nicht gab, sondern die wir im Rückblick erfinden.

Besonders wenn wir älter werden, haben wir das Gefühl, dass die Zeit rast. Vielleicht liegt es daran, dass wir eine (objektiv festgelegte) Zeitspanne im Verhältnis zu unserer gelebten Zeit bemessen. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass das Ende näher gerückt ist. „Es wäre jedoch auch denkbar, dass das Gefühl der Schnelligkeit daher kommt, dass wir mehr erlebt haben“ (ebd., 313). Man könnte formulieren: Die Zeit bleibt, nur wir vergehen. Und viele Tätigkeiten im Leben weisen sich als Beschleunigungsmanöver aus, das einzu-

fangen, von dem wir glauben, das es uns verloren geht, was sich als Gedanke wiederum als Beschleuniger ausweist.

3. 1. 4 Eine endlich „jugendlich“ gewordene Gesellschaft

In der Jugend kriselt die Erwachsenenwelt, hüben wie drüben geht es um Identität.
Holdger Platta, Identitäts-Ideen

Wurden die Alten in der traditionellen Gesellschaft noch wegen ihrer Weisheit verehrt, in der bürgerlichen Gesellschaft wegen ihrer Ernsthaftigkeit oder in der zivilisierten Gesellschaft wegen ihrer Zerbrechlichkeit, werden sie heute nur noch verehrt, wenn sie sich an Geist und Körper haben jung erhalten können. Und während eine Neurose die andere vertreibt, stellt Jugendlichkeit den kategorischen Imperativ für alle Generationen dar. Wenn Vierzigjährige als späte „Teenager“ gelten, sind es nicht mehr nur die Jugendlichen, die sich, um der Welt zu entrinnen, in ihre kollektiven Identitäten flüchten, „sondern es ist die Welt, die verzweifelt der Jugend nachjagt“ (Finkielkraut 1998, 353).

Spielerischer Einsatz von Symbolen: Jugendkulturen

Da aus dem Begriff „Jugendkultur“ mittlerweile die Gewissheit gewichen ist, spricht *Werner Lindner* (2000, 299 ff.) von einer Mehrfach-Codierung von Jugendkulturen, in der wir es mit einer verwirrenden Gleichzeitigkeit von Bedeutungen in einer Situation zu tun haben, die geprägt ist von Unschärfe, Diffusität und Widersprüchlichkeit. Diese Kontingenzen erinnern daran, dass alles immer auch anders sein könnte. Je nach Blickwinkel, gibt es zu jeder Position mindestens eine Gegenposition. Jugendkulturen haben keine scharfen Konturen mehr und sie sind nicht mehr auf einen bestimmten Sinnbezirk oder bestimmte Merkmale (z.B. Alter) einzugrenzen, sondern ihre einzelnen Bedeutungen – symbolische oder ästhetische „Landkarten“ – verlaufen in fließenden Übergängen zu anderen Themenfeldern.

Jugendkulturen sind zwar in gesellschaftliche Rahmenbedingungen eingelagert, aber alle Zeichen und Symbole – und Kultur ist ja letztendlich die Ordnung der Symbole – sind heute völlig beliebig, so dass sich Zeichen längst von aller Bedeutung „befreit“ haben. Jugendkulturen bestehen heute weniger aus einem bestimmten, konsistenten Zusammenhang von Stilen, Lebensauffassungen und Wertmustern, sondern vornehmlich aus frei flottierenden Symbolmustern, in denen alle Bedeutungen ineinander stürzen. Sie sind expressiv, intuitiv angelegt und funktionieren auf der einen Seite als bestimmte Zeichen des gegenseitigen Erkennens, auf der anderen Seite aber auch der Abgrenzung. Der spielerische Einsatz von Symbolen kann zwar einen Übergang zur realen Lebenswelt herstellen, vermag aber reales Handeln nicht zu ersetzen. Es besteht daher die Gefahr, dass die Distanz zwischen Symbol und Realität zu groß wird und die gefundenen Sinnmuster auf der Ebene einer kompensatorischen Wunschvorstellung bleiben (ebd., 300 ff.).

Wenn die Erwachsenen den Jugendlichen keine glaubhaften und alltagswirksamen Sinngehalte mehr anbieten und vermitteln können, fallen sie als Instanz der Sozialisation zurück und an ihre Stelle tritt die „Selbstsozialisation“. Ein magischer Kosmos reduziert dann die Unübersichtlichkeit des Lebens auf wenige signifikante Zeichen, die die Leerstellen füllen, welche die Suche nach Sinn in einer rationalen, „entzauber-

ten“ Welt auftut. Für jeden, der in dieser Gesellschaft wahrgenommen werden will, lautet der Imperativ: *Teilhaben am unendlichen Spiel der Zeichen*. Als „Aktivisten der Simulation“ kultivieren besonders Jugendliche Signale des „Irgendwie-Dabeiseins“, wenn das Problem der Glaubwürdigkeit oder der konkreten Lebensbewältigung nicht mehr wichtig ist (ebd., 303 ff.).

Jugendlichkeit – eine Bilderwelt

Thomas Ziehe (1991, 152) geht es in seiner interpretativen Skizze nicht um Jugend, sondern eben um Jugendlichkeit, deren Bedarf das enorme (und hoch selektive) Interesse der Erwachsenengesellschaft an Jugendphänomenen verstehbar macht. Er trennt „Jugend“ aus analytischen Gründen von „Jugendlichkeit“ ab und bezeichnet *Jugendlichkeit* als eine Bilderwelt, ein System von Zeichen, das Erwachsene projektiv auf Jugendliche richten, um es dann selbstapplikativ „zurückzuholen“. Daher hat das Bild von Jugendlichkeit nur in recht vermittelter Weise mit den Jugendlichen selbst zu tun.

Ziehe (ebd., 153) hält Jugendlichkeit als Leitbild vitaler Sinnlichkeit und glückhafter Lebensform nicht einfach für ein aufgesetztes Medienprodukt, sondern vielmehr für die Repräsentanz einer kulturell freigesetzten und damit dynamisierten Sehnsucht. Er präpariert ein mehrschichtiges Bild von Jugendlichkeit heraus, dessen Bezug sich auf „drei Jugenden“ richtet: eine physische, eine psychische und eine kulturelle Jugend. Bei diesen drei „Schichten“, die empirisch überhaupt nicht zur Deckung zu bringen sind, handelt es sich eigentlich eher um den Vorgang einer Bildmontage: „körperlich siebzehnjährig, psychisch zweiundzwanzigjährig, kulturell siebenundzwanzigjährig (wobei diese Zahlen natürlich eher als Metaphern gemeint sind) – so wird Jugendlichkeit durch ein imaginäres Ineinanderschieben empirisch völlig unterschiedlicher Entwicklungsstufen synthetisch produziert“ (ebd., 154).

Diese Bildmontage stellt einen ganz eigentümlichen Schwebезustand des Zeithorizontes dar, den Schwebезustand zweier Intensitäten. Ziehe (ebd., 156) unterscheidet zwischen der Intensität des Ursprünglichen, des *Noch-nicht*, die als Intensität erinnert wird, die durch „Unerfahrenheit“ möglich ist, und der Intensität der zukünftigen Reife, des *Bereits-schon*, die als Intensität der Abgründigkeit erinnert wird. Diese beide Intensitäten werden auf Jugend projiziert, und diese Projektion richtet sich auf die drei unterschiedliche Schichten:

- auf den Körper: in der Intensität des *Noch-nicht* ist er glatt, zart und straff; in der Intensität des *Bereits-schon* zeigt er erste Spuren der Reifung.
- auf die Sinnlichkeit: in der Intensität des *Noch-Nicht* ist alles Erleben bestürzend, alles ist „das erste Mal“; in der Intensität des *Bereits-schon* kann der rauschhafte Genuss angeeignet werden, er „passt“ nicht einfach.
- auf die Lebensform: Im Lichte des *Noch-nicht* ist sie offen, entgrenzt, verflüssigt; im Lichte des *Bereits-schon* selbstbewusst und dezidiert.

Die Belehnung des Bildes Jugendlichkeit ist eine Entgrenzung, eine imaginäre Veränderung von Zeit, in der der Horizont der eigenen Lebenszeit verflüssigt wird und man in den auratischen Glanz der eigenen inneren Vergangenheit eintauchen kann, vielleicht auch imaginäre Versöhnung mit den abgelagerten Verletzungen aus dieser Zeit. Sie ist aber auch Teilhabe an einer endlosen, noch offenen und noch nicht eingelösten Zukunft, die Jugend als Versprechen in sich birgt. „Dieses Ineinander von Vergangenheit und Zukunft ist es,

was die Entgrenzung ausmacht, was den Horizont der Lebenszeit zu Momenten eines empathischen Jetzt verdichtet“ (ebd., 156). Jugendlichkeit ist daher ein Versprechen, das der Erwachsene sich selbst gibt und von dem es kein Zurück gibt, da, wenn sich das Versprechen erfüllt, es kein Versprechen mehr gäbe.

Jugendliche Körper

Die eigentlich innere Bedrohung der Gesellschaft, die weder genug Arbeit noch genug „Sinn“ produzieren kann, geht vom jugendlichen Körper aus. Der jugendliche Körper kann da nur noch ertragen werden in Form des schrillen Freaks oder in Form des heroisch-triumphalisch Gestählten, der seine Energien so offenkundig aus Blut und Boden gewinnt, wie sein Blick in eine unbestimmte Ferne gerichtet ist (vgl. Seeßlen 1994, 18), nicht aber als pubertärer „Schmuddelkram“ an dem sich die gesellschaftlichen Nöte widerspiegeln. „Action“ bezeichnet das übergeordnete sinnliche Prinzip einer Jugendkultur und der Körper tritt dabei als Medium der Empfindung stärker hervor (vgl. Lüdtke 2001, 54). Jugendliche nutzen ihres sportiv-juvenilen Körper, um zu demonstrieren, dass sie in diesem Falle einmal als Töchter und Söhne den Ton angeben und den Trend setzen, der dann allerdings häufig von den Eltern und Älteren als Anregung aufgegriffen und nicht selten nachgeahmt wird (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 95/96).

Die Bedeutung des jugendlichen Körpers ist also nicht nur auf die Gruppe der Jugendlichen beschränkt, sondern erfährt eine Aufwertung, eine Verstärkung seiner Funktion als Machtressource und wirkt gleichsam in die Gesellschaft zurück. Der jugendliche, leistungsfähige und sportliche Körper eignet sich dazu, sich gegenüber anderen Individuen abzugrenzen, und seine Inszenierungen werden als „kulturelles Kapital“ bei dem Versuch eingesetzt, Distinktionsgewinne zu erzielen (vgl. Brettschneider/Brandl-Bredenbeck 1997, 208/209).

Karl-Heinrich Bette (1999, 128) räumt dem „Jugendlichkeitsmanagement“ einen nicht zu unterschätzenden Referenzpunkt für die Selbst- und Fremdbewertung von Nicht-Jugendlichen ein. Jugendlichkeit scheint offensichtlich für immer mehr Menschen zu einer funktionalen Voraussetzung geworden zu sein, um mit den Folgen moderner Gesellschaften „besser“ umgehen zu können. Dies bezieht sich insbesondere auf einen „jugendlichen Körper“, der dem modernen Subjekt signalisiert, dass gesellschaftliche Entwicklungen (noch) mitgemacht werden können.

Je mehr das Erziehungs- und Ausbildungssystem Jugendliche an sich bindet, desto größer wird die Chance für die Entstehung einer eigenen Jugendkultur, die dann anschließend in ihren Stilformen von Erwachsenen anektiert werden kann. Jugendlichkeit lässt sich symbolisch andeuten. Jugendlichkeit verspricht angesichts von Rollendifferenzierung und biographischen Brüchen eine soziale Flexibilität, mit der steigenden Themenvielfalt und der Entwertung bislang akzeptierter Wissensbestände fertig zu werden. Beschleunigung und Zeitknappheit können auf diese Weise souverän ausgehalten werden und auch räumlich gibt Jugendlichkeit das Versprechen, dass Subjekte sich durch die modernen Mobilitätsanforderungen nicht irritieren lassen (ebd., 130 ff.).

Die Symbolik der Jugendlichkeit ist ein Bündnis mit dem Fitness- und Schlankheitsideal eingegangen, das zumindest in den entwickelten Gesellschaften des Westens zu einer Generalform des Schutzes vor und der Entsprechung zur modernen Gesellschaft geworden ist. „Jugendlichkeit, Fitness, Sportlichkeit und

Schlankheit als ästhetische, lebensstilprägende Synthesformeln für individuelle Wendigkeit und multifunktionale Verwendbarkeit sind inzwischen Kernbestandteile eines sportiven Menschenbildes, das nicht nur in der Wirtschaft anzutreffen ist“ (ebd., 133). Krankheit, Tod, Altern und körperlicher Verfall mussten gleichzeitig aus dem öffentlichen Leben eliminiert werden, weil sie als Beleidigung eines an Körperperfektion ausgerichteten ästhetischen Empfindens erscheinen und die moderne Leitidee von der Autonomie des Individuums zerstören, da sie die Grenzen der Herrschaft des Subjekts über sich selbst verdeutlichen. Man ist nicht nur so jung, wie man sich fühlt, man ist sogar nur dann gesund, wenn man sich jung fühlt.

Die Idee von der Machbarkeit und Planbarkeit des Lebens werden im Wunsch nach Jugendlichkeit auf den Körper übertragen. Der jugendliche Körper, im Ideal schlank und makellos, symbolisiert in komplexen Gesellschaften eine angemessene personale Umwelt. Wer dem nicht nachkommt, erscheint nicht nur als Beleidigung für das Auge, sondern auch als Bedrohung für Effizienz- und Funktionalitätsüberlegungen. Schlaffe Muskeln und fettes Gewebe deuten als Verstoß gegen das Idealbild der Jugend auf den Ekel vor dem Altwerden des Körpers, vor Siechtum und Verfall hin, und auf die generelle Nichtverfügbarkeit des Körpers reagieren die Menschen mit fitness- und jugendlichkeitsorientierten Strategien (ebd., 135/136).

Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem

Die ursprüngliche Einheit von ökonomischer Selbstständigkeit und selbstbestimmter Lebensführung (vgl. 2. 1. 3) zerfällt in ein Bündel von Ungleichzeitigkeiten, an dem Jugendliche, tendenziell sogar Kinder, immer früher als selbstständige Konsumenten und Lebensstil-Experten teilhaben. Es entstehen Freiräume für Jugendliche, die durch ein Weniger an sozialer Kontrolle, ein Weniger an sozialen Vorgaben und demnach auch durch ein Weniger an verbindlichen Orientierungsmöglichkeiten gekennzeichnet sind: Im einzelnen handelt es sich um

- Erweiterung der Freiräume durch eine Ausdehnung der von den Ansprüchen und Verpflichtungen der Arbeitswelt entlasteten Vorbereitungsphase auf das Berufsleben.
- Erweiterung der Freiräume für selbstständiges Handeln durch die Liberalisierung der Erziehung und Enttabuisierung von Verbotszonen, was sich vor allem im Bereich jugendtypischer Erlebnissuche zeigt.
- Erweiterung der Freiräume durch die großzügige finanzielle Ausstattung in der Jugendphase.
- Eine Abnahme der „Bindekraft“ der Familie (vgl. Behrendt 1996, 11).

Im symbolischen Austritt der Jugendmode aus den familiären Lebenskontexten, um somit zugleich auch die Zugehörigkeit zur Gesellschaft der Peers zu markieren, geht es den Jugendlichen zumeist existenziell darum, einen selbstständigen Status als Konsument (nicht selten mit dem Geld der Eltern) zu dokumentieren (vgl. Ferchhoff/Neubauer 1997, 96).

Im postmodernen virtuellen Krieg der Zeichen, wird der Zustand „Jugend“ nicht nur ökonomisch und kulturell bekämpft, sondern auch sozusagen semiologisch verheizt, indem die großen Sinnmaschinen die Zeichen und Stile der Jugendbewegungen schneller entwertet, als sie in den Szenen gebildet werden können. Deshalb gibt es laut *Seeßlen* (1994, 19) für die neuen Jugendkulturen nur zwei scheinbar vollkommen widersprüchliche Strategien: rasende Beschleunigung oder bewusste Verlangsamung. Ein normaler Jugendlicher

hingegen, weder besonders angepasst noch besonders ausgeklüftet, ist ein Skandal, denn wir wissen nicht, was an ihm Zufall und was Zeichen ist, ob er sich beschleunigt oder verlangsamt.

Zur praktizierten „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ gehört daher auch das Altersparadox, dass es den Zwanzigjährigen, der präzise fühlt, denkt und unterscheidet wie ein Zwanzigjähriger, so nicht gibt. Die Menschen tun sich zunehmend schwer, sich identitätspsychologisch eindeutig „ihrer“ Altersschicht zuzuordnen und verhalten sich generationsamorph. Da sich Vierzigjährige verhalten wie Zwanzigjährige und umgekehrt, dürften sich gegenwärtig leicht ebenso viele finden, die nie wirklich jung waren, wie umgekehrt solche, die unbeirrbar die Postadoleszenz bis ins Rentenalter ausdehnen. Ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, bedient sich ein solcher identitätsoffener „Multiphren“ aus dem mehrere Generationen übergreifenden Theorien- und Wertefundus (vgl. Guggenberger 2000, 101/102).

Der Terminus *Jugend* bindet daher wohl eine Assoziation des Gewinnens eines stabilen Selbstbewusstseins bzw. von Ich-Identität, die Innen- und Außenwelt im Rahmen krisenhafter Auseinandersetzungen mit der inneren Natur, dem sozialkulturellen Wertesystem und der äußeren Umwelt funktional zusammenbringt, an sich. So hat sich die Jugendphase auch von einer relativ sicheren Übergangs-, Existenz- und Familiengründungsphase zu einem offenen Lebensbereich gewandelt und eine Sichtweise, die davon ausgeht, dass ein schrittweises Hineinwachsen von Jugendlichen über einzelne, gesellschaftlich akzeptierte Teilreifen in den so genannten „vollreifen“ Erwachsenenstatus stattfindet, den man erwirbt und dann „fürs Leben“ hat und beibehält, ist problematisch geworden. Insofern sprechen *Ferchhoff/Neubauer* (1997, 111 ff.) von einer „Defunktionalisierung“ der Übergangszeit Jugend, weil ihre Anfänge und insbesondere ihre Endpunkte immer uneindeutiger und unklarer werden.

Da die Kultur im klassischen Sinne auf Worten beruht, hat sie den zweifelhaften Nachteil, die Menschen älter zu machen, indem sie ihnen ein Gedächtnis verleiht, das über ihre eigene Biographie hinausreicht. Die Menschen sind dann, indem sie „Ich“ sagen, dazu verbannt, sich zu isolieren und als Einzelperson zu existieren (vgl. Finkielkraut 1998, 352).

3. 1. 5 Der Körper als Identitätsverortung

So wenig die Seele Unabhängigkeit vom Körper genießt, so sehr muss Körperbildung Rücksicht nehmen auf dessen Natur; sie kann ihr nicht ungestraft zuwider handeln.
Eugen König, Körper – Wissen – Macht

Wenn und solange wir sind, sind wir Körper. Und wie wir unseren Körper erleben, wahrnehmen, fühlen, ist einmalig und nicht kommunizierbar. In der Interaktion wird der Körper in den beiden Bedeutungsdimensionen des Körper-Seins und Körper-Habens, zwischen denen das Individuum eine immer neue Balance etablieren muss, zum Subjekt und Objekt zugleich (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 167/168).

Im neuen Raum der Postmoderne ist die Distanz ganz allgemein abgeschafft worden und wir sind darin so weit eingetaucht, dass unsere nunmehr postmodernen Körper der räumlichen Koordinaten beraubt sind, praktisch und auch theoretisch unfähig, Distanz herzustellen. Dieser postmoderne Raum ist nicht nur eine kulturelle Ideologie oder Phantasie, sondern unsere unvermeidliche historische und sozialökonomische Realität.

tät (vgl. Jameson 1997, 94/95). „Das neuzeitliche Subjekt entsteht aus einer Differenz, indem es eine Grenze zwischen sich und der Welt zieht und dieser (der Welt) daraufhin, um sich zu erheben, den Körper zuschlägt. Umgekehrte Versuche, den Geist abzuschalten, führen in die Zonen des Selbstvergessens“ (Gross 1999 (a), 214).

Wenn das Subjekt zerfällt, kommt die Geschichte des Körpers zum Vorschein (vgl. Kamper 1988, 118). Diese ist geprägt durch eine Hassliebe gegen den Körper, der als Unterlegenes verhöhnt und gleichzeitig als Entfremdetes begehrt, zum Besitz gemacht wird. Auch wenn er noch so sehr ertüchtigt wird, ist der Körper nicht in den Leib zurückzuverwandeln. „Man kann vom Körper nicht loskommen und preist ihn, wo man ihn nicht schlagen darf“ (Horkheimer/Adorno 2002, 249).

Noch einmal: Disziplinierung

Der Körper wird in der Postmoderne von restringierenden Traditionen freigesetzt und kann nun entlang der Moden und subjektiven Vorlieben modelliert werden. Dies macht ihm zu einem Gestaltungsprojekt, das von unterschiedlichen Gesichtspunkten, wie denen der Gesundheit, Ästhetik oder Erotik angeleitet sein kann. Diese Modellierung führt in ihren Extremen wiederum zur Disziplin, zur Daueraufmerksamkeit für sich und Dauerarbeit an sich selbst (vgl. Ziehe 1991, 148).

Die Arbeit am Körper signalisiert, dass nur rastloses Tun den Erfolg sichert. Sie erfordert Leistungsbereitschaft, Disziplin, Ausdauer und Frustrationstoleranz und häufig den Verzicht auf unmittelbare Bedürfnisbefriedigung. Zufriedenstellend definierte Muskeln sind das genau kalkulierte Resultat disziplinierter Arbeit am Körper, im Geburtsland des Körperkultes treffend *work out* genannt (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 173). Die beharrliche Arbeit am Körper, die schweißtreibende Selbstmodellierung, hilft, die Angst vor dem nicht akzeptierten Körper zu vertreiben (vgl. Becker 1999, 40).

Besonders der Verweis auf die Zukunft ist ein unbarmherziges Instrument der Disziplinierung des Körpers. Der Körper, als Raum und Ort für die Bewegung von Orten an (noch) Nicht-Orte und die Bewegung im Raum, muss dressiert werden. In einer „flüssig“ gewordenen Kultur will und muss der Körper geschmeidig und starr zugleich werden. Die Beschleunigung als Hauptmerkmal der Moderne lässt als Ideal und Resultat leichte, ausgepresste Körper zurück, anorektische Ideale, Traumbilder leichter, weißer, schlafender Gestalten, die sich ohne Verlust den Strömungen der Zeit anpassen können (vgl. Gross 1999 (a), 141 u. 165).

Es kommt so zu neuen Zwängen in einer Art flexibler Strategie von Biopolitik, die auf die Herstellung des „richtigen Körpers“ abzielt, in dessen Rahmen Aussehen, Fitness und Gesundheit „geleistet“ werden müssen. An dieser Stelle setzen auch Slogans wie *Essen für's Ich* an, die für diätische Nahrungsmittel werben. „In diesem Sinne wären die Formen der Körperthematization eine neue Form der Disziplinierung“ (vgl. Ritter 1999, 108).

Aufwertung des Körpers

Man spricht vom „Körper als sozialem Gebilde“ insofern, als dass der Körper als Ausdruck gesellschaftlicher Tatbestände verstanden wird, die festlegen, wie er wahrgenommen und kontrolliert wird, wie er als „expressives Ausdrucksmedium“ Verwendung findet, wie man mit ihm umgeht und zu ihm eingestellt ist (vgl. Gru-

pe/Krüger 1997, 199). Hier zeigt sich die Paradoxie einer simultan ablaufenden Steigerung von Körperverdrängung, die zunehmende Distanz im Verhältnis von Körper und Gesellschaft einerseits, und Körperaufwertung, die gestiegene Inanspruchnahme des Körpers im Rahmen körperorientierter Sozialsysteme andererseits (vgl. Bette 1999, 113).

Die Frage ist nun, wie dem Körper, da er nur noch eine notwendige, nicht ganz zu beseitigende Gegebenheit unserer Existenz ist, eine positive Bedeutung für den Geist zugeschrieben werden kann. Es muss eine Hinwendung zum Körper erfolgen, die die fortgesetzte Nichtung des Körpers mit einem gleichzeitigen Gewinn an individueller und gesellschaftlicher Perfektionierung verbindet.. Diese Hinwendung zum Körper erfolgt als Arbeit am Körper, wodurch höhere Weihen erreicht werden sollen. An die Stelle des Versprechens jenseitigen Heils tritt das Versprechen diesseitigen Glücks in Form eines funktions- und leistungsfähigen Körpers (Mihciyazgan 1996, 95 ff.).

So hat parallel zur Abwertung des Körpers in der (Post-)Moderne eine Körperaufwertung stattgefunden (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 171). Der Körper, obwohl eigentlich (fast) überflüssig geworden, ist keineswegs verschwunden oder zum Schweigen gebracht, sondern ist zum Thema der Kommunikation geworden. Vom Bodybuilding, bei dem der Körper geformt wird, bis zur aktuellen Mode der Tattoos, in der der Körper buchstäblich markiert wird, wird allorts Körperlichkeit kommuniziert. „Mit Hilfe der Massenmedien wird es sogar möglich, trotz physischer Nicht-Anwesenheit über Körperlichkeit zu kommunizieren“ (Mihciyazgan 1996, 98). Mit dem Körper lassen sich Mitteilungen aussenden, die ohne Einbeziehung des Körpers geringe Chancen hätten, sozial wahrgenommen zu werden (vgl. Bette 1999, 119).

Im wohlhabenden Westen haben wir die technischen Fähigkeiten, im Körper zu intervenieren und ihn substantiell zu verändern. Eine wachsende Zahl von Menschen ist sich zunehmend des Körpers als eine unfer-tige Entität bewusst, die gestaltet und „vervollkommnet“ wird als das Resultat der Wahl eines Lebensstils (vgl. Keupp u.a. 2002, 89). Der Körper wird letzte verlässliche Ressource, um zu zeigen, dass man selbst etwas bewirken kann (vgl. Koch 1993, 63). Das Phänomen der Körperaufwertung ist jedoch von Widersprüchen durchsetzt. Auf der einen Seite verfällt das Individuum in dem Versuch, sich als individuell und einzigartig zu behaupten und dabei den sozial vorgegebenen Körperformen entsprechen zu wollen, einem gesellschaftlichen Konformismus. Auf der anderen Seite gerät es in der Absicht, seinen Körper durch rigides Training für gesellschaftliche Stresssituationen fit zu machen, in Gefahr, genau das hervorzurufen, was vermieden werden soll: Stress und Überforderung des eigenen Körpers (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 177).

Viele Menschen üben die von ihnen gewählten Körperpraktiken aus ihrem inneren Antrieb aus und empfinden sie überhaupt nicht als zwanghaft, da ja viel populäre Körperpraktiken wie z.B. das Jogging in der Tat Erfahrungen der eigenen Leistungsfähigkeit oder Gesundheit ermöglichen und so zu Selbstbewusstsein und Wohlbefinden beitragen können. Darüber hinaus haben die Maßnahmen der Selbstbehandlung des Körpers Teil an dem Mythos, ein jeder habe die Möglichkeit, das eigene Ich selbst zu gestalten, der im Bild des genialen Künstlers sein historisch prägnanteste Gestalt erhalten hat. Indem sie auf ihren Körper einwirken, um ihn zu gestalten und zu verbessern, können viele Menschen in ihrer Alltagskultur zum Künstler am eigenen Ich werden. In ihrem Ergebnis aber unterwandern etliche Praktiken der Selbstmobilisierung und -modellierung soziale Zwänge und Zuschreibungen keineswegs, sondern wirken im Gegenteil affirmativ. „In

ihrem Bemühen nach unverwechselbarer Individualität stützen sich viele Menschen beispielsweise auf standardisierte, Einzigartigkeit nur vortäuschende Angebote, die ihnen die Freizeit- und Kulturindustrie liefert“ (Alkemeyer 1995, 51).

Somatische Kultur

Wo „die Identität am Körper klebt“ (Handschuh-Heiß 1996, 176/177), wird der Körper zum Feld kultureller, sozialer und politischer Handlungsstrategien und die Gesellschaft wird zur „*somatic society*“. Die plötzliche Faszination, die neuerdings vom Biorhythmus ausgeht, begründet sich in einem Konflikt mit anderen Tempi, die wir leichter manipulieren können. Die Rhythmen unseres Körpers haben sich den großen astronomischen Frequenzen unseres rotierenden Planeten angepasst. Seit etwa drei Milliarden Evolutionsjahren weiß unser Körper, wann in etwa ein Tag zu Ende geht (vgl. Gleick 2000, 120). Die Zeichen des Körpers aber, die von der dominanten Norm abweichen, lassen sich nicht wie unangepasste Einstellungen verbergen, sondern sind für alle sichtbar und sind „wesensmäßig“ mit dem „Besitzer“ des Körpers verbunden. Weil abweichende Zeichen stets auch als Signale einer nicht angepassten Persönlichkeit gelesen werden, ist der Körper bevorzugtes Objekt ständig korrigierender Aufmerksamkeit (vgl. Becker 1999, 39).

Die zivilisationsbedingte Disziplinierung des Körpers ist in eine Art von Körperzentrismus und Verkörperungswut umgeschlagen, die neue Zwänge produzieren. In einer „*somatic society*“ erscheinen die Möglichkeiten der Ausdehnung des Individualisierungs- und Verwirklichungspostulats auf den Körper grenzenlos. „Jede Gesellschaft ‚kultiviert‘ bestimmte weibliche Krankheitsformen, die auch als ‚somatische Kultur der Frauen‘ bezeichnet werden“ (Stahr 1998, 152). In dem psychopathologischen Erscheinungsbild von Essstörungen z.B. drückt sich die kulturelle Idealvorstellung von körperlicher und geistiger Gesundheit aus, dem Streben nach der Idealfigur, die weiblichen Jugendlichen nahegelegt wird. Frauen und Mädchen werden mit impliziten und expliziten Botschaften überhäuft, die einen dünnen Körper mit Attraktivität gleichsetzen und Ratschläge erteilen, wie dies zu erreichen sei. So ist es normal geworden, dass sich Mädchen während ihrer Adoleszenz exzessiv mit dem eigenen Körper beschäftigen (vgl. Beyer 2000, 20). Daher blicken viele Frauen auf sich als etwas Hergestelltes, eine Erscheinung, etwas Produziertes und Repräsentierendes, auf eine äußerliche Erotisierung und Verschönerung bei gleichzeitiger innerer Entleerung. „Der Frauenkörper wird zu einem Kapital, zu einer Ware, die zu Markte getragen wird“ (Stahr 1998, 159). Zahlreiche empirische Belege bestätigen, dass Frauen sehr viel häufiger und zu sehr viel drastischeren Mitteln greifen, um ihren Körper der Idealfigur anzupassen. Diät halten, Abnehmen durch Kalorienreduktion, Diätpillen, Abführmittel, Entwässerungstabletten, Hungern und das Herbeiführen von Erbrechen nach dem Essen sind drastische Eingriffe in den Stoffwechsel des Körpers, die fast ausschließlich von Frauen eingesetzt werden (ebd.).

Wenn Selbstdisziplinierungsmaßnahmen nicht mehr helfen, kommt in jüngster Zeit vermehrt das Skalpell zur Anwendung, um das gewünschte Normalmaß herzustellen. In Deutschland werden die Leistungen der kosmetischen Chirurgie etwa 100.000 Mal pro Jahr in Anspruch genommen (vgl. Becker 1999, 41). Hier erscheint der Körper nun als völlig frei gestaltbare Modelliermasse, die keine zwingenden biologischen Vorgaben mehr besitzt. Wenn sich „amerikanische Girls“ zum Geburtstag solche Eingriffe wünschen, überraschen Filmdialoge wie folgender kaum noch: Er: „Du hast so einen komischen Busen“, Sie: „Der ist ja auch

nicht aus Silikon“. Auch wenn die Individuen glauben, sie würden selbstbestimmt ihren authentischen Wunschkörper herstellen, so sind sie doch Teil eines Normalisierungsprozesses, der die körperlichen Eigenarten der Individuen einem äußerst engen gesellschaftlichen Einheitsentwurf anpasst. „Authentizität“ und Inszenierung beginnen sich in die Quere zu kommen. Wir sind bei einer völlig neuen Denkweise über unseren Körper angelangt. Der Körper ist nicht mehr feste Form, die wir von unseren Eltern erben und in der wir widerstrebend altern, sondern elastische Masse, sozusagen „work in progress“ (vgl. Keupp u.a. 2002, 88).

In der „Gemeinschaft der Versicherten“ (Gebauer 1988 (b), 210) scheint noch einmal ein Projekt der Moderne zu liegen, das sich gegen Krankheit, Alter und Tod richtet und uns in der Sorge um den Körper auf den kleinsten Nenner vereint. In einer totalen Illusion, dass Krankheiten und letztlich der Tod zu besiegen seien, charakterisiert dieses Projekt eine Art Endstadium des Individuums nach den Religionen. „Hier wird der Tod nicht mehr geleugnet, auch nicht gesucht, sondern es wird mit ihm gehandelt“ (ebd.). Das Überleben wird zum Sinn des Lebens und die Leugnung der Sterblichkeit geht mit dem „Mythos vom langen Leben als Ausdruck von Gesundheit“ einher, die mehr oder weniger gelingende Verdrängung von Körperthemen wie Krankheit, Altern, körperlicher Verfall sowie die Phantasmagorie des „Immer-noch-jung-Seins“ (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 171).

„Fit for Fun“

*Wenn es eine Zeitschrift gibt, die es nur für diese narzisstische Generation gibt und die eingehen wird, wenn diese Generation nicht mehr Aktivurlaub macht, sondern Kreuzfahrten oder Wandertouren im Harz, dann ist es Fit for fun.
Florian Illies, Generation Golf*

Peter Becker (1999, 40) bezeichnet den Körper als „Gefäß“, in dem wir Empfindungen sammeln und der sich als „Lustsammler“ für möglichst viele Stimulierungen öffnet, die heute verfügbar sind. Unsere „Kondition“ ist dabei nichts anderes als die Fähigkeit, diese Stimuli und Erfahrungen aufzunehmen.

Den Idealbildern der körperlichen Erscheinung und der körperlichen Befindlichkeit, die als gesellschaftliche Leitfiguren dominant sind, liegen Vorstellungen über Fitness zugrunde, die die Individuen bereitwillig zu handlungsleitenden Motiven ihrer Lebensführung machen und als wesentliche Elemente in ihren Lebensstil integrieren (Handschuh-Heiß 1996, 172).

Volker Rittner (1999, 104 ff.) legt dar, wie mit Fitness ein körperbezogener Wert zur Orientierungsinanz und damit eine Lockerung der Körperzensur erreicht wird und sich mit Spaß wiederum eine Lockerung der Selbstkontrolle verbindet. Viele Formen der Körperthematization erweisen sich als Techniken der individuellen Selbstvergewisserung und Problemlösung in einem sozialen Raum, in dem die tradierten Möglichkeiten der Selbstidentifikation geschwunden sind und Leistungen der Körperdistanzierung nicht länger belohnt werden. Die bizarren Manifestationen des Körperkults sind lediglich die schrille Begleitmusik im Rahmen neuer Körper- und Persönlichkeitsideale. An die Stelle der von *Elias* skizzierten Körperdistanzierung treten die Identitätstechniken der Körperthematization, mit denen nunmehr Identitätsgewinne in einer veränderten Umwelt erzielt werden, in der Fragmentierung und Pluralisierung kennzeichnend sind.

Das Fitnessmotiv, das mittlerweile zu einem Synonym für Glück, Erfolg, Modernität, Mobilität und Potenz geworden ist, wird ergänzt durch ein Spaßmotiv, welches darüber verfügt, ob und wie gehandelt wird.

Die Legitimation von „Spaß“ ist ein folgenreicher Vorgang individualisierter Selbstbeschreibung, die das Individuum in Distanz zu Pflichten rückt und als eine Theorie komplizierter, anspruchsvoller und widerstandsfähiger Subjektivität arbeitet, über die das Ich reflexiv verfügt: „Erst wenn eine Handlung Spaß macht und unter diesen Gesichtspunkten geprüft worden ist, steht das Individuum für seine Handlung ein und identifiziert sich damit“ (ebd., 109). In Orientierung an diesem Maßstab entsteht ein neuer Handlungstypus, in dem das Individuum seine Motivation kalkuliert. Dem entspricht die erlebnisgesellschaftliche Wendung des „außenorientierten Erlebens“ zum „innenorientierten Erleben“ mit einer „psycho-physischen Semantik“.

In der Lockerung der Normen der Körperdistanzierung durch Körperthematization und der Lockerung überlieferter Normen durch Subjektivierung mittels des Spaßmotivs verblassen klassische Identitätsmaßstäbe und an die Stelle des Konzeptes der „schönen Seele“ tritt das Konzept des „schönen Körpers“ (ebd., 110). Der geformte Körper „verkörpert“ den Erfolg der Investitionen in ihn und bei entsprechender Beanspruchung und Inszenierung kann man diesen Erfolg individueller Selbstwirksamkeit erleben. So ergibt sich mit Fitness die Chance, Merkmale individueller Souveränität in der sozialen Dimension darzustellen.

In diesen Strategien der Selbstverwirklichung stecken Momente der Umstrukturierung der Identitätsmaßstäbe, deren neue Kriterien individuelle Souveränität funktional machen. Die Kriterien der Körperverfügbarkeit entwickeln angesichts der multiplizierten und individualisierten Lebensstile Funktionen der erfolgreichen Selbstvergewisserung. Fitness und Spaß erweisen sich als ein Vorgang der Ausdifferenzierung von Begriffen, die, indem sie unterschiedliche Grade von Körperaufmerksamkeit und Körperverfügbarkeit vermitteln, eine individuelle und flexible Anpassungsleistung gegenüber der komplexen Umwelt ermöglichen. Gesundheitsbezogene Kriterien individueller Souveränität gewinnen insofern Kontur, als die Frage von Gesundheit und Krankheit zunehmend zu einer Frage der persönlichen und sozialen Ressourcen des Individuums wird. „Mit Fitness hat man sein Leben im Griff und zwar in einer Konstellation pluralisierter Lebensstile, in denen die Individuen selbst zu Regisseuren ihrer Identität und Biographie werden müssen“ (ebd., 114).

So hat der Körper Konjunktur und die Arbeit an ihm, die Beschäftigung mit ihm, die Sorge um ihn, seine Verbesserung, Verschönerung und Veränderung sind das Gebot der Stunde (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 167). Weil die Wirklichkeit des Körper-Individuums bewiesen werden muss, wird der Körper zu einem ungewöhnlichen Ding gemacht, das wir uns gegen größte Widerstände aneignen und an dem wir Lust erfahren, wenn er uns in extremen Anstrengungen entfremdet wird, gleichsam als würde sich dadurch eine Intimität mit uns selbst eröffnen (vgl. Gebauer 1988 (b), 210). Wo es nicht gelingt, dass der Körper fit und in guter Verfassung gehalten wird, soll er entsprechend therapiert werden, um sich fit, reibungs- und lautlos einfügen zu können und ins geregelte soziale Geschehen hineinzupassen:

Durch Ausdauer fördernde und immer risikoreichere Formen der Bewegung auf der einen Seite, aber auch durch rhythmischen Tanz oder zeitlupenhaft verlangsamte Bewegungen soll er bis zur Belastungsgrenze geschunden und angeregt werden, um sich dann in freudig-meditativer Offenheit zu regenerieren. Der Körper ist zugleich öffentlicher Aktivposten und intimer Ruheraum zum Rückzug vor den Erwartungen und Ansprüchen anderer (Milz 1992, 183/184).

Der Körper als Sinninstanz

Körperbildung befähigt den Menschen, ein ganz anderes Geschöpf aus sich zu machen.
Eugen König, Körper – Wissen – Macht

Die körperzentrierten Praktiken der jugendlichen Szenegänger weisen darauf hin, dass der Körper, als noch beeinflussbare Größe, in einer Zeit schwindender Seinsgewissheiten und prinzipiell gefährdeter Selbstentwürfe zu einem wichtigen Symbol der Selbstvergewisserung und Wirklichkeitskontrolle wird (vgl. Höhn/Vogelgesang 1999, 152/153). Der Körper ist nicht nur bloß die materielle Hülle für Identität, sondern ein gestaltbares Referenzschema für Identität, das gestaltet, dekoriert und trainiert wird als Ausdruck der Identität eines Individuums (vgl. Keupp u.a. 2002, 89). Die Bildung von Identität richtet sich nach ihrer Wirkung nach außen und spiegelt sich in der körperlichen Modellierung (vgl. Barb-Priebe 1998, 203).

Da die Umstellung der Identitätsarbeit auf den Körper in der Nutzung, Wahrnehmung und Darstellung desselben liegt, kommt in einer komplexen Gesellschaft das Glück des Einzelnen immer mehr aus dem bewegten Körper, der, einmal in Gang gesetzt, das Individuum unweigerlich in eine Vielfalt von Ereignissen und Erlebnissen verwickelt (vgl. Lutz 1989, 129). Die Menschen nutzen ihren Körper als Fluchtpunkt und Projektionsfläche für Kommunikation und Sinngebung, um die überfordernden Konsequenzen der gesellschaftlichen Modernisierung abzufangen (vgl. Bette 1999, 106). Da der Körper den „Nomaden“ der Postmoderne die Grundlage für personale Identität bietet, einen Bezugspunkt für Sinnhaftigkeit in einer sinnlosen Welt (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 176), trifft der Mensch Vorkehrungen, seine körperliche Natur nicht mehr zum Störfaktor seiner seelischen Identität werden zu lassen (vgl. König 1989, 74).

Der eigene Körper, als ihr einziger konkret fassbarer Bestandteil, bildet nämlich, sofern verbindliche soziale Normen fehlen, die letzte Konstante zur subjektiven Bestimmung von Identität (vgl. Mrazek 1989, 115). Da der Körper nicht erst, wie die Identität, als Einheit symbolisch hergestellt werden muss, leuchtet es ein, wenn Menschen – auf der Suche nach einer sinnvollen Einheitsformel für ihr Dasein – immer mehr auf ihn als Instanz einwirken. Dass nicht wenige Menschen ihr Sicherheitsbedürfnis an einer körperzentrierten Lebensführung festmachen, verweist in der sozialen Dimension auf zeitliche Beschleunigungseffekte und auf eine fortschreitende Ausdifferenzierung des vormals überschaubaren Sachhaushalts. Der Körper stellt einen Bezugspunkt dar, der Konkretheit und Gegenwärtigkeit noch als erreichbare und herstellbare Erfahrungskategorien erscheinen lässt, in dem er sich als generell verfügbare und beeinflussbare Größe präsentiert, bei der sich Wirkungen noch hervorrufen und auch fühlen lassen. Damit wird der Körper in einer abstrakten, immer mehr entsinnlichten Gesellschaft zu einer wichtigen Sinninstanz, die Menschen kollektiv nutzen, um einen individuellen Sinn zu gewinnen (vgl. Bette 1999, 123 ff.).

Nimmt die Zerrissenheit des Subjekts überhand, kann der Einzelne am Körper auf etwas einwirken, was existentiell bedeutsam ist. Indem der Mensch auf seinen Körper bewusst einwirkt, versucht er seine Investitionen dort zu platzieren, wo sich Eigenleistungen noch auszahlen. Der Körper ist der Fixpunkt, an dem das Bewusstsein seine eigene Identität gewinnt, gerade weil es sich selbst frei durch Zeit und Raum denken kann. Da der Körper die vielleicht letzte Instanz ist, die Sinn auf eine überzeugende Weise auf sich ziehen kann, trachten die Menschen mit den als Folgediskurs fortschreitender Auflösung personaler Identität beob-

achtbaren massiven Formen der Körperaufwertung, den Verlust vormals geltender Sinnvorgaben zu kompensieren. „Körperaufwertung erscheint dann als ein sinnstiftender Versuch des Individuums, der es verhindern soll, vom Projekt der Moderne abgeworfen zu werden“ (ebd., 164).

3. 1. 6 Rekonstruktion des „Ich“: Wir-lose Iche

Das Ich setzt sich, beobachtet sich, verliert sich und sucht sich seiner selbst erneut zu vergewissern – das ist die Kurzgeschichte des Ichs, die nie endet und immer wieder beginnt.

Peter Gross, Ich-Jagd

Jeder ist auf sich selbst zurückgeworfen. Und jeder weiß, dass dieses Selbst wenig ist.

Jean-Francois Lyotard, Das postmoderne Wissen

Die gesellschaftliche Gestaltung der menschlichen Beziehungen hat das elementare Bedürfnis jedes Einzelnen nach unreflektierter Wärme und Spontaneität in der Beziehung zu anderen Menschen nicht ausgelöscht und das Verlangen nach Sicherheit und Beständigkeit der Gefühlsbejahung der eigenen Person durch andere Menschen und sein Gegenstück, das Verlangen nach Zusammensein mit Menschen, die man gerne hat, nicht zum Verschwinden gebracht. Eine der Spielarten, die durch die hohe gesellschaftliche Differenzierung, die mit einer ebenso hohen Individualisierung Hand in Hand geht, eine große Vielgestaltigkeit und Variabilität der persönlichen Beziehungen mit sich bringt, ist geprägt durch den Grundkonflikt des wir-losen Ichs: „Ein Verlangen nach Gefühlswärme, nach affektiver Bejahung anderer Personen und durch andere Personen, gepaart mit dem Unvermögen, spontane Gefühlswärme überhaupt zu geben“ (Elias 1987, 273).

Da wir in Bezug auf das, was gesagt werden kann – und als vernünftig und richtig akzeptiert wird, – eine Welt des „*anything goes*“ betreten (vgl. Gergen 2002, 262), wird deutlich, dass die gesellschaftliche Prozesse, die mit Begriffen wie Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung angesprochen sind, das Selbstverständnis der klassischen Moderne grundlegend in Frage gestellt haben. Der dafür stehende Diskurs der Postmoderne hat auch die Identitätstheorie erreicht, in dem ein radikaler Bruch mit allen Vorstellungen von der Möglichkeit einer stabilen und gesicherten Identität vollzogen wird. Es entsteht eine Vorstellung von Identität als einer Abfolge von Projekten, wahrscheinlich sogar um die gleichzeitige Verfolgung unterschiedlicher und teilweise widersprüchlicher Projekte, die in ihrer Multiplizität in ganz neuer Weise die Frage nach Kohärenz und Dauerhaftigkeit bedeutsamer Orientierungen des eigenen Lebens stellt (vgl. Keupp u.a. 2002, 30).

Diffuse Identität

Die Menschen erleben in der Postmoderne das Leben als defizitär, weil ihnen durch die Freisetzung zunehmend die gesellschaftlichen Passformen abhanden kommen, die ihnen eine sichere Verortung gegeben haben oder geben könnten. „Sie fühlen den Verlust eines inneren normativen Koordinatensystems, das für die Bewältigung des Alltags als Kreiselkompass verfügbar sein sollte“ (Keupp 1994, 339). Ein offenes Identitätsprojekt, in dem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, wird ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung zu einem

zynischen Schwebezustand, den auch ein „postmodernes Credo“ nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann. Schließlich wird vom Subjekt die eigenwillige Verknüpfung multipler Realitäten verlangt (ebd., 344/345).

So kommt uns am Ende des Millenniums *Eriksons* Identitätstheorie näher, wenn wir betrachten, wie das Scheitern bei ihm aussieht. Seine Figuren des Misslingens, die allesamt vom negativen Pol der „Diffusion“ geprägt sind, kommen uns heute vertrauter vor, als die der gelungenen Identität. *Keupp* u.a. (2002, 78) verweisen hierzu auf empirische Befunde von *Marcia* (1989), die diesen ganz im Sinn der oben angestellten Überlegungen zur Identitätsdiffusion zu einem neuen Nachdenken über diesen Begriff veranlasst hat. *Marcia* stellt fest, dass sich auf der Basis seines „Identity-Status“-Interviews der Anteil des Diffusionsstatus ab etwa 1984 von früher regelmäßig 20% auf ca. 40% erhöht hat (vgl. auch *Oerter/Dreher* 1998, 354). Eine zunehmend größere Zahl von Jugendlichen legt sich also nicht mehr auf stabile, verbindliche und verpflichtende – und in diesem Sinn identitätsstiftende – Beziehungen, Orientierungen und Werte fest und hat sich auch keinen eigenen Wertekanon erarbeitet. Daraus ergibt sich die Frage, ob die Gesellschaft pathologischer geworden ist oder ob der normative Gehalt von „Identität“ noch zu verteidigen ist. *Marcia* entwickelt eine Erklärungsstrategie, die darauf abzielt, den Diffusionsbegriff zu differenzieren. Dort, wo die gesellschaftlichen Bedingungen Unverbindlichkeit und Indifferenz nahe legen, ist es aus der Sicht des Subjekts sinnvoll, sich nicht festzulegen. Chancen sollen zwar ergriffen werden, jedoch ohne mögliche andere Optionen aus dem Blickfeld zu verlieren. Daraus ergibt sich offensichtlich eine neue Form von Diffusion, die *Marcia* „kulturell adaptive Diffusion“ nennt, womit der Begriff der Diffusion tendenziell normalisiert wird (vgl. *Keupp* u.a. 2002, 82).

Thomas Ziehe (1975) zeigt in seiner Untersuchung auf, dass der Vergesellschaftungsprozess der Gegenwart eine kognitive Verunsicherung der Subjekte zeitigt, die den gesellschaftlich tradierten Normenbestand, das Verhältnis zu Sozialisationspraktiken und den Prozess der Identifikation mit internalisierten Normen erheblich „diffundiert“ hat. „Von daher ergibt sich eine ‚neue‘ Relevanz des Eriksonschen Theorems der Identitätsdiffusion, nun allerdings nicht im ideologischen Sinne einer ‚Abweichung‘, sondern als gesamtgesellschaftliches, sich in den einzelnen Subjekten niederschlagendes Syndrom“ (ebd., 221/222).

Peter L. Berger (1994, 73) verweist auf eine sehr erhellende amerikanische Redewendung: „Ich weiß noch nicht, was später aus mir wird“. Interessant ist nun, dass nicht nur träumerische Teenager sich dieses Ausspruchs bedienen, sondern auch Dreißig- und Vierzigjährige. Der Ton, in dem dieser Satz geäußert wird, mag scherzhaft sein, doch spiegelt er auch eine ernsthafte Realität wider, in der der Prozess des Zu-sich-selbst-Findens leicht bis ins Erwachsenenalter hinein dauert und auch dann noch nicht zu Ende ist (vgl. *Keupp* u.a. 2002, 82). Bei einem Auslandsaufenthalt in Namibia habe ich mir in diesem Zusammenhang die Differenz-Erfahrung zu Nutze gemacht, in einem anderen Kulturkreis – neben den dortigen Gepflogenheiten – wesentlich Neues über sich und seine eigene Kultur zu erfahren. Der Farmer, bei dem ich eine Weile gelebt habe, hat sich immer über die Menschen aus Europa gewundert, vornehmlich junge Erwachsene, die in die Wüste gekommen oder sonst wohin in die Einsamkeit geflüchtet sind, um „zu sich selbst“ zu kommen: „I never needed to sit on a rock to find myself“.

Mit der Ausweitung des Problems der Identität auf die Erwachsenen wird die Zentralität dieses Problems für die Jugend aber nicht geleugnet. Die Jugendzeit ist nach wie vor die spezifische Lebensphase, in der typische ontogenetische Krisen der Selbstsuche und -findung bewältigt werden müssen.

Aber eben genau weil die Erwachsenen dieser Phase entwachsen sind, ist für sie die inzwischen raumgreifende Erfahrung, dass Identitätsarbeit ein lebenslanger und unabschließbarer Prozess geworden ist, eine schmerzliche Einsicht, ein Verlust- und Verunsicherungserlebnis. Denn die menschlichen Vorstellungen über die gesellschaftliche Realität und ihre Normen ändern sich in der Regel viel langsamer als die Realität selbst. Immer noch glauben viele Menschen, dass Identität ein haltbarer Besitz zu sein hat, den man ‚hat‘, wenn, indem und weil man erwachsen wird (Keupp u.a. 2002, 82/83).

Die Postmoderne verkündet damit das Ende des bürgerlichen Ichs, das auch das Ende der Psychopathologie des Ichs bedeutet. „Gleichzeitig leitet diese ‚Verendung‘ des Ichs auch das Ende vieler anderer Erscheinungen ein, zum Beispiel das Ende eines Stilbegriffs im Sinne des Einmaligen und Persönlichen“ (Jameson 1997, 60). Doch zunächst wird das Einzelbewusstsein unter Druck gesetzt. Da die vormals durch traditionale Definitionen fixierte Identität des Subjekts zu zerfasern beginnt, wird sie bestimmungsbedürftig und der Mensch steht vor der existentiellen Notwendigkeit, die eigene Individualität festzulegen. „Er unternimmt dies, indem er sich gegenüber seiner Umwelt als etwas Eigenständiges und Einmaliges abgrenzt“ (Bette 1999, 154).

Die Möglichkeit wird zur Notwendigkeit: Differenzminderung als Ich-Jagd

Als „innere Folge“ der Individualisierung führt das Individuum einen Kampf um „eigenen Raum“, das Ringen um Selbstverwirklichung (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990, 75). „Selbstverwirklichung wird zur semantischen Kampfformel des individualisierten Akteurs, anhand deren er seiner Subjektivität eine Möglichkeit gibt, ihren Drang nach Einzigartigkeit auszudrücken“ (Bette 1999, 155). *Guggenberger* (2000, 240) sieht hier die Menschen der kommenden Jahrzehnte vor allem mit einem Problem an der „inneren Front“ befasst, welches bislang noch kaum richtig identifiziert ist: der universalen Gleichgültigkeit.

Die Modernisierung bedeutet für das menschliche Bewusstsein einen Schritt weg von der Schicksalhaftigkeit hin zur freien Entscheidung, heraus aus einer Welt des ehernen Zwangs hin zu einer Welt schwindelerregender Möglichkeiten (vgl. Berger 1994, 74). Alle Modernisierungsvorgänge erfahren daher ihre interne Repräsentation, ihre einsamste Zuspitzung und ihre äußerste Steigerung im Überhang des Potentiellen, das Aufkommen des „Möglichkeitssinns“ (Gross 1999 (a), 16), und die Beschreibung, was das Ich sein könnte, tritt in den Vordergrund. Der Mensch ist, was er tut und was er will und sein möchte. Er „ist“ nicht, sondern wird, ist immer intentional, d.h. in Bewegung, auf dem Sprung nach vorn. Daraus bildet der Mensch seine Möglichkeiten aus, und zwar immer und andauernd. Das postmoderne Ich findet sich vor der Aufgabe, eine Festlegung zu vermeiden und sich die Optionen offen zu halten und beschreibt sich so als Netz von Möglichkeiten, in das es einströmt. Von Wirklichkeiten zu Möglichkeiten, die zu Wirklichkeiten werden und dann wieder zu Möglichkeiten, tritt manchmal die Möglichkeit hinter die Wirklichkeit zurück und wird so bearbeitet, dass sie als uneinholbar oder dystopisch gesehen wird. „Das, was früher Utopie hieß, heißt nun Intopie, Identität des von sich getrennten Menschen mit sich selbst: Individuum“ (ebd., 21). Dieser Verlust an Utopie,

das „wunschlose Glück“, wird nicht zuletzt daran deutlich, dass das Wünschbare vergessen wird (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990, 213).

Weil das bloße Dasein nicht sich selbst überlassen werden kann, sondern beherrscht werden muss, ist die Gegenwart prinzipiell obsolet und alle Zukünfte, sobald sie erreicht werden, sind es auch. Die Zukunft leuchtet angesichts der Gegenwart heller denn je und die Hoffnung ist immerfort lebendig, dass die Drangsalierung der Gegenwart in ihrem Dienst zu rechtfertigen ist. Obwohl nun die Zukunft die Gegenwart vollständig beherrscht, da die Gegenwart komplett auf Zukunft geschaltet ist, ist sie nicht nur ungewiss, sondern erscheint irgendwie leer. Insofern der Mensch aber zur Freiheit vorentslossen ist, hat er alles daran zu setzen, das Reich der Notwendigkeiten in ein Reich der Freiheiten zu verwandeln (vgl. Gross 1999 (a), 59 ff.).

Die endlosen Expertisen zum Ichselbst sind vom Glauben getragen, irgendwann stoße man auf das wahre Selbst, doch *Peter Gross* (ebd., 75) hält alle Namen für das, was „Ich“ genannt wird, als Zeichen einer Invariante für eine Leerstelle. Identität ist gewissermaßen der Rest, wenn das Menschsein abgezogen ist, und hat nichts mehr mit dem Ideal der Ich-Identität zu tun, der Identität als persönliche Aufgabe, einen konsistenten Zusammenhang zwischen Ereignissen und Erlebnissen herzustellen und diesen in der je aktuellen Situation immer wieder zu erarbeiten. *Gross* (ebd., 78) bezeichnet daher Versuche, Identität herzustellen, als *Ich-Jagd*: „In der Ich-Jagd jagt ein Ich einem Ich nach, und die Differenz wird in die Zukunft hinein ausgelegt, in der, gemäß der Fortschrittsidee, die Vollendung der Gegenwart beschlossen liegt“. Die Arbeit am eigenen Selbst wird so zur unabschließbaren Lebensaufgabe. Mit dem Übergang in die Postmoderne hat sich das Ich aus seinen Projektionen zurückgenommen und – was blieb ihm anderes übrig – sich selber zugewandt. In einer kulturgeschichtlichen Perspektive löst sich das Ich aus dem sozialen Selbst, dem Wir, und es entsteht ein reflexives Ich, das sich im „Über-sich-selbst-beugen“ bildet. „Die Beschreibungen für das, was wir sind, sind Erzeugnisse eines sich selbst zuwendenden Ichs“ (ebd., 92/93).

Die Möglichkeits-Ichs tötet das Wirklichkeits-Ich in dem Maße, wie die strenge Zukunftsbezogenheit der Gegenwart diese abtötet oder zumindest beschädigt und obsolet macht. Und wie die Gegenwart sich aufrappelt, um in die Zukunft hineinzulaufen, rappelt sich das Ich zusammen, um die verstreuten und abgeschleuderten Ichs zu sammeln und zu integrieren (ebd., 95). „Da sich das gewünschte Ich nicht findet, da es vorweg, ausgelagert in andere Ichs, ausgesandt in ferne Welten ist und von dort wie ein Lockvogel immerfort zirpt, geht es weiter. Und man weiß, dass es weiter geht, man richtet sich auf endlose Anstrengungen ein. Auf endlose...“ (ebd., 184).

In der Schwere einer Zeit der steigenden Möglichkeiten und verschwindenden Verbindlichkeiten, die auf der Notwendigkeit von Entscheidungen beruht, versucht dann der Mensch, als zur Freiheit vorentslossenes Wesen, Zustände herbeizuführen, die nicht andauernd Entscheidungen abverlangen. Wenn die Möglichkeiten die Notwendigkeiten überrennen, läuft das Selbst in der Möglichkeit von sich weg, so dass es kein Notwendiges hat, wohin es zurück soll. „Dieses Selbst wird eine abstrakte Möglichkeit, es strampelt sich müde in der Möglichkeit, aber es kommt nicht von der Stelle und auch nicht an eine Stelle, denn das Notwendige ist gerade die Stelle“ (ebd., 196). Vielleicht beschreibt die Orientierungslosigkeit ob der Irritation der Möglichkeiten hier doch eher die Verluste als den Zugewinn der Möglichkeiten. Wer in Notwendigkeiten gefesselt ist, der erquickt sich an den Möglichkeiten, kann sie aber nicht erhaschen und sie bleiben Begehren.

Das Fehlen der Möglichkeiten bedeutet schließlich, dass einem alles notwendig geworden ist. Dann sind auch die Zeiten vorbei, in denen das Mögliche als Verlorenes gedeutet wurde und alle Essenz in die Zukunft geworfen, darüber hinaus personalisiert, als persönlich, als individuell erreichbar gesetzt ist. „Nicht die Selbsterkennung, nicht *Erkenne dich selbst* steht über dem Portal der Schleusen in die andere Welt, sondern *Vergiss dich selbst*“ (ebd., 233). Das Ich verliert sich in der vollen Konzentration auf das Jetzt, die Gegenwart, wo kein Rückblick und kein Vorblick möglich ist, und das alte Wort *Selbsterkenntnis* verkommt zu *Selbsterfahrung*, „die man sich schnell mal an einem Wochenendworkshop reinzieht“ (Gross 2002, 234).

Wenn Selbstverständlichkeiten verloren gegangen sind, werden alle Möglichkeiten gleichwertig und man gerät unter den Druck, mit der Überfülle von Möglichkeiten in immer kürzerer Zeit fertig werden zu wollen. Jede Realisierung einer Möglichkeit schafft neue Möglichkeiten, jede neue Möglichkeit schafft wieder Differenzen, die wiederum nach Differenzminderung rufen (vgl. Gross 1994, 227 u. 376). Weil Enttäuschung das Erlebniskorrelat derjenigen ist, die die Kluft zwischen Machbarkeit und Wunsch als zu groß und die eigene Biographie als dauerhaft defizitär, eben nicht selbstverwirklicht, empfinden (vgl. Bette 1999, 156), suggeriert nur der Weg nach Innen noch einen Weg in die Sicherheit (vgl. Platta 1998, 103).

Das „Post“ der Postmoderne deutet darauf hin, dass wir uns schon im Jenseits befinden. Wir selbst erklären uns zur Insel der Glückseligkeit. Die Sehnsucht bezeichnet *Peter Gross* (1999 (a), 94) als verhüllte Ich-Sucht, in der die Kluft zwischen Wirklichkeits-Ich und Möglichkeits-Ich überbrückt wird und man sich selbst gelingen will. Bezogen auf das Ich heißt die Verheißung der Zukunft Identität. Und Identität ist das, was das moderne Individuum will. Und was könnte das anderes bedeuten, als mit sich selbst identisch zu sein. „So dringt man in sich und will sich. Das Individuum als unteilbares Eins verspricht Glück. Wenn Individuum noch nicht ist, muss es werden“ (ebd., 243). Identität ist damit ein vollendetes, seines Ichs sicheres und gleichwohl immer gleich weit entferntes Ideal, dass, weil es stets in der Zukunft liegt, das Ich häufig genug ermatten lässt. Die erstrebte Selbsterlösung endet so in der Selbstbespiegelung, im Narzissmus, wo man selbstverliebt in sich versinkt. Nach dem Verlust der eigenen Identität, der Fragmentierung und Aufsplitterung des Ich, will das Ich nur sich schließlich selbst finden und sich selbst verwirklichen. „Und findet es sich nicht – und es findet sich nicht –, treibt es sich ab“ (Gross 1999 (a), 251).

Die Entfaltung eines narzisstischen Sozialcharakters

Die Ich-Flucht in immer neue Erlebnisräume des Freizeitsektors ist nur die Kehrseite der Ich-Isolation, der Unfähigkeit, noch „außer sich“ zu geraten. Man sucht Euphorie, um den Schmerz über den sozialen Entzug zu betäuben. Das Projekt des stilisierten Selbst-Erlebens geht wiederum zu Lasten des sozialen Handelns, verdrängt dabei die Selbstgefährdung und treibt die Individuen in die soziale Isolation von in sich selbst versponnenen Monaden. „Je größer die Zahl der Erlebnisooptionen, desto wirloser die Iche! Je flüchtiger die Bindung, desto heftiger die Selbstdemonstration“ (Wintels 2000, 143).

Durch die erweiterten Handlungsspielräume ergibt sich die Chance, sein Leben nach Gesichtspunkten eigener Neigungen und Präferenzen zu gestalten. Die gegenwärtigen Reden von Selbstbehauptung, Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung charakterisieren hier einen sehr wesentlichen Aspekt der Individualisierung, nämlich den Anspruch jedes Einzelnen, sich und die Realisierung seiner Interessen in den Vordergrund

zu stellen (vgl. Behrendt 1996, 17). Die Erwartung, eigene Vorlieben und Stimmungslagen zum Kompass der Lebensführung zu machen, ist nach *Ziehe* (2000, 5) mehr oder weniger selbstverständlich geworden. Damit geht die Tendenz einher, eigene Interessen über die Interessen der Gemeinschaft zu stellen.

Die mit den Erfahrungen des Scheiterns erlittenen Niederlagen äußern sich schließlich in einer narzisstischen Symptomatik (vgl. Wintels 2000, 250). Wenn Utopien sich auflösen und sich die Menschen weiterhin in ihrer Lebenswelt fürchten, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich selbst zu ändern. Selbstverwirklichung wird dann zunehmend auf ein isoliertes narzisstisches Projekt reduziert. „Insofern ist das gesamte Thema „Identität“ ein Ersatz für das andere große fallengelassene Thema, nämlich das Thema „Realität“ (vgl. Platta 1998, 86).

Unter *Narzissismus* versteht man umgangssprachlich einen rücksichtslosen, selbstbezogenen Menschen, der sich selbstüchtig in seiner Schönheit, seiner Macht, seinem Reichtum oder seiner sexuellen Anziehungskraft sonnt. Dieser Begriff ist für die Auseinandersetzung innerhalb der Psychoanalyse fruchtbar wie kaum ein anderer geworden und hat die Theoriediskussion von der Triebtheorie über die Strukturtheorie und die Ich-Psychologie zur Theorie des Selbst geführt (vgl. Stimmer 1987, 13/14). Der Narzisst will die Welt nicht erfahren und aktiv gestalten, sondern nur sich selbst in seinen „spontanen Bedürfnissen“ und „authentischen Regungen“ erleben. „Die narzisstische Realitätsdeutung steht den Bedürfnissen des anderen fern. Narziss braucht den anderen nicht zu kennen, da er weder geliebt werden will, noch jemand anderen als sich selbst lieben kann“ (Guggenberger 2000, 140).

In der modernen psychologischen und sozialwissenschaftlichen Diskussion wird der Begriff des *Narzissismus* verwirrend vielfältig und sich dabei teilweise widersprechend benutzt. Die Deutungsbreite entspricht dem Spagat von einer psychopathologischen Persönlichkeitsstörung bis hin zum alltagswirksamen Egoismus. In der Diskussion um *Sucht* scheint die Auffassung von *Franz Stimmer* (1987) hilfreich zu sein, der Narzissismus als ein spezifisches Verhalten fasst, das der Kompensation von Selbstwertstörungen dient. Das Selbstwerterleben ist auf einem Kontinuum vorstellbar, das durch einen negativen und positiven Endpunkt des Selbstwertgefühls gekennzeichnet ist. Das negative Selbstwerterleben beinhaltet Gefühle, die uns aus der Beschreibung der *Sucht* geläufig sind: Minderwertigkeit, Verzweiflung, Leere, Sinnlosigkeit, Langeweile und Misstrauens. *Stimmer* (1987, 16) betont, dass narzisstisches Verhalten lediglich ein Versuch der Sicherung eines positiven Selbstwerterlebens ist, während es – wie bei der *Sucht* – eine Alternative von aktiven, realitätsgerechten Auseinandersetzungen gibt, allerdings – ebenfalls analog zur *Sucht* – unter Verzicht auf momentane eigene Bedürfnisbefriedigung.

Bei manchen narzisstischen Ausdrucksformen können sehr starke Bindungen eingegangen werden, denn aufgrund unreifer Selbststrukturen besteht eine archaische Abhängigkeit von und ein andauernder Hunger nach spezifischen Objekten (Menschen, Gegenständen oder Situationen), die jene psychischen Funktionen erfüllen sollen, die das Selbst nach einem Entwicklungsstillstand auf dem Weg zu seiner Reifung nicht selbst wahrnehmen kann. Je nachdem wie sich das Selbst des anderen als eigenem Bestandteil bemächtigt, also welches Ausmaß an Selbstdefekt es zu kompensieren versucht, kann die Suche nach einem undifferenzierten Selbstobjekt in verschiedenen Formen ausagiert werden (vgl. Wintels 2000, 50/51). Gehören z.B. im Selbstverständnis einer Kultur ständige Grenzüberschreitungen zu ihrem Machbarkeitsversprechen, dann wirkt dies

wie ein Stimulansmittel, bei Betonung der eigenen Autonomie, sich seiner als idealisiertes Abbild des eigenen Selbstbildes grenzverletzend zu bemächtigen (ebd., 251).

In der Menschheitsgeschichte hat es mehrere „narzisstische Kränkungen“ gegeben, die zum Zusammenbruchs des Selbstwertgefühls, der Selbstachtung, zum Verlust von Macht und Kontrolle geführt haben (vgl. Gottschalch 2002, 150). Erst die kosmologische Kränkung durch *Kopernikus*, dann die biologische Kränkung durch *Darwin* und schließlich die psychologische Kränkung durch die Einführung des psychoanalytischen Denkens, der Betonung unbewusster Verhaltenssteuerung. Die schwerwiegendste narzisstische Kränkung ist aber die Tatsache des Todes, der individuell wie kollektiv die stärkste Bedrohung des menschlichen Selbstwertgefühls ausmacht und mittels Kultur geleugnet und verdrängt wird (vgl. Niebling 1997, 56). „Wo der Einzelne für sich selbst Zentrum der Welt ist und Selbstverwirklichung für viele ein dominantes Lebensziel, kann der eigene Tod nur als größte narzisstische Kränkung wahrgenommen werden“ (Bette 1999, 133).

Eine Ich- und Persönlichkeitsentwicklung ist ohne ein Überschreiten dieser präpersonal-narzisstischen Erlebnisstrukturen, die als „Vertreibung aus dem Paradies“ und der Verbundenheit mit dem Ganzen wahrgenommen werden, überhaupt nicht möglich. Die Frage des Narzissmus stellt den Menschen vor das existentielle „Problem seines Selbstseins“ und damit vor die spezifische Art der menschlichen Begegnung im Sinne des Überschreitens des eigenen Ich-Raumes oder seiner Öffnung. „Die narzisstische Beziehungsstruktur schaut so aus, dass alle und alles um das eigene Selbst kreisen und die Tür zum Du geschlossen bleibt“ (Niebling 1997, 57). Der Persönlichkeitstypus, der ein stabiles Ich gar nicht mehr auszubilden vermag, ist unfähig zur stabilen Besetzung anderer Personen, die über eine konsumistische und narzisstische Spiegelung seines Selbst hinausgehen würden (vgl. Günther 1997, 54/55). Denn wo die Aufnahme einer inneren Beziehung zum eigenen Selbst nicht gefunden wird, kann auch die freie Assoziation mit einem begrenzten Gegenüber nicht gelingen (vgl. Wintels 2000, 250/251).

Diese Selbstliebe ist jedoch nur eine Maske der Eigensucht, hinter der die Angst vor dem Nichtsein lauert und die den Menschen mit den Unzulänglichkeiten seines Daseins konfrontiert. Indem das Du und damit das Soziale schwindet, beginnt ein Prozess der Selbstzerstörung. Die Entfremdung von sich und vom anderen vermittelt dem narzisstischen Menschen ein angstbesetztes und unerträgliches Gefühl von Wertlosigkeit, das ihn vor den Erfordernissen der Realität ausweichen und damit die Fähigkeit, in ihr zu handeln, verlieren lässt. Narzisstisches Erleben versucht dann die erlebte Ohnmacht mit unrealistischen Allmachtsempfindungen zu kompensieren und die Angst- und Schuldgefühle zu verdrängen. Die Omnipotenzphantasien erzeugen wiederum infolge ihrer zwangsläufigen realen Frustration umso stärkere Aggressionstendenzen gegen das eigene Ich. „Der narzisstische Mensch hat die Kontrolle verloren, nämlich die Freiheit, in der Allmacht offen zu bleiben für die Ohnmacht, in der Ohnmacht die Allmacht zu wählen“ (Niebling 1997, 58). Das Problem des Narzissmus besteht demnach nicht in der Erfahrung von Allmacht und Ohnmacht, sondern entscheidend ist der Umgang mit der narzisstischen Verwundbarkeit, die ein Phänomen individueller menschlicher Seinsweise innerhalb unserer Kultur ist.

Die Psychoanalyse hat den Narzissmus aus dem strikten Gegensatz zu dem der Objektliebe entwickelt. Der Narzissmus scheint aber nach *Altmeyer* (2002, 163) eben auch dadurch gekennzeichnet, dass er auf

eine zweite Person, psychoanalytisch: auf ein Objekt, angewiesen ist, das ihm in der Theorie doch gerade versagt bleibt. Da Identität in einem selbstreflexiven und vielfach gebrochenen Prozess entsteht, für den die Außenwelt Reflexionsflächen zur Verfügung stellt, bedarf das Ich der Spiegelung im Anderen, um zu erfahren, wer es ist. Zum Erwerb von Ich-Identität gehören daher auch Spiegelvorgänge, welche die Übernahme der Perspektive des Anderen voraussetzen. In dieser Perspektive ist der Narzissmus mitnichten jene eigensinnige Haltung, mit der sich das Ich gegen das Nicht-Ich behauptet. Der Andere wird auf eine unabdingbare Weise als Resonanzboden für das Selbst dringend gebraucht, da es sich erst anerkannt und geliebt fühlt, wenn es sich intersubjektiv konstruiert.

Diese narzisstische Suche nach Echo und Spiegelung, die nach *Altmeyer* (ebd., 164) in der Adoleszenz ohnehin das entscheidende Medium der Identitätsfindung ist, findet seine Entsprechung im Egozentrismus der Adoleszenz. Dieser tritt nach *David Elkind* (1980) auf, weil der Jugendliche unterstellt, dass andere Leute ebenso auf sein Verhalten und Aussehen fixiert sind wie er selbst. In der Folge antizipiert der Jugendliche in aktuellen oder erwarteten Interaktionen die Reaktionen anderer auf sich selbst und entwirft sich so ein „imaginäres Publikum“. „Während der Jugendliche auf der einen Seite versäumt, klar zwischen dem Interessenschwerpunkt seines eigenen Denkens und dem anderer zu unterscheiden, überdifferenziert er gleichzeitig seine eigenen Gefühle. Er sieht sich selbst und insbesondere seine eigenen Gefühle als etwas ganz Besonderes und Einzigartiges“ (ebd., 176). Das nennt *Elkind* eine „persönliche Mär“. Um diesen Egozentrismus der Adoleszenz zu überwinden, braucht der Jugendliche aber auch das reale Publikum, anhand dessen Reaktionen das imaginäre Publikums nach und nach modifiziert wird, wie eine Reihe von Hypothesen, die der Jugendliche anhand der Realität überprüft und in der Folge zwischen eigenen Problemen und Interessenschwerpunkten anderer unterscheiden lernt. Erst wenn das imaginäre Publikum an das reale angeglichen ist, kann der Jugendliche echte interpersonelle statt bloß selbstbezogene Beziehungen aufbauen. Wenn dann persönliche Erfahrungen miteinander geteilt werden können, entdeckt der junge Mensch, dass andere ähnliche Erfahrungen des Leidens und der Verzückung gesammelt haben. Der Egozentrismus wird also auf der kognitiven Ebene durch die allmähliche Differenzierung zwischen eigenen Interessenschwerpunkten und dem Denken anderer und auf der affektiven Ebene durch die allmähliche Integration der Gefühle anderer mit den eigenen Emotionen überwunden (ebd., 177).

So gesehen, ist der Narzissmus etwas Vermittelndes, ein Zwischen, welches das Ich und den Anderen auf eigentümliche Art und Weise verbindet. Während wir uns im Narzissmus im Medium unserer Umwelt erleben, durch die wir unser Selbstwertgefühl regulieren, behaupten wir, indem wir uns als einzigartig präsentieren, zugleich auch die Unabhängigkeit von der Welt und schützen uns vor der schmerzhaften Erfahrung von Abhängigkeit, der wir im Wunsch von Anerkennung doch unbewusst Tribut zollen. *Altmeyer* (2002, 169) sieht im grassierenden Narzissmus, der sich als einstige Domäne der Adoleszenz weit in die Welt der Erwachsenen vorgeschoben hat, einen lärmenden Appell des postmodernen Subjekts an die Anderen im Kampf um identitätsstiftende Aufmerksamkeit: „Videor, ergo sum – ich werde gesehen, also bin ich“. Das Eigene entsteht so zwar im Spiegel des Anderen, aber dieser Spiegel wirft nicht das zurück, was auf ihn projiziert wird. Ein durch intersubjektive Anerkennung „gebrochener Spiegel“ ist vielmehr als ein Beziehungsangebot zu deuten.

Die Verknüpfung von Nicht-Zusammengehörigem: Patchwork-Identität

Overboarding: das Überkompensieren von Zukunftsängsten, indem man sich Hals über Kopf auf einen neuen Lebensstil stürzt, der ganz augenscheinlich nichts mit früheren Interessen zu tun hat.
Douglas Coupland, Generation X

Seit Beginn der 1980er Jahre ist der standardisierte Lebenslauf der „Normalbiographie“ nach *Brinkhoff/Gomolinsky* (2003, 16) zumindest teilweise einer „gebastelten“ Biographie gewichen. So bezweifeln denn auch postmoderne Ansätze zur Identitätskonstruktion die Möglichkeit, strategisches Vorgehen und die Definition persönlicher Projekte gegen die gesellschaftlich produzierten Unsicherheiten und Anforderungen einzusetzen, und dekonstruieren das handelnde Subjekt. Die Vorstellung davon, dass man Glück und Gesundheit in einer dezentralisierten, pluralistischen Welt nur dann findet, wenn man selber dezentralisiert und pluralistisch ist, führt zu einem Verständnis der Individuen als offene Systeme, die auf der ständigen Suche nach neuen Kontakten sind, bereit, neue Informationen aufzunehmen, willens Grenzen zu verändern, ohne Furcht vor Veränderungen (vgl. Keupp u.a. 2002, 84).

Nach der Auffassung von *Ferchhoff/Neubauer* (1997, 88) sind hedonistisch überzogene und autonomiesüchtige Selbstverwirklichungsversuche seit Jahren Bestandteil der alltäglichen Lebenspraxis geworden. Indikatoren für die verstärkten Bemühungen im Dienste der „Ich-Findung“ sind der Aufschwung quasi-professionalisierter Selbstsuche in (meditativen) Psychoworkshops, die Entlastung für Körper und Seele verheißen und längst das alte Therapiemodell abgelöst haben, sowie die den narzisstischen Selbstbildern schmeichelnden Animationsanstrengungen im Urlaub und die Propagierung von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit im Rahmen eines erlebnisbezogenen und sportiv-ästhetischen Körperbewusstseins. Gelingendes individuelles Sinnbasteln ist in einer solch utopieschwachen Zeit, in der es wenig „Sinnreserven“ gibt, die mehr oder weniger originelle Verarbeitung von vorgefertigten Sinn-Elementen zu einem Sinn-Ganzen, das sich als Patchwork zu einem Assoziationsraum zusammenschließt und unter anderem und vor allem das eigene Dasein „erklärt“ (vgl. Hitzler/Honer 1994, 310). Doch dieses „Ich-Styling“ bleibt prinzipiell riskant und ungewiss im Ausgang (vgl. Bette 1999, 155).

Die angesichts der partikularistischen Lebenssituationen des modernen Menschen alltäglichen Diskontinuitäten fordern ein ständiges Umschalten auf Situationen, in denen ganz unterschiedliche, sich sogar gegenseitig ausschließende Personenanteile gefordert sind, und damit ein Subjekt, das verschiedene Rollen und die dazugehörigen Identitäten ohne permanente Verwirrung zu leben vermag (vgl. Keupp 1999, 50). In Anlehnung an die neue Form einer adaptiv diffusen Identität spricht man auch von einer *Patchwork-Identität*, die ohne integrative Kraft zusammengesetzt ist, keinen einheitlichen Identitätskern besitzt und somit auch nicht mehr die „klassischen“ Kriterien einer erarbeiteten integrierten Identität erfüllt. Die Patchwork-Identität ist vielmehr das Endergebnis des Wachstums durch Substitution: „Werthaltungen und Gewohnheiten stehen unverbunden nebeneinander und widersprechen sich teilweise“ (Oerter/Dreher 1998, 354/355). Die Zementsockel von Normalitätsvorstellungen und selbstgewissen Standpunkten zerbröseln. Standpunktlosigkeit wird selbst zum Standpunkt. Die Weigerung, sich selbst festzulegen, wird zum Fest. Die Angst vorm Fixen (nein, keine Anspielung auf Drogenkonsum) wird zur fixen Idee (vgl. *Ferchhoff/Neubauer* 1997, 92). Die Patchwork-Identität begreift sich als ein Projekt, in dem das Subjekt Erfahrungsfragmente für sich ordnen muss und

das unter den Bedingungen einer enttraditionalisierten Gesellschaft immer mehr zu einer Eigenaktivität des einzelnen Subjekts wird (vgl. Keupp 1999, 52). „Wer immer mag, fügt seine Patchwork-Identität nach eigenem Gusto zusammen“ (Guggenberger 2000, 164). Im „Zeitalter des Persönlichkeitsstylings“ benötigt der „Designer“ „Persönlichkeit“ nur noch so weit als multiples „Identitätspassepartout“, dass sie einen möglichst neutralen Rahmen abgibt. Zuviel Widerborstigkeit stört da nur; die beste Persönlichkeit ist keine Persönlichkeit. Wer „unverwechselbar“ ist, lässt sich nicht stylen (ebd., 53)

Die für den Einzelnen erhöhten Anforderungen der psychosozialen Lebensbewältigung lassen sich also wieder an dem Konstrukt der „Identität“ festmachen. Identität wird mit der Individualisierung der Lebensformen erneut zu einem Thema. Balance und Kontinuität werden immer häufiger zu einer knappen Ressource. Identität wird dadurch als eine aktiv zu erbringende Leistung und als stabilisierendes Koordinatensystem eigenen Befindens immer prekärer. „Wenn in der Moderne das ‚Identitätsproblem‘ darin bestand, sich eine Identität zu schaffen und sie zu festigen, liegt das ‚Identitätsproblem‘ der Postmoderne in erster Linie darin, Festlegungen zu vermeiden und sich Optionen offen zu halten“ (Baumann 1995 zitiert nach Beyer 2000, 135). Die Größte Sorge der Identität der Moderne ist ihre Stabilität, in der Postmoderne hingegen besteht die Ambivalenz zwischen „sich festlegen“ und „sich freihalten“. Unter solchen Bedingungen ist ein starkes Ich mit einem persönlichem Kern wenig angepasst. Sich persönlich „fit zu machen“, heißt dann, in virtuellen Beziehungen zu leben und sich die Fähigkeit anzueignen, sich nicht mehr definitiv auf etwas festzulegen, sondern für neue Wege offen zu bleiben. (vgl. Keupp 1999, 47). „Das moderne Ich erzeugt sich selbst als vernetztes und multiples Ich, in dessen Mitte eine Art Rest-Ich nach allen Seiten lauert und zittert“ (Gross 1999 (a), 95).

3. 1. 7 Universalisierung des Suchtkonzeptes: Pathologisierung „normaler“

Verhaltensweisen

*Wer keine Erklärungen mehr aufbieten mag,
wer die Frage nach dem Woher und Wohin vermeiden möchte,
der ist gezwungen, Probleme fortlaufend in Stimmungen aufzulösen.*
Bernd Guggenberger, Sein oder Design

Wir leisten Widerstand, wenn wir uns von andern kontrolliert fühlen.
Kenneth Gergen, Konstruierte Wirklichkeiten

Da wir gezwungen sind, unser Leben in einer offeneren und reflektierteren Weise zu führen, beruhen Freiheit und Selbstbestimmung nicht auf der verborgenen Macht von Traditionen, sondern auf offener Diskussion und Dialogbereitschaft. *Anthony Giddens* (2001, 61 ff.) sieht jedoch im Kielwasser dieser Freiheit und Offenheit neue Probleme auf uns zukommen. Vor allem in den entwickelten Ländern besteht die Notwendigkeit zur Entscheidungsfindung im Alltag, da man hier jenseits von Natur und Tradition lebt. Über die damit zusammenhängende Gefahr von Abhängigkeiten erklärt er die „Karriere“ der *Sucht*.

Der Begriff der *Sucht*, der ursprünglich Alkoholismus und Drogenkonsum bezeichnet, betrifft inzwischen jede unserer Tätigkeiten. Arbeit, Sport, Nahrung, Sex, selbst Liebe – es gibt so gut wie nichts, wonach man nicht süchtig sein kann. *Giddens* (ebd.) sieht den Ursprung dieser Entwicklung darin, dass diese Tätigkei-

ten – wie andere Lebensbereiche auch – heute viel weniger von Tradition und Brauchtum strukturiert sind, als sie es einst waren. Er beschreibt *Sucht* als „erstarrte Selbstbestimmung“, die ins Spiel kommt, wenn die Handlungsfreiheit, die die Fähigkeit zur Selbstbestimmung voraussetzt, von Angst untergraben wird. Während die größere Handlungsfreiheit eine Emanzipation des Menschen von den Zwängen der Vergangenheit fordert, wird der Süchtige zum „Sklaven seiner Vergangenheit“, weil er sich nicht von den ursprünglich frei gewählten Gewohnheiten der Lebensführung zu lösen vermag.

Indem der Einfluss von Tradition und Brauchtum weltweit zurückgeht, verändert sich die Grundlage unseres Verständnisses von uns selbst. Während in traditioneller Umgebung das Selbstwertgefühl vor allem durch die stabile Position des Individuums in der Gemeinschaft aufrechterhalten wird, muss das Individuum, wenn die freie Wahl des Lebensstils vorherrscht, seine Identität auf einer aktiveren Grundlage schaffen und immer wieder neu schaffen. Damit erklärt *Giddens* (ebd.) auch, warum sich Therapien und Lebenshilfen aller Art in den westlichen Ländern solcher Beliebtheit erfreuen. Im Grunde „genesen“ hier Abhängigkeitserkrankte, indem sie den Plot ihrer Lebensgeschichte neu schreiben.

Wenn also unser Verhalten umfassend süchtig ist, dann bedeutet dies, dass zunehmend „normale“ Verhaltensweisen auf der Folie von Pathologisierungen beschrieben werden. Für das Individuum bedeutet dies einen weiteren Verlust an Orientierung, da es in Bezug auf *Sucht* zwischen den Etikettierungen „gesund“ und „krank“ im Normalfall nicht unterscheiden kann.

Wirklichkeitsverlust und Simulation

*Everybody's talking and no one says a word.
Everybody's making love and no one really cares.
Everybody's runnin' and no one makes a move.
Everyone's a winner and no one seems to lose.
Everybody's smoking and no one's getting high.
Everybody's flying and never touch the sky.
John Lennon, Nobody Told me*

Die postmoderne Entstrukturierung der Subjekte mündet in eine „Logik der Selbstabschaffung“ (vgl. Niebling 1997, 111). An allen denkbaren Fronten arbeiten wir mit allem Scharfsinn und aller Konsequenz daran, ohne uns selbst auszukommen:

Von der Ektogenese (der außerkörperlichen Zeugung und Geburt) bis hin zur computergenerierten Stadt, vom Autopiloten bis zur Ehe-Simulation, von der Rationalisierung der Arbeit bis zur Virtualisierung der Freizeit versuchen wir, ohne jenes Wesen auszukommen, das wir in Millionen Jahren der Artenentwicklung geworden sind und das wir bis eben noch waren (Guggenberger 2000, 23).

Die schmeichelnde Vorstellung, wir machten uns durch den technischen Fortschritt unabhängiger, intelligenter und mächtiger, lässt uns bloß dazu beitragen, überflüssig zu werden. Die Wirklichkeit zieht sich insofern vor uns zurück, als sich die Kluft zwischen dem, was wir kennen, und dem, was wir (ohne es zu kennen) anerkennen, merklich auftut. Was *Bernd Guggenberger* (ebd., 49/50) als Verlust der Wirklichkeit beschreibt, ist die dramatisch anwachsende Diskrepanz zwischen subjektiver und objektiver Welt, die ungeheure „Schrumpfung“ der authentisch erfahrenen Welt. An die Stelle lebenserhaltender Tätigkeiten treten dann

Freizeitbeschäftigungen, von denen wir uns denselben psychischen Effekt erwarten, wie von Tätigkeiten, die unser Leben erhalten (vgl. Winter 1993, 242). *Guggenberger* (2000, 28) spricht daher von einer „Simulationsgesellschaft“, die beim allermeisten, womit sie beschäftigt ist, nur so tut als ob. Die menschliche Fähigkeit, süchtig zu werden, verhindert dann nur, dass Rationalität auch in den letzten Winkel unseres Lebens eindringt und erhält somit einen Möglichkeitsraum für Identität.

Schließlich hat sich sogar die Arbeit von der Notwendigkeit losgesagt und wird vorwiegend als Beschäftigung simuliert: „Die Arbeitsgesellschaft entpuppt sich als gigantische ‚Übungsfirma‘, die einen immer größeren Anteil ihrer Mitglieder dafür bezahlt, dass ihre Fähigkeiten und Kapazitäten nicht genutzt werden“ (ebd., 29). *Dietmar Voss* (1997, 273) nennt dies Pseudo-Ereignisse, wenn alles, was sich ereignet, von der Illusion geprägt ist, dass „wirklich“ etwas passiert. Da es, wie bei Substanzen (vgl. Csikszentmihalyi/Jackson 2000, 159), keine direkte Wirkung gibt, muss auch das Ereignis interpretiert werden, um ein Gefühl hervorzubringen. Das Ergebnis dieser Reflexion ist im hohen Maße offen und kann die Ursprungerlebnisse zwar nicht wiederholen, aber sie betrachtet Ursprungerlebnisse auf eine Weise, die etwas Neues entstehen lässt (vgl. Schulze 1992, 52). Das Erlebnis wird sozusagen erst durch die Reflexion zu einem Erlebnis.

So werden Wünsche geweckt, die nicht vorhanden sind, und wir sehen uns täglich mit einem Füllhorn von „Drogen“ im weitesten Sinne konfrontiert: der Supermarkt und das Kaufhaus als „Haschwiese“ für Otto Normalverbraucher, aber auch das Fernsehen, Video- und Telespiele, Musik, „medielle“ Drogen aller Art, die uns glauben machen wollen, die Welt bestehe aus lauter Glück. Einen großen Teil unserer Freizeit widmen wir der Illusion der Freiheit mit der Maschine in Geschwindigkeitsexzessen auf den Straßen. In waghalsigen Unternehmungen suchen die Menschen Grenzerfahrungen und zeigen, dass sie mit ihrem ruhigen Leben nicht zufrieden sind. *Werner Gross* (2000 (c), 323) bezeichnet dies Treiben als den „Hintereingang zum Paradies“, aus dem man auch ganz schnell wieder herausfliegt. Es gibt so etwas wie eine kulturindustriell gesteuerte Scheinliberalisierung, die aus einer riskanten, existentiell erschütternden Erfahrung einen Fun, eine Freizeitaktivität unter anderen macht (vgl. Günther 1997, 56). Der flexible Mensch hat sich darin situationsgerecht zu verkörpern, dabei das Erlebnis-Bewusstsein des Rausches zu generieren und dennoch reflexive Distanz beizubehalten. Wenn dies misslingt, hat sich der Mensch in die Marginalität der Räume zurückzuziehen, die als Reservate des Misslingens bereitgestellt sind – „ohne Stigma, aber auch ohne Chancen sozialer Partizipation“ (Legnaro 2001, 129).

Die Abhängigkeit des Konsum-Individuums vom ununterbrochenen Zufluss an optischer und akustischer Außenstimulierung, die sich aus der Funktionsweise der Massenmedien und der Wegwerflogik der Konsumgüterindustrie ergibt, entpuppt sich als suchtförmiger Prozess, in der die Suche nach Stimulanzzufluss von außen eine der verbreitetsten kompensatorischen Aktivitäten ist, die dem Entweichen des inneren Schwächegefühls dient (vgl. Wolffersdorff 2002, 35). Doch das „Publikum“ ist an das Neue gewöhnt, so dass – wenn es auch paradox klingen mag – auch die innovativen Produkte längst ausprobiert sind. Wenn Abwechslung zum Prinzip erhoben wird, gerät sie, sobald sich die Erlebnis-Konsumenten an ihre tägliche Ration psycho-physischer Stimulation gewöhnt haben, zur Wiederholung (vgl. Schulze 2000 (b), 28/29). Die Vergrößerung des Konsumgüterverbrauchs erfüllt die Funktion, die Lücken des Personseins gleichsam zu pflastern und den Selbstwert zu steigern. Weil ein quantitativ gewonnener Selbstwert aber seinen Wert allein in der spezi-

fischen Rationalität des Mehr-Verbrauchs besitzt, befindet er sich in einer permanenten Krisensituation. „Die Sucht entspricht in ihrem Handlungshabitus annähernd ‚idealtypisch‘ diesem Konsumzwang“ (Niebling 1997, 111).

Die Nicht-Erfahrungsfähigkeit von Identität nimmt bei den hedonistisch erfahrenen Postmodernen der Kulturindustrie auf ihrem Trip ins technologische Nirwana den grotesken Zug des immerwährenden Happenings an, in deren Vollzug die „Simulation als höchste Form der Entfremdung“ ihren Siegeszug antritt (ebd.). Glück wird materialisiert und eine Sache des Konsums, die von außen eingenommen werden kann (vgl. Vogt 2002 (b), 2). Wer dabei auf Schwierigkeiten stößt, wechselt einfach das Medium. Der postmoderne Mensch, so formuliert es *Dietmar Voss* (1997, 235), wartet weder noch erwartet er – er schaltet vielmehr um und produziert sein „eigenes“ Simulationsprogramm. Dann ist alles, was sich ereignet, von der Illusion geprägt, dass „wirklich“ etwas geschieht.

Während das Subjekt im Delirium eines kaum mehr zu reflektierenden Weltzusammenhanges verschwindet, geht in der *Sucht* schließlich das Wissen um die eigene Urheberschaft der sozialen Welt verloren. An die Stelle einer reflektierten Aneignung von Welt tritt eine unvermittelte Aneignung, die ihrerseits die Erfahrung eigener Identität nicht mehr zulässt. Weil eine Utopie im Sinne einer grundlegenden Gesellschaftsveränderung überholt scheint, tritt an die Stelle von Anpassung im Sozialisationsprozess ein Konformismus mit dem Bestehenden. Die *Sucht*, so vermutet *Niebling* (1997, 23), ist dabei vielleicht die „Metaphysik“ der Gegenwart, da in ihr eine Sehnsucht nach Unsterblichkeit, ein Anspruch auf Unendlichkeit und Grenzenlosigkeit zum Ausdruck kommt, deren Motor unerfüllte endliche Wünsche bilden. Und wenn ich schließlich nicht mehr weiß, wer ich bin und was ich will, ist die Folge tiefer eigener Identitätsunsicherheit Gleichgültigkeit: Egal wie ich mich auch verhalte – alles hat, wenn ich den „Kompass“ eines gewollten So-und-nicht-anders-Seins nicht mehr in mir trage, dann die gleiche Gültigkeit, sofern es nur überzeugend dargestellt ist, und kurzfristige Rollenidentifikationen treten an die Stelle einer in Verhaltenskontinuität begründeten eigenständigen Identität (vgl. Guggenberger 2000, 117/118).

Das hier beschriebene Selbstvergessenwollen ist nur ein anderer Ausdruck für den Riss zwischen Wirklichem und Möglichem, der sich durch alle Menschen hindurchzieht, und hat deshalb zwei Möglichkeiten: Vernichtung der Gegenwart oder der Zukunft, die Abspaltung des empirischen Ich oder des Möglichkeits-Ich. Im Verlust der Gegenwart oder der Zukunft wird die Kluft zwischen der Wirklichkeit und der Möglichkeit überbrückbar (vgl. Gross 1999 (a), 216). Der Zwang, alles beherrschen und alles Widerständige und Differenten negieren zu wollen, und die Unfähigkeit, sich auf etwas anderes als sich selbst zu beziehen, lassen sich heute vortrefflich durch die Technologie der Simulation wahren. Die Realität verliert sozusagen ihren Schrecken, wenn dem Imaginären keine Grenzen mehr gesetzt werden. Doch wer sich mit Hilfe der Simulation in projektiver Grenzenlosigkeit absolut setzt, anstatt sein wunschbestimmtes Selbstbild an der Realität zu modifizieren, bleibt unbewusst zur Sehnsucht verurteilt und vollends auf sich selbst zurückgeworfen – nicht nur ohne wahres Selbst-Gefühl, sondern auch ohne jedes Wir-Gefühl (vgl. Wintels 2000, 256/257).

Sucht zur Ent- und Beschleunigung

Viele Menschen teilen möglicherweise die Erfahrung, dass ihnen ihr Leben zwischen dem zehnten und dem zwanzigsten Lebensjahr genau so lang bzw. ereignisreich erscheint, wie zwischen dem zwanzigsten und vierzigstem Lebensjahr und dem vierzigstem und achtzigstem Lebensjahr (vgl. Gleick 2000, 314). Die Zeitintervalle schrumpfen aber subjektiv nicht nur zusammen, weil wir Zeiteinheiten in Relation zur schon gelebten Zeit bemessen, sondern auch und zunehmend, weil sich die Abfolge der Neuerungen pro Zeiteinheit exponentiell erhöht hat. So genießen wir jedes Mal, wenn wir ein Stück „Zeit sparender“ Technologie kaufen, den unmittelbaren Vorteil, Dinge schneller zu erledigen. Doch wie bei der körperlichen Toleranz bei Drogen bleibt dies nur ein kurzes Flitterwochenerlebnis: Wenn sich die letzte Geschwindigkeit als neuer Standard unserer normativen Erfahrung (und Erwartung) durchgesetzt hat, verlieren wir den Spaß an diesem Tempo und bleiben mit gesteigerten Erwartungen nach noch mehr Schnelligkeit zurück. Es entwickeln sich Reizabhängigkeiten, die unser Verhalten animieren, nach mehr Stimuli zu suchen, und am Ende den gleichen charakteristischen Effekt wie jede andere *Sucht* haben: „nämlich uns von Aktivitäten abzuhalten, die uns von ihr abziehen, während wir gleichzeitig animiert werden, mehr von dem zu konsumieren, was uns bereits abhängig gemacht hat“ (DeGrandpre 2002, 39). Wir erkennen nicht, wie Reizabhängigkeiten entstehen, weil wir fälschlich annehmen, dass Geschwindigkeit, Erregungszustände und Konsum der sicherste, vielleicht sogar der einzige Weg zu mehr persönlichem Glücksempfinden seien. Dies lässt uns glauben, dass ein schnellerer, intensiverer Lebensstil sich notwendig in größerem Glück niederschlagen müsse und dass, umgekehrt, ein Leben in Langsamkeit bedeutet, dass wir etwas verpassen und nicht „aus dem Vollen“ leben (ebd., 40). Während es im Leben „tobt“, vermeidet der Mensch nichts so sehr wie die Ruhe; sonst fühlt er sich tot (vgl. Gronemeyer 2000, 44).

Obwohl das Gehirn eine unglaubliche Fähigkeit zur Anpassung an die Stimuluswelt hat, ziehen Menschen Stimuli, die zu komplex oder abweichend sind, nicht vor. Was dabei „zu komplex“ ist, gilt immer nur im Verhältnis zu den vergangenen Erfahrungen einer Person. Dies macht eine weitere Verbindung zwischen Drogen- und Reizabhängigen deutlich, denn die Sinnesanpassung ähnelt der Drogen-Toleranz, bei der mehr von der gleichen Substanz benötigt wird, um die gleiche Wirkung hervorzurufen (vgl. DeGrandpre 2002, 123).

Nach der Adaptionniveau-These adaptieren wir uns nicht nur an das Niveau der sinnlichen Stimulation, die uns umgibt wie z.B. die schnelleren und komplexeren Stimuli, die aus dem Fernseher kommen, sondern wir adaptieren uns auch an unseren Lebensbedingungen und Lebensstilen. So ist die Befriedigung bzw. Unzufriedenheit, die wir in unserem eigenen Leben finden, eher relativ als absolut zu sehen. Die Erwartungen, mit denen wir aufwachsen, die uns von Werbeagenturen nahe gebracht werden, und schließlich unsere eigenen Erwartungen setzen einen Standard, dem wir gerecht werden müssen, wenn wir uns erfolgreich und glücklich fühlen wollen. „Adaption bedeutet, dass das, was sich früher gut anfühlte, heute als neutral anfühlt, und das, was sich früher neutral anfühlte, heute wie eine Entzugssituation darstellt“ (ebd., 127). Wenn sich unsere Erwartungen erst einmal erfüllt haben, neigen wir dazu, sie zu steigern und damit eine aussichtslose Jagd nach dem Glück zu beginnen. Eine konstante Anhebung der Erwartungen an den Lebensstil veranlasst uns, mehr „Leben“ in unser Leben zu stopfen, was wiederum zu erhöhten Reizanpassungen und -erwartungen

sowie zu einer beschleunigten und verdichteten Zeitwahrnehmung führt. In einer relativen und sich rasant verändernden Welt der Sinnesreize nach absoluter Glückseligkeit zu suchen, muss daher zum Problem werden (ebd., 63).

Die ihren eigenen Glückseligkeitsvorstellungen nachrennenden und nachrastenden Individuen lösen die Utopien durch eine neue Rahmenerzählung ab: Das Jenseits im Diesseits wird gesucht. Die damit verbundene Vernichtung einer Entlastungsmöglichkeit im Jenseits führt aber zur Kompression des und zum Druck auf das Diesseits und die Weltzeit schrumpft auf die Lebenszeit zusammen. „Wen die aufgeblendeten Optionen paralisieren und krank machen, weil alles innerhalb eines kurzen Menschenlebens realisiert und vollendet werden muss (...), der wird die Optionen fliehen, ihre Auflösung herbeisehnen oder diese auszulöschen versuchen“ (Gross 1994, 372).

Auch wenn die Freizeit zunimmt – eine freie Zeit, das was man einmal Muße genannt hat, gibt es immer weniger. Unter schon diktatorischen Konsumverhältnissen wird die Freizeit angefüllt mit freudlosen Exzessen, die auf dem schnellsten Weg Spaß machen müssen (vgl. Niebling 1997, 22/23). Vielsagend ist hier auch der Name *Speed* für eine Leistungsdroge, die der Steigerung des Ausdauervermögens, der Energie und der Aktivität sowie zur Unterbindung von Müdigkeits- und Hungergefühlen dient und damit dem Verdacht einer „Geschwindigkeitsanpassung“ des Bewusstseins ausgesetzt ist (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 189). Alkohol hingegen verlangsamt die Zeit und wirkt als Beruhigungsmittel, weil das Gehirn weniger Reize pro Sekunde empfängt (vgl. Gleick 2000, 314). Drogen können daher auch Zeitgewinn für das Subjekt bedeuten. Gewonnene Zeit wäre demnach nur eine Zeit, die frei ist von Konsum, Marktwirtschaft, Maschinen und eine solche Zeit gibt es nur über Drogen. Dennoch wirft *Günter Amendt* (1992, 53) dem entgegen, dass an keinen anderen Ort mehr Zeit verloren ginge, mehr Zeit vergeudet würde, mehr Zeit vernichtet würde als dort, wo Junkies auf der Jagd nach ihren Suchtstoffen zwischen Konsumrausch und Beschaffungszwang sich aufreiben. *Sucht* bleibt daher ein „zeitfressendes Monster“.

Für *Peter Gross* (1999 (a), 170) sind die Bulimie und die Anorexie Metaphern für unser Zeitalter, da sich in der Metaphorik von Öffnung und Schließung die Gegenwart nicht nur periodisch, im Wechsel mit der Einverleibung, sondern scheinbar endlos übergeben muss, als ob sie von einem endlosen, vom Erbrechen begleiteten epileptischen Anfall mit heftigen Krämpfen befallen wäre. Und da wir schließlich versuchen, alle Energien von der Vergangenheit abzuziehen und in die Zukunft hineinzuzerren, beschleunigt sich unser Zeitalter immer schneller und bewegt sich von dannen.

Der Zusammenbruch zeitlich strukturierter Erfahrungen setzt mit einmal die Gegenwart von all den Aktivitäten und Intentionen frei, die sie festlegen und als praktischen Handlungsraum bestimmbar machen würden. Es kommt eine überwältigende Materialität der Wahrnehmung auf, die Anwesenheit von Welt schiebt sich mit erhöhter Intensität vor das Subjekt, das aufgeladen ist mit einer undefinierbaren affektiven Last, die *Jamesson* (1997, 72) negativ als Angst und Realitätsverlust beschreibt, die jedoch genauso gut positiv als Euphorie, hochfliegende, berauschte und halluzinatorische Intensität gedacht werden kann. In der *Sucht* verändert sich daher letztlich die Qualität der Zeit, indem der Süchtige aus der linearen Zeit austritt und in einen „Teufelskreislauf“ der beschleunigten Selbstzerstörung eintritt (vgl. Niebling 1997, 199/200).

Sucht als narzisstischer Selbstheilungsversuch

Gunter Klosinski (1996, 131) rechnet die *Sucht* als Abwehr von Angst oder Kompensation eines strukturellen Mangels der narzisstischen Persönlichkeitsstörung zu, bei der der Einsatz von Suchtmitteln bzw. das süchtige Verhalten drei Mechanismen fördert:

- die Regression in den primären Zustand mit Lockerung der Ich-Grenzen und damit verbundener diffuser Erlebnisweise,
- die Verleugnung der schmerzhaften Realität und
- die Identifikation mit den idealisierten Selbstobjekten.

Menschen, die unter Selbstwertstörungen oder -krisen leiden, flüchten häufig vor vernichtenden Minderwertigkeitsgefühlen in Allmachtsphantasien und unrealistische Größenphantasien. Über legale und illegale Drogen soll es gelingen, den tiefen Abgrund zwischen diesen beiden Zuständen zu überbrücken und fast schlagartig aus dem Gefühl tiefer Vernichtungängste in die Höhen omnipotenter Größenvorstellungen zu gelangen. Das Suchtmittel bewirkt den Mechanismus, um das pathologische Größen-Selbst „wieder aufzutanken“ und sich dessen Schutzfunktion gegenüber einer überwiegend als frustrierend und feindlich erlebten Umwelt, die nicht mehr genug an Befriedigung und Bewunderung zu bieten hat, zu versichern. *Franz Stimmer* (1987, 42) zitiert hierzu die Narzissmustheoretiker *Kernberg* (1978), der die Suchtgefahr als am größten bei narzisstischen Persönlichkeitsstrukturen beschreibt, und *Kohut* (1976), der den Drogen den Effekt zuschreibt, beim Süchtigen den zentralen Defekt in dessen Selbst zu heilen. *Stimmer* (1987, 43) geht sogar so weit, dass er – wenn auch vorsichtig – dem Ausmaß von Drogenkonsum und Drogenabhängigkeit Rückschlüsse auf die Verbreitung von Selbstwertstörungen und deren Bewältigungsversuche über narzisstische Kompensationsmechanismen zuschreibt und ordnet folgerichtig Drogenkonsum und Drogenmissbrauch unter die Erscheinungsbilder des Narzissmus ein.

Der Genuss bestimmter Drogen kann eine Kompromissleistung der Abwehr als psychische Annäherung an das absolute Hochgefühl, wie die nahende Urhoffnung auf Wiederverschmelzung, Omnipotenz, darstellen und ermöglicht die unbewusste halluzinatorische Reinszenierung des Frühzustandes magischer Allmacht und damit die Abwehr der Regression im Ohnmachts- und Vernichtungserleben. Insofern nutzen psychotrope Drogen lediglich ohnehin vorhandene innere Erlebnisqualitäten und -potentiale, die sowohl biologisch als auch psychisch unterlegt sind. „Welches Schicksal die Urtriebe erleiden, welchen Verlauf der archaische Triebkonflikt nimmt, ist eine Frage der psychischen Strukturentwicklung und der umgebenden Gesellschaftsstruktur“ (Böllinger 2001, 37).

Anhaltender Drogenkonsum kann bedeuten, dass die Angst vor Objekt- und Selbstverlust abgewehrt werden muss, weil die entsprechende Trauerarbeit nicht oder noch nicht möglich ist, die das allmähliche, wohldosierte Erleben von Versagungen und Abschied, von Verzicht auf Allmacht und Idealisierung voraussetzt. Drogengebrauch kann ein Aspekt dieser Trauerarbeit sein, eine gleichsam verspätete, selbsttherapeutische Wiederinszenierung des Traumas zwecks Bewältigung. Denn auch hinsichtlich des Drogenkonsums bedeutet Trauerarbeit Abschied nehmen, nämlich Abschied von der Omnipotenz, da bei allen Drogen – unabhängig von den physiologisch und pharmakologisch zu erklärenden Erscheinungen der Abhängigkeit und

Toleranzbildung – unweigerlich allmählich ein psychisches Einpendeln oder Ausregulieren in Form nachlassender Befriedigung und Drogenwirkung einsetzt (ebd.).

Die Droge kann mit ihrer berausenden und betäubenden Wirkung eine Rückkehr in annähernd spannungsfreie Zustände begünstigen. Sie befreit das Subjekt aus einer erschreckenden Wirklichkeitsnähe und versorgt es mit der intensiven Erfahrung von Existenz und Lebendigkeit. Die Droge lässt das Größenselbst neu entstehen und überspielt eine traumatische Realität mit Hilfe seiner Grandiositätsphantasien. Die Einnahme von Suchtmitteln steht daher für die Fusion mit einem idealisierten Selbstobjekt, an dessen magischer Potenz partizipiert werden soll (vgl. Wintels 2000, 52/53). Im Sinne der Krankheit „Sucht“ gesunde Menschen sehen ihre Grenzen aber ein, erkennen die gegebenen Realitäten an, korrigieren diesen entsprechend ihr Selbstbild und überwinden damit unter günstigen Umständen die narzisstische Krise, aus die der Drogensüchtige nicht herausfindet (vgl. Gottschalch 2002, 150).

Die Steigerung des Selbstwertgefühls (narzisstisches Hochgefühl) durch den Versuch der Triebkontrolle spielt aber auch bei der Anorexie und Bulimie eine wesentliche Rolle. Das narzisstische Hochgefühl wird zu einer regressiven Ersatzlösung, bei der die Betroffenen in einem wahnähnlichen Zustand leben und die Abhängigkeit, das passive Ausgeliefertsein des Ich an die Nähe und unerbittlich wirkende Gewalt des Hungers und insbesondere auch von den sie versorgenden Personen, leugnen. Magersüchtige stellen somit eine Beziehung her, in der andere etwas von ihnen wollen, sie selbst sich aber verweigern können (vgl. Kloinski 1996, 132). Da intensivere Bindungen Verschmelzungsgefahr und damit Selbstverlust heraufbeschwören würden, isoliert sich der narzisstische Persönlichkeitstyp des „Kontaktvermeiders“ von anderen Menschen, an die er sich emotional ausliefern könnte, und zieht sich in seine eigene Welt zurück. In Analogie zur Magersucht und Bulimie kommt es zu einer Konzentration auf den Körper, um einer Entleerung entgegenzuwirken. „Die Kontrolle der eigenen Körperfunktionen ist gegenüber den Kontrollierungsversuchen niemals vollständig kontrollierbarer Selbstobjekte der sichere Kränkungschutz“ (Wintels 2000, 52).

In der *Sucht* entsteht daher ein „Lebensstil“, der durch das Paradox der „Selbsterhaltung als Selbstzerstörung“ gekennzeichnet werden kann. Den trügerischen Versuch, das individuelle Ohnmachtsgefühl über Suchtstrategien in den Griff zu bekommen, beschreibt *Gottfried Niebling* (1997, 108) als narzisstischen Selbstheilungsversuch, der von Anbeginn an zum Scheitern verurteilt ist, weil er eine qualitative Veränderung des Verhältnisses von Mensch und Welt, von Subjekt und Objekt beinhaltet, die die soziale Dialektik der Selbstbildung am mitmenschlichen Gegenüber den Charakter des Überschreitens der eigenen Ich-Grenzen verlieren lässt.

Die Selbstzerstörung kann mit Hilfe eines Suchtmittels hinausgezögert werden, da dieses gewöhnlich die Aufgabe übernimmt, statt die reale Ohnmacht in eine aktive Handlungsfähigkeit zu verwandeln, die kompensatorischen Allmachtsgefühle der narzisstischen Persönlichkeit zu intensivieren und so gegen das Gefühl wirkt, tot zu sein (ebd., 64). Das Paradoxon „Selbstheilung als Selbstzerstörung“ löst sich auf, wenn mitbedacht wird, dass der Wille zur Selbstzerstörung nichts anderes ist als der verzweifelte Versuch, mit aggressiven Mitteln zum „wahren Selbst“ (zur individuellen Selbstverwirklichung) vorzustoßen, das der Mensch schon einmal im Leben als zu sich gehörend erfahren hat, aber nicht zu einer reifen, stabilen psychischen Struktur entwickeln konnte. Das eigentliche Selbst existiert nur rudimentär und vermittelt sich mehr

als Ahnung und Sehnsucht denn als Selbstbewusstsein. Dieses Strukturdefizit gilt in der psychoanalytisch orientierten Psychologie als Kernproblem der Suchtgenese, und das Ziel des Suchtaktes ist, diese Diskrepanz aufzuheben, sich selbst zu entdecken und zu empfinden und zwar mittels der Zerstörung des „falschen“ Selbst. „Wachsende Sehnsucht wird mit wachsenden Suchtmitteldosen zu erfüllen gesucht. Mit der Zerstörung des ‚falschen‘ wird zugleich das ‚wahre‘ Selbst ruiniert. Die Sehnsucht zur Transzendierung der alten Struktur wird zur Todessehnsucht“ (ebd., 65). Das Allmachtsgefühl, das den Versuch narzisstischer Selbstheilung kennzeichnet, charakterisiert die heutigen Alltagshaltungen generell. Als Indikator dafür nennt *Hans-Joachim Busch* (2001, 244/245) die allseits wahrnehmbare Neigung, sich – sei es im Verkehr, in Extremsportarten, im Alkohol-, Drogen- und Nikotinkonsum – vernunftwidrig immer wieder neu Risiken auszusetzen und damit Proben eigener Unversehrtheit zu liefern.

Die *Sucht* kann dem beschädigten Selbst aber nur flüchtige Entlastungserlebnisse verschaffen, die nicht wirklich die narzisstische Lücke in der Selbststruktur schließen. Die Ersatzbefriedigung der „narzisstischen Zufuhr“ muss daher unaufhörlich fließen, ansonsten stellt sich Katerstimmung ein. Der Zustand nämlich, der der scheinbaren Befriedigung auf dem Fuße folgt, ist eine noch größer empfundene Leere als zuvor. Die Tatsache, dass es sich beim Suchtmittel um einen Ersatz handelt, trägt zur Entwicklung des unstillbaren „Immer-wieder-und-immer-Mehr“ bei. Dieser Ersatzcharakter des Suchtmittels ist für die Suchtdynamik konstitutiv. Die besondere Tragik dieses „narzisstischen Fehlschlags“ sieht *Andreas Wintels* (2000, 53) darin, dass die auf diesem Lösungsweg gesuchte Unabhängigkeit von versagenden menschlichen Selbstobjekten in eine umso größere Abhängigkeit von den Suchtmitteln führt.

Der verzweifelte Selbstheilungsversuch des Süchtigen ist zum Scheitern verurteilt, da die Erfüllung, die er sucht, in den Gebieten, die er aufsucht, nicht zu finden und die vorgetäuschte Befriedigung nur eine Illusion ist, die immer einen Rest von Unbefriedigtheit wirksam sein lässt, der zur Wiederholung der Fluchtbewegung zwingt (vgl. Niebling 1997, 65). Da das existentielle Sinnbedürfnis des Menschen aufs Engste mit der Frage des Selbstwertgefühls verknüpft ist und in irgendeiner Weise befriedigt werden muss, liegt der *Sucht* die Ohnmacht zugrunde, ein eigenständiges Subjekt zu sein. Diese Ohnmacht kann über eine Ausweichstrategie gelindert werden, wobei vermeintlicher Selbstwert durch ein quantifizierendes Moment, die Dosissteigerung, gewonnen wird. Diese Ohnmacht und die Umgangsweisen wurzeln in Entfremdungsphänomenen, unter denen der Mensch das Bewusstsein der eigenen Urheberschaft seiner sozialen Welt zu verlieren imstande ist. In dem narzisstischen Selbstheilungsversuch der *Sucht* scheidet der Mensch dann schließlich aus zwei ontologisch verankerten Seinskonstanten aus, aus seinem Werden als Person und aus seinem Sein als soziales Wesen. „Die Ursache der Sucht wurzelt in der Suche nach Identität, die zur Ichsucht wird, in der der Suchende verharrt“ (ebd., 213). Der Süchtige versucht, dem Mangel an Selbstwertgefühl, der Ungewissheit über die eigene Existenz und dem angstvollen Gefühl der Fragmentierung entgegenzuwirken (vgl. Kohut 1979, 170).

„Duty to be well“

Wir haben schon gesehen, dass der Körper zum Medium subjektiver Selbstvergewisserung und -darstellung geworden ist. Da sich hier aber ebenfalls die risikoreichen Chancen postmoderner Lebensverhältnisse spie-

geln, sind die Hoffnungen auf den Körper berechtigt und illusionär zugleich. Auch der Körper kann keinen authentischen Zugang zur eigenen Lebendigkeit, Ganzheit oder Selbstbestimmung liefern, aus dem auch noch Erfahrungen gesellschaftlicher Entfremdung, Entsinnlichung und Zerrissenheit ferngehalten werden sollen (vgl. Keupp 1999, 47). In der Hoffnung auf den Körper erfolgt Identitätsarbeit als „Biopolitik“ (ebd., 57 ff.):

- Auf den Körper richten sich die Hoffnungen, mit ihm einen unverrückbaren Bezugspunkt der persönlichen Identität zu finden.
- Der Körper bildet den bevorzugten Ort für Empfindungen der eigenen Lebendigkeit.
- Der Körper wird zum zentralen Bezugspunkt von Authentizitätsbedürfnissen.
- Der Körper wird zum Objekt individualisierter Gestaltungswünsche.
- Der Körper wird zum Ort, an dem sich die basalen Wünsche nach Anerkennung und Zugehörigkeit festmachen.
- Der Körper wird zum Symbol und Betätigungsfeld einer diffus-universellen Leistungsbereitschaft.
- Der Körper bleibt aber zugleich auch ein Symbol des Nicht-Verfügbaren

In der Hoffnung auf den Körper wird – wie nirgendwo anders – deutlich, dass die Fähigkeit, sein Leben visuell unter Kontrolle zu halten, als Strategie dient, die Einheit des Subjekts herzustellen. „Nicht die unsichtbare Seele garantiert mehr die (imaginäre) Einheit des Subjekts, sondern der sichtbare, um jeden Preis intakt zu haltende Körper“ (Alkemeyer 1995, 49).

Der Körper repräsentiert die knappe Ressource der unmittelbaren Gegenwart, die sowohl für rauschhafte Erlebnisse im Hier und Jetzt als auch für Investitionen in zukünftige Gegenwarten genutzt werden kann. Körperliches Training dient der Herstellung von Sicherheit und dem Eliminieren von Unsicherheit im Hinblick auf zukünftige Körpergegenwart. In diesem Sinne erscheint die „Fitness-Semantik“ als „Entsprechungs- und Kompensationscode für das veränderte Verhältnis von Individuum und Gesellschaft“ (Bette 1999, 159/160). Vor allem in der verbreiteten „Körperverfallenheit“ sieht *Hartmann* (1996, 94) eine steigende, sinnentleerte Bereitschaft zum Risiko, die alle Merkmale einer psychischen Abhängigkeit zeigt. Bulimie und Magersucht sind dann die konsequenten Folgen einer Welt, in der nur bestehen kann, wer auch über die Weihnachtsfeiertage sein Idealgewicht hält und in der die neue Berufsgruppe des Super-Models zu den größten Idolen der Frauen geworden ist. „Nadja Auermann, Christy Turlington, Helena Christiansen und Elle MacPherson, die den schönen Spitznamen *The Body* ihr eigenen nennen darf, wurden verehrt für ihren vierundzwanzigstündigen Kampf gegen Cellulitis und Fettpölsterchen“ (Illies 2001, 91).

Es wurde auch schon dargelegt, dass aus individueller Sicht „Gesundheit“ ein Mechanismus der Selbstregulation geworden ist, die dem Individuum als eine selbstverständliche Verpflichtung auferlegt ist und aktives Unternehmertum zur notwendigen Voraussetzung hat. Gesundheit wird zur wählbaren Kategorie und das Individuum manipuliert von sich aus die Bedingungen des Lebens und somit auch die Bedingungen des Erkrankens, was den Status sowohl von Gesundheit als auch von Krankheit verändert. Mit *wellness* stellt das Individuum sein erfolgreiches Unternehmertum beim Management der eigenen Gesundheit zur Schau; *duty to be well* bezeichnet dasselbe auf der Seite der gesellschaftlichen Bedürfnisse nach unproblematisch funktionierenden, autonom gesteuerten Individuen. *Duty to be well* (die Herkunft soll hier nicht durch eine Übersetzung verschleiert werden) impliziert keineswegs die Abstinenz von Drogen und Rausch, aber die Fä-

higkeit zur Unterscheidung, aktiven Aneignung und stilisierten Darstellung der distinktiven Symbolik, die sich mit unterschiedlichen Drogen verbindet. „Mit dem Konsum von ‚life-style-Drogen‘ reklamiert man Zugehörigkeit und stellt sich als eine Verkörperung des Typus cooler Modernität dar“ (Legnaro 2001, 125). So sind manche Drogen dazu da, *wellness* zu befördern, zu unterstreichen und symbolisch vorzuzeigen, und nicht dazu, in eine Bedrohung der Darstellungsfähigkeit und den zwanghaften Ernst der Abhängigkeit zu geraten. Unter diesen Bedingungen des *healthism*, mit seiner zugeschriebenen Eigenverantwortung an der Herstellung eigener Befindlichkeiten, liegt es nahe, *Sucht* mit Willensschwäche in Verbindung zu bringen. Jeder ist sozusagen *shareholder* des eigenen Körpers und bestimmt über die gewünschte Lustdividende (ebd., 126).

Der moderne Mensch ist in besonderem Maße außengeleitet, das heißt, dass er weniger durch langfristig wirksame internalisierte Werte und Normen als durch kurzfristige situative Anforderungen in seinem Handeln gesteuert wird und damit anfällig gegenüber den Reizen und Verführungen psychoaktiver Substanzen wird (vgl. Scheerer 2000 (a), 54). Wie Süßigkeiten mit ihren Geschmacksvariationen zur angestrebten Abwechslung in einem reizarm erlebten Alltag verhelfen können (vgl. Perlwitz 1995, 58), so deuten auch aktuelle Tendenzen auf dem deutschen illegalen Drogenmarkt darauf hin, dass von der Party- und Designerdrogen-Welle gerade sonst drogenabstinente Jugendliche erfasst werden und Drogen zunehmend mit Lebensfreude und Freizeitspaß assoziiert werden. Die Kombination von Musik, Drogen und die Suche nach dem „Kick“ spielen vor allem in der Freizeit eine Rolle (vgl. Thönneßen 2000, 5).

Thönneßen (ebd., 80 ff.) stellte bei einer Befragung unter Schülerinnen und Schülern im Alter von 15 bis 20 Jahren fest, dass bei 48,2 % Prozent der Probanden das Motiv „Freizeitspaß“, bei 29,4 % das Motiv „Schulstress“ zu leistungssteigernden Substanzen greifen lassen. Also knapp die Hälfte konsumiert leistungssteigernde Drogen, um in der Freizeit mehr Spaß zu haben. Stimulanzien gehören zum festen Bestandteil der Wochenendgestaltung, um dem Leben ein bisschen Spaß abzutrotzen. Für immer mehr Jugendliche realisiert sich am Wochenende die Flucht aus dem Alltag, in der jede Minute ausgekostet werden muss. Die Stimulanzien helfen dabei, erlebnisfähiger zu werden und wach zu bleiben. Dies deckt sich auch mit der Einschätzung von Hurrelmann/Bründel (1997, 63), die im Konsumenten von Designerdrogen das Bedürfnis sehen, sich vor allem an den Wochenenden „auszuleben“ und auch einmal „ausrasten“ zu können und in Ekstase zu geraten. Es ist nicht schwer zu vermuten, dass die meisten Konsumenten der illegalen synthetischen Drogen berichten, ihr Alltag sei eintönig, stressig und erlebnisarm.

Lorenz Böllinger (2001, 39) sieht in den durch die Medien und das Konsumangebot zunehmend vermittelten Werten und Normen der postmodernen, individuumszentrierten Epoche eine Verschweißung hedonistischer, kommerzieller und sozialer Kontrollinteressen, die eine Gewichtsverlagerung weg von der Aufschubs- und Verzichtsvernunft und hin zum Postulat unmittelbarer, bindungsloser und von Ritualen befreiter Bedürfnisbefriedigung bewirkt hat.

In einer weiteren Auffächerung des Sich-wohl-fühlen-Postulats gilt es schließlich als unanständig, Kollegen oder die Familie mit verdrießlichen Kopfschmerzen zu quälen. Stattdessen hat man zum Arzt zu gehen oder Tabletten zu nehmen oder sich zurückzuziehen. Da unsere Gesellschaft im Glauben an das Machbare, an das Verfügbare und Herstellbare gegründet ist, wird auf jeden Fall erwartet, dass ich mich der Hilfsmittel bediene, um den an mich gestellten Erwartungen in sozialverträglicher Form gerecht werden zu kön-

nen. So bestimmt die Technik zunehmend auch unser Verhältnis zu uns selbst, zu unserem Körper, zu unseren Erfahrungsmöglichkeiten, zu unserem Lebensentwurf. In diesem Kontext einer zunehmend alle Lebensbereiche prägenden Machbarkeit erscheinen Suchtmittel aller Art als gleichsam charakteristische Spielart des typisch modernen Konzepts von Lebensbewältigung (vgl. Thiersch 1996, 62).

Identitäts-Ideen: Sucht ersetzt das „Ich“

In einer „jugendlich“ gewordenen Gesellschaft scheitert der Mensch in der *Sucht* nicht nur daran, die Entwicklungsaufgaben des Jugendalters zu überwinden, sondern es kommt zu einem Verharren, um sich der Verantwortung des Erwachsenenalters nicht stellen zu müssen. Eine lebenslange Identitätssuche (existentielle Identität) scheint attraktiver, als sich verantwortlich für Wertedispositionen einzusetzen (soziale Identität). *Sucht* ist dann also das Verharren in einem Dauerzustand, in dem sich die Frage nach der existenziellen Identität immer wieder wiederholt und nicht in eine soziale Identität überführt werden kann.

Solche Auswege, wie z.B. der psychosomatische Entwicklungsstopp in der Magersucht als „Hungerstreik“ gegenüber der Erwachsenenwelt, gewinnen an Bedeutung, weil sie ein Ausweichen vor den übermächtig empfundenen Anforderungen der Umwelt versprechen (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 6/7).. Wer den „Schwebezustand“ zwischen Jugend- und Erwachsenenwelt aufsucht, stellt die Übereinstimmung zwischen dem subjektiven Zustand der Identitätsdiffusion und dem äußeren Handlungsrahmen her. Hier bekommt die *Sucht* zunächst wieder die Funktion eines Zeitgewinns und vertröstet auf ein „Irgendwann und Irgendwie“ zur Lösung anstehender Problematiken. Wenn dies aber nicht gesellschaftlich funktional ist, verschärfen sich die Probleme oder mögliche Lösungen werden „verbaut“, was dann wieder als Zeitverlust verbucht werden muss. Jugend wird so mehr und mehr zu einem offenen Lebensabschnitt und die *Sucht*, als Verharren in der Identitätskrise, braucht mehr und mehr „Nahrung“, was dazu führt, dass immer neue Tätigkeiten ihren Suchtcharakter entfalten.

Vor dem Hintergrund einer allgemeinen, unspezifischen Risikowahrnehmung gewinnt die Weigerung, sich festzulegen, und die damit verbundene gänzlich „unverschämte“ Bereitschaft zum Mixen eine verblüffende Plausibilität und findet ihre Entsprechung in der Wahrnehmung einer nicht festgelegten Welt. Doch nicht alle verkraften die Absage an Kohärenz und Kontinuität gleich gut (vgl. Guggenberger 2000, 147). Wer gelernt hat, Widersprüche ungelöst stehen zu lassen, der will vor allem weiterleben und begibt sich nicht nur nicht auf die Suche nach der Welterklärung, sondern unternimmt auch keine kräfteraubenden Expeditionen der Selbsterkundung mehr. Das Streben nach Eindeutigkeit ist eine verfehlte Festlegung und der virtuoson Weltteilhabe hinderlich, wenn die Erfahrung von Welt zwangsläufig in ein pluralisiertes Bewusstsein mündet. Zuviel „Identität“ belastet daher nur den, der sich in wechselnden Sinnsystemen bewegen und unter divergierenden Lebensaspekten bewähren muss. Der Gravitation der Ideen und Ideale, der Gedanken und Gefühle, der Tugenden und Theorien wird mit einem tiefen Misstrauen begegnet (ebd., 157).

Die Entsprechung der *Sucht* im Identitätsbegehren ist das, was *Holdger Platta* (1998, 70 ff.) als *Identitäts-Ideen* bezeichnet. Dabei handelt sich um Vorstellungssyndrome, die die Leitvorstellungen unseres Selbstbildes bestimmen – und zwar entweder gleichsam als Eigenproduktion von innen, aus uns selber heraus, oder als Definitionsangebot von außen her. Uns wird ständig von draußen gesagt und vorgemacht, wie wir zu

sein hätten, wenn wir uns als ganz und vollkommen, als identisch betrachten wollten. Unsere Unsicherheit und unser Orientierungsverlangen kommen diesen Identitäts-Ideen entgegen. Es existiert daher auch eine Wechselbeziehung zwischen Identitäts-Ideen, so wie sie draußen im öffentlichen Leben auftreten, und uns, die wir ihnen Platz für ihre Auftritte verschaffen im eigenen Ich.

Identitäts-Ideen wollen nicht „wirkliche Identität“, die nicht nur aus „idealen“ Anteilen besteht, und locken nicht nur einfach mit dem Versprechen eines ungefährdeten, gelingenden Lebens, sondern drohen auch mit der sozialen Isolation, wenn man diesen Idealen nicht folgt. Nach *Platta* (ebd., 83/84) sind es also gerade die Identitäts-Ideen, die Identität verhindern, denn je stärker die Identitäts-Ideen mit narzisstischer Energie besetzt werden, desto tiefgreifender führt das in aller Regel zu einer Spaltung unserer Selbsterlebens. Identitäts-Ideen bewirken das Gegenteil von Identität, Integrität, Ganzheit, weil sie eigene Schwächen, das Akzeptieren der eigenen Kleinheit und Zerbrechlichkeit ausschließen. Das Autonomie- und Echtheits-Versprechen der Identitäts-Ideen erweist sich daher als Lockruf in die Abhängigkeit und in die Gefilde eines „Als-ob“. Die Identitäts-Ideen sorgen oberflächlich zwar für eine narzisstische Stabilität, für Orientierung und eine gewisse Geborgenheit, Ganzheit und Selbstkongruenz liefern sie jedoch nicht. Sie drängen uns gleichsam aus uns selbst heraus und Surrogate rücken an die Stelle dessen, was wir als unser „Ich“ bezeichnen und um dessen Authentizität wir fürchten. Wir sind dann gezwungen, aus einem Ausschnitt Rückschlüsse auf unser „Ganzes“ zu ziehen, was noch mehr Verlangen nach mehr Identitäts-Ideen nach sich zieht. Mit der Identitäts-Idee wirft sich daher etwas äußerst Flüchtliges zu etwas Dauerhaftem auf und die vermeintlich erlangte Selbstkongruenz jagt unablässig hinter den sich ändernden Bildern solcher Selbstkongruenz her. Es geht dann um permanente Selbstumgestaltung, um den Anschluss an die Kongruenz mit einer Außeninstanz nicht zu verlieren. „Das Paradox, das Selbstentfaltung durch Selbstanpassung erreicht werden soll, verbindet sich mit dem Paradox, dass Stabilität durch deren unaufhörliche Labilisierung zustande gebracht werden soll“ (ebd., 90).

Gesellschaftlich produzierte Identitäts-Ideen sollen zudem für viele – tendenziell für alle – gelten und gleichen so einer Krücke, die den Einzelnen amputiert. Die Identitäts-Ideen verletzen den Einzelnen bei unbewusster Unterwerfung derart tief in seinem Selbstbewusstsein, dass immer stärker und unkontrollierbarer nach kompensatorischen Identitäts-Ideen Ausschau gehalten werden muss. „Ein geradezu suchtartiger und kreisförmiger Selbstverstärkungsprozess von Identitäts-Ideen und Abhängigkeit und unbewusster Selbstverwerfung tut sich da auf“ (ebd.). Hier entfaltet sich die Beziehungsstruktur *Sucht*: „Etwas Äußeres ist an die Stelle des eigenen Innern getreten bzw. das eigene Ich wurde aus dem eigenen Innern vertrieben, um irgendwelchen Identitäts-Ideen Platz zu machen“ (ebd., 91). Bei den Identitäts-Ideen geht es dann eher um Inszenierung denn um Realisierung von Identität, eher um deren Ästhetisierung als um deren Substanz. Die *Sucht* findet ihren Ausdruck im Ideal der Identitäts-Ideen, dass Identität eigentlich nur Verwirklichung aller idealen Anteile der eigenen Persönlichkeit meint. Gegenüber den Identitäts-Ideen, die sich stets als eine Idealvorstellung darstellen und die stets auf den ganzen Menschen abzielen, erweist sich jeder reale, lebende Mensch als minderwertig und defizitär. „Alle Identitätsbedürfnisse streben einen idealen Zustand an – und noch jede Identitäts-Idee formuliert solche Ideale und suggeriert deren Erreichbarkeit“ (ebd., 217).

Die Außengelenktheit der Menschen ist nun so weit fortgeschritten, dass sie immer weniger wissen, wer sie sind und was sie wollen. Und aus dieser „einsamen Masse“ rekrutiert die Industrie im Wesentlichen

ihren Kundenkreis. Viele Menschen sind Opfer der eigenen Begierden, von denen sie nicht einmal wissen, ob es ihrem wahren Wunsch auch nur nahe kommt. Der Grad der „Innenweltverschmutzung“ durch ständige Reizüberflutung ist so groß, dass man noch über kaum etwas sagen könnte, dass man es wirklich braucht. Wenn wir heute von diesem begeistert sind, es morgen jedoch wieder ablehnen und übermorgen unser Herz an das Gegenteil hängen, dann ist das ein Ausdruck eines sinnlos erlebten Lebens. Zu einer wirklichen Bedürfnisbefriedigung bedarf es der ernsthaften Auseinandersetzung mit sich selbst und den anderen. Das ist nicht so schnell und leicht zu haben, sondern erfordert einen hohen Energieaufwand (vgl. Gross 2000 (c), 324/325).

Neil Postman (1988) kritisiert, dass durch den Siegeszug des Fernsehens Unterhaltung zum natürlichen Rahmen jeglicher Darstellung von Erfahrung geworden ist und folglich jedes Thema als Unterhaltung präsentiert wird. Er bezeichnet das Fernsehen auch als unsere wichtigste Droge, ein „technologisches Narkotikum“ (ebd., 137). Die Fernsehwerbung ist die Kommunikationsform mit der größten Breitenwirkung in unserer Gesellschaft geworden und handelt gar nicht von den Produkten, die konsumiert werden sollen, sondern vom Charakter der Konsumenten. Weil die Fernsehwerbung dazu beigetragen hat, dass die Wirtschaft heute mehr Geld für die Marktforschung als für Produktforschung ausgibt, ist die Steigerung des Eigenwertes der Produkte heute weniger wichtig als die Steigerung des Selbstwertgefühls ihrer potentiellen Kunden. „Der Werbespot will uns glauben machen, dass alle Probleme lösbar sind, dass sie schnell lösbar sind, und zwar schnell lösbar durch das Eingreifen von Technologie, Fachwissen und Chemie“ (ebd., 161). Fernsehwerbespots liefern einen Slogan, ein Symbol, das für die Zuschauer ein umfassendes, unwiderstehliches Bild ihrer selbst hervorbringt. In Quizshows kann man dann heute auch schon mit Kandidaten mitraten, die die Produkte eines kurz angespielten (nostalgischen) Werbespots erraten und anschließend selig die Melodie des ausgespielten Sports mitsingen, als hätten sie ein Stück verlorengegangenen Lebens wiedergefunden, auf das sie sich zwecks ihrer Legitimierung berufen könnten. Als uns vor nicht allzu langer Zeit Toyota allabendlich aus dem Fernsehen über einen Affenchor hat verkünden lassen, nichts sei unmöglich, ist aber auch der Bedarf an Steuerungs- und Normalisierungshilfen gestiegen. Doch indem in den Normalisierungsanstrengungen souveräne Handlungsfähigkeit suggeriert wird – was dadurch gelingt, dass die komplex gewordene Welt auf die Übersichtlichkeit ihrer Lösungsversprechen reduziert wird – wird die Welt weder bewältigbar noch stellt sie keine Bedrohung mehr dar. Undurchsichtiges erscheint nur durchsichtig, Vieldeutiges eindeutig, Unkontrolliertes kontrollierbar (vgl. Becker 1999, 44).

Nicht nur *Alexander Schuller* (1993, 33) prophezeit den Sehnsüchten eine wachsende Konjunktur. Weil sie immer einsamer werden, werden sie immer stärker, ohne einen Ort, an dem sie sich niederlassen können. In den Formen der unkontrollierten Glückssuche wird die Gefahr einer massenhaften Auswanderung aus dem Realitätskonzept der herrschenden Gesellschaft offensichtlich und findet ihre Aufmerksamkeit in den sich ausbreitenden dysfunktionalen Süchten. Während die funktionalen Süchte mit der gegebenen Realität vereinbar sind, kommt in den dysfunktionalen Süchten die ungestillte Sehnsucht nach einem Glück zum Ausdruck, das in der gegebenen Realität nicht erfüllt werden kann (vgl. Niebling 1997, 131). Zu behaupten, das Gegenteil zur *Sucht* sei die Frage nach dem „echten Glück“, ist aber insofern problematisch, als dass

sich alle in diese Richtung weisenden Bemühungen als ebenso illusionär erwiesen haben wie die Heilsversprechen der *Sucht* selbst.

Im Übergang zur Postmoderne hat sich daher rauschhafte Ungebundenheit, als Medium der Selbstdarstellung, wieder etablieren können – als ein Mittel der Individuierung, Selbststilisierung und Herstellung von Differenz. Disziplin als dominantes Ziel der Kontrolle dagegen schwindet. Doch die Techniken der Disziplinierung sind nicht völlig verschwunden, aber sie werden zunehmend ersetzt durch eine a-moralisch daher kommende Kontrollstrategie, die nicht mehr auf Einbindung und korrigierende Kontrolle der Individuen setzt (vgl. Legnaro 2001, 130). Das weitverzweigte Netz therapeutischer Institutionen ist nichts weiter als eine neue, subtilere Form der sozialen Kontrolle. Die therapeutischen Anstrengungen dienen lediglich dazu, die Anforderungen der herrschenden Gesellschaft auch in die privaten Lebenswelten hineinzutragen und so die „Funktionsfähigkeit“ des Menschen wieder herzustellen. In den Zielen der Therapie setzen sich nur die funktionalen Erfordernisse der Gesellschaft durch (vgl. Günther 1997, 57), so wie sich in der *Sucht* nur die funktionalen Erfordernisse des Individuums unter einer Zerfallsdiagnose der Identität durchsetzen.

Noch nie sind Individualität und der Wert des Einzelnen so betont und gleichzeitig noch nie so wertlos gewesen. Während in der Prämoderne vorbestimmte Lebenswege nicht gerade zum Selbstwertgefühl beigetragen haben, ist es heute die Belanglosigkeit von Individualität mangels Lebensaufgaben, die Subjektwerdung zu einem verkümmerten Prozess der Abhängigkeit werden lässt. Wer also in der Postmoderne seine Identität als thematische Einheit zu konstruieren versucht, den führt das unweigerlich in eine süchtige Beziehungsstruktur.

3. 2 Sport als Fixierung eines Lebensstils. Interpretationsgehalte einer postmodernen Wucherung

*Es lebe der Sport,
er ist gesund und macht uns hart,
er gibt uns Kraft, er gibt uns Schwung,
er ist beliebt bei alt und jung.*
Reinhard Fendrich, *Es lebe der Sport*

Meine eigentliche Fragestellung zielt ja nicht auf die Auswüchse des Sporttreibens ab, sondern auf den Alltag des Sports, also die Funktion, die er für den durchschnittlichen Menschen hat. Dies gilt analog zu meiner Annahme, dass *Sucht* nicht Auswuchs sondern Implikation unserer Gesellschaftsform ist. Wenn man aber die Vielfalt und Widersprüchlichkeit von Sportkulturen betrachtet, kann man nicht von *dem* Sport sprechen (vgl. Eichberg 1995, 133). Es gibt keine dauerhafte Gewissheit über die Erscheinungsformen und Ausprägungen des modernen Sports. „Der Sportbegriff signalisiert Einheit, wo Einheit schon lange nicht mehr vorhanden oder höchstens als Einheit der Vielheit zu bekommen ist“ (Bette 1999, 186/187). *Dietrich/Landau* (1997, 23) sprechen von Sportbegriffen verschiedener Reichweite: Sport im engeren Sinne kennzeichnet eine konkurrenzorientierte, reglementierte, im Verein organisierte Tätigkeit, in der der Mensch um einer mess- und bewertbaren Leistung willen unmittelbare Bedürfnisse zurückstellt und im Training auf die Zukunft hin investiert. Bei Sport im weiteren Sinne setzen sich Menschen mit etwas außerhalb ihrer selbst vor allem körperlich

auseinander. Das reicht vom Dauerlaufen bis zum Freizeitspiel, vom Angeln bis zum Reiten, vom Fahrrad fahren bis zur Gartenarbeit. Man sieht inzwischen auch viele körperliche Aktivitäten als Sport an, die man früher eher als Skurrilität oder Albernheit begriffen hätte (vgl. Grupe 2000, 97). Was in den neuesten Tendenzen „Sport“ heißt, ist durch eine Integration sportlicher Elemente in neuartige kulturelle Formen gekennzeichnet, in denen sich Elemente vieler verschiedener Bereiche verbinden – Mode, Popmusik, Film, Video, Tanz (vgl. Gebauer 2002, 3 u. Fritsch 1989, 89).

Da verschiedene Sportmodelle nebeneinander bestehen, entsteht auch hinsichtlich der Sportentwicklung der Eindruck einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. „Es wird zunehmend schwerer zu bestimmen, welche Ereignisse besondere Auslöser für Sportentwicklungen sind, da es nicht mehr führende Sportformen oder Sportanbieter gibt“ (Wopp 2002 (a), 48). Insgesamt ist aber auch im Sport die Beschleunigung die alles miteinander verknüpfende Einheit. In der „Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft“ treibt man nicht nur zu jeder Tages- und Nachtzeit Sport, so dass uns der morgendliche Jogger so selbstverständlich ist wie der Nachbar, der abends um zehn Uhr seine Tennisstunde absolviert. Dann muss unserer Sinneserfahrung einer Zeitspanne z.B. in den alpinen Skiabfahrten auch noch durch die räumliche Übersetzung von Zeitabständen nachgeholfen werden. Uns wird vorgerechnet, dass eine Hundertstelsekunde bei einer drei Kilometer langen Strecke einen Vorsprung von etwas mehr als zwölf Zentimeter bedeutet. Wer mitfiebert, dem wird dies unendlich lang erscheinen. Schließlich versichert uns der Reporter, dass die Sekunden, die zwischen dem Ersten und dem Letzten liegen, Welten sind. Präzision dient hier als Sinnersatz. Und im modernen Tennisspiel werden die *games* zwar länger, aber die effektive Spielzeit immer kürzer. Jeder versucht angesichts der verbleibenden Zeit zu einem Serve- und Volleyspieler zu werden (vgl. Gross 1994, 155/156). Wenn im Fußball an der Außenlinie Bälle bereitgehalten oder in anderen Sportarten die Auszeiten verkürzt werden, dann geschieht dies, um dem wachsenden Bedürfnis der Zuschauer nach Beschleunigung des Geschehens entgegenzukommen (vgl. DeGrandpre 2002, 31). Auch im Sport soll in immer kürzerer Zeit immer mehr „passieren“. So wird auch der Genuss des miteinander Spielens durch den fluchtartigen Entscheidungsdruck einer Zeitmessmaschine im Schach vertrieben. Die Technologie soll uns letztlich noch helfen, Zeit zu sparen. Spezielle Maschinen versprechen konzentrierteres Training in Minutenschnelle. Wer körperliche Bewegungen in einen Zeitplan integrieren muss, bei dem ist ohnehin etwas falsch gelaufen. *Gleick* (2000, 161) empfiehlt daher allen, die auf ihrer Tretmühle dem „ewigen Horizont“ zusteuern, sich bewusst zu werden, dass dieser Weg Zeitverschwendung ist, der durch unseren Überfluss an Zeit möglich geworden ist und nötig geworden, weil schwere körperliche Arbeiten vom Tagesplan verschwunden sind.

3. 2. 1 Sport als Lebensform

Sport ist schon längst nicht mehr die „schönste Nebensache der Welt“. Der Wunsch nach sportlicher Betätigung steigt und Sport wird für immer mehr Menschen eine Lebensnotwendigkeit (vgl. Gerich/Lüddecke/Pickener/Schulke 1981, 173). Sportangebote können in der Hinsicht Ersatzfunktionen über-

nehmen, dass sie in von anderen Lebensbereichen abgegrenzten Kunstwelten über die Simulation die Sehnsucht nach Echtheit im Sinne von Authentizität fördern (vgl. Wopp 2002 (a), 48).

„Versportung“ der Gesellschaft

Aufgrund der Entwicklung des Sports in den letzten Jahrzehnten zu einem universalen Phänomen, das sich weltweit in vielen Ländern ausgebreitet hat und an dem viele Menschen aktiv oder passiv teilnehmen, wird das 20. Jahrhundert auch als das „Jahrhundert des Sports“ bezeichnet (vgl. Grupe 2000, 91) und reiht sich damit ein in eine Reihe von Phänomenen, mit denen man das 20. Jahrhundert zu charakterisieren und damit ja auch greifbar zu machen versucht. Damit soll ausgedrückt werden, dass Sport zu einem sozialen Kontext wird, der alle betrifft – auch die Unsportlichen –, und Sportlichkeit zu einer Verhaltensnorm, die nicht weiter hinterfragt werden muss. Alle öffentlichen Bereiche sind vom Sport erfasst: Trimm-Dich-Aktionen und Breitensport, Babyschwimmen und Frauen-, Behinderten-, Integrations- oder Seniorensport. „Der Sport findet nicht nur in Sporträumen, sondern mitten in den Zentren der Städte statt“ (Mihciyazgan 1996, 98).

Die im Hinblick auf Sport und Sportlichkeit beschriebenen Wandlungsprozesse passen in das Bild, das von der postmodernen Kultur gezeichnet wird, in denen sich alte Werte gewandelt hätten und neue entstanden seien: Statt Leistungs- und Pflichtbewusstsein nun Streben nach Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung. Angesichts verbreiteter Sinn-Unsicherheit und oft vergeblicher Sinn-Suche wird Sportlichkeit zu einem besondere Verhaltenssicherheit versprechenden Sinnmuster (vgl. Grupe 2000, 101). Sport ist heute Teil der Alltagskultur, Identitätsarbeit, Interaktion von Menschen, die Gesamtheit der Muster, nach denen Menschen ihr Leben gestalten (vgl. Eichberg 1995, 121).

Die Konjunktur des Körpers, der Körperboom und die neue Körperlichkeit machen sportlich-legere Kleidung auch in der Alltagskultur salonfähig. Der Trainingsanzug in der U-Bahn, der poppig-sportlich auftretende ältere Herr oder das Tragen von Turnschuhen in fast allen Lebenslagen prägen das Alltagsbild mit einer nahezu allseits akzeptierten Selbstverständlichkeit. Da der (post)moderne Mensch nicht mehr gezwungen ist, sich körperlich zu betätigen, muss er sich auf dem Sportmarkt einen körperlichen Habitus besorgen. Der anständige Konsumbürger geht daher auch nicht mehr spazieren, sondern macht „*Power Walking*“. Dieser Trend hält weiterhin an, es sei denn, „im Gefolge von ‚Big Brother‘ würde das Herumlungern auf dem Sofa als Trendsport namens ‚Couch-Potatoing‘ vermarktet“ (Schmundt 2000, 200). Der Sport stellt sich so als geeignetes Experimentierfeld dar, um Körperlichkeit zu erfahren und erleben zu können. Die Rückbesinnung auf die Gegenwärtigkeit des Körpers kann ihn zum gesellschaftlich akzeptierten Fluchtpunkt für Sinngebungsprozesse machen, die für Menschen aller Altersstufen gültig sind und desto intensiver ausfallen, je intakter, leistungsfähiger und anpassungsfähiger der Körper ist (vgl. Brettschneider/Brandl-Bredenbeck 1997, 207/208). Sportlichkeit steht damit für einen bestimmten Lebensstil.

Während sich der Sport noch in den 1950er Jahren am Rande der gesellschaftlichen Werte befand, hat er heute längst das Skurrile verloren und ist in den Fortschritt der Gesellschaft integriert worden, der als ein Feld des Fortschritts des Körpers immer stärker beachtet wird. Im Sport zielt heute eine zunehmend wichtiger werdende biotechnologische Strategie auf die Verbesserung des Menschen. „Es soll mehr aus dem Menschen gemacht werden – der unverbesserte Mensch gilt als Anachronismus“ (Gebauer 2002, 58). So

geht es im sportlichen Training darum, den Körper mit Hilfe seiner eigenen Anstrengungen weit über seine normalen Fähigkeiten hinaus zu verbessern und Fähigkeiten zu entwickeln, die weit über die Lebensnotwendigkeit hinausreichen. Das Lebendige wird zum Angriffspunkt von Technologie, deren Fortschrittsprinzip die Simulation natürlicher Prozesse ist. „Im Training wird der Körper künstlich unter extrem erschwerte Überlebensbedingungen gestellt, an die er sich durch die Produktion höherer Leistungsfähigkeit anpasst“ (ebd., 59). So kann heute in jedem gesellschaftlichen Funktionssystem gefragt werden, ob man Sport treibt, und mit dieser Frage kann der Wunsch nach einer dauerhaft belastungsfähigen Körperlichkeit angemeldet werden (vgl. Stichweh 1995, 20).

Fitness: „Gesundheitssport“

Die Protagonisten der Trendsportarten erscheinen vor dem Hintergrund kollektiver Veränderungen der Körper-Praktiken als Lebensstil-Virtuosen bzw. Lebensstil-Pioniere und dokumentieren so die Veränderungen der somatischen Kultur. Nach dem Motto *Fit for Fun* bilden „Fitness“, „Spaß“ und „Gesundheit“ eine Trias von Werten, die das zeitgenössische Sportverständnis unangefochten prägen. Unverkennbar sind dabei aber auch die neuen Zwänge zur Präsentation des „richtigen Körpers“. Gesundheit und Fitness sind nicht nur wünschenswerte Nebeneffekte sportlichen Treibens, sie müssen individuell „geleistet“ werden (vgl. Rittner 1999, 107 ff.).

Fitness wird als Sammelbegriff für Leistungsfähigkeit und Wohlbefinden und teils synonym für einen umfassenden Gesundheitsbegriff verwendet. Fitness ist ein durch Training, gezielte Ernährung und gesunde Lebensführung bewusst angestrebter psycho-physischer Leistungsstatus, der über gesundheitliches Wohlbefinden hinausgeht. Fitness entspricht der Leistungsfähigkeit im umfassenden Sinne von „*well-being*“. Mit dem Versuch der Optimierung der Fitness werden Ziele wie Gesundheit, aber auch Jugendlichkeit und Attraktivität angestrebt (vgl. Woll/Bös 2002, 242/243). Wer „fit“ ist, erlangt gleichsam einen autoerotischen Touch. Der eigene, aktive, straffe und gesunde Körper wird zur Existenzgarantie und zum Existenzbeweis eines freizeitorientierten Lebensstils. Mit dem Bemühen um Fitness investiert man in die eigene Existenz und begründet sich selbst. Fitness ist deshalb nicht nur eine physiologische Eigenschaft, sondern auch eine soziale Kompetenz, die sowohl bei Beanspruchung im Arbeitsprozess als auch in Intimsituationen einsetzbar ist.

Die Fitnessbranche hat nach *Sobiech* (2000, 87) insgesamt enorme Steigerungsraten zu verzeichnen: Die Anzahl der Mitglieder kommerzieller Fitness-Center wuchs von 1990 bis 1999 um 251,2% an (von 1,70 Mio. auf 4,27 Mio.). Dieser rasante Anstieg der Mitgliederzahlen und die zeitgleich stagnierende Mitgliederentwicklung im organisierten Sport seit Mitte der 1980er Jahre sind die empirischen Belege für Individualisierungshoffnungen im körperorientierten System Sport. Dies entspricht anscheinend den Bedürfnissen nach Gesundheit, Fitness, Spaß, Attraktivität und Jugendlichkeit, aber auch nach Ästhetik und Selbstdarstellung im Sport. Sportliche Aktivität wird zunehmend als Investition in den Körper gesehen, die man verzinst als Gesundheit wieder zurückerhält (vgl. Wöll/Bös 2002., 245 ff.).

Ommo Grupe (2000, 256 ff.) sieht mit der Ausbreitung des zentralen Sinnmusters *Gesundheit* im Sport den Begriff des (subjektiven) Wohlbefindens zunehmend an die Stelle von Gesundheit treten. Dabei

wird erwartet, dass Wohlbefinden zu Gesundheit führt. Durch das anschauliche Gesundheitsmotiv als Teil des Sportlichkeitsmotivs ist aber unklar geworden, ob dies oft nicht nur der nachträglichen Begründung einer ohnehin geschätzten sportlichen Aktivität dient. Von dem traditionellen Verständnis von Gesundheit als Abwesenheit von Krankheit, findet sich hier kaum etwas wieder. Das heute verbreitete Gesundheitsverständnis ist weit, unspezifisch und umfasst neben körperlichen ausdrücklich psychische und soziale Faktoren. Die emotionalen und sozialen Wirkungen sportlicher Aktivitäten, die meistens als seelische Gesundheit oder Wohlbefinden bezeichnet werden, sind aber im Unterschied zu den physischen Wirkungen des Sports nur schwer verlässlich zu ermitteln.

Die Zusammenhänge zwischen sportlichen Aktivitäten und deren Wirkungen auf Gesundheit und Wohlbefinden sind nur unspezifisch, denn manches Wohlbefinden, das wir im Sport erfahren, ist zufällig und flüchtig und bleibt manchmal aus, wenn wir es am dringendsten erwarten. Allein weil man kerngesund sein kann und sich aber nicht wohlfühlen muss, gehören Gesundheit und Wohlbefinden nicht so eng zusammen, wie es eine weite Auffassung von Gesundheit nahe legt. Schließlich ist Wohlbefinden auch nichts Stabiles, das man dauerhaft behalten kann (ebd., 261).

Wenn wir uns wohlfühlen, spüren wir unseren Körper nicht, sondern fühlen uns „unbehindert“ und unbeeinträchtigt und nicht zuletzt für dieses Wohlbefinden sind wir sportlich aktiv. Wie Wohlbefinden aber erreicht werden kann, ist von Mensch zu Mensch verschieden. Während der eine der täglichen sportlichen Übung nachgeht, schätzt der andere Bequemlichkeit und körperliche Inaktivität als Quelle des Wohlbefindens besonders hoch. Auch der Genuss von Alkohol, Nikotin und Drogen entfaltet hier eine Wirkung. Im Hinblick auf Gesunderhaltung und zur Entwicklung von langfristigem Wohlbefinden dürfte aber nach *Grupes* Einschätzung (ebd., 266) nicht kurzfristiges Wohlbefinden im Sinne von „Spaß“ entscheidend sein, sondern eben auch Beachtung und Einhaltung der Gesetzmäßigkeiten von Erholung und Belastung, Entspannung und Anspannung, Ruhe und Anstrengung. Die Verherrlichung von Gesundheit und Leistungsfähigkeit lässt uns darüber hinaus leicht vergessen, dass zum Gesundsein auch das Umgehen-Können mit den Unpässlichkeiten, Missbefindenszuständen und Widrigkeiten, denen uns unser Leben aussetzt, gehört.

Sport und Bewegung haben nach *Rittner/Breuer* (2000, 161) mittlerweile den Charakter von „Selbstmedikationspraktiken“ gewonnen und sind in der Wahrnehmung der Bevölkerung deutlich attraktive und akzeptierte Medien der Gesundheitsvorsorge als z.B. bewusste Ernährung oder regelmäßige medizinische „Check-Ups“. Gesundheit ist damit zu einem zentralen Leitwert modernen Sport- und Bewegungsverhaltens geworden. Daher ist auch der strukturell verankerte Einsatz von Bewegung als Mittel zur Bearbeitung von gesundheitsbezogenen Problemen in Prävention, Kuration und Rehabilitation vor allem für die letzten beiden Jahrzehnte typisch. Der Sport hat sich dabei zu einem der bedeutsamsten Pfeiler des Gesundheitsangebots der Krankenkassen entwickelt und ist somit in die Programmatik von Leistungsträgern des Gesundheitssystems integriert worden, und zwar mit dem Ziel, einen gesundheitsfördernden (sportiven) Lebensstil zu fördern (vgl. *Cachay/Thiel* 2000, 166). So hat sich in der vielfältigen Sportlandschaft die Norm ständiger Aktivität und Bewegung über alle Differenzen hinweggesetzt: Es darf keinen Stillstand geben; wer ruht, gilt als faul. Die körperlichen Aktivitäten, bei denen die Verbesserung von Kraft, Leistung und Ausdauer einen großen Raum einnehmen, sind eng mit dem Wunsch verbunden, jung, schlank und gesund zu blei-

ben oder zumindest so zu wirken. Mit Fitness durchzieht unerkannt eine Kategorie unseren Alltag, die Anklänge an das sozialdarwinistische *survival of the fittest* enthält, an eine Ideologie also, „die die Konkurrenzgesellschaft im Horizont einer unwandelbaren Natur spiegelt, um das zurückgeworfene Spiegelbild als Beleg für die Natürlichkeit dieser Gesellschaft zu lesen. Fit-Sein bedeutet im Grunde, äußeren Lebens- und Arbeitsbedingungen optimal standhalten zu können“ (Alkemeyer 1995, 49; vgl. auch Behrendt 1996, 37). Bereits 1976 kritisiert Lippe (1976, 94), dass in der „Trimm-Dich-Propaganda“ die alte Körperertüchtigung, Fitness für den Arbeitsplatz, in etwas idyllischeren Bahnen unter dem modischen Stichwort „Spaß-haben“ angepriesen wird. Sich fit machen und Fit-sein ist zu einem Lebensstil geworden, der Prestige bringt, mit dem man nicht nur sich selbst, sondern auch anderen gesund und leistungsfähig erscheinen möchte (vgl. Dietrich 1989 (a), 107).

So sieht Mrazek (1989, 114) auch im Jogging, wie generell in der „neuen Sportbewegung“, weniger eine neue Sportart als eine neue soziale Bewegung („Entsportlichung des Sports“), deren zentrales Motiv das Bemühen um Fitness ist. Fitness ist dabei zu einer Schlüsselkategorie für das Selbstverständnis der Individuen geworden. Mit Fitness ist nicht nur der Zustand des „sportlich-leistungsfähig-Seins“ umschrieben, sondern steht darüber hinaus auch für Leistungsfähigkeit und Erfolg in allen körperlichen, psychischen, beruflichen und sozialen Belangen. Fitness charakterisiert damit die moderne Variante von „Glück“, und zwar ein aktiv erarbeitetes Glück und muss vor allem als neue Form der Identitätssuche und Identitätsbestimmung verstanden werden. Besser als die meisten anderen Sportarten bietet das Jogging Möglichkeiten, die Ansprüche vieler Variationen von Identitätssuche zu erfüllen. Man kann etwas für die Gesundheit und sein Aussehen tun, sich während bzw. nach dem Laufen wohlfühlen, sich im Dialog mit seinem Körper selbst erfahren oder bestimmte Leistungen (Zeiten oder Strecken) erbringen. Daher versteht Mrazek (ebd., 116) Jogging auch nur noch sekundär als Sport(art) und primär als eine neue Form von Identitätssuche, die neben anderen Formen der Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper Züge einer sozialen Bewegung hat.

Das Joggen beschäftigt aber auch die Gemüter, weil es eine exzessive, auch zwanghafte, tabuverletzende, latent suchtartige Angewohnheit ist, die zur Ideologiebildung tendiert und zur Privatreligion des Alltags wird (vgl. Dirschauer 2000, 124ff.). Der Jogger hält all denen, die jagen, hetzen und eilen, um irgendwelche Arbeiten zu erledigen, irgendwelchen Stressgeschichten zu entfliehen oder irgendwelche Sonderangebote zu erhecheln, gleichsam den närrischen Bewegungsspiegel vor. „Er läuft ohne Ziel am extremen Rand einer sich ebenfalls auf zweckfreie Bewegung gründenden Gesellschaft“ (ebd., 125). Da keiner die Frage beantworten kann, wozu die Stärkung der körperlichen Abwehr, die Steigerung des persönlichen Wohlbefindens, wozu all die Gesundheit gut ist, entsteht der leere Raum, in dem erst die Laufideologie eindringen kann.

Laufbewegte erschließen sich einen sozialen Raum, in dem die Kontinuität der Person wieder aufgerichtet und fortan gewährleistet scheint. Der Laufeinstieg markiert einen Wandel bisheriger Lebenspraxis. Er fällt vielfach in eine Situation, die konfliktbesetzt ist und neue Lösungen herausfordert. Weil dem Einzelnen in der Laufgruppe durch die Konfrontation mit Mitläufern die Anerkennung der Person möglich wird, versteht Lutz (1989, 125/126) Laufen als ein Mittel zur Stabilisierung und zur Entfaltung der Persönlichkeit, ein Werkzeug zur Wieder-Herstellung von Kontinuität, Sicherheit und Ordnung im Lebenslauf, mit dem man die

eigene Biographie formen kann, den individuell je spezifischen Lebensweg, die eigene Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit der Person. Im Lauferleben bildet sich eine gewandelte Selbsttheorie, die mit fortschreitender Läuferkarriere zur Identitätsarbeit und -bestätigung beiträgt. Das Laufen kann so vermehrt dazu führen, dass sich der Einzelne als konkrete und handelnde Person erleben und identifizieren kann. Erfolg, Leistung, Fitness, Wohlbefinden und vielfältige neue Erlebnisse und Erfahrungen stärken das Empfinden, man lebe selbst.

Weil die Funktion der Laufgruppe, neben ihrer persönlichkeitsstabilisierenden Wirkung, allerdings auch in einer gewissen Anonymität, einer Unverbindlichkeit, die eine zwanglose und regelmäßige Teilnahme ermöglicht, und somit auch in einer beziehungslosen Oberflächlichkeit liegt, ist die Läuferidentität nach *Lutz* (ebd., 126/127) dann eine eher plakative Inszenierungs- und Darstellungstechnik denn eine auf konkreten und erfüllenden sozialen Beziehungen, auf kollektiven Werten und Erfahrungen beruhende persönliche Identität. Laufgruppen sind im Wesentlichen Zweckgemeinschaften, in denen soziale Beziehungen primär einer narzisstischen Selbstbestätigung dienen. Hier erfährt der Einzelne nicht, wer er wirklich ist, sondern er erlebt eine realitätsferne Vision von sich, der seine Sehnsucht gilt und die er trotz unaufhörlichen Bemühens nie erreicht. Mögliche Erfahrungsdimensionen werden dabei zunehmend verbarrikiert, da der Läufer in seinem Tun versunken ist und sich nur mit sich und seiner Leistung beschäftigt. So ist *Lutz* (ebd., 127) denn auch der Auffassung, dass die Läuferidentität ein vom Wiederholungszwang geprägter Versuch ist, sicher seiner selbst zu vergewissern. Diese unaufhörliche Suche nach Authentizität ist Ausdruck der *Sucht*, da sie nahezu ausschließlich der Wiederherstellung des narzisstischen Alltagscharakters, des Drangs und Zwangs zur Unverwechselbarkeit der Person gilt.

Die *duty to be well* gerät beim Langstreckenlauf letztlich zur massenhaften Demonstration. Bei der dabei zur Schau gestellten Gleichheit unterscheiden sich Individuen lediglich nach dem Grad an Beherrschung und Wagemut angesichts ihrer eigenen Grenzen. Die öffentlich vorgeführte Rauschhaftigkeit des Laufens dient sowohl der Selbstvergewisserung (wie leistungsfähig bin ich), wie der Selbstdarstellung (seht, so leistungsfähig bin ich), wie auch der Einlösung eines Grundwertes von *healthism* (das tue ich, um leistungsfähig zu bleiben) im Rahmen einer kollektiv-öffentlichen Fremdvergewisserung. Dies kann sich nach *Legnaro* (2001, 128) von außen betrachtet geradezu suchthaft verselbständigen; von innen betrachtet aber feiert bei solchen Veranstaltungen der flexible Mensch sich selbst. Im Sport erscheint Selbstzwang noch als Freiwilligkeit und erfolgt ganz und gar aus einem inneren Bedürfnis und mit dem Ziel oder der Legitimation, dem Körper etwas Gutes zu tun (vgl. *Mihciyazgan* 1996, 92). Ein sportlicher Geist kann schließlich unmöglich in einem unsportlichen Körper sitzen und nimmt so körperliche Gestalt an. Die Werte Sportlichkeit, Gesundheitsbewusstsein und asketische Einstellung verkörperlichen sich. Der Körper ist auf diese Weise zu einer Art Bollwerk geworden, dessen Aufgabe es ist, die Person wie eine Rüstung gegen Krankheit, Altern, Verlust von Attraktivität, Untüchtigkeit zu schützen. Die Härte des Panzers soll das sozial Unerwünschte abwehren und helfen, sich gegen alles zu verschließen, was man nicht sein und wozu man nicht gehören will. Schließlich hat man den Körper, den man verdient (vgl. *Gebauer* 2002, 64). Dabei wird davon ausgegangen, dass die sportliche Beanspruchung des Körpers in Kompensation von Bewegungsarmut dessen Gesundheit zwangsläufig steigert.

Nach *Kolbs* Auffassung (2002, 284) läuft diese Zuwendung zum Körper aber ins Leere, wenn körperzentrierte Verfahren unreflektiert als Heilslehren genutzt werden, in denen man unhinterfragbare Erkenntnisse einer „ostasiatischen Weisheit“ oder einer impliziten „Weisheit des Körpers“ vermutet, die bei der sinnvollen Gestaltung des eigenen Lebens eine Orientierungshilfe zu geben vermögen. Hier ist eher eine sinnkritische Einstellung zu den entlastenden Sinnangeboten solcher Systeme, die kompensatorische Fluchten ermöglichen, angebracht. Dass zudem die Disziplinierung zu „gesunder Ernährung“ und sportlicher Leistung durchaus auch krankmachende Faktoren beinhaltet, ist lange nicht gesehen worden. Die Auffassung, dass viel Sport auf keinen Fall schaden kann, wird oft mit der gleichen Verbissenheit verteidigt, mit der dem Körper zur Gesundheit verholfen werden soll (vgl. Hildebrandt 1992, 49). Denn wenn es um die „richtige Ernährung“, das „richtige Schuhwerk“ oder um die „richtige Belastung“ im Sport geht, wird deutlich, dass der Sport mit Fremdansprüchen durchsetzt ist, sei es von Medizinern, Pädagogen oder der Sportartikelindustrie. Körperliche Schmerzen ernst zu nehmen und in Kontakt mit dem erschöpften Körper zu kommen oder sich auszuruhen, wenn einem danach ist, haben hier kaum einen Stellenwert. Diese Maxime der Desensibilisierung der körperlichen Empfindungen reicht bis tief in den Breitensport und wer Heilung von diesem süchtigen Dasein anstrebt, muss erst mühselig lernen, die selbstbestimmte Lebendigkeit des Körpers in Ruhe und Bewegung zuzulassen (vgl. Kröner 1998 (b), 199).

3. 2. 2 Sport als Identitätsidee

Im Narzissmus konstituiert sich ein ursprüngliches, aber nicht dauerndes Verhältnis des Menschen zu seinem eigenen Körper. Der Narzissmus hält das Bild einer Einheit wach, die an die Stelle der unerträglichen Erfahrung einer Zerstückelung tritt. Die Identitätskrise kann unter Umständen ein quasi chronisches Lebensproblem werden und gibt dem Sport hier die Funktion einer momentanen Überwindung. Es handelt sich dabei um „eine Identitätserfahrung ohne Selbsterkenntnis“. *Dietmar Kamper* (1988, 119/120) kann sich die enorme Faszination, die der Sport am Ende der Moderne ausstrahlt, nur so erklären, dass der Sport seit langem Vorreiter einer Entwicklung ist, die mit dem Tod des Subjekts unfreiwillig ernst macht.

Jedem Sport ist zunächst eine narzisstische Beziehung zum eigenen Körper inne, der darüber hinaus auch eine Bestätigung des Selbstwertgefühls durch die Anerkennung, Bewunderung und Ermunterung von anderen folgen kann (vgl. Günter 2002, 305). Auch dass sportungeübte und sportunvertraute Bevölkerungsgruppen für den Sport gewonnen werden, bestätigt die These der Beitragskraft des Sports für die Identitätsbehauptung und Selbstvergewisserung. Besonders der kommerzielle Sport lebt von seiner Fähigkeit, das Ich zu umschmeicheln, von einer Politik des Eingehens auf neue Strukturen des Narzissmus. Es ist eine Rücksichtnahme auf das „Um-sich-selbst-besorgt-Sein“ des Menschen. *Volker Rittner* (1986, 51) nennt daher die Fitnesszentren, Sportstudios, Ski- und Segelschulen, Tennis- und Squash-Anlagen „Zentren der Ich-Darstellung“, deren Erfolg sich in dem Maß ergibt, wie sie die veränderten Lebensstile und eigenwilligen Wünsche der sportlichen Selbstdarstellung aufgreifen und dabei auch veränderte Körper-Ideale und Fitness- wie Schlankeitsinteressen berücksichtigen.

Der Körper als Weg nach „Innen“

Sport ist die kleine Utopie des Alltags, die Versprechung, dass es mit dem privaten Leben bergauf und dass es dem Körper aufgrund der Segnungen der biologischen Wissenschaften immer besser gehe. Wer daran glaubt, glaubt auch an eine bessere Zukunft. Der Sport befindet sich an der Spitze eines Fortschritts, der zur Selbstverbesserung einlädt, da die Zukunft schließlich am eigenen Körper beginnt (vgl. Gebauer 2002, 63).

Nicht zuletzt die Bilder von Sportlern übernehmen die Funktion, Originalität, überragende Leistungsfähigkeit, erotische Ausstrahlungskraft und ähnliches zu simulieren. Dabei handelt es sich um medial gefertigte Wunschbilder, die zu Identifikation und Nachahmung einladen, „weil sie vorzeigen und repräsentieren, was die Menschen selber gerne hätten oder wären“ (Alkemeyer 1995, 51). Der Sportkörper ist Ausdruck und Versprechen für die Qualitäten, die in unserer Gesellschaft gefordert werden. „Der Körper wird zum Ort, an dem persönliche Perfektionierung sichtbar gemacht wird“ (Mihciyazgan 1996, 92). Insbesondere im Fitnesssport wird die Beziehung „Ich und mein Körper“ als wichtig und bedeutsam wahrgenommen, die Beziehung zu anderen Menschen ist dagegen zweitrangig und dient eher dazu, die selbstbezogene Beziehung zu bestätigen (vgl. Dietrich 1989 (a), 109).

Die einseitige Orientierung am eigenen Körper ist durchaus als aktiver Bewältigungsversuch zu verstehen. Der Körper rückt als quasi letzte Instanz der Gewissheit ins Zentrum nachhaltiger Aufmerksamkeit und Auseinandersetzung. Über ihn sollen Erlebnisqualitäten realisiert und ein Stück scheinbar noch verfügbar und kontrollierbare Wirklichkeit moduliert werden (vgl. Wintels 2000, 206/207). *Karl-Heinrich Bette* (1999, 161/162) sieht im Sport einen Umweg, über den das Bewusstsein zu sich selbst zu kommen trachtet, da körperorientierte Aktionen in beschleunigten und abstrakten Gesellschaften das knappe Gefühl vermitteln, noch anwesend zu sein. Überstandene Situationen der Selbstüberwindung in Training und Wettkampf geraten zu Anlässen, mit denen der Mensch im Meer der unendlichen Möglichkeiten und Kontingenzen seine Individualität und Identität erarbeitet und Fluchtpunkte der Selbstvergewisserung ansteuert. Der Körper bekommt dabei den Status eines Tagebuchs, in das die einzelne Person ihr Selbstbehauptungshandeln einschreibt, um anschließend die Geschichte der eigenen Bemühungen wohlwollend ablesen zu können. Allerdings sind Eintragungen in das Körpermedium durch Training auf Dauer zu stellen, da sie ansonsten dazu neigen, sich in ihren Effekten rasch zu verflüchtigen. Weil die Menschen mit ihrem Körper eine Instanz nutzen, an der der „Zahn der Zeit“ unentwegt nagt, fallen diese Versuche der Identitätsfixierung notwendigerweise riskant und prekär aus. Der Sport will uns dagegen die Ewigkeit der Körper einreden (vgl. Gebauer 2002, 204).

Durch das „individualisierende Nadelöhr“ diverser Sportarten und Körpertechniken wollen die Menschen nicht nur subjektive Gewissheiten erarbeiten, sondern das eigene Ich aus der unendlichen Spirale von Selbstzweifel und Selbstvergewisserung herausholen. Gleichsam nach dem Motto „Ich schwitze, also bin ich“ kann sich das Bewusstsein, wenn die Frage des individualisierten Akteurs nach seiner Ich-Identität in Gefahr steht, haltlos weiter zu driften, mit einem expliziten Körperbezug externalisieren und aus seiner autistischen Selbstbezüglichkeit und Zirkularität ausbrechen (vgl. Bette 1999, 164). Angesichts zunehmender Ungewissheiten und Orientierungsproblemen „draußen“, ist der Körper daher der Ausgangspunkt für den „Weg nach innen“ und verlässliches Medium der Ich-Suche und Selbsterfahrung. In Körper-Workshops mit Bewegungs-

meditation über exotischen Tanzsport, fernöstliche Rituale bis hin zu den Risikosportarten soll das Ego durch einzigartige somatische Erlebnisse bestätigt werden (vgl. Behrendt 1996, 37). Es kommt zu einer Kolonialisierung der „Innenwelt“ angesichts durchmessener Außenwelt. *Rittner* (1986, 48/49) bezeichnet die Entdeckung und Nutzung des Körpers als das wichtigste Prinzip, das die These der ausschlaggebenden Bedeutung veränderter Identitätssuche bestätigt. Körper-Entdeckungs- und Körperpionierleistungen erscheinen als Fortsetzung alter Entdeckungsreisen. Die auf den Körper bezogenen Strapazierungs- und Erfindungskünste und Formen kultivierten Sich-Quälens sind psychische Künste des Reisens in das eigene Innere.

Die massive Verkörperlichung des Freizeithandelns schlägt sich im Boom der Fitness- und Sportstudios, in wachsender Nachfrage nach organisierten und unorganisierten Sportaktivitäten und der „Erfindung“ immer neuer Trendsportarten nieder, womit sich auch ein Boom der Freizeit- und Sportartikelindustrie verbindet. Mehr denn je wird an der äußeren Erscheinung des Körpers gearbeitet. Wo eigene Anstrengungen versagen, zu zeitraubend oder zu anstrengend sind, hilft die plastische Chirurgie weiter. „Nie war der menschliche Körper so formbar wie heute“ (Handschuh-Heiß 1996, 171).

Wer sich trotzdem die Mühe machen und z.B. dem schweißtreibendem Training im Bodybuilding nachgehen will, der ringt im Krafraum oder im Fitness-Center mit jenen Widerstand gewordenen Maschinen, an denen der Bodybuilder auf der Grundlage des ihm Gegebenen an einem neuen Körper meißeilt, indem er diesen züchtigt. An den Maschinen wird der eigene Leib vergewaltigt und gegen das schwache Fleisch und den vielleicht unwilligen Geist gewütet (vgl. Honer 1989, 64). Dank Bodybuilding ist Körperbau kein Schicksal mehr. Das beharrliche Meißeilen am eigenen Körper geschieht im Dienst an der Gesellschaft, da keiner das Recht hat, die anderen mit seiner behebbaren Hässlichkeit zu belästigen (vgl. Guggenberger 2000, 91/92). Im Bodybuilding ist der Körper ein wohlgeplantes Erzeugnis. „Körperzustände werden im Bodybuilding als Resultate technisch umgesetzter Willensanstrengung aufgefasst, als sportlich-künstlerische Bearbeitung von Rohmaterial“ (Honer 1989, 71).

Im Bodybuilding wird in erster Linie durch die Entwicklung sichtbarer Kondition in Form von Muskelkraft die Anerkennung und Bewunderung einer Persönlichkeit erstrebt, die sich schon auf den ersten Blick aus der Masse der Mitmenschen hervorhebt. Die Suche nach einer ungebrochenen Identität steht im Mittelpunkt des Strebens der Bodybuilder nach Selbstverwirklichung. Das Bewusstsein physischer Stärke glaubt sich über die reale Ohnmacht zu erheben. Das Ziel des Bodybuilders, die uneingeschränkte Kontrolle, ist nur dort zu realisieren, wo Muskeln vorhanden sind und die Natürlichkeit der körperlichen Funktionen gebändigt ist. Trotzdem sucht der Bodybuilder seine Identität weniger im Körper denn im Geist. Der Körper ist in seiner Sicht nur eine Art „Versorgungsmaschine“, die auf Höchsttouren arbeitet und den Geist am Leben erhält. Das uneingeschränkte Akzeptieren von allem, was notwendig ist, um das gesteckte Ziel zu erreichen, dieses Aufgehen in der Sache macht es möglich, im Training die Schmerzgrenze zu überwinden, nie erreichte Leistungen zu vollbringen und dem Körper den eigenen Willen aufzuzwingen. Selbst wenn Bodybuilding nicht als Hochleistungssport betrieben wird, hat er seine primäre Funktion nicht im „Ausgleich“. Die Erfolgserlebnisse in Form eines sich merklich verändernden Körpers und zunehmender Disziplin im Training garantieren eine direkte Rückkoppelung auf das soziale Leben des Trainierenden (vgl. Hoffmann 1984, 78 ff.).

Kamper (1993, 40/41) sieht das Bodybuilding gar als eine unmenschliche Tortur, um aus Körpern Bilder werden zu lassen und so dem strahlenden Glanz eines unsterblichen Körperbildes ähnlich zu werden. Die Körper werden dabei zu einer Art „Unfall der Schöpfung“, die sich, aufgrund der Unstillbarkeit ihrer Bedürfnisse, aus ihrer Verdrängtheit unliebsam einmischen und den Ruin des Imaginären pointieren. In der freiwilligen Selbstfolterung in den Bodybuilding-Centers werden Seele und Körper gleichermaßen als plastisch begriffen. Man kann innen wie außen „an sich arbeiten“ und die Ich-Stärke, die einem abgeht, kann man sich antrainieren wie die fehlenden Bauch- und Wadenmuskeln (vgl. Guggenberger 2000, 73/74).

Insbesondere Frauen begeben sich in Fitness-Studios, um ihre Körperproportionen unter Kontrolle zu bringen. Mit Aerobic, Callanetic, Bodybuilding etc. versuchen sie, scheinbar überflüssige Fettpolster wegzuarbeiten (vgl. Kröner 1998 (b), 1999, vgl. auch Barb-Priebe 1998, 203). Daher gibt es hier auch Parallelen zwischen Magersucht und extremem Bodybuilding. Das Bedürfnis nach Kontrolle des Körpers bei gleichzeitiger Leugnung seiner Bedürfnisse und der Verachtung jeglichen Körperfetts, das Ausbleiben der Menstruation sowie die moralische Überlegenheit der Askese sind nur einige Übereinstimmungen (vgl. Barb-Priebe 1998, 207). Frauen versprechen sich vom Bodybuilding u.a.:

- Übergewicht zu verlieren,
- Zellulitis vorzubeugen,
- Gefühl für den eigenen Körper zu entwickeln,
- gesund zu bleiben,
- nicht zu altern,
- ihre weiblichen Formen herauszuarbeiten, schlank und knackig zu werden, aber keine Muskelpakete anzutrainieren (vgl. Ramme 1988, 101).

Ist der Mann bislang immer nur Subjekt gewesen, dem die weiblichen Lustobjekte dargeboten worden sind, wird er nun in den Medien auch mit einer klassisch-athletischen Körperlichkeit zum Lust-Objekt. Dabei wird einer bestimmten ästhetischen Norm in Form des kraftvollen, athletischen, muskulösen Bodybuilder-Körpertyps gehuldigt. Es geht um die Verkörperung einer Männlichkeit, die mit der narzisstisch-exhibitionistischen Erwartung der Bewunderung durch andere Frauen und/oder Männer im Kontakt steht (vgl. Weikert 1999, 15). *Weikert* (ebd., 16) vermutet, dass gerade in einer Zeit, in der die Vorstellungen davon, was ein richtiger Mann ist, im Umbruch und im Fluß sind, für viele Jungen das Festhalten am klassischen starken Mann die Funktion einer „psychischen Krücke“ erfüllt, um gefürchteten Identitätskonflikten und Infragestellungen zu entgehen.

Hier kommt ausdrücklich das große Versprechen des modernen Sports zum Ausdruck, dass nämlich der eigene Körper der Schlüssel zu allen Glücksgütern sei. *Gunter Gebauer* (1988 (a), 140) befürchtet allerdings, dass zwar alle diesen Schlüssel kennen, aber niemand recht weiß, ob es das Schloss, das er öffnet, überhaupt gibt. Da bei der wachsenden Konzentration auf den eigenen Körper die Selbstaufwertung nicht länger über den Umweg einer emotionalen Übersetzung irgendeiner Ware, Ideologie oder Heilslehre gesucht wird, prägt die Präsentation schöner Menschen ein wunschbestimmtes Selbstbild, bei dem die Gefahr besteht, dass das Selbstbild auf ein reines Körperbild reduziert wird. Dabei entsteht eine enge Korrelation zwischen einem attraktiven äußeren Erscheinungsbild und einem positiv ausgeprägten Selbstwertgefühl. Je tota-

ler die Anpassung an perfekte und normative Erscheinungsformen des Körpers jedoch ist, desto größer wird der Mangel an Selbststruktur (vgl. Wintels 2000, 206).

Andreas Wintels (ebd., 208 ff.) sieht in der Hinwendung zum eigenen Körper einen demonstrativen Akt der eigenen Selbstgenügsamkeit. Wer auf diese Weise seine Abhängigkeit von anderen leugnet, muss dem kompensatorischen Selbstkonzept Tribut zollen, indem man Anpassungserscheinungen gegenüber der idealen Einstufung vornimmt und enorme Kraftanstrengungen darauf verwendet, nach Zeugen zu suchen, die die phantasierte Grandiosität bestätigen. So führen alle Versuche, der Abhängigkeit von anderen zu entkommen, umso tiefer in sie hinein. Gängigen Schönheitsidealen zu entsprechen ist wichtiger, als sich innerlich lebendig zu fühlen und zudem wird beides miteinander verwechselt. Das heutige Körperbewusstsein hat daher keineswegs ein lustvolles Körpererleben zum Ziel, sondern die Aufmerksamkeit richtet sich primär auf die äußere Schicht. Spürbar ist dann nur der Zwang, die eigene Körperfassade dem Idealbild möglichst perfekt entsprechen zu lassen. Nach *Stahr/Barb-Priebe/Schulz* (1998, 19) ist es jedoch falsch, davon auszugehen, dass ausschließlich das fremdbestimmte Idealbild für die Modellierung des Körpers verantwortlich gemacht werden kann, da die Menschen in unserer Gesellschaft als handelnde Subjekte zu begreifen sind.

Sporthelden

Zur Freude der Zuschauer besitzt der Sport die nahezu konkurrenzlose Fähigkeit, auf eine sozial harmlose Weise Helden zu erzeugen, deren Inszenierung über eine individualisierende Erbringung von Leistung und somit über eine Abweichung vom bislang Erreichten erfolgt (vgl. Bette 1999, 166). Der legendenhafte Held ist das klassische Individuum des Sports. Er vollbringt Wunder und Rekorde und setzt sich gegen alle möglichen Widerstände durch. Dieser Sportheld ist bis heute ungebrochen attraktiv für die Zuschauer. Sein Handlungsmodus ist der Kampf („Über den Kampf ins Spiel finden“), er überwindet den Zufall und gelangt zur Einmaligkeit. Ähnlich klassisch ist das sportliche Disziplinarindividuum, von extremer Härte gegen sich selbst ordnet es sich dem Funktionieren der Mannschaft und dem gemeinsamen Ziel des Siegens unter (vgl. Gebauer 2002, 168).

Da sportliches Handeln wenig Doppelbödigkeit aufweist und daher bei aller Strategie und Taktik relativ anspruchslos beobachtbar ist, bietet es dem Zuschauer eine hochgradige Reflexionsentlastung. Der Zuschauer muss nur den Sportlerkörper in seinen räumlichen, zeitlichen und sozialen Bezügen signalhaft wahrnehmen und lesen (vgl. Bette/Schimank 1995 (b), 183). Menschen können so die bewegten und leistungsfähigen Körper von Sporthelden bei eigener körperlicher Ruhigstellung quasi-religiös verehren (vgl. Bette 1999, 128). Das Publikum bestätigt schließlich dem Sportler die Berechtigung seiner Bemühungen. Es legitimiert seine Mühsal, indem es ihn feiert, ihm applaudiert – freilich nur so lange, wie er Leistung zu erbringen imstande ist. Dabei wird dem Zuschauer ein ruhiggestellter, „distanzierter Körper“ abverlangt, der zugleich körperliche Sensationen anderer nachvollziehen kann (vgl. Handschuh-Heiß 1996, 178).

Die Sporthelden werden aber in aller Regel vom Zuschauer nicht als Vorbild genommen, sondern sie symbolisieren in ihrem Handeln für das Publikum die zumindest punktuelle Möglichkeit, dass sich eine perfekte Welt in dieser Person und für diesen Moment erfüllt. Durch die Personifizierung allgemein akzeptierter Werte wie Leistung, Fortschritt oder Chancengleichheit schrumpfen für den Zuschauer im sportlichen Han-

deln die sachlichen und zeitlichen Sinnhorizonte im Hier-und-Jetzt rauschhaft zusammen. Durch sein Körperopfer „heiligt“ der Sportheld gleichsam die Sache des Sports. Der Sportheld ist derjenige, „der sich in einem Akt der Selbstaufopferung stellvertretend für diejenigen darbietet, die dazu nicht willens und fähig sind und ihm das dann durch staunendes Zuschauen belohnen“ (Bette/Schimank 1995 (b), 185). So kann zwar auch eine Niederlage als ein Sieg des Sports gefeiert werden, doch vor allem im Triumph des sportlichen Sieges vergewissert die Gesellschaft sich ihrer selbst (vgl. Gebauer 2002, 167).

In der Zelebrierung vom Triumph, in der Feier des Erfolges muss schließlich das „Innere“ sichtbar gemacht werden. Die Körpermaschine des Athleten wird zugleich Bühne für den Ausdruck von Emotionen. Der Athlet, der die Maschine simuliert, überflügelt sie, weil er, besser als jede Maschine, zusätzlich Empfindungen ausdrücken kann. Dies ist notwendig, weil der Sport in das System von Konsum und Verkauf integriert worden ist und der Athlet nicht nur seine Leistungen, sondern in erster Linie die Bilder von seinen Emotionen verkauft (ebd., 61).

Leistungsindividualismus im Spannungsfeld von „Selbstverwirklichung“

*Die besten Athleten zeigen, was Menschen aus sich machen können.
Gunter Gebauer, Sport in der Gesellschaft des Spektakels*

*Nur der Sportler stirbt zwei Tode: einmal seinen biologischen am Lebensende – wie jeder andere auch –
und einmal nach dem Höhepunkt seiner sportlichen und körperlichen Leistungsfähigkeit.
Manfred Blödorn, Wenn der Ruhm vergeht*

„Warum stemmt der Gewichtheber täglich Tonnen im Training? Warum läuft der Marathonläufer wöchentlich Hunderte von Kilometern ohne Bezahlung, während der Kohlensackträger keinen Sack Kohlen zuviel schleppt?“ Die Antwort auf diese Fragen hat *Lenk* (1973, 24) vor drei Jahrzehnten noch in der Identifikation der (Spitzen-)Athleten mit ihrer Leistung gesehen, die sonst nicht hat zustande kommen können. Zur selben Zeit unterscheidet *Dieckert* (1973, 149 ff.) zwischen dem Streben nach Höchstleistungen beim Spitzensportler und der Suche nach Vergnügen, Freude und Spaß beim Freizeitsportler. Das freizeitsportliche Üben und Spielen, das Tun von etwas Nichtnotwendigem, etwas eigentlich Überflüssigem vollzieht sich hier als Sinn-erfüllung im Augenblick. Gegenüber dem Leistungssportler wird der Freizeitsportler seine Lebensweise nicht als Funktion für den Sport sehen, sondern wird umgekehrt den Sport als Funktion für sein Leben und damit auch zur Erweiterung seines Lebens gestalten.

Drei Jahrzehnte später sind es aber längst nicht mehr nur Spitzenathleten, die wöchentlich, gar täglich außeralltägliche, sportliche Leistungen vollbringen. Im Freizeitsport wird nun auch heute nicht so sehr um „den Sieg an sich“ gerungen, sondern um den „Sieg über sich“, bei dem man sich die persönliche (Best-)Leistung zweifelsfrei selbst zuschreiben kann. Das Erreichen einer persönlichen Bestzeit ist im Grunde nichts anderes als ein Sieg über sich selbst (vgl. Kuhlmann 2002, 264 u. Cachay/Thiel 2000, 136). Die oben angesprochenen Individualisierungstendenzen erstrecken sich nicht mehr nur darauf, sich über die individuelle Auswahl von Sportarten und deren jeweiligen Ausübungsmodus von anderen zu unterscheiden, sondern weitet sich aus zum Wunsch nach einer „Harmonie mit sich“, nach Zuneigung zu sich selbst, was *Gunter Gebauer* (1986 (a), 167/168) das „Ich-Begehren“ nennt. Das Ich-Begehren nimmt im Sport eine sinnliche Form an und erhält in den sozialen Situationen des Sporttreibens eine Gestalt. Im Sport gewinnt das Ich E-

xistenz durch reine Differenz gegenüber allen anderen Ichs, die in den Widerstandshandlungen erzwungen werden. Der Wettkampf macht die Ich-Konstitution von der Stärke des Widerstandes abhängig und alles wird zum Gegner, das dem Ich Widerstand leistet (vgl. Gebauer 2002, 101).

Im Handlungsfeld des Langlaufens kann diese Selbstfindungsproblematik einerseits verdrängt und andererseits bearbeitet werden (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 6). „Jeder Lauf ist ein bisschen Probe und Wagnis, Auseinandersetzung und Identitätsfindung, Versenkung und Erkenntnis, Kampf ebenso wie Genuss und Erfüllung. Je weiter die selbstgesetzten Ziele entfernt sind, desto intensiver erfolgt die Auseinandersetzung mit sich selbst, gerät gelegentlich in die Nähe der Meditation“ (Schulke 1989, 107/108). Der bewegte Körper des Läufers dient dazu, das Gefühl zu erlangen, mit sich selbst identisch zu sein; ein Gefühl allerdings, das nie ernsthaft realisiert wird, sondern lediglich eine Ahnung davon, die zur unaufhörlichen Aktion führt, ihrer dennoch habhaft zu werden. Das Lauferleben ist schlicht eine Suche nach Glück, dessen „Glückstreffer“ immer wieder zur Überprüfung anstehen. Der Laufbewegte ist als vergleichsweise laienhafte Ausgabe des modernen Hochleistungssportlers dennoch denselben Strukturen verhaftet, denn das Bestreben eines jeden Sportlers geht zum Überbieten einer bestehenden Marke. Doch auch die individuelle, private und im gesellschaftlichen Kontext noch so unbedeutende Bestleistung steht immer zur Disposition. So sammelt der Lauf-Bewegte endlos Objekte des „Glück-Habens“, die zu Bruchstücken einer rudimentären Identität zusammengesetzt werden und die in ständiger Gefährdung auf einem steinigen Lebensweg ausbalanciert werden müssen. Dieses Glück steht traurig und vereinsamt in der Welt. Statt „glücklich sein“ in einem tätigen Leben in sozialer Gemeinschaft lebt man von Lauf zu Lauf in einer Periode des „Glück-habens“ (vgl. Lutz 1989, 129 ff.).

Für Leistungssteigerungen im Sport muss Leiden in Kauf genommen werden. Zwar verschafft nicht das Leiden selbst Befriedigung, doch die Befriedigung kann nur durch Leiden erlangt werden. Und auch dieses Gefühl kennen nicht nur Leistungssportler, sondern auch Freizeit- und Breitensportler: Man glaubt kaum noch durch die Tür passen zu können, weil das Kreuz nach der Anstrengung so breit geworden ist. Daher interpretiert *Ursula Mihciyazgan* (1996, 93) den Sport als „Arbeit am Leidensleib“, bei dem Spaß aufs engste damit verknüpft ist, bis an die Grenze der eigenen Leistungsfähigkeit zu gehen:

Die Bilanz auch derer, die nicht siegen, kann nur deshalb so positiv ausfallen, weil die harte Arbeit am Körper selbst schon positiv bewertet wird. Vielleicht halten wir den Sport nur deshalb für so gut und gesundheitsfördernd, weil es dort gelingt, unseren Körper bis zur Schmerzgrenze zu bearbeiten. Das tut gut, vor allem der Psyche. Und daher können wir auch überzeugt sein, dass es auch dem Körper gut tut.

Beim Sporttreiben geschieht also mehr als Bewegung um der Bewegung willen, wenn wir im Sport die mehr oder weniger schmerzvolle Steigerung der körperlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten lustvoll betreiben, wenn wir uns kontrollieren und disziplinieren, um unseren Körper zu perfektionieren und dies dann auch noch mit Entspannung, Erholung und Gesundheit assoziieren.

Dem Sportler wird sein Körper erst fremd, wenn er sich als ein zunehmend verletzungsanfälliger Körper einer weiteren Leistungssteigerung in den Weg zu stellen beginnt (vgl. Stichweh 1995, 24). *Michael Günter* (2002, 306) weist auf empirische Befunde hin, wonach 5 bis 13 % der verletzten Athleten klinische Symptome wie eine Depression oder eine Drogenabhängigkeit entwickelt haben, wenn sie durch die Verlet-

zung an der Fortsetzung ihrer Karriere gehindert worden sind. Der Sport hat auch keinen Sinn für die Gebrechlichkeit des Körpers, für das Ende der Kräfte. An kranke Menschen stellt er die Anforderung, sich – z.B. für die „Weltspiele der Organtransplantierten“ – wieder „in Form“ zu bringen. An den alten Menschen sieht er nur die Reste ehemaliger Leistungsfähigkeit, die der Alterssport ausstellt wie Prunkstücke. An den Behinderten sieht er nur das Überkompensieren von Fähigkeiten am verbliebenen Restkörper und den Glanz der technischen Artefakte, die die fehlenden Stücke prothetisch übertrumpfen (vgl. Gebauer 2002, 202). Ebenso wird der Behinderte oder Kranke im Sport nicht geschont, sondern vielmehr wird er auf die Möglichkeiten verwiesen, die auch ihm der eigene Körper noch bietet. Als Gegenleistung erhält er vom Sport gewissermaßen die Erfahrung, dass er noch und wieder einen belastungsfähigen Körper besitzt. In diesem Sinne handelt sich immer dann um Sport, wenn die Kommunikation der erreichten körperlichen Leistungsfähigkeit der Sinn der sportlichen Handlung ist (vgl. Stichweh 1995, 17/18).

Der moderne Sportdiskurs gründet sich also wesentlich auf den Gedanken der Verbesserungsfähigkeit und damit auf die unbegrenzt fortsetzbare Konkurrenz zwischen Menschen. Doch auch wenn sich eine nach *Gebauer/Hortleder* (1986, 11) an ihren fundamentalen Ideologien unsicher gewordene Gesellschaft an die Texte der großen Wettkämpfe, in denen das Einmalige garantiert zu sein scheint, klammert, so hintertreibt der Sport dennoch das personale Anliegen auf Einzigartigkeit, weil er gerade durch das Konzept der Normalität wirkt (vgl. Alkemeyer 1995, 52). Mit seiner Standardisierung und Regelvorgaben entsteht eine Paradoxie der Individualität, nämlich Unvergleichlichkeit ausdrücken zu wollen, aber vor dem Hintergrund kollektiv wirkender Kulturprogramme nicht ausdrücken zu können. Einzigartigkeit kann daher in den einzelnen sportlichen Disziplinen nur simuliert werden, weil diese selbst darauf spezialisiert sind, Einzigartigkeit durch Standardisierung und Kollektivierung aufzuheben. Bewusste Individualisierungsbestrebungen im Sport verhindern jedoch das, was der Einzelne herzustellen versucht: Einzigartigkeit pur. Solche Bestrebungen führen unfreiwilligerweise, weil sie komparativ angelegt sind, zu spezifischen Formen der kollektiven Annektierung. Insofern profitiert der Sport von der Paradoxie der Einzigartigkeit und dem positionalen Charakter der Individualität, als dass sie die Motoren sind, mit deren Hilfe der Sport einen Großteil seiner sachlichen, sozialen und zeitlichen Variationen produziert (vgl. Bette 1999, 171 ff.).

Das überwältigende Glück, die eigene Person als einmalig zu erleben, wird im Sport nur einen Moment lang empfunden und gleitet rasch fort, weil das, worüber es sich konstituiert, die sportliche Leistung, flüchtig ist und kaum Bestand hat (vgl. Dieckert 1973, 150 u. Gebauer 1986 (a), 173). Das Begehren des Athleten richtet sich darauf, eine vor allen anderen ausgezeichnete Identität zu besitzen und wird als Differenz zu seiner jeweils gegenwärtigen Identität und zu den Identitäten der Konkurrenten aufgefasst. Doch bei dieser Struktur des Begehrens scheitert nicht in erster Linie der Erfolglose, sondern gerade auch der Erfolgreiche, da immer, wenn er meint, das Höchstmaß an Differenzen zwischen der vergangenen und gegenwärtigen eigenen Identität sowie zwischen sich selbst und den Konkurrenten hergestellt zu haben, hinter der erreichten Position im imaginären Leistungsraum neue Marken erscheinen (vgl. Gebauer 1986 (b), 225). Daher ist Sport auch kein folgenloses Spielen mit dem Körper mit einem Anfang oder Ende. Er ist vielmehr wie eine Spirale, in der ständig Leistungsgrenzen überwunden werden. Auch wenn der Athlet mit jeder großen Leistung von neuem Anlauf für die Besitzergreifung seiner selbst nimmt, kann das, was er erreicht hat, nie

mit seinen Wunschvorstellungen zur Deckung gebracht werden. Sein Ich ist mit der Zielerreichung nicht verwandelt worden und er ist nicht zu dem immens wertvollen Ich geworden, dass er die ganze Zeit begehrt hat. „Da ihm der wirkliche Besitz dessen, was er begehrt, bei jeder Zielverwirklichung entgleitet, antwortet er auf diese Situation mit dem Zwang, sich eine neue zu setzen“ (Gebauer 1986 (a), 183). Nach nicht für möglich gehaltenen Leistungen, die den eigenen Anstrengungen und dem eigenen Handeln zugeschrieben werden können und ein intensives Gefühl der Selbstbestätigung auslösen, wird im Sinne eines Aufschaukelungsprozesses der Leistungsanspruch anschließend noch höher geschraubt und überlegt, welche Herausforderung als Nächstes anstehen könnte, da eine Steigerung immer noch möglich scheint. Der Marathon wird zum Ultra-Marathon, der Triathlon zum „Iron-Man“. Der Aufschaukelungsprozess ist auch so zu deuten, dass man sich dabei im Laufe der Zeit immer riskanteren Situationen aussetzt, wobei die Risikosteigerung nicht auf der Erhöhung des individuellen Risikos beruht, sondern auf verbesserten Handlungsbedingungen, wie erhöhtem Fähigkeitsniveau oder verbesserter Materialentwicklung (vgl. Knobloch/Allmer/Schack 2000, 185).

Die meisten Spitzenathleten geben auf Befragung nach ihrer Motivation zum Leistungssport Selbstbestätigung und Ehrgeiz als zentrale Motive an. Sind diese Motive erst einmal als Lebensbestandteil akzeptiert, fällt es schwer, sich von ihnen zu lösen oder sie umzufunktionieren. Niederlagen werden einfach nicht hingenommen, da die Realitätsbezogenheit durch das Streben nach Erfolg verloren geht. Nur selten erkennt der Athlet früh genug den Zeitpunkt des Abtritts von der „Bühne Sport“. *Manfred Blödorn* (1973, 172/173) verweist dafür auf zwei Beispiele in der Sportgeschichte: Der legendäre finnische Langstreckenläufer *Paavo Nurmi* weicht vor dem Verlust seiner Schnelligkeit auf immer längere Laufstrecken aus; *Johnny Weißmüller* muss erkennen, dass die Tage seiner sportlichen Triumphe nicht „zurückzuzwingen“ sind und peitscht dann noch als Filmstar durch das Wasser. *Csikszentmihalyi/Jackson* (2000, 165) berichten von einer Triathletin, die über einen langen Zeitraum Weltmeisterin gewesen ist und das Gefühl innerer Leere beschreibt, das sie empfindet, als sie die absolute Spitze in ihrem Sport erreicht hat:

Du betrachtetest nie, niemals eine Leistung als außergewöhnlich. Du strengst dich an und denkst, na ja, das war ziemlich gut, aber alles nicht Ultimate ist eine Enttäuschung. Für mich gibt es immer irgendwo eine noch größere Herausforderung... Ich werde nie mit etwas, das ich im Sport anpacke, zufrieden sein... alles schlägt ins Gegenteil um. Da bereitet man sich Wochen, Monate auf einen Wettkampf vor, und alles nimmt dich so in Anspruch, ist so wichtig, und du denkst jede Sekunde an den Wettkampf und an die Gegnerinnen. Und dann ist es fast wie „na und?“, „war’s das?“

Ein weiteres, eindrucksvolles Beispiel liefert uns der ehemalige Ruderer *Philipp Schuller* (1993, 256 ff.), der seinen Abschied vom Leistungssport als „Tagebuch eines Entzuges“ beschreibt. Viele Jahre hat *Schuller* jede Niederlage dazu verwendet, sich für das nächste Mal stärker zu motivieren. Dieser Mechanismus stellt sich als endlos heraus, da es den perfekten Sieg nicht gibt. *Schuller* hat am Rudern immer genossen, dass er durch den Sport ein ganz bestimmtes Selbstbewusstsein erhalten hat. Er hat ihn auf vielfältige und widersprüchliche Weise definiert und hervorgehoben: als Gentleman, weil es kein Geld dafür gegeben hat, als unabhängig, weil er sich ganz auf seine eigene Leistung hat stützen können, und als stark, weil er sich mit der Beherrschung seines Körpers auch seiner zivilisierten, unkörperlichen Umwelt überlegen gefühlt

hat. Das viele Rudern hat seine angenehme Seite auch darin gehabt, dass er seine Freizeit nie hat planen müssen, da alles festgelegt gewesen ist. Und nicht zuletzt ist ihm der Sieg wichtig gewesen. Mit dem Rudern aufzuhören, ist für ihn gleichbedeutend damit gewesen, die Welt, die ihm Halt und Sinn gegeben hat, aufzugeben. Zwar hätte er fast jeden Tag die Trainingseinheit lieber ausfallen lassen, sich in seinen Sessel gesetzt und Zeitung gelesen. Das positive Gefühl nach dem Training hat für ihn nicht nur in der totalen körperlichen Erschöpfung gelegen, sondern ist mindestens so sehr eine psychologische Folge der Zufriedenheit nach erfüllter Pflicht gewesen. Sein Training ist immer auf ein Wettkampfziel ausgerichtet gewesen.

Nach Abschluss seiner letzten Saison ist alles anders: *Schuller* soll den Sport auf einmal nur noch wegen seiner selbst betreiben und an diesem Punkt angelangt, merkt er, wie wichtig ihm der Wettkampf und die auf ein langfristiges Ziel ausgelegte Disziplinierung gewesen sind. In Bezug auf seinen Trainings- und Wettkampfpartner stellt er fest, dass sie verlernt haben, einfach nur zu plaudern, ohne konkrete Aufgabe zu haben, ohne Pläne machen zu müssen. Mit Erreichen des Ziels ist ihre Partnerschaft zu Ende. Erst nach dem Abschied vom Wettkampfsport merkt er, dass seine Identifikation mit dem Sport ihn mehr geprägt hat, als irgendein anderes Bild, das er von sich selbst gemacht hat. „Scheinbar fand das Rudern nur in meiner Freizeit statt, tatsächlich aber war es meine Lebensaufgabe“ (ebd., 262). Die Identitätsfunktion des Sports ist für ihn so groß, dass das Rudern wie ein Spiegel des wirklichen Lebens geworden ist: „der beständige Wunsch einen Raum abzustecken, ihn zu besetzen und zu verteidigen, der Wunsch nach Rechtfertigung und Verewigung“ (ebd., 267). Nach dem Abschied vom Wettkampf versucht er, das Leben vielfältig zu erfahren. Doch als Freizeitsportler ist es für ihn, als sei er nur noch ein halber, ein weniger wertvoller Mensch. Die Angst vor diesem Sinnverlust hat er schon früher gemacht: die Erfahrung, dass eine Sache, auf die er sich lange vorbereitet hat, wie zum Beispiel ein Theaterstück, in dem Moment, wo er sie zu Ende bringt, unabhängig von ihrem Ausgang, nicht ein Erfolgserlebnis, sondern nur Sinnlosigkeit zurücklassen kann. Weiterhin schreibt *Schuller* (ebd., 268) von Sportlern, die sich vom Sog, jedes Jahr das vorangegangene ungeschehen zu machen, nie befreien können:

Jedes Jahr werden die Ziele neu gesteckt, zuerst höher, später dann niedriger. Aber ohne einem Ziel hinterherzueilen, ohne Suche geht es nicht. Auf diese Weise ist der Blick immer nach vorne gerichtet; ohne Verantwortung für die Vergangenheit. Die Furcht, durch das Aufhören ein abschließendes Urteil über den eigenen Wert zu eröffnen, sitzt uns Sportlern im Nacken.

Schließlich habe er im Sport viel gelernt, doch am leichtesten ist für *Schuller* die Erfahrung in ein neues Leben zu übertragen, dass der Wunsch, seine Existenz in dieser Welt zu rechtfertigen, ein endloser, siegloser Kampf gegen die eigenen Grenzen ist.

An diesen Beispielen wird deutlich, wie sehr gerade Sportler erfahren müssen, dass alles auch ohne sie weiterläuft, dass ihr Ich nicht bedeutsam ist und dass sie ihren Glauben an ihre Selbstverwirklichung, also die Suche nach einem Verhältnis, in dem das Ich bedeutsam ist, nur so lange aufrecht erhalten können, solange sie nicht mit ihrem Sport aufhören. Dies gilt aber längst nicht nur für den Leistungssport. In gleicher Weise ist die Leistung des Einzelnen, unabhängig von der Leistungsebene, auch für den Breiten- und Freizeit- oder Funsport ein bedeutsames Element des sportlichen Treibens. Die letzte Referenzgröße, an der sich

der Einzelne messen lassen muss – und hier nähern wir uns dem Wesen der „Selbstverwirklichung“ –, ist er selbst.

„Körper-Ich“

Extrembergsteigern („Extreme“) geht es fast ständig darum, nicht nur Macht über die Widrigkeiten der Natur und über die Qualen des gemarterten Leibes zu besitzen sondern Macht über die Angst angesichts des hautnahen Todes. Wo Macht offenkundig so existenziell notwendig sind, vermutet *Ulrich Aufmuth* (1988, 116) eine ganz gewaltige Angst, ein traumatisch tiefes Grauen von Gefühlszuständen der Schwäche und des Hilflosseins. Die Willensstärke bildet daher ein zentrales Moment des bergsteigerischen Selbstideals.

Aufmuth (ebd., 119) diagnostiziert zwei entgegengesetzte seelische Befindlichkeiten bei extremen Bergsteigern. Ein schmerzliches inneres Uneinssein und Aufgewühltsein, das dem alltäglichen Leben zugeordnet ist, und ein beglückendes Erlebnis innerer Ganzheit, das im Gebirge zustande kommt. Im Ringen am Berg fallen die Extremen in den elementaren Kern der Identität, das Körper-Ich, zurück, das in jeder seiner Facetten unvergleichlich machtvoll ist. „In der schwierigen Wand fühlen sich die Extremen ganz beieinander, aus einem Guss“ (ebd., 120). Die tief aus dem Körper heraus erlebte Harmonie des Handelns bewirkt die Harmonie des Ich. Das Ich ist dann für den Moment ausschließlich identisch mit dem Arbeiten des Körpers und der Sinne. Das reflektierende Ich, der Sitz der Zweifel und Disharmonie, hat solange nichts zu vermelden und verstummt im Feuerwerk der zusammenklingenden körperlichen Empfindungen und ist auch nachher noch überformt vom Nachhall des vitalen Ganzheitsempfindens.

Das unruhevolle Unterwegssein der leidenschaftlichen Alpinisten ist eine Art von „Hantieren gegen die Sinnlosigkeit“ (ebd., 122). Extrembergsteiger haben nicht Teil an den Sinnquellen des Alltags, sie besitzen aber in einem ganz besonderen Maße das, was man eine „Aufgabe“ nennt. Stützt sich die fraglose Sinn-gewissheit der – im psychologischen Sinn – gelungenen Identität gewöhnlich auf mehrere Bezugspunkte, so konzentriert sich das Sinnerleben bei vielen Extrembergsteigern in einer radikalen Einseitigkeit auf den Berg und wird somit zur Fixierung. Extrembergsteigen ist logische Bewegung auf ein eindeutiges Ziel hin, dem ein ganz urtümliches Sinnmoment innewohnt. Die großartige Erfahrung, ohne bewusst zu reflektieren, „richtig“ handeln zu können, rührt daher, dass sich die menschliche Existenz im schweren Anstieg zwischen drei ganz konkreten Koordinaten vollzieht: die Route, die äußeren Verhältnisse und das körperlich-seelisches Befinden. Die Todesnähe am Berg stiftet primären Sinn und ist deswegen ein wesentliches Moment der Identitätsgewissheit, die das extreme Bergsteigen zu geben vermag. Angesichts des Todes fragt man nicht mehr, wozu man lebt oder leben will. Weil jede gelungene Bewegung eine ungeheuerliche Bedeutung hat, gesellt sich hier zum Empfinden der Eindeutigkeit und Präsenz des Ich noch das Erlebnis einer riesigen Macht des einzelnen Ich. Weil sich der Extreme am Berg seines Einzel-Ichs vollkommen sicher sein kann, gelingt ihm dann bisweilen auch eine tiefe und angstfreie Öffnung zum Du, die sich auch in der Abhängigkeit von einem Partner ausdrücken kann (ebd., 126 ff.).

Das intensive Identitätserlebnis beim Extrembergsteigens ist aber kein vollständiges und blendet die im Bewusstsein aufgezeichnete persönliche Lebensgeschichte und damit auch Leidensgeschichte aus (ebd., 130). Die „Arbeit“ am Berg befreit zwar vorübergehend von Sinnproblemen, doch droht nach jedem Gipfel

ein neues Sinnvakuum, wenn nicht sogleich die Idee für den nächsten Gipfel geboren ist (ebd., 127). Daher kreist das Denken der Extremen in ähnlicher Einseitigkeit und Ausschließlichkeit um das Bergsteigen wie das Denken des Rauschmittelabhängigen um die Droge. Die Bergsteigerei ist für Extreme das sinngebende Prinzip des Daseins, in der gleichen Weise, wie für einen Süchtigen aller Lebenssinn und -zweck in der Droge verkörpert ist. Der Extreme tut alles, um zu seinem Rauschmittel zu gelangen. Extreme zeigen, wenn sie aus irgendwelchen Gründen von der Möglichkeit des Bergsteigens abgeschnitten sind, nicht selten schwere seelische Beeinträchtigungen bis hin zur offenen Depression. „Der wichtigste gemeinsame Nenner zwischen Sucht und extremer Bergleidenschaft ist die seelische Befindlichkeit des unbedingt Müssens, des unverzichtbaren Bedürfnisses“ (ebd., 105). Die Ich-Erlösung am Berg ist daher zwar sehr intensiv, doch nicht dauerhaft. Zum Teil beruht sie auf bloßer Bewusstseinsausschaltung, wodurch ein momentan schmerzfreies und kraftvolles Ich erlangt wird. „Darum erfordert das Bergerlebnis des Extrem-Alpinisten mit suchartiger Unerbittlichkeit die ständige Wiederholung“ (ebd., 205).

Ähnlich wie die Extrembergsteiger versuchen Segler ihren Lebensraum in einer Weise zu verändern, die ihre Identität und Kompetenz stärkt. An diesem anderen außeralltäglichen Beispiel macht *Jim Macbeth* (1991, 236 ff.) deutlich, dass Sport ein „kreatives Entkommen“ in Richtung auf persönliches Wachstum und Entfaltung ermöglicht. Segler suchen individuelle Autonomie und „inneres Wachstum“. Wer mit einem Boot für längere Zeit in See sticht, fordert damit ständiges Problemlösen heraus und damit auch das Gefühl, die Dinge selber steuern zu können. Kontrolle ist somit gleichermaßen im Segeln und extremen Bergsteigen, als Beispiele für „Alltagsflucht“, das zentrale Thema.

Sport und das Ideal der Jugend

Sport wird generell mit „Jugendlichkeit“ assoziiert, wenn er nicht sogar weitgehend identisch mit „Jugendlichkeit“ ist (vgl. Lütke 2001, 77). Seine Bezugsgruppen setzen sich auch überwiegend eher aus Jugendlichen zusammen und werden permanent „aufgefrischt“, in ähnlicher Weise wie dies bei anderen sozialen Gruppen geschieht, die eher mit „Jugendlichkeit“ assoziiert werden, wie etwa Popstars und Models (vgl. Miethling/Schirmer 1999, 6).

Jugendliche besitzen als „gesellschaftliche Neuankömmlinge“ außer ihrem Körper wenig Kapital, das sie ins „gesellschaftliche Spiel“ einbringen können (vgl. Brinkhoff/Ferchhoff 1990, 69). Wenn sie aber den Körper sicher und verlässlich handhaben, können Ohnmachtsgefühle in die Machtgefühle der situativen Kontrolle verwandelt werden (vgl. Becker 1998, 76). Gerade weil Jugendliche und junge Erwachsene im Sport leistungsfähiger sind als die Älteren und ihnen zeigen können, was diese nicht oder nicht mehr können, ist die in den neu aufkommenden Trendsportarten enthaltene Abgrenzung zu den Erwachsenen ein wichtiges Motiv. Je mehr die Erwachsenen zunächst die Köpfe über den „Kick des Besonderen“ schütteln, desto größer wird der Reiz (vgl. Günter 2002, 307).

Aber in dem Maße wie der Körper der letzte Besitz der Jugendlichen ist, der ihnen nicht weggenommen werden kann und mit dem sie beweisen können, dass sie existieren (vgl. Negt 1998, 118), zweifeln sie auch in ihrer Orientierung an Schönheitsidealen an ihrem Erscheinungsbild und sind zunehmend bereit, zur Erreichung des von ihnen angestrebten Erscheinungsbildes gesundheitsgefährdende Manipulatio-

nen an ihrem Körper vorzunehmen. Magersucht bei Mädchen oder Substanzmissbrauch zum schnellen Muskelaufbau bei Jungen sind nur einige Beispiele für diese Problematik (vgl. Thönneßen 2000, 4).

Wer sich selbst nicht mehr zu den Jugendlichen zählen kann, hat über den Sport zumindest die Chance einer Teilhabe am Zeichensystem „Jugendlichkeit“. Da im Sport das Ideal des tüchtigen und jugendlichen Körpers auf diese Weise auch von älteren Aktiven derart forciert wird, hat dies zur Folge, dass die Tendenz zur Abwertung und Ausgrenzung abweichender (nicht jugendlicher) Körper wächst (vgl. Alkemeyer 1995, 52). *Heinemann* (1998, 288) prophezeit, dass es immer mehr einen Freizeitsport für die Gruppe der „junggebliebenen Erwachsenen“ geben wird, für die bereits jetzt Sport zum selbstverständlichen Bestandteil der Lebensgestaltung geworden ist.

3. 2. 3 Sport als Suchtmittel

Dass jugendliche Sportvereinsmitglieder eher Sport treiben, um bei Problemen und Konflikten ihre schlechte Stimmung abzubauen, während sich Nichtvereinsmitglieder „mit irgendetwas“ belohnen (vgl. Locher 2001 (a), 41), weist zunächst nicht darauf hin, dass sportliche Tätigkeiten das Gleiche wie stoffliche Drogen zu leisten imstande sind. Doch der Lebensweg von *Andreas Niedrig* zeichnet eindrucksvoll den Wandel vom Elend des Heroinsüchtigen zur Lebensfreude des Ausdauerüchtigen nach und macht ihn zu einem Vorzeigethleten für die postmoderne Interpretation einer Sportsucht. *Jörg Schmitt-Kilian* (2000) – übrigens ein ehemaliger Drogenfahnder – schildert den Weg *Niedrigs* als einen vom „Looser“ zum „Winner“ und sieht darin den Beweis für die „Ironman-Pilosophie“: „Du kannst alles, du musst es nur wollen“ (ebd., 16). Man möchte auch *Niedrig* zustimmen, wenn er selbst zu Wort kommt („lieber lauf- als heroinsüchtig“), aber es drängt sich der Verdacht auf, dass sein „Nachholbedarf an Leben“ die gleiche rastlose Unruhe in sich trägt, als würde er der nächsten Dosis Rauschgift entgegenfiebern.

Ein Waldlauf mit seinem Vater bringt die entscheidende Wende in *Niedrigs* Leben. Da er starker Raucher ist und die Jahre vorher keinen Sport getrieben hat, schlägt ihm der Puls bis zum Hals, in seinem Körper „hämmt ein Presslufthammer“ und es vibriert in seinen Schläfen. Dieser Zustand ist ihm schon aus dem Drogenentzug bekannt, doch jetzt spürt er, dass nicht ein fremder „Stoff“ dieses Gefühl produziert, sondern sein eigener Körper: „Ich spüre wieder Leben in mir“ (ebd., 19). Das Interesse *Niedrigs* am Laufen steigt zunehmend, da er spürt, wie sich die körperliche Betätigung positiv auf seine seelische Verfassung auswirkt. Der vom Gift ausgemergelte Körper gewöhnt sich überraschend schnell an das Training: „fast so schnell, wie er sich damals an die Drogen gewöhnt hat“ (ebd., 27). *Niedrig* trainiert nur für sich und will seinem „vergeudeten Lebensabschnitt“ hinterher rennen oder das „Leben überholen“, um so seine Abhängigkeit hinter sich zu lassen. Wenn er davon spricht, im Laufen der Wirklichkeit die „Stirn zu bieten“, wird ihm auch bewusst, dass das etwas mit seinem Suchtverhalten zu tun hat, das sich in eine andere Richtung verlagert. Nach einiger Zeit intensiven Trainings fühlt er sich so stark, „wie es das Gift früher immer versprochen und nie gehalten hat“ (ebd., 35). Er steigt vom Laufen auf den Triathlon um, und wenn er beim

Radfahren an die Grenzen seiner körperlichen Leistungsfähigkeit kommt, genießt er das „Glück seiner Gegenwart“.

Nach kurzer Zeit hat *Niedrig* den Sprung in die Weltelite der Triathleten geschafft und bewegt sich im Rausch des Laufes und freut sich daran, dieses Glücksgefühl auch ohne Heroin oder einen anderen Stoff erleben zu dürfen. Dennoch bringt er seinen erstaunlichen sportlichen Leistungsanstieg innerhalb kurzer Zeit mit seiner Suchterkrankung in Zusammenhang (ebd., 41). Beim Verfolgungsdruck in Wettkampfsituationen entscheidet für ihn letztlich der Kopf den sportlichen Wettkampf, wie auch die Spritze des Heroinkonsumenten symbolisch im Kopf und nicht in der Armbeuge sitzt. Nach *Niedrigs* Beschreibung muss der „innere Schweinehund“ in Gedanken besiegt werden, damit der Körper macht, was der Kopf befiehlt (ebd., 75). Die Einsamkeit des Radfahrers in der Lavawüste beim Ironman auf Hawaii (3,8 km Schwimmen, 180 km Radfahren, 42,195 km Laufen nacheinander) vergleicht er mit der des Technofreaks, der unter Ecstasy allein in einer Menge tanzt. Dieser Wettkampf grenzt für *Niedrig* an Selbstquälerei, die er derart beim Entzug hatte nur selten erleiden müssen. Die „Spritze im Kopf“ funktioniert nicht mehr. Und auch sein Körper verweigert sich und nimmt keine Flüssigkeit mehr auf: „Das Wasser schießt direkt durch, fast wie beim Entzug“ (ebd., 126).

Der Mythos des „runners high“

Das Suchtpotential des Sports wird vor allem mit Blick auf die Ausdauersportarten, insbesondere das Laufen, analysiert, da auf allen Leistungsebenen immer längere Wettbewerbe extreme Anforderungen an die Leistungsfähigkeit stellen und häufig Verhaltensweisen auslösen, die von der sozialen Umwelt nur schwer nachvollziehbar sind. Nicht erst seitdem die Republik einen marathonlaufenden Außenminister hat, sind die sogenannten Extremsportarten zum verkulteten Vehikel einer körperbetonten Selbstdarstellung geworden. Diese Selbstdarstellung sieht *Aldo Legnaro* (2001, 127 ff.) ganz komplementär zu derjenigen, die Fixer aufbieten, da in beiden Fällen der Körper die ultimative Lustquelle bildet und das spontane Erleben auf diese Körperlichkeit und ihre Sensationen bezogen ist. Das Sein wird hier als Autismus des Ich ausgedrückt, das sich vor den Augen der anderen seiner Grenzen vergewissert. Im Marathonlauf ist der Rausch konfektioniert für Tausende Vereinzelte, die mit sich und ihrem Körper um das Durchhalten kämpfen. Im Gegensatz zur hässlichen Einsamkeit des Fixers mit seiner Spritze, hat die Einsamkeit des Langstreckenläufers mit sich selbst einen hinreichenden Optimismus von Selbstformung, die dem Publikum ein Ansporn der Individualisierung ist. Man läuft und läuft, um zu zeigen, das man fähig ist, an seine Grenzen zu gehen. Dabei geht es offenbar immer um Grenzen des Erfahrbaren, um die Vergewisserung der eigenen Lebendigkeit und Unverwechselbarkeit, um einen neuen Absatzmarkt des Ich und seiner Darstellung.

Auch der aus dem Bereich des nicht organisierten Freizeitsports von *Hollmann/Strüder* (1995; vgl. Knobloch/Allmer/Schack 2000, 182) geschilderte Fall eines offensichtlich laufsüchtigen jungen Mannes zeigt, wie Grenzen überschritten werden. Auf Grund eines „wunderbaren Gefühls“ nach seinen ersten Läufen läuft dieser immer häufiger und immer länger, um sich dieses Gefühl zu erhalten. Dass das Laufen zu seinem wesentlichen Lebensinhalt geworden ist, wird klar, als er seine Aktivitäten auch dann noch fortsetzt, als be-

reits schwere Schäden an seinen Füßen auftreten und so die positiven Erlebnisse mit einer massiven Selbstschädigung erkaufte werden.

Als Mediatoren für ausdauerbezogene Suchtphänomene werden z.T. rauschartige Erlebnisse angesehen, von denen Sportler nach der Ausdauerbelastung berichten. So beschreiben Ausdauersportler Gefühle der Schwerelosigkeit, des ungebrochenen Glaubens an die eigene Kraft u.ä.. Diese Zustände, die als *runners high* bezeichnet werden, werden als Folge einer Ausdauerbelastung und dadurch angeregter Ausschüttung körpereigener Opiate (Endorphine) analysiert. Doch erstaunlicherweise treten auch bei extremen Ausdauerbelastungen (1000 km Ultramarathon) keine verstärkten Endorphinausschüttungen auf. Da das *runners high* auch häufiger im Wettkampf als im Training und dort stärker in Zielnähe als im Wettkampfverlauf und oft erst nach dem Wettkampf auftritt, weist alles darauf hin, dass Kognitionen (Bewertung des Handlungsergebnisses) bzw. motivationalen und emotionalen Prozessen eine besondere Bedeutung zukommt. Laufsucht lässt sich dann auch nicht mehr physiologisch begründen, da hormonelle Prozesse zur Erklärung weitgehend ausscheiden (vgl. Knobloch/Allmer/Schack 2000, 190/191).

Knobloch/Allmer/Schack (ebd., 192 ff.) unterscheiden weiter zwischen (positiver) Bindung an den Ausdauersport und (negativer) Ausdauersucht. Die *Ausdauerbindung* ist dadurch gekennzeichnet, dass das Motiv zum wiederholten Training zwar ein wichtiges, aber nicht das zentrale Motiv im Leben des Sportlers ist. Ein angemessenen betriebener Ausdauersport verlangt regelmäßiges Training und damit automatisch eine gewisse Verbundenheit mit dem Training und der Sportart. Hierbei stehen sportimmanente Ziele im Vordergrund (Leistungsverbesserung durch systematisches Training) und nicht ein damit im Zusammenhang stehendes Flash- oder Higherleben. Es geht Ausdauersportlern vielmehr um einen Zustand des optimal geordneten Bewusstseins und der individuellen Spitzenmotivation (*flow*-Zustand, vgl. unten). Erfolgreiche Ausdauersportler befinden sich offensichtlich über einen längeren Zeitraum hinweg in einem solchen Kontrollzustand und sind stark motiviert, einen solchen Zustand wieder zu erreichen. Sie versuchen während des Wettkampfes nicht in einen Zustand des *runners high* zu kommen, da dieser nämlich zu einem überhöhten Tempo führen und zuviel Kraft kosten würde. Weil eine gewisse Sensibilität für die Körperfunktionen nötig ist, um die Erlebniszustände steuern zu können, haben nur sehr gut trainierte Ausdauersportler mit Wettkampfbambitionen diese Fähigkeit zur Selbstkontrolle. Nicht wettkampforientierte Läufer können leicht in den *runners high* „abgleiten“.

Im Gegensatz dazu zeichnet sich die *Ausdauersucht* dadurch aus, dass das Motiv, Ausdauersport zu treiben, zum zentralen Motiv mit Fixierungscharakter geworden ist. Das Hauptziel des Ausdauer-süchtigen ist dabei, „sich gut zu fühlen“. Hinzu treten negativ getönte Motive wie das Vermeiden von Entzugssymptomen und der Erledigungszwang. Es werden immer größere Beanspruchungsmengen benötigt und toleriert und es treten starke (psychophysiologische) Entzugserscheinungen auf, wenn der Ausdauersport nicht betrieben werden kann. Die Missachtung körperlicher Signale der Überlastung führt in der Folge zu körperlicher Schädigung, Missachtung von Verletzung und u.U. zu Lebensgefahr. Auf die Dauer besteht die Gefahr des sozialen Verfalls (Zerrüttung der Ehe, defizitäres Wahrnehmen von Verantwortung). Generelle Tendenz ist, dass das sportbezogene Verhalten die Person kontrolliert, nicht aber umgekehrt.

Optimales Erleben: „flow“

Im Alltagsleben stehen Fähigkeiten und Anforderungen selten im Gleichgewicht. Entweder es gibt zuviel zu tun, was uns in Sorge oder Angst versetzt, oder es gibt scheinbar nichts zu tun, was Langeweile aufkommen lässt. Was uns Menschen trotzdem im Gang hält, ist das Erlebnis, jenseits von Angst und von Langeweile zu agieren. Dies hat *Mihaly Csikszentmihalyi* (1985) als das *flow*-Erlebnis beschrieben. Im Zustand des *flow* folgt Handlung auf Handlung, ohne dass ein bewusstes Eingreifen von Seiten der Handlenden erforderlich scheint. Dieser erlebt den Prozess als einheitliches „Fließen“ von einem Augenblick zum nächsten, wobei er das Handeln beherrscht und kaum eine Trennung zwischen sich und der Umwelt verspürt. *Flow* ist daher ein psychologischer Zustand, der auf konkretem Feedback beruht und insofern als Verstärkung wirkt, als er in Abwesenheit anderer Belohnungen das Verhalten aufrechterhält. „Menschen geben sich einem Erlebnis um des Zustandes selbst willen hin, nicht wegen der damit verbundener äußerer Belohnungen“ (ebd., 59). Nach der Einschätzung von *Csikszentmihalyi/Jackson* (2000, 12/13) gibt es nur wenige Aktivitäten, die sich so gut wie Sport dazu eignen, *flow* auszulösen, da er uns im Gegensatz zu den meisten Dingen, die uns im Alltag widerfahren, einen Zustand des Seins bieten kann, der so erfüllend ist, dass dies allein Grund genug ist, sich sportlich zu betätigen.

Deutlichstes Anzeichen von *flow* ist das Verschmelzen von Handlung und Bewusstsein, wodurch eine Zentrierung der Aufmerksamkeit auf ein beschränktes Stimulansfeld erfolgt, das von Störungen möglichst frei zu halten ist (vgl. *Csikszentmihalyi* 1985, 61). *Flow* ist das Ergebnis des reinen „Aufgehens“ in der Tätigkeit, bei dem Gedanken über Resultate keine Rolle spielen. *Csikszentmihalyi* (ebd., 67) beschreibt das *flow*-Erleben als „Verlust des Bewusstseins seiner selbst“. Es werden keine Verhandlungen zwischen eigenen Bedürfnissen und sozialen Erwartungen vorausgesetzt und so geht die vermittelnde Größe, welche wir zwischen Stimulus und Reaktion einzuschieben lernen, verloren.

Wenn die Aufmerksamkeit so ausschließlich auf die sportliche Aufgabe gerichtet ist, dass man nichts um sich herum wahrnimmt, empfinden Athleten im *flow*-Zustand ihre Bewegungen als mühelos und spontan. Diese positiven Gefühle versetzen den Sportler oft in einen Zustand des Glücks und die Erinnerung daran kann eine Quelle der Motivation sein, in diesen optimalen Zustand zurückzukehren. „Wenn sich Sportler daran erinnern, wie es ist, sich im Zustand von *Flow* zu befinden, berichten sie, das Gefühl gehabt zu haben, nichts falsch machen zu können“ (*Csikszentmihalyi/Jackson* 2000, 34). Alles scheint zusammenzupassen und wenn wir uns an dieses Gefühl erinnern, wird es zum Maßstab dafür, wie das Leben immer sein sollte (ebd., 154). *Flow* befreit den Menschen von Unsicherheit und Selbstzweifeln, weil einfach nicht genug Aufmerksamkeit übrig bleibt, um sich um all die Dinge zu sorgen, die uns im Alltag oft keine Ruhe lassen (ebd., 35).

Bei *flow*-Aktivitäten handelt es sich um solche, die im Verhältnis zu den Fähigkeiten einer Person optimale Herausforderungen bieten. *Flow* wird in einem Gleichgewicht zwischen Handlungsmöglichkeiten einerseits und Fähigkeiten andererseits erlebt. Übersteigen dagegen unsere Fähigkeiten die vorhandenen Anwendungsmöglichkeiten, ergibt sich Langeweile (vgl. *Csikszentmihalyi* 1985, 76). Eine wesentliche Voraussetzung, um *flow* erleben zu können, besteht daher darin, ein positives Verhältnis zwischen der Einschätzung der Größe der Herausforderung und der Beurteilung des eigenen Könnens zu schaffen (*HK-Balance*).

Erst die subjektive Wahrnehmung ermöglicht *flow*. Daher sind es weniger die objektiven Herausforderungen und Fertigkeiten, die die Intensität des Erlebnisses bestimmen, sondern die individuelle Einschätzung, sie zu bewältigen (vgl. Csikszentmihalyi/Jackson 2000, 15 ff.). Auch wenn wir nach dem Konzept der HK-Balance auf jedem entsprechenden Leistungsniveau *flow* erleben können, steigt die HK-Balance aber konstant an. Um *flow* also stets aufs Neue erleben zu können, müssen ständig die Fähigkeiten verbessert und neue Herausforderungen gesucht werden. Allerdings sind für die HK-Balance nicht die tatsächlich vorhandenen Fähigkeiten entscheidend, sondern wie jemand seine Fertigkeiten in Relation zu den anstehenden Herausforderungen wahrnimmt oder beurteilt. Die HK-Balance kann hergestellt werden, indem man entweder die Herausforderung so definiert, dass sie überwindbar erscheint, oder indem man sein Selbstvertrauen so stärkt, dass man sich der Herausforderung gewachsen fühlt (ebd., 132).

Das Gefühl der Kontrolle im *flow* stellt sich für gewöhnlich unterhalb der Wahrnehmungsschwelle ein. Erst wenn man aufhört, sich um Kontrolle zu bemühen, nähert man sich dem *flow*, denn diese Haltung signalisiert, dass man völlig in der Aufgabe vertieft und überzeugt ist, dass es unwichtig ist, ob man die Kontrolle behält oder verliert. „Deshalb kann es paradoxerweise zu mehr Kontrolle führen, wenn wir den Versuch aufgeben, Kontrolle zu erlangen“ (ebd., 132). *Flow* kann daher auch nicht willentlich herbeigeführt werden, und jeder dahingehende Versuch macht diesen besonderen Zustand nur noch schwerer erreichbar. Was man notwendigerweise tun kann, ist alle hindernden Umstände zu beseitigen und so günstige Bedingungen zu schaffen (ebd., 140).

Im *flow* gibt es kein „auffälliges“ oder als „abweichend“ empfundenen Verhalten, da die bewusste Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft entfällt. Die Handlung ist persönlich befriedigend und sozial angepasst und die Aufmerksamkeit ist ganz auf die Gegenwart gerichtet (vgl. Mitchell 1991, 72). Wichtige Elemente des *flow* sind daher widerspruchsfreie Handlungsanforderungen, die es erlauben, die eigene Identität mit allen damit verbundenen Problemen vorübergehend zu vergessen (vgl. Csikszentmihalyi 1985, 74). Da wir im Alltag aber nur selten das Gefühl haben, dass unser Handeln ganz unserer Kontrolle unterliegt, besteht eine der angenehmsten Begleiterscheinungen des Sports darin, dass er uns überwiegend vor dem Chaos des Alltags schützt. Im Sport können wir uns ganz auf eine Tätigkeit konzentrieren, die weitgehend unserer Kontrolle unterliegt. Die Möglichkeiten dessen, was passieren kann, sind beschränkt (vgl. Csikszentmihalyi/Jackson 2000, 128).

Eine spezifische Gefahr intensiver *flow*-Erlebnisse zeigt sich erst im Kontrast zum Alltagsleben: „Das Erlebnis kann so viel Freude bereiten, dass man davon abhängig wird“ (Csikszentmihalyi 1985, 178). Eine mit reichem *flow* verbundene Aktivität liefert eine Perspektive, aus der heraus die Beteiligten das Alltagsleben beurteilen und Kraft zu sozialem Wandel schöpfen. Die einfache Schönheit der Welt tiefen *flows* kann aber auch so verführerisch sein, dass man sich in die abgeschlossene Welt der betreffenden Aktivität zurückzieht. Dabei geht allerdings das konstruktive Potential des *flow*-Erlebens verloren. Die entsprechende Tätigkeit bereitet zwar noch immer Freude, aber sie wird zu einem rigiden, isolierenden System ohne Integrationspotential. Dieser Sucht-Aspekt des *flow*-Erlebnisses zeigt, dass die zerbrechliche dialektische Spannung zwischen dem *flow*-Bereich und dem Rest der persönlichen Erfahrungen unabdingbar ist, „wenn das erste das zweite bereichern soll“ (ebd., 179). Das *flow*-Erlebnis rückt näher an eine psychische Abhängigkeit,

je mehr das Wohlbefinden in der geordneten Struktur von der Person Besitz ergreift und gleichzeitig die Bereitschaft, sich den Risiken und Unwegbarkeiten des Alltags zu stellen, immer geringer wird. Ist das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten als auch das Wissen um die Unabhängigkeit des Gefühlsleben von äußeren Faktoren durch *flow* so gestärkt, dass der Wunsch nach Kontrolle über die eigene Befindlichkeit überhand nimmt, ist man schließlich nicht mehr bereit, sich den Widrigkeiten des nicht gleichermaßen zu kontrollierenden Alltags auszusetzen (vgl. Semmler 1994, 127).

Der „Kick“: Extrem- und Risikosport

Wenn sich der Körper bemerkbar macht, wenn nach sportlicher Anstrengung der Puls rast, das Herz „bis zum Halse“ klopft, der Atem keucht und Seitenstiche bohren, konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf den Körper und seine Signale, fühlt sich der moderne Mensch ganz bei sich, fühlt sich mit sich und seiner Umwelt in Einklang.
Stephanie Handschuh-Heiß; Von Muskelspielen und Titanenkämpfen

In jüngster Vergangenheit ist ein neuer Typ von Sportarten entstanden, bei denen sich Menschen in Extremsituationen begeben, die aufgrund des hohen Spannungs- und Erregungszustandes, den sie hervorrufen, nahezu zwangsläufig die Ausschüttung körpereigener Stimulanzien nach sich ziehen (vgl. Müller-Schneider 2000, 26). Diese Sportarten werden deshalb zunehmend ausgeübt, weil sie riskant und Teil einer lustvollen Suche nach Risiko und Abenteuer sind (vgl. Wopp 2002 (a), 50). Menschen laufen über glühende Kohlen („Feuerlaufen“) oder klettern aus fahrenden S-Bahn-Zügen, um dort Graffiti anzubringen („S-Bahn-Surfen“). Sie stürzen sich an Gummiseilen von hohen Türmen oder Brücken („Bungeejumping“), begeben sich auf riskante Bergtouren („Freeclimbing“) oder unternehmen waghalsige Auto- und Motorradrennen („Joy-riding“). Sie rasen auf Skiern steile Geröllhalden hinunter („Trash-skiing“) oder versuchen mit einem Schlauchboot Wildwasser zu bezwingen („Rafting“) (vgl. Gross 2002, 218). Noch nie gab es so viele Reizsucher wie heute. Werner Gross (ebd., 217) und Gunter Pilz (1993, 61) vermuten, dass das Leben vieler, gerade junger Menschen heute so reiz- und abenteuerarm ist, dass sie diesen Kitzel brauchen, um sich selbst intensiv spüren zu können. Die vielen jungen Leute, die sich den *Fun-Sportarten* verschrieben haben, wollen genau wie die Cracks der Extremsportszene dem grauen Alltag entkommen, über sich selbst bestimmen, freiwillig etwas tun, vor allem ihren Körper spüren, Gefahren und Schwierigkeiten meistern, ihre Angst überwinden, Spaß haben. Sie fangen bescheiden an und benutzen die Fun-Sportarten als Trainingsmethode. Sie träumen „von der großen Magie“ der körperlichen Omnipotenz, vom kühnen Abenteuer, vom Glück der Einsamkeit und Freiheit des Nur-auf-sich-selbst-gestellt- und für-sich-selbst-verantwortlich-Seins (vgl. Hartmann 1996, 78). Selbstinduzierte Gefühle der Angst und Existenzbedrohung durch das Aufsuchen bestimmter Sport- und Abenteuersituationen ermöglichen ein Handeln, das die Taubheit der Sinne kompensiert (vgl. Bette 1999, 165). Gerade Sporttouristen suchen Abenteuer, Spannung und extreme Belastungen. Dabei besteht jedoch die besondere Gefahr, dass viele den Anforderungen von River-Rafting, Free-Climbing oder Wüsten-Ralleys nicht gewachsen sind, die dabei zumeist unhinterfragt einem als offen verstandenen Sporttourismus zugeordnet werden (vgl. Trosien 2002, 165).

In Extremsportarten treten typischerweise Situationen auf, welche bei Störungen und Fehlern unmittelbar das Risiko einer erheblichen Verletzung beinhalten (vgl. Bartl 2000, 209). Auch wenn sich von den

Fun-Sportarten fließende Übergänge zu lebensgefährlichen „Freizeitvergnügen“ ergeben (vgl. Hartmann 1996, 73), sind die Risikosucher aber weniger „Selbstmord-Kandidaten“ als klar kalkulierende Risiko-Abschätzer. Es geht bei diesen selbstgewählten Angstsituationen fast immer darum, das Risiko in den Griff zu bekommen (vgl. Gross 2002, 218). Wagnissituationen im Sport werden dementsprechend nur dann aufgesucht, wenn die Ereignisse und Handlungsanforderungen kontrollierbar scheinen und wenn Momente der Angst und Bedrohung als stimulierend und lustvoll eingeschätzt und erlebt werden. Im Extrem- und Risikosport geht es daher um eine „Grenzsuche“, in deren Verlauf sowohl die eigene Leistungsgrenze als auch die Risikogrenze ausgetestet werden. Bedeutsame Anreize ergeben sich hier aus Kontrollerfahrungen und Erfahrungen der Selbstwirksamkeit. Eine weitere Anreizkomponente beinhaltet besondere Eindrucksempfindungen, wie z.B. das Gefühl der Schwerelosigkeit oder Trance- und Rauschzustände (vgl. Neumann 2002, 239).

Kennzeichnend für den Extremsport ist der psychische „Kick“ im Sinne einer Angstüberwindung, was nach *Bartl* (2000, 212) tiefenpsychologisch wohl der bedeutendste Hinweis für das Verständnis dieser stoffungebundenen Suchtform ist. Offensichtlich bieten Extremsportarten die Möglichkeit zur Re-Inszenierung von noch nicht bewältigten und vielleicht auch konkreten Ängsten mit dem unbewussten Ziel der Bewältigung selbiger. Es kann nach dem derzeitigen Stand der Forschung davon ausgegangen werden, dass dieser „Kick“ psychische und nicht physische Ursachen hat (vgl. *Bartl* 2000, 216 u. *Hartmann* 1996, 83). Nach den Berichten der Extremsituation-Sucher entstehen Gefühle „grenzenloser Freiheit“, Erlebnisse von „höherem Bewusstsein“ und „atemberaubende Glücksgefühle“, während der Körper auf Hochtouren läuft und man sich bis nahe an die Bewusstlosigkeit unter Kontrolle hat (vgl. *Gross* 2000 (b), 121). Bei Extremsportarten wird der eigene Körper zur ultimativen Lustquelle und zum Austragungsort individueller Einzigartigkeit (vgl. *Schmidt-Semisch* 2001, 137).

Das handlungsleitende Merkmal „aktiv“ ausgeübter Extrem- und Risikosportarten ist, kalkulierbare Risiken einzugehen, wobei die körperliche Unversehrtheit in direkter Abhängigkeit zur eigenen Handlungskompetenz gestellt werden kann. Extrem- und Risikosportler wollen sich vergewissern, wo die eigenen Grenzen der Anstrengungsbereitschaft liegen, und sind auf der Suche nach dem Ausmaß aushaltbarer Entbehrungen und Strapazen. Sie wollen etwas Außergewöhnliches, Nichtalltägliches und Noch-nicht-Dagewesenes vollbringen und mehr leisten als andere. Diese „Grenzsuche“ verlangt ein hohes Maß an Anstrengungsbereitschaft, um die sich stellenden Schwierigkeiten zu meistern und die auf sich zu nehmenden Unannehmlichkeiten zu ertragen. Das Austesten der Selbstkontrolle wird durch die Möglichkeit dokumentiert, Herausforderungssituationen selbst wählen zu können, den Weg selbst zu bestimmen und Gefahrensituationen alleine zu bewältigen. Diese fähigkeitsbezogene Grenzsuche soll dem Einzelnen Klarheit darüber verschaffen, was er tatsächlich leisten kann. Die Bindung an Extrem- und Risikosportarten bietet daher dem Einzelnen die Möglichkeit, sich in einem überschaubaren und selbstgewählten Handlungsfeld in seiner Individualität zu erfahren (vgl. *Knobloch/Allmer/Schack* 2000, 183/184).

Die für Extrem- und Risikosportarten typische Intention, in extremen und riskanten Aktionen nicht alltägliche Erlebnisse zu suchen, wird aber nicht entgültig aufgehoben, wenn die Erfahrung außergewöhnlicher Erlebnisse und erlebnisintensiver Augenblicke gemacht worden sind. Es entsteht vielmehr ein starkes Bedürfnis, Situationen immer wieder aufzusuchen, die als besonders lustvoll und anregend erfahren worden

sind, da es beim Erlebnisbedürfnis keinen Sättigungsgrad gibt. Ist es wiederholt zu der positiven Erfahrung gekommen, Risikosituationen durch eigene Fähigkeiten kontrolliert zu haben, kann dies dann auch zur Steigerung des Risikowunsches führen. Diese Erlebnisse stellen positive Effekte dar, die mit dem erreichten Handlungsergebnis verknüpft sind. Für Extrem- und Risikosportler, die auf ständiger Suche nach neuen Zielen sind, ist das ursprünglich Außergewöhnliche zum Normalen geworden, das nicht mehr genügt. Die sich mehr oder weniger ungebremst entwickelnde Anspruchs- und Risikospirale ist ein Zeichen dafür, dass es nicht gelingt, das erreichte Niveau zu halten und daraus Befriedigung zu beziehen. Extrem- und Risikosportler berichten auch vielfach von einer notwendigen Dosissteigerung, um sich ein außergewöhnliches Gefühl bei ihrer Aktivität zu erhalten. Die Folgen einer fortschreitenden Steigerung der Erlebnisdosis sind flüchtige, auf den Moment bezogene Erlebnisse, denen die Erlebnistiefe fehlt und die zur Abstumpfung der Erlebnisfähigkeit führen. Erlebnisse werden dann nicht mehr genussvoll aufgenommen, sondern gierig „verschlungen“. Der erlebnishungrige Sportler verliert zunehmend die willentliche Verhaltenskontrolle und versucht mehr oder wenig zwanghaft, das Erlebnisbedürfnis zu befriedigen. Der Übergang von „normalen“ zu solchen „süchtigen“ Ausformungen ist, wie es für alle anderen Verhaltensweisen auch gilt, fließend (ebd., 186 ff.).

Wem der „aktive“ Extremsport zu anstrengend und zu voraussetzungsreich scheint, der kann sich immer noch beim Bungee-Springen, Paragliding oder House-Running mit dem suggerierten Einsatz seines Lebens seinen „Kick“ holen (vgl. Neumann 2002, 241). *Gregor Bartl* (2000, 211) geht in seiner Analyse dann auch mehr auf solche Extremsportarten ein, bei denen nahezu keine für den Prozess notwendige Energie durch körperliche Leitung beigesteuert wird. Extremsport dieser Art weist zum überwiegenden Teil Konsumcharakter auf, da zum größten Teil Fremdenergie verwendet wird. Darin vermutet *Bartl* (ebd.) eine Parallele zu stofflichen Drogen: Wie bei einer stofflichen Droge wird bei der Extremsportausübung weit mehr konsumiert als aktiv produziert, um die bewusst oder unbewusst angestrebte Bedürfnisbefriedigung zu erreichen. „Passive“ Extremsportarten verlangen kein lange ausdauerndes, körperliches Training und damit auch keinen Aufschub von Belohnung.

Bartl (ebd., 216/217) interpretiert die steigende Anzahl extremsportlicher Ausübung als eine extravagante Form des Konsumierens, die das Ziel hat, das Selbstwertgefühl zu steigern. Identität wird hier durch den Konsum extravaganter Sportarten ersetzt und damit sollen tiefe Selbstzweifel kompensiert werden. Da aber das tiefliegende Gefühl von Minderwertigkeit, Unzulänglichkeit und Unzufriedenheit auch durch eine Droge nur kurzzeitig betäubt werden kann, entsteht der zwanghafte Wunsch nach Erhöhung der Dosis. Wahrgenommene Schwächen sind für die nicht gefestigte Identität bedrohlich und die Ausübung von Extremsport bietet eine scheinbare und vorübergehende Minderung der Identitätsstörung und wird somit zum Suchtverhalten. „Für Suchtverhalten typisch wird aber bloß auf der Symptomebene agiert, die tieferliegenden Ursachen bleiben unbehandelt“ (ebd., 218). Zusammengefasst lässt sich sagen, dass die theoretischen und empirischen Befunde von *Bartl* (ebd., 220/221) ein außergewöhnlich starkes Verlangen von Extremsportlern nach einem „Irgendetwas-spüren-Wollen“ nachweisen können. Ein bewusster Leidensdruck besteht eher nicht (ebd., 224). Doch spätestens wenn sich die Bungee-Springer zu Vereinen zusammenschließen oder ihre vormals hochindividualisierten Aktionen auf Jahrmärkten zum Jedermann-Amusement angeboten

werden, reicht es nicht mehr aus, mit Fallschirmen aus Flugzeugen abzuspringen oder sich an Gummiseilen von Brücken in die Tiefe zu stürzen, um Individualität zu beweisen (vgl. Bette 1999, 173).

Alles, was mit Geschwindigkeit, Beschleunigung und Rekorden, mit Beweglichkeit, Flexibilität und Geschicklichkeit beim Überwinden von Hindernissen zu tun hat fügt sich in den modernen Extremsport ein. Der Extremsport und seine jugendliche „Trainingsvariante“, der Fun-Sport, sind zugleich Initiationsriten für die Jugend und Vergewisserungsrituale für verunsicherte Erwachsene (vgl. Hartmann 1996, 80), die von der Werbeindustrie für die Vermarktung von Produkten eingesetzt werden und dadurch wiederum suggerieren, dass die z.T. extremen sportlichen Herausforderungen für jedermann offen stehen (vgl. Neumann 2002, 240).

„Events“: Freizeitsport in der Erlebnisgesellschaft

Insbesondere am Beispiel der Extrem- und Risikosportarten bewahrheitet sich *Schulzes* These, der postmoderne Mensch würde sich statt auf äußeren Erfolg mehr auf sein inneres psycho-physisches Erleben konzentrieren (vgl. Alkemeyer 1995, 58 u. Kolb 2002, 280). Sport ist auf der Suche nach Glück Teil des Erlebnisprojekts „Leben“. Schließlich ist die häufigste Antwort, insbesondere von Jugendlichen, auf die Frage, warum man Sport treibe: „weil es Spaß macht“. Und „Spaß ist, wenn man Spaß hat“ lauten zusammenfassend die Äußerungen Jugendlicher zum Thema Spaß beim Sporttreiben (vgl. Dieckert 2002, 229 ff.).

Die Sportorganisationen haben sich heute längst den vermeintlichen oder tatsächlichen Bedürfnissen und Interessen der Massen- und Konsumgesellschaft angepasst (vgl. Joch 1983, 203). Zwei Formen der Teilnahme am Sport sind dabei besonders für die Freizeitorientierung von Bedeutung. Der als Spektakel, Show und Sensation inszenierte Passivsport, der breiten Bevölkerungsschichten via Massenkommunikation abrufbar ins Haus steht, und das sportliche Tun in Verbindung mit „spaßwertigen“, geselligen, konsumtiven, familiären – kurz: diffusen – Verhaltensweisen zu Formen sportlichen Spiels oder spielerisch unterhaltenden Sports, die den Erholungs- und Unterhaltungsansprüchen untergeordnet sind (vgl. Lüdtkke 2001, 61). Sport ist heute nicht nur zu einem wichtigen Teil des Showbusiness geworden (vgl. Postman 1988, 154), sondern eine ganze Industrie lebt vom Konsum von Freizeitgütern, die dem Sport zuzuordnen sind, und weckt zugleich immer neue Bedürfnisse durch geschickte Produktdifferenzierung und Marketing. Dass dann Konsumgütermarkt und Massenmedien die Hauptträger der Sozialisierung von Sport sind, liegt auf der Hand. „Denn Kommerzialisierung als Verkäuflichkeit von Teilnahme an sportlichen Ereignissen sowie von Sportausrüstungen in Massenmedien bzw. Massenproduktion andererseits sind die Hauptverbreiter von Populärkultur“ (Lüdtkke 2001, 80).

Da die Sportler den Gebrauchswert einer Ware (in der Regel) erst nach dem Kauf realisieren können, müssen sie ihn bereits vor dem Kauf antizipieren. In diesem Antizipationsprozess, der allgemeine Gebrauchswertkenntnisse voraussetzt, schaltet sich die Sportartikelindustrie mit dem Mittel der Warenästhetik ein und versucht den Kauf ihrer Waren durch ein „ästhetisches Gebrauchswertversprechen“ auszulösen. Dem potentiellen Käufer wird also ein Gebrauchswert der Ware versprochen, der ihr real nicht zukommt. Auf diese Weise versucht die Sportartikelindustrie zu bewirken, dass sich die Sportler von der Ware einen übertriebenen Gebrauchswert versprechen. Durch ästhetische Innovation bzw. Veraltung kommt es dann zu Veränderungen der Bedürfnisse der Sportler (vgl. Ramme 1988, 90 ff.).

Der kommerzielle Kreislauf des Sports endet aber nicht bei der Professionalisierung der Aktiven, der Reklame auf dem Sportplatz oder an der Stadionkasse, „sondern an der Après-Ski-Bar, im Sportladen oder auf der Bootsmesse“ (Lüdtke 2001, 81). Für *Grupe* (2000, 34) ist die neue Sportkultur eine des Ereignis- und Erlebniskaufens. Die Sportindustrie wird immer mehr zu einem Teil der allgemeinen Vergnügungsindustrie, deren Chance der Aktivierung vieler Teilnehmer zum Sport um so größer ist, wenn er in Freizeitsituationen stattfindet, die eine Vielzahl von anderen diffusen und expressiven Reizen wie „Spaß“, Geselligkeit, Kommunikation und Konsum enthalten.

Wopp/Wehr (2002, 168) führen den Boom des Freizeitsports, der von Normierungen und Standardisierungen befreite Sport, ganz erheblich auf Prozesse der Individualisierung zurück, wonach viele Menschen gelöst von sozialen Verpflichtungen ihren Sport betreiben können. Trotzdem gehören öffentlichkeitswirksame Gemeinschaftsveranstaltungen wie City-Läufe, Festivals des Sports, Inline-Skate-Nights, Turniere von Freizeitmannschaften zu den unübersehbaren Merkmalen des Freizeitsports. Es gibt offensichtlich bei vielen Menschen einen Trend, sportliche Aktivitäten zumindest punktuell und zeitlich begrenzt gemeinsam mit möglichst vielen anderen Menschen auszuüben.

Angesichts konkurrierender Angebote wird zunehmend für die Sportangebote in Form von Erlebnisversprechungen geworben. Die Suche nach einem Erlebnis ist eine nach dem aus dem Kontinuum menschlicher Existenz herausspringenden Ereignis, das aber erst durch die Verarbeitung zum Erlebnis wird und deshalb auch vom Subjekt „gemacht“ wird (vgl. Dieckert 2002, 232/233). Das Erlebnis wird im *Event* inszeniert.

Events sind aus dem Alltag herausgehobene, raum-zeitliche und körperlich erfahrbare Ereignisse, die eine hohe Anziehungskraft für relativ viele Menschen besitzen. Für den Freizeitsport identifizieren *Wopp/Wehr* (2002, 168/169) darüber hinaus folgende Merkmale:

- Im Mittelpunkt stehen sportliche Ereignisse, bei denen die Anwesenden selber aktiv werden. Bei Events im Freizeitsport wird durch Bewegungen und mit Hilfe des Körpers kommuniziert, wodurch Gemeinsamkeiten der Erfahrungen entstehen.
- Im Zentrum freizeitsportlicher Events stehen besondere Sportformen wie, z.B. Laufen als City-Lauf, Tanzen als Love-Parade, Skaten als Skate-Night usw.
- Zum thematischen Kern werden Erlebniselemente hinzugefügt (z.B. Skate-Night mit anschließender Disco), wodurch die Veranstaltung zu einem unter erlebnismäßigen und ästhetischen Gesichtspunkten konstruierten Ganzen wird.
- Events werden wie eine Theateraufführung inszeniert. Die Akteure übernehmen die Rollen, um vor den „Kulissen des Glücks“ zu agieren. Die in Events immer wiederkehrenden Rituale übernehmen eine gemeinschaftsstiftende Funktion zur Überwindung der kollektiven Einsamkeit.
- Die Teilnahme an einem Event ist freiwillig, zeitlich begrenzt und zu jeder Zeit aufkündbar. Eventteilnehmer sind aktive Konsumenten, die ihre Partizipation bei Nichtgefallen unmittelbar einstellen können.
- Events wollen in erster Linie Erlebnisangebote für Mitglieder spezieller Szenen unterbreiten, wodurch kurzfristig ein Gefühl der exklusiven Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit entsteht.

- Events können interpretiert werden als Organisationsformen zur Herstellung eines Wir-Gefühls zur kollektiven Selbstvergewisserung.

Das Zusammenfügen verschiedener Erlebniselemente im Freizeitsport zu einer Inszenierung nach ästhetischen Gesichtspunkten ist ein Spiegelbild der postmodernen Ästhetisierung des Alltags (ebd., 170). Bei einem Event geht es um die Rationalisierung von Erlebnissen zwecks Intensität: Das Erlebnis wird mehr gesucht als gefunden, eher gefordert als das Nebenprodukt einer Hingabe zu sein, der Augenblick ist nicht mehr geschenkt, sondern erzwungen. Sport wird so rationalisiert, um das zu erleben, was man sich zu erleben erhofft. Sport als Event reproduziert also die Deutungen, die schon vorliegen müssen. Daher erlaubt es der Event-Charakter von Sportveranstaltungen auch, diese als „Motto“-Veranstaltung auszuweisen. Wenn für solche Zwecke allerdings neue Regeln geschaffen oder gar neue Sportarten kreiert werden, werden auch die Grenzen zwischen Inszenierung und Vermarktung immer fließender (vgl. Opaschowski 2000, 20). Solche Events stehen zunehmend in Konkurrenz zu anderen Events. Die sich wechselseitig aufschaukelnde und damit zunehmende „Eventisierung“ wird ablesbar am Einbau zusätzlicher Erlebniselemente.

Die ästhetische und symbolhafte Inszenierung des Alltags hat in zunehmender Verbindung mit dem Sport verstärkt sinn- und identitätsstiftende Bedeutung für den einzelnen Menschen. Im Sog der Ästhetisierung werden Sportveranstaltungen zu inszenierten Partys, zum Sport-Event als Gesamtinszenierung, und wer bei diesem Spektakel zuschaut, wer Darsteller spielt und wer Publikum ist, dürfte dabei nicht immer leicht erkennbar sein (vgl. Michels 2002, 275 ff.). In als Events inszenierten Sportveranstaltungen entstehen so Kulissen des Glücks, in denen Menschen ihren Lebensstil in Szene setzen können (vgl. Wopp 2002 (a), 53). Parallel zur *Sucht* liegt das Integrative des inszenierten (Erlebnis-)Sports darin, dass er zur Reproduktion des gesellschaftlichen Ganzen beiträgt, indem er wunschbestimmte Erlebniswelten bereitstellt, innerhalb derer Affekte der Auflehnung gegen die soziale Alltagspraxis zugleich angesprochen und gebannt werden können. „Überspitzt formuliert: Das Ungewöhnliche geschieht, damit das Gewöhnliche bleiben kann, wie es ist“ (Alkemeyer 1995, 60).

Fußball als „Droge“

In den neunzig Minuten eines Fußballspiels leben Spieler und Zuschauer für die Dauer der Inszenierung in einer eigenen Zeit, in einer von allen Außeneinflüssen abgeschirmten Welt (vgl. Görlich 1996, 132/133). *Fedor Weiser* (1990, 105) geht für die Fußballfans davon aus, dass deren besonderer Genuss in einer jeweils individuellen Kombination mit weiteren Drogen und innerhalb von Massen noch gesteigert werden kann. In seiner Untersuchung zeigt *Weiser* (ebd., 152/153) auf, dass das fußballszenische Arrangement dem Publikum einen Rollenwechsel vom individualisierten Besucher zur kollektiven Ereignisgemeinschaft nahe legt, bei der die persönlichen Ich-Grenzen durch das Ensemble an Stadion-Reizen so stark stimuliert werden, dass eine weitgehend außengeleitete Wahrnehmung stattfinden kann. In dieser durch äußere Dramatik zugespitzten Atmosphäre können die Fans mit ihrer Persönlichkeit hinter dem Gemeinschaftsprojekt zurückstehen und die Wahrnehmung ihrer eigenen Persönlichkeitskonturen in der Bindung an das fußballerische Ereignis phasenweise auflösen und neu konstituieren. Dieses „Assimilierungspotential“ kann dem einzelnen Stadionbesucher Entgrenzungserlebnisse verschaffen. Nicht selten gewinnt man beim Umgang mit Fußballfans den

Eindruck, als werde „das Leben“, die alltägliche Realität gewissermaßen wie eine zweite, abgeleitete Welt von der ersten fußballerischen Dimension betrachtet (ebd., 113).

Die euphorisierende Wirkung der assimilierenden Stadionatmosphäre kann als gesichert angenommen werden, allerdings setzt ein Rauschzustand jedoch noch vollständiger die emotionale Ergriffenheit auch heterogener Persönlichkeitsanteile voraus. Eine berauschende Wirkung kann das Publikum erst durch seine Einbeziehung zu dem beobachteten Gegenüber erfahren, d.h. durch die Fähigkeit des Fußballs, unterschiedlichste Dimensionen – sowohl individuelle wie gesellschaftliche Triebkräfte – mikrokosmisch aufzunehmen und vereinfachend abzubilden. So bietet der Fußball Identifikationsangebote – einzelne Spieler, die Mannschaft oder das Abstraktum Verein – die dazu genutzt werden können, inneren Auseinandersetzungen einen äußeren Platzhalter zu verschaffen und bei deren symbolischer Inszenierung der einzelne Zuschauer sich mit Teilen der „Stadionereignisgemeinschaft“ einig fühlen kann. Damit knüpfen Fußballspiele an den Erfahrungsbereich ihrer Zuschauer an und können der Auseinandersetzung von 22 Spielern auch eine symbolische Dimension verleihen – beispielsweise, als träten hier zwei Städte gegeneinander an. Der Fußball besitzt daher mit seinem architektonisch nach außen abgegrenzten Stadionarrangement ein Ereignisfeld, das im Inneren auch kollektive Entgrenzungserlebnisse der Stadiongemeinschaft ermöglicht. (ebd., 115).

Weiser (ebd.) belegt außerdem, wie die gemeinschaftliche Fußballperspektive ihre Teilnehmer auch homogenisieren und kollektiv zu sozial entgrenzenden Erfahrungen verhelfen kann. Dabei führt der gemeinschaftliche Bezugspunkt des Fußballspiels unterschiedliche Besuchergruppen in der vereinheitlichenden Struktur einer Stadiongemeinschaft zusammen. *Görlich* (1996, 128/129) spricht ergänzend davon, dass das Fußballstadion der letzte Ort ist, der alle sozialen Klassen versammelt: Wenn die Spitzen der Politik auch nicht gleich neben den Arbeitslosen sitzen, so versammelt sie der Fußball sie doch unter „einem Dach“. Indem der Fußball mit seinem offenen Rahmen diesen Gruppen hier einen relativ ungestörten Platz einräumt, innerhalb dessen sie ihr weitgefächertes Bedürfnisspektrum entfalten können, kann dieser kollektive Bezugspunkt jeweils individuell den psychischen Gewinn einer gesicherten „Haltefunktion“ bieten. Dieser psychische Gewinn einer subjektiven Bezugsinstanz erlaubt den Schritt zu entgrenzenden Erfahrungen. Nach *Bette/Schimank* (1995 (b), 186/187) leisten sportliche Wettkämpfe eine massenhafte Synchronisation individuellen Erlebens, die auch als solche bewusst wird. Beim Gemeinschaftserleben der Sportzuschauer geht es aber nicht darum, eine intime Gruppe von Freunden zu konstituieren, sondern vielmehr darum, in einer öffentlichen Gemeinschaft zwischen einander wildfremd bleibenden Menschen jeden von der inneren Komplexität des anderen zu entlasten. Hier gibt jeder dem anderen soziale Bestätigung, ohne sich in dessen Lebensschicksal hineinzusetzen.

Eine berauschende Wirkung kann nach *Weiser* (1990, 115) nicht erst durch die – vom offenen Rahmen getragenen, dabei aber relativ fußballunabhängigen – spezifischen Arrangements eines Gruppengefüges erzielt werden. Rauscherfahrungen können auch aus den immanenten Bewegungsgesetzen des Fußballs selber erwachsen. Beim Fußball werden die menschlichen Fähigkeiten vielseitig beansprucht und ein Spieler erfährt beim schöpferischen Umgang mit dem – eigenwilligen Medium – Ball doppelten Bedeutungsgehalt: Er setzt sich individuell mit „Natur“ auseinander und hat, indem er sich kollektiv in das übergeordnete Mannschaftsgefüge integriert, teil an der Formgebung einer „sozialen Plastik“. In seiner Bin-

dung an diesen Bezugspunkt ist ein Stadionbesucher damit an einer inszenierten Auseinandersetzung beteiligt, deren Struktur von einem universellen Bedeutungsmuster erfüllt ist.

Über diesen Bedeutungsgehalt hinaus, der sich aus den tatsächlich stattfindenden Ereignissen dieser Wettkampfsportart bezieht, gewinnt der Fußball aus einer symbolischen Inszenierungen weiteres Gewicht (ebd., 153). Auf einer anthropologischen Ebene setzt der Fußball leidenschaftliche Motive, wie das des Krieges, der Religiosität und der Sexualität, ebenso in Szene, wie das der Jagd, bei der er menscheitsgeschichtliche Evolutionserfahrungen aufnimmt und metaphorisch abbildet. Auf einer psychischen Ebene darf das Publikum, neben der fußballtypischen Härte, etwa einen Torschuss als „befreiendes Erlebnis“ erwarten. Hier sieht *Görlich* (1996, 142) im „geglückten Augenblick“ den Kern der Fußball-Ästhetik. Gerade der geglückte Augenblick ist nicht intendierbar, nicht steuerbar und weil er sich der bewussten Kontrolle entzieht, kann er sich nur zwanglos einstellen. Der trainierte, gut vorbereitete Körper arbeitet zwar auf ihn hin, im besagten entscheidenden Augenblick selbst aber verliert der Agierende seinen planenden Kopf und wächst über ihn hinaus, um voll und ganz in der Szene aufzugehen. „Der Körper scheint länger zu werden, als er eigentlich ist, wenn er den für unerreichbar gehaltenen Ball im letzten entscheidenden Moment noch mit voller Kraft zu treffen in der Lage ist. Und eben dies gelingt nur dem, der die Situation nicht erzwingen will, sondern sich ihr voll und ganz überlässt“ (ebd., vgl. auch „*flow*“). Ist der Akteur auf diese Weise „außer sich“, findet dies in der Ekstase des Betrachters seine Resonanz. Aber auch wenn das immer nur episodisch erlebbare Glück unkalkulierbar bleibt, ist es doch stets als Möglichkeit in der Wirklichkeit präsent. Für jene Momente höchster Erlebnisintensität, die keineswegs nur in den Torschuss-Szenen vorkommen, werden dann auch lange Stecken schwer erträglicher Öde und Langeweile in Kauf genommen. Zudem kann immer auch alles anders kommen. Geht die gewählte Taktik nicht auf oder vereitelt der Gegner diese, führt dies tendenziell zu einer traumatischen Situation, die den eben noch euphorisch Bewegten in den Zustand tiefer Depression versetzen kann, aus der er ihn womöglich nur noch die Flucht aus der Realität herauszuhelfen vermag.

Zusammenfassend kann daher davon ausgegangen werden, dass die beim Zuschauer eines Fußballspiels – während des Prozesses einer außengeleiteten Wahrnehmung – stattfindenden Entgrenzungserlebnisse auf tiefe, archaische und im Alltag vielfach verstellte Erfahrungsdimensionen treffen, deren Wahrnehmung und Aneignung einen rauschhaften Zustand hervorrufen können. Der Fußball „unterbreitet“ hier das Angebot eines Suchtmittels, das ihm auch ohne deviante Erscheinungen von Fußballfans einen Drogencharakter verleiht (vgl. Weiser 1990, 152/153). Hier wird am Beispiel des Fußballs deutlich, wie im „Refugium“ des Sportsystems offensichtlich unausrottbare Bedürfnisse kompensatorisch befriedigt werden, die in der Moderne zunehmend verdrängt worden sind (vgl. Bette/Schimank 1995 (b), 189).

3. 3 Postmoderner Präventionshorizont: Gesundheitsförderung

Wenn wir mit *Michael Diettrich* (1994, 180/181) fragen, wie attraktiv Suchtprävention für eine Generation von Jugendlichen ist, die es gelernt hat, positive Erlebnisse zu konsumieren und negative Erlebnisse zu verdrängen und zu betäuben, wird deutlich, dass Menschen, wenn sie folglich nicht gelernt haben, Gefühle und

Probleme als Teil ihres Lebens zu akzeptieren und wenn ihnen dadurch Möglichkeiten zum Umgang mit Gefühlen und zur Bewältigung von Problemen fehlen, zu Ausweichhandlungen neigen, die den Konflikt überdecken sollen. Wo kann Prävention dann noch ansetzen?

Kritik der Präventionslogik

Wenn ein wachsendes Bewusstsein drohender Gefahren sich mit einem steigenden Gefühl der Ohnmacht paart, gilt Prävention als unhinterfragter Leitsatz, dessen kritische Konnotationen restlich getilgt sind. *Lindner/Freund* (2001, 213 ff.) kritisieren deshalb, dass für jede potentielle Gefahr des Leben umgehend ein eigener spezialisierter Präventionsansatz erdacht wird (vgl. auch „Pädagogisierung sozialer Probleme“) und deshalb in der aktuellen Situation auch niemand mehr genau zu sagen vermag, was eigentlich mit Prävention gemeint ist.

Da es ohne Gefährdung keine Prävention gäbe, benötigt diese Kategorien wie Mangel, Defizit, Devianz, Gefahr, Abweichung oder sonstige Beeinträchtigung, um ihnen zuvorzukommen. Prävention basiert also – explizit und implizit – auf einer Haltung der Besorgnis, des Argwohns, der Spekulation, der Vermutung, des Zweifels, des Ahnens und Unglaubens bis hin zu Unterstellungen, Befürchtungen und Bezeichnungen. Indem diese Haltungen auf eine ungewisse Zukunft hin ausgerichtet werden, strukturieren sie deren Erwartungshorizonte, reduzieren die Offenheit des Möglichen auf (potenziell) präventive Sachverhalte und folgen damit einer Logik sich selbst erfüllender Prophezeiungen. Zusammen mit ihrer Defizitorientierung gründet sich die Logik der Prävention also auf ein Verständnis, welches die Gesundheitsvermutung notorisch durch die Krankheitsvermutung, Kompetenzen durch Inkompetenzen ersetzt. Dieses präventive Misstrauen kann aber nur aufgehen, sofern es auf einem defizitären Kinder- und Jugendbild beruht. Die Präventionslogik fixiert dann, was Kinder und Jugendliche (möglicherweise) nicht können. Es herrscht eine Defizitorientierung vor und Fehler, Versäumnisse, Mängel, Unzulänglichkeiten, Versagen steht im Zentrum der Aufmerksamkeit. Im Hereinwachsen in unsere Kultur erfahren dann Kinder und Jugendliche nicht, dass sie um ihrer selbst willen geliebt und geschätzt werden, sondern dass sie sich erst durch Leistung Anerkennung schaffen müssen. „Ihre Biographie ist eine der Konkurrenz, des Sich-Behauptens auf Kosten der anderen. Fehler sind Schwächen, die es zu beseitigen gilt“ (Paulus 1995, 10).

Präventiv arbeiten zu wollen ist eine negative Deutung der Zukunft, die Auswirkung darauf hat, wie man mit der Gegenwart umgeht, nämlich vorausschauend-kompensatorisch. Prävention erzeugt damit tendenziell erst das Problem, dass sie bearbeiten will. Sie richtet die Aufmerksamkeit auf potentielle Gefährdungen und beansprucht, Probleme zu behandeln, die noch gar nicht existieren. Dazu muss Prävention ihre Zielgruppen auf etwas vorbereiten, was diese weder wissen noch erfahren haben können (vgl. *Lindner/Freund* 2001, 215). In der Suchtprävention bekämpft die Gesellschaft eine „Krankheit“, die sie durch ihren Zwang hervorruft und verschärft, durch noch mehr Zwang (vgl. *Niebling* 1997, 72). Die traditionelle Risikofaktoren-Prävention beleuchtet denn auch nur sehr einseitig die Gefahren des Lebens nach dem Motto „Leben gefährdet die Gesundheit“. In dieser Perspektive erscheint die Welt voll von Risiken, denen es zu begegnen gilt, was pädagogisch betrachtet keine günstige Perspektive ist. Außerdem ist der Zusammenhang

der klassischen Risikofaktoren mit den Auffälligkeiten, denen durch Prävention vorgebeugt werden soll, nicht so linear-kausal determiniert, wie uns der Präventionsgedanke vermuten lässt (vgl. Paulus 1995, 8/9).

Prävention erhält für gewöhnlich die Folgelasten der gesellschaftlichen (Post-)Modernisierung zur Bearbeitung und soll diesen dann aber präventiv begegnen. In dieser paradoxen Konstellation läuft z.B. die Jugendarbeit jeder Entwicklung hinterher und ruft dabei unentwegt „Prävention!“. Die Gewissheit der Prävention über ihre eigenen Folgen wird brüchig, und wo es keine zuverlässigen Prädiktoren für künftig erwartbares Handeln mehr gibt, findet sie auch keine brauchbaren Ankerpunkte in der Zukunft, auf die sie gerichtet ist. Denn man kann weder verhüten, was man nicht weiß, noch was man nicht wissen kann (vgl. Lindner/Freund 2001, 215/216). Indem Prävention negativen Abweichungen von der Normalität vorbeugen will, gerät sie zudem – einmal abgesehen davon, dass verbindliche Normalitätsdefinitionen ausgedient haben – in Konflikt mit gesellschaftlich erwünschten Abweichungen, den Innovationen. Die Bewertungsmaßstäbe dafür, welche Abweichung eine Innovation darstellt, ändern sich nicht nur permanent, sondern in der Realität finden sich beide Varianten in- und nebeneinander. Während Prävention negative Abweichungen bekämpft, werden diese zugleich von der Kultur und Industrie erzeugt und gefördert (ebd., 217).

Die Prävention reagiert auf die kulturellen Unwegbarkeiten mit einer Ausdifferenzierung von Präventionsmaßnahmen, die zumeist isoliert voneinander agieren. Es geht dann nicht mehr um den Blick auf die allgemeinen Lebenszusammenhänge, sondern um die spezifische Konzentration auf vorwiegend sozial störende Kinder und Jugendliche. Die Risikofaktoren-Prävention birgt außerdem die Gefahr, die Lebenswelt Betroffener nur perspektivisch verkürzt wahrzunehmen und sie mit „präventionistischer Kolonialisierung“ zu bedrohen. Solch partikuläre Ansätze verstärken aber nur die Blindheit für die zugrunde liegenden Problemursachen und reduzieren sozialpädagogisches Tun auf Symptomkontrolle. Immer neue Risikofaktoren ziehen dann immer wieder neuen Präventionsbedarf nach sich und es verfestigt sich der Eindruck, dass hier nur an den Symptomen, an den Spitzen eines Eisberges, „herumpräventiert“ wird, während die eigentlichen Ursachen unberührt bleiben (vgl. Paulus 1995, 7). Lindner/Freund (2001, 218) warnen daher davor, nicht mehr wie bisher, die Prävention der Jugendarbeit unterzuordnen, sondern dieses Verhältnis umzukehren. Irgendwann ist dann nämlich alles Prävention, die überhaupt nie breit genug und auch nie früh genug ansetzen kann und schließlich nicht mehr klar ist, wo überhaupt anzusetzen ist. Wenn die Konstruktion der Wirklichkeit dann durch Präventionsstrategien erfolgt, gerät schließlich nicht mehr Abweichung, sondern „Normalität“ in den Blickpunkt argwöhnischer Beobachtungen. Diese Gefahr besteht, wenn man bedenkt, dass etwa 50 % der Psychologen und Sozialarbeiter direkt oder indirekt von Drogenprävention und Suchtkrankenhilfe leben (vgl. Böllinger 2001, 29) und sie ständig als „Fachleute“ die Botschaft der Prävention in alle öffentlichen und nichtöffentlichen Räume tragen, die nicht durch den limitierten Raum ihrer Praxen oder Beratungsstellen abgedeckt werden. Thiersch (1996, 57) vermutet sowieso, dass einer allgemeinen Diskussion, die primär von der *Sucht* aus denkt, ein gleichsam puritanisches Konzept vom gelingenden Leben zugrunde liegt. Die zunehmende Pathologisierung süchtigen Verhaltens führt konsequent zu einem Ausbau präventiver Angebote. Dann kann auch Jugendarbeit nicht mehr ihrem Auftrag gerecht werden, nämlich positive Lebensumstände sowie (sozial)pädagogische Bearbeitung subjektiver Risikofaktoren zu fördern (vgl. Lindner/Freund 2001, 219).

Heiko Kleve (2003) unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen der selbstkonstruktiven und der selbstdekonstruktiven Logik des Helfens. Die *selbstkonstruktive Logik des Helfens* führt zu langen, möglicherweise endlosen Hilfen und damit zu Hilfemustern, die die Klienten vom Hilfesystem abhängig machen. Die Hilfe ist selbstkonstruktiv in dem Sinne, dass sie auf Grund ihrer eigenen Dynamik permanent Hilfenotwendigkeiten hervorbringt und entsprechende Hilfemuster erzeugt, die kein Ende des Bedarfes konstruieren. „Indem eine Person einer hilfebedürftigen Person hilft, wird quasi automatisch dieser Person ein Defizit unterstellt, das die andere Person zu beheben versucht“ (ebd., 222). Dadurch bilden sich Strukturlogiken heraus, die dazu führen, dass die Beteiligten in ihren Rollen verharren und sich gegenseitig entweder Hilflosigkeit beziehungsweise die Möglichkeit zu helfen bestätigen. Das Hilfesystem der Sozialen Arbeit wird dadurch angetrieben, dass es permanent Hilfe produziert. Daher beschreibt Kleve (ebd., 222) das System der sozialen Hilfe auch als eine „rückgekoppelte Maschine“, die zugleich Hilfe und damit Hilfebedürftigkeit produziert sowie beides voraussetzt, damit sie laufen kann. Dazu werden den Menschen Probleme zugeschrieben, die so beschaffen sind, dass sie durch Hilfe als potentiell lösbar erscheinen und damit die Hilfe legitimieren. Kleve (ebd., 223) stellt sich hier die Frage, ob Personen nicht erst zu Klienten werden, indem ihnen ein Problem zugeschrieben wird, das durch die Zuschreibung erst zum Problem wird. Dies würde auch die Problemlösung aussichtslos erscheinen lassen, und genau diesen Verdacht habe ich hier ja in Bezug auf das „Suchtproblem“.

Im Unterschied zur selbstkonstruktiven hat die *selbstdekonstruktive Logik des Helfens* das Ziel, Hilfe zu beenden, indem sie Klienten die Chance geben, von der Hilfe unabhängig und selbst aktiv zu werden (ebd.). Wenn im Hilfesystem nämlich die Klientenrolle mit Hilflosigkeit einhergeht, die vor allem der Fremdhilfe bedarf, dann zeigen sich die Klienten auch entsprechend. Die selbstdekonstruktive Logik des Helfens markiert die Ambivalenz, dass professionelle Hilfe nur beginnt, um sobald wie möglich wieder beendet zu werden. Dieses Dekonstruktionsprinzip verhindert, dass die Hilfe die mit ihr einhergehende Rollenasymmetrie von Helfern und Hilfebedürftigen zementiert. Dies geschieht dadurch, dass den Hilfebedürftigen ihr vermeintliches Problem eben nicht abgenommen wird, sondern dass sie im Gegenteil damit konfrontiert werden, dass sie sich selbst nur erfolgreich helfen können. Es wird wohl deutlich, dass diese selbstdekonstruktive Logik des Helfens eine Gefahr für das Hilfesystem ist, zumal im Falle des Suchtsystems, da hier süchtige Strukturen Abhängigkeiten erst erzeugen.

Kleve (ebd., 224 ff.) vermutet, dass ein Hilfesystem möglicherweise nützlicher ist, wenn es die Nichthilfe bzw. die Begrenzung der Hilfe als eine Option neben der Hilfe mit einbezieht. Die einzige Veränderungsmöglichkeit besteht dann in der Selbstveränderung nach Maßgabe der eigenen Möglichkeiten. Wenn neben internen auch externe Ereignisse eine Selbstveränderung anregen können, so kann z.B. die Selbstveränderung der Suchtprävention auch eine Veränderung ihrer Klientel anregen. Ob und wie dies aber geschieht, unterliegt jedoch der Autonomie der Klienten und hängt auch davon ab, wie diese die Veränderungen aufgreifen und verarbeiten. Die Klienten können aber nur dann aktiv werden und Verantwortung übernehmen, wenn die Suchtprävention genau dies auch von ihnen erwartet und entsprechende Rollenangebote macht. Im Sinne der selbstdekonstruktiven Hilfe soll hier nun der Versuch gemacht werden, von der Problemsprache zu einer Ressourcensprache zu wechseln.

3. 3. 1 „Suchtprävention“ im Rahmen eines ganzheitlichen Gesundheitsmodells

Es ist kaum zu erwarten, dass Prävention die aufgezeigten kulturellen Entwicklungsströmungen aufhalten oder gar umkehren kann. Da auch nicht viel darüber bekannt ist, welche Kräfte Jugendliche trotz zahlreicher äußerer Stimuli vor Drogengefährdung bewahren (vgl. Schmidt 1998, 41) und aus der Vielfalt von Belastungsfaktoren und Risikogruppen kaum wirksame präventive Strategien abgeleitet werden können (vgl. Böhnisch/Schille 2002, 46), haben sich die Anstrengungen nicht zuvorderst auf das problematische Verhalten auszurichten, sondern sich den Entwicklungs- und Identitätsproblemen von Jugendlichen zu widmen (vgl. Böhnisch 2002, 116). Es bleibt also, im Gegensatz zu einer „präventiv“ nicht reflektierten Wirklichkeitsvermittlung, einige Aspekte gegenüber anderen hervortreten zu lassen, die die emanzipatorischen Selbstversuche sich sozialisierender Menschen nicht von vornherein zum Scheitern verurteilen.

Von den Risikofaktoren zu den Protektivfaktoren

Das Risikofaktorenmodell der Gesundheit, auf das sich die Suchtprävention stützt, besagt, dass bestimmte Risikofaktoren dazu beitragen, Gesundheit zu beeinträchtigen. Zu den Risikofaktoren gehören neben dem Konsum von Tabak und Alkohol, dem Missbrauch von Tabletten und Medikamenten sowie dem Missbrauch von Drogen (vgl. Berndt 1998, 217) auch ein verallgemeinerndes Problemverhalten oder unzureichende Konfliktlösungskompetenzen (vgl. Brinkhoff/Gomolinsky 2003, 18). Da Risikoverhalten aber in der Entwicklung besonders von Jugendlichen einen wichtigen Beitrag zur Bewältigung von Entwicklungsaufgaben leistet, kann es in der Suchtprävention nur darum gehen, Risikoverhalten zu moderieren, so dass die Gesundheitsschädigungen minimiert werden (vgl. Böhnisch/Schille 2002, 48). Will die Prävention nämlich erfolgreich arbeiten, kann sie sich nicht darauf beschränken, etwas zu verhindern, sondern muss auch positive Ziele formulieren (vgl. Krätzschar/Krauß 1994, 12).

In den 1990er Jahren liegt der Akzent der Suchtprävention denn auch nicht mehr nur auf den Risikofaktoren, sondern gleichgewichtig auf den Schutzfaktoren und der Stärkung des gesundheitsförderlichen Verhaltens. Zu den personalen Schutzfaktoren gehören nach *Hurrelmann/Bründel* (1997, 111) eine gute Belastungsverarbeitung, Vertrauen in die eigenen Kompetenzen, Fähigkeiten der Kontaktaufnahme und -pflege sowie der selbstgesteuerte, sensible Umgang mit allen psychoaktiven Substanzen, einschließlich der Fähigkeit, Angebote von Dritten ablehnen zu können.

Silbereisen (1999, 91) wertet diese Unterscheidung von Risiko- und Protektionsfaktoren als einen wichtigen entwicklungspsychologischen Beitrag zur Prävention. Als erfolgversprechende Daumenregel scheint dabei zu gelten, dass Risikofaktoren gesundheitsbewusstes Verhalten schwächen und Protektionsfaktoren es stärken. Daher plädiert auch *Scheerer* (2000 (b), 314) dafür, Suchtprävention nicht durch das Aufspüren von Risikofaktoren sondern durch die Stärkung der protektiven Faktoren zu leisten.

Um Abhängigkeit zu vermeiden, ist aber eine Balance zwischen Schutz- und Risikofaktoren notwendig. So hat die Suchtprävention in der modernen Gestaltung drogenspezifische als auch drogenunspezifische Komponenten, die beide einmal den Pol „gesunde Lebensgestaltung“ als positiven und lebensbejahen-

den Schwerpunkt und zum anderen den Pol „Gefahrenabwehr“ als den zu vermeidenden Schwerpunkt ansprechen (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 112). Es zeigt sich nämlich, dass eine geringe Ausprägung von Risikofaktoren nicht automatisch vor negativen Folgen des Drogenmissbrauchs schützt, sondern vielmehr eine positive Ausprägung protektiver Faktoren hinzukommen muss (vgl. Künzel-Böhmer/Bühringer/Janik-Konecny 1993, 28). Die Einschätzung, dass die Abwesenheit eines Risikofaktors gleichzeitig die Anwesenheit eines protektiven Faktors bedeutet, lässt sich daher nicht generalisieren (vgl. Schmidt 1998, 41). Außerdem stellt die kulturelle Verwurzelung und Tradition des Drogengebrauchs sowohl Risiko- wie Protektionsfaktoren dar (vgl. Busch 1988, 52).

Gesundheitsförderung

Da die meisten Versuche, die Idee der Kontrolle in praktische gesundheitspolitische Eingriffe umzusetzen, dann scheitern, wenn sie in bester präventiver Absicht versuchen, ausschließlich das „Risikoverhalten“ des Einzelnen zu verändern, fragen wir stärker als je zuvor, welche Möglichkeiten zur positiven, aktiven Gesundheitsförderung bestehen (vgl. Milz 1992, 207/208). Mit *Ladewig* (1998, 95) ist nämlich zu vermuten, dass die Abstinenzbereitschaft hinsichtlich Suchtmittelgebrauchs weniger auf Resultate einer Suchtmittelprävention zurückzuführen ist als auf einen allgemeinen gesundheitsbewussteren Lebensstil von Teilen der Bevölkerung.

Hurrelmann/Bründel (1997, 2 ff.) sehen *Gesundheit* als Gleichgewicht zwischen Anforderungen und Belastungen auf der einen und persönlichen und sozialen Ressourcen auf der anderen Seite. Gesundheit ist demnach das Ergebnis einer aktiv betriebenen Balance der sozialen, psychischen und körperlichen Kräfte eines Menschen und dann gegeben, wenn ein Mensch die eigene Lebensgestaltung an die wechselhaften Belastungen des Lebens anpassen und dabei seine individuelle Selbstbestimmung sichern kann. So gesehen ist Gesundheit das jeweils aktuelle Resultat einer „gelingenden“ Sozialisation und einer „produktiven“ Lebensbewältigung, die sich aus der Auseinandersetzung des Menschen mit seinen „inneren“ und „äußeren“ Lebensmöglichkeiten ergibt.

Der Gebrauch von Drogen ist in diese Gesundheitsbalance mit einbezogen. Psychoaktive Substanzen können dazu beitragen, die Gesundheitsbalance herzustellen, indem sie als stimulierende oder beruhigende Mittel die psychischen Bewältigungskapazitäten als Schutzfaktoren vor Belastungen stabilisieren können. Drogengebrauch erfolgt in allen Fällen in der Absicht, eine instrumentelle Wirkung zu erzielen (Manipulation der Befindlichkeit) und dient dem Bestreben eines Menschen, produktiv mit der eigenen Lebenssituation umzugehen (ebd., 7). Hier bestätigt sich die Annahme des in dieser Arbeit vorgeschlagenen Suchtmodells (vgl. Teil I, Kapitel 5), dass süchtige Verhaltensweisen nur dann in die Krankheit führen, wenn sie im Sinne der zu bewältigenden Anforderungen nicht funktional bleiben. Folglich kann der Mensch Gesundheit nur dann herstellen, wenn er gelernt hat, mit Belastungen in seinem Leben umzugehen und seine Bewältigungskapazitäten darauf einzustellen und sie ihnen anzupassen. Gesundheit, als Ausdruck einer aktiven Lebensbewältigung, ist dann mit und ohne süchtige Verhaltensweisen möglich. Nach der Sichtweise von *Sucht* als Krankheit ist die Gesundheitsbalance aber nur so lange aufrechtzuerhalten, wie eine körperliche und psychische Kontrolle des Drogenkonsums gegeben ist. Der unkontrollierte Drogengebrauch ist zwar auch ein Ver-

such der Bewältigung von Belastungen, aber ein inadäquater, weil nicht funktionaler: „Die Droge wird zum Problem, als dessen Lösung sie sich ausgibt“ (ebd., 9).

Der Begriff *Gesundheit* impliziert also mehr als die bloße Abwesenheit von Krankheit; er umschreibt das Resultat gelingender Sozialisation und produktiver Lebensbewältigung, die sich aus der Auseinandersetzung des Menschen mit seinen individuellen Dispositionen und den äußeren Lebensmöglichkeiten ergibt. Dies spiegelt sich auch in dem von Laien vertretenen, subjektiven Konzepten von Gesundheit wider. Hier wird die eigene Gesundheit positiv bestimmt, am häufigsten auf einer psychischen Ebene, und man folgt nur zu einem geringen Teil dem medizinischen Begriff einer fehlenden Krankheit. Studien in verschiedenen Bevölkerungsgruppen lassen mindestens vier Dimensionen des subjektiven Gesundheitsbegriffs erkennen:

- Gesundheit als Abwesenheit von Krankheit
- Gesundheit als Reservoir an Energie
- Gesundheit als Gleichgewicht und Wohlbefinden
- Gesundheit als funktionale Leistungsfähigkeit (vgl. Faltermaier 1994, 112 ff.).

Nordlohne/Kolip (1994, 124) nennen drei Phasen der Entwicklung und Ausdifferenzierung des Gesundheitskonzeptes Jugendlicher, deren Übergänge fließend sind:

- Im Alter von 15 bis 16 Jahren definiert sich Gesundheit über sportliche und körperliche Leistungsfähigkeit und über kurzfristig erlebbares psychosomatisches Wohlbefinden, das stark gruppen- und gegenwartsorientiert ist.
- Im Alter von 17 bis 18 Jahren wird das Gesundheitskonzept – vor allem bei den Mädchen – um psychische und soziale Komponenten erweitert. Seelische Ausgeglichenheit, Partnerschaft, Glück und soziale Unterstützung werden im Zusammenhang mit Gesundheit und Wohlbefinden gesehen.
- Bei älteren Heranwachsenden ist die Mehrdimensionalität des Gesundheitsbegriffes völlig ausgeprägt. Gesundheit wird nun sowohl am somatischen, physischen Maßstab als auch am psychosozialen Maßstab gemessen.

Die Studie von *Nordlohne/Kolip* (ebd., 134) bestätigt, dass sich sowohl Gesundheits- als auch Krankheitskonzepte bei 14 bis 17jährigen Jugendlichen multidimensional ausgestalten. Die Ergebnisse zeigen, dass nicht den Tätigkeiten nachgehen zu können, die aus der Sicht der Befragten für das Jugendalter typisch sind oder die zur Erfüllung alterstypischer Rollen notwendig sind, weitaus wichtiger als physische Indikatoren ist. Zwar weisen Frauen und Männer im Bereich des Gesundheitshandelns mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede auf, dennoch sind Frauen in der Lage, mehr Kriterien für die eigene Gesundheit zu nennen als Männer. Während Männer eher eine externe Validierung benötigen, kommt bei jungen Frauen dem subjektiven Wohlbefinden eine herausragende Bedeutung zu, das sich wie ein roter Faden durch die „Körperbiographien“ zieht (vgl. Kolip 1994, 157).

Das Gesundheitskonzept Jugendlicher, welches stark auf ihre direkt erlebte Gegenwart ausgerichtet ist, lässt auch wieder die Vorteile von Risikoverhaltensweisen in den Vordergrund treten, die insbesondere dann ins Gewicht fallen, wenn individuelle, psychosoziale Nutzererwartungen solchen Verhaltens sich durchaus einstellen (z.B. Demonstration des Erwachsenseins, Anerkennung in der Gleichaltrigengruppe, Steigerung des Wohlbefindens), während die gesundheitlichen Folgen noch ausbleiben. Ein grundlegendes Prob-

lem aller gesundheitserzieherischen Bemühungen liegt folglich darin, dass Gesundheit für Jugendliche ein selbstverständlicher Wert ist, der keinerlei Anlass zur (Vor)Sorge gibt, solange keine tatsächliche Erkrankung vorliegt (vgl. Thönneßen 2000, 2 ff.).

Moderne Konzepte der Suchtmittelprävention sind daher als Bestandteil einer umfassenden Gesundheitsförderung zu verstehen, die von der Leitidee ausgeht, möglichst vorbeugend zu wirken, um Störungen der Persönlichkeitsentwicklung und Beeinträchtigung der Gesundheit so früh wie möglich zu verhindern. Es geht dabei darum, das Gleichgewicht zwischen Belastungen und Bewältigungen stabilisieren zu helfen, das jeder Mensch benötigt, um nicht in Sucht- und Abhängigkeitsgefahren zu geraten (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 106). In diesem Sinne konzentrieren immer mehr Praktiker ihre Kräfte auf eher „unspezifische“, generalpräventive Persönlichkeits- und Entwicklungsförderung bei Kindern und Jugendlichen, um durch allgemeine Kompetenzförderung dem komplexen Ursachenbündel für Suchtgefährdung frühzeitig, ja immunisierend entgegenzuwirken (vgl. Franzkowiak 1996, 411).

Lebenskompetenzen

Zwar zielen die Konzepte der Suchtprävention im Rahmen der Gesundheitsförderung auch vornehmlich darauf ab, den Gebrauch bzw. Missbrauch psychoaktiver Substanzen zu verhindern, doch die globale Orientierung am Konzept der Gesundheit, verstanden als psychosoziales Wohlbefinden, eröffnet die Möglichkeit, die Gesamtheit süchtiger Verhaltensweisen ins Blickfeld zu bekommen. Kinder und Jugendliche sowie ihre Eltern und andere pädagogische Bezugspersonen sollen unterstützt und befähigt werden, mit Entwicklungsbelastungen, Benachteiligungen und Überforderungen konstruktiv fertig zu werden. Suchtprävention als integrierter Bestandteil von Gesundheitsförderung will kontext- und lebenslagenorientiert handeln, indem sie vermitteln will, Ängste oder Versagenserlebnisse, aber auch die legitime Suche nach Spaß, Aufregung und „Kicks“ ohne den Griff zu Drogen oder über die Wahl anderer Risikomuster bewältigen zu können (ebd., 412). Die theoretische Auseinandersetzung in der Suchtprävention mit der Frage nach den Gründen für entstehendes Suchtverhalten, führt immer wieder darauf zurück, Menschen zur Lust am Leben und somit auch zu mehr Liebe, Lust und Leidenschaft zu verhelfen (vgl. Nutz-Voiges 1994, 203).

Als wesentliches Kernstück einer so verstandenen Suchtprävention erscheint *Seifert/Gross* (2000, 37) die Vermittlung von *Lebenskompetenzen* bzw. Lebensbewältigungskompetenzen, die eingebettet sind in den umfassenden Anspruch, die Lebensbedingungen Jugendlicher zu verbessern und Lebensräume zu schaffen, in denen nicht bestimmte Verhaltensweisen unterdrückt oder abgewöhnt werden müssen, sondern durch bessere, gesündere ersetzt werden und die somit nicht mehr notwendig sind. Dies ist nur langsam und vielleicht auch nur ansatzweise zu realisieren und bedeutet vor allem, dass Maßnahmen zur Suchtprävention keine singulären Veranstaltungen sein dürfen, die für eine kurze Zeit künstlich Welten errichtet, die im Alltag der Jugendlichen nicht wiederzufinden sind. *Hallmann* (1994, 24/25) versteht daher Suchtprävention auch als eine Hilfe zur Lebensbewältigung, die die Vermittlung folgender lebensbewältigenden Fähigkeiten oder Kompetenzen umfasst:

- die Förderung der kommunikativen Kompetenzen als die Fähigkeit zur sachbezogenen und vernünftigen Verständigung;

- die Förderung der kognitiven Kompetenzen als Fähigkeit kritisch zu denken und zu urteilen;
- die Förderung der sozialen Kompetenzen als die Fähigkeit, Sozialbeziehungen einzugehen und in Bezug auf seine Mitmenschen sozial zu handeln;
- die Förderung der moralischen Kompetenz als die Fähigkeit zu reflektiertem und verantwortlichem Handeln und
- die Förderung der Genusskompetenz als die Fähigkeit zum bewussten, kritischen aber auch lustbetonten Umgang mit Konsumangeboten.

Hinter der Anerkennung von Lebenskompetenzen als eines der vorrangigsten Präventionsziele steht die Vorstellung von einem Menschen, der bewusst über eine Reihe von effektiven Fähigkeiten zur Lebensbewältigung verfügt und daher nicht Gefahr läuft, in negative Entwicklungsprozesse wie z.B. Drogenabhängigkeit hineinzugeraten. So gehören zum einen die Ausformung gesundheitsfördernden Verhaltens und zum anderen die Vermittlung von Fertigkeiten zum Widersetzen gegenüber sozialen Einflüssen zu den Inhalten der Präventionsprogramme. *Künzel-Böhmer/Bühringer/Janik-Konecny* (1993, 35/36) geben einen Überblick über die in diesem Zusammenhang für sinnvoll erachteten „Bausteine“ eines möglichen Präventionskonzeptes:

- Entwicklung des Bewusstseins für die eigene Person: Darunter fallen sowohl Körperbewusstsein; die Fähigkeit die eigenen emotionalen und intellektuellen Reaktionen zu erkennen und sich offen ausdrücken zu können; Spontaneität; Kontrolle über eigene Aggressionen; Offenheit gegenüber neuen Erfahrungen und schließlich die Fähigkeit, seine Wirkung auf andere einschätzen zu können.
- Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen: Als wichtige Faktoren gelten das Erkennen der Grundelemente für zwischenmenschliche Beziehungen wie Verständnis, Teilnahme, Verantwortlichkeit, Respekt und wechselseitige Abhängigkeit.
- Entwicklung von Selbständigkeit: Das Ziel ist, dem Gefühl der eigenen Hilflosigkeit vorzubeugen, und in der Hauptsache sind Fertigkeiten angesprochen, die für das Alltagsleben relevant sind.
- Erfahrung der eigenen Kreativität: Wichtig ist es, zu erkennen, dass Kreativität nicht nur einigen wenigen Leuten gegeben ist und dass produktive Kreativität nichts sozial Anerkanntes hervorbringen muss, sondern in erster Linie ein Gewinn für die eigene Persönlichkeit ist. Hierzu ergänzt *Kaufmann* (1997, 57), dass kreative Menschen weniger suchtfährdet sind, weil sie mehr mit sich und ihrer Zeit anzufangen wissen und der Stolz, eigene Lösungen produziert zu haben, stark macht und das Unabhängigkeitsgefühl fördert.
- Intellektuelle Erfahrungen: Intellektuelle Erfahrungen stellen eine Hilfe dar zur Reduzierung der Langeweile, zum Erkenntnisgewinn und zur eigenen Bewusstseinerweiterung.
- Philosophisch-existentielle Erfahrungen: Für den Heranwachsenden ist es entscheidend, seinen Lebenssinn zu finden, seine persönliche Identität zu etablieren oder sich eine Glaubensstruktur aufzubauen. Hier sind alle Gestaltungsformen sinnvoll, die eine Auseinandersetzung mit den individuellen Wertesystemen zulassen und unterschiedliche Verhaltensmöglichkeiten erkennen und erproben lassen (vgl. Kaufmann 1997, 74).

- Engagement für soziale/politische Ziele: Die Ideale sind hierbei Übereinstimmung mit den Zielen von Aktionen und Engagement, ohne Aufgabe der eigenen Identität.

Hieraus folgt, dass präventive Maßnahmen das gesamte Lebensfeld Jugendlicher berücksichtigen müssen. Wesentliche Aspekte der präventiven Jugendarbeit sind daher ihre ganzheitliche Ausrichtung, das „Lernen durch Tun“ und die direkte Vermittlung von Erfahrung. Dadurch soll ein Bezug zu der Lebenswirklichkeit der jeweiligen Jugendlichen-Gruppe ermöglicht werden, der sowohl alltägliche Konflikte wie auch jugendspezifische Probleme berücksichtigt (vgl. Künzel-Böhmer/Bühringer/Janik-Konecny 1993, 78).

Die Förderung von Lebenskompetenzen hat sich laut *Seifert/Gross* (2000, 37/38) nach bisherigen Erfahrungen mit Maßnahmen zur Primärprävention als wirksamer Weg erwiesen, wenn suchtmittelunspezifische und suchtmittelspezifische Elemente enthalten sind und wenn die Maßnahmen möglichst früh einsetzen. Nach *Franzkowiak* (1996, 412) scheinen jedoch die meisten „life skills“-Trainings nach beeindruckenden Einstiegserfolgen mittel- und langfristig ihre Effekte zu verlieren. In diesem Zusammenhang wird auch die weithin vorherrschende Annahme kritisiert, dass es entscheidend sei, nur früh genug mit der „Standfestigkeits“-Prävention einzusetzen, da dabei die anhaltende Vulnerabilität gerade älterer Jugendlicher übersehen wird. Hohe „Präventionsdosen“ in der Kindheit und frühen Adoleszenz können nicht als Ersatz für nachfolgende, alters- und entwicklungsangepasste „Auffrischungsangebote“ gelten. Tendenziell weist dies darauf hin – und stimmt mit der Analyse postmoderner Identitätsprozesse überein –, dass Lebenskompetenzen in jedem Lebensalter immer wieder neu zu lernen sind und man nicht davon ausgehen kann, mit dem Eintritt in eine bestimmte Lebensphase für den Rest seines Lebens „gerüstet“ zu sein. Tut man dies dennoch, wird dies zum „Fixpunkt“, eben zur *Sucht* im Sinne der aufgestellten Definition.

Salutogenese: Perspektivenwechsel im Gesundheitskonzept

*Wenn man meint, alle Probleme ließen sich lösen,
drängt sich auf einmal die Realität auf und man ist erschüttert.
Aaron Antonovsky, Salutogenese*

Aaron Antonovsky (1997) geht mit seinem Modell der *Salutogenese* der Frage nach, was Menschen trotz vieler potentiell gesundheitsgefährdender Einflüsse gesund erhält. Gesundheit ist nach *Antonovsky* kein normaler, passiver Gleichgewichtszustand, sondern ein labiles, aktives und in sich dynamisch regulierendes Geschehen. Das Grundprinzip menschlicher Existenz ist hier nicht Gleichgewicht und Gesundheit, sondern Ungleichgewicht, Krankheit und Leiden (vgl. Bengel/Strittmatter/Willmann 1999, 25). Die Antwort, die er auf diese salutogenetische Frage entwickelt, ist das Konzept des *Kohärenzgefühls*. Dieses zentrale Konzept definiert er als eine globale Orientierung, die das Maß ausdrückt, in dem man ein durchdringendes, andauerndes aber dynamisches Gefühl des Vertrauens hat, dass die eigene interne und externe Umwelt vorhersagbar ist und dass es eine hohe Wahrscheinlichkeit gibt, dass sich die Dinge so entwickeln, wie man es vernünftigerweise erwarten kann.

Unter der salutogenetischen Orientierung versteht *Antonovsky* (1997, 29/30):

- die dichotome Klassifizierung von Menschen als gesund oder krank zu verwerfen und diese statt dessen auf einem multidimensionalen Gesundheits-Krankheits-Kontinuum zu lokalisieren,

- immer nach der gesamten Geschichte eines Menschen zu suchen – einschließlich seiner Krankheit – statt sich ausschließlich auf die Ätiologie einer bestimmten Krankheit zu konzentrieren,
- anstatt zu fragen: „Was hat ausgelöst (oder „wird auslösen“, wenn man präventiv orientiert ist), dass ein Mensch Opfer einer gegebenen Krankheit geworden ist?“, das heißt, anstelle sich auf Stressoren zu konzentrieren, sollte man sich fragen: „Welche Faktoren sind daran beteiligt, dass man seine Position auf dem Kontinuum zumindest beibehalten oder aber auf den gesunden Pol hin bewegen kann?“
- Stressoren nicht als etwas Unanständiges zu sehen, das fortwährend reduziert werden muss, sondern als allgegenwärtig, und darüber hinaus die Konsequenzen von Stressoren nicht notwendigerweise als pathologisch anzunehmen, sondern als möglicherweise sehr wohl gesund – abhängig vom Charakter des Stressors und der erfolgreichen Auflösung der Anspannung,
- Im Gegensatz zur Suche nach Lösungen nach Art der Wunderwaffe nach allen Quellen der negativen Entropie zu suchen, die die aktive Adaption des Organismus an seine Umgebung erleichtern können.

Salutogenese bedeutet für *Antonovsky* also nicht nur die Kehrseite einer pathogenetisch, also am Krankheitsmodell orientierten Sichtweise in dem Sinne, dass es nun um die Entstehung und Erhaltung von Gesundheit als einem absoluten Zustand geht. „Salutogenese meint, alle Menschen als mehr oder weniger gesund und gleichzeitig mehr oder weniger krank zu betrachten“ (Bengel/Strittmatter/Willmann 1999, 24), und dies stimmt mit dem vorgeschlagenen Modell der *Sucht* überein. In zusätzlicher Übereinstimmung fällt am Modell der Salutogenese auf, dass darin keine Definition von Gesundheit formuliert wird. *Antonovsky* ist nicht an der Erklärung von Gesundheit als absolutem oder idealistischem Konzept interessiert, da dies nicht den realen Gegebenheiten entspricht (ebd., 25).

Zentral im salutogenetischen Modell ist das schon erwähnte Konzept des *Kohärenzgefühls*, eine individuelle, psychologische Einflussgröße, eine allgemeine Grundhaltung eines Individuums gegenüber der Welt, bei dem es um sinnhafte Erfahrungen geht und in dem *Antonovsky* (1997, 34 ff.) drei Komponenten identifiziert.

1. Die *Verstehbarkeit* bezieht sich auf das Ausmaß, in welchem man interne und externe Stimuli als kognitiv sinnhaft wahrnimmt, als geordnete, konsistente, strukturierte und klare Informationen und nicht als „Rauschen“ – chaotisch, ungeordnet, willkürlich, zufällig und unerklärlich. Tod, Krieg und Versagen können eintreten, werden aber für den Menschen verstehbar.
2. Die *Handhabbarkeit* wird definiert als das Ausmaß, in dem man wahrnimmt, dass man geeignete Ressourcen zur Verfügung hat, um den Anforderungen zu begegnen, die von den Stimuli, mit denen man konfrontiert wird, ausgehen. „Zur Verfügung“ stehen Ressourcen, die man selbst unter Kontrolle hat oder solche, die von legitimierte Anderen kontrolliert werden, von jemandem, auf den man zählen kann, jemandem, dem man vertraut. „Bedauerliche Dinge geschehen nun einmal im Leben, aber wenn sie dann auftreten, wird man mit ihnen umgehen können und nicht endlos trauern“ (ebd., 35).
3. Die *Bedeutsamkeit* weist darauf hin, wie wichtig es ist, als Teilnehmer in die Prozesse, die das eigene Schicksal und die alltäglichen Erfahrungen bilden, involviert zu sein. Menschen mit einem star-

ken Kohärenzgefühl, sprechen von Lebensbereichen, die ihnen wichtig sind, die in ihren Augen „Sinn machen“ – und zwar in der emotionalen, nicht nur der kognitiven Bedeutung.

Antonovsky (ebd., 38) legt weiter dar, dass die drei Komponenten des Kohärenzgefühls zwar alle notwendig, aber nicht im gleichen Maße zentral sind. Die motivationale Komponente der Bedeutsamkeit hält er für am wichtigsten, da ohne sie ein hohes Maß an Verstehbarkeit und Handhabbarkeit wahrscheinlich nur von kurzer Dauer ist. Verstehbarkeit steht in der Reihenfolge der Wichtigkeit an nächster Stelle, da ein hohes Maß an Handhabbarkeit vom Verstehen abhängt. Handhabbarkeit ist aber die notwendige Ergänzung zum ganzen Gebilde des Kohärenzgefühls, da ohne sie auch die Bedeutsamkeit abnimmt.

Entscheidend ist also, ob es bestimmte Lebensbereiche gibt, die von subjektiver Bedeutung für die Person sind. Ohne diese ist die Wahrscheinlichkeit für ein starkes Kohärenzgefühl äußerst gering. *Antonovsky* hält es auch nicht für möglich, ein starkes Kohärenzgefühl aufrechtzuerhalten, wenn man die Grenzen so eng zieht, dass die eigenen Gefühle, die unmittelbaren interpersonellen Beziehungen, seine wichtigste eigene Tätigkeit und existentielle Fragen (Tod, unvermeidbares Scheitern, persönliche Fehler, Konflikte und Isolation) jenseits der Bedeutungsgrenze liegen. „Zu viel von unseren Energien und ein großer Teil unseres Selbst sind so unausweichlich mit diesen Bereichen verbunden, dass sich ihre Signifikanz nicht leugnen lässt. Tut man dies, so hat man per Definition ein niedriges Ausmaß an Bedeutsamkeit“ (ebd., 39).

Nach dem salutogenetischen Modell gilt nun schlicht folgendes: „Je ausgeprägter das Kohärenzgefühl einer Person ist, desto gesünder sollte sie sein bzw. desto schneller sollte sie gesund werden oder bleiben“ (Bengel/Strittmatter/Willmann 1999, 28). Die Ausprägung des Kohärenzgefühls beeinflusst aber auch die Art der Lebenserfahrungen, so dass die Lebenserfahrungen in der Regel die Grundhaltung bestätigen und diese damit stabil und überdauernd wird. Menschen mit einem stark ausgeprägten Kohärenzgefühl können flexibel auf Anforderungen reagieren und aktivieren die für spezifische Situationen angemessenen Ressourcen. Menschen mit einem gering ausgeprägten Kohärenzgefühl werden hingegen Anforderungen eher starr und rigide beantworten, da sie weniger Ressourcen zur Bewältigung haben bzw. wahrnehmen (ebd., 29/30). Um nämlich vor Anforderungen bestehen zu können, muss man das Gefühl haben, dass man eine klare Vorstellung von eben diesen Anforderungen hat. „In einer Welt zu leben, die man für chaotisch und unberechenbar hält, macht es höchst schwer zu glauben, dass man gut zurecht kommt“ (Antonovsky 1997, 37). Wenn man aber glaubt, die Probleme, mit denen man konfrontiert ist, zu verstehen, wird man motiviert sein, Ressourcen ausfindig zu machen und man wird diese Suche ungern aufgeben, bevor man sie gefunden hat. Ohne eine solche Motivation jedoch hört man auf, auf Reize zu reagieren, und die Welt wird bald unverständlich.

Nach *Antonovsky* entwickelt sich das Kohärenzgefühl im Laufe der Kindheit und Jugend und wird von den gesammelten Erfahrungen und Erlebnissen beeinflusst. In der Adoleszenz sind größere Veränderungen noch möglich, da dem Heranwachsenden viele Wahlmöglichkeiten offen stehen und die Lebensbereiche noch nicht festgelegt sind, aber ab dem Alter von etwa 30 Jahren ist das Kohärenzgefühl ausgebildet und bleibt relativ stabil. Die Komponente Verstehbarkeit wird durch Erfahrungen von Konsistenz geformt, denn völlig willkürlich, widersprüchlich und unvorhersehbar auftretende Reize und Erfahrungen können nicht eingeordnet, zugeordnet und strukturiert werden. Handhabbarkeit entsteht durch das Erleben ausgewogener Belastungen, in denen Personen weder über- noch unterfordert sind. Sinnhaftigkeit wird schließlich durch die

Erfahrung gefördert, auf die Gestaltung von Situationen Einfluss zu haben (Bengel/Strittmatter/Willmann 1999, 30/31).

Ob sich ein starkes oder schwaches Kohärenzgefühl herausbildet, hängt also vor allem von den gesellschaftlichen Gegebenheiten ab, d.h. von der Verfügbarkeit generalisierter Widerstandsressourcen, Variablen, die sich sowohl auf individuelle (z.B. körperliche Faktoren, Intelligenz, Bewältigungsstrategien) als auch auf soziale und kulturelle Faktoren (z.B. soziale Unterstützung, finanzielle Möglichkeiten, kulturelle Stabilität) beziehen. Sind generalisierte Widerstandsressourcen vorhanden, die wiederholt konsistente Erfahrungen ermöglichen, dann entsteht mit der Zeit ein starkes Kohärenzgefühl. Erfahrungen, die überwiegend durch Unvorhersehbarkeit, Unkontrollierbarkeit und Unsicherheit geprägt sind, führen zu einem schwachen Kohärenzgefühl (ebd., 31).

Das Modell der Salutogenese hat eine wichtige Bedeutung für das Anwendungsfeld der Prävention. Die häufig theoriearm und aktivistisch aneinandergereihten, präventiven Aktivitäten bekommen eine Rahmentheorie, die ressourcenorientierte, kompetenzsteigernde und unspezifische Präventionsmaßnahmen stützt. Das Modell verträgt sich auch gut mit dem Perspektivenwechsel von den Risikofaktoren zu den Protektivfaktoren, da es die psychische und soziale Dimension gleichbedeutend neben die körperliche Dimension stellt (ebd., 70/71).

Bei ungünstigen strukturellen und gesellschaftlichen Bedingungen können individuumszentrierte Maßnahmen nur wenig ausrichten. Gesundheitsfördernde und präventive Maßnahmen müssen deshalb auf ein breites Spektrum an individuellen, sozialen und kulturellen Faktoren abzielen. Da nach *Antonovsky* das Kohärenzgefühl mit zunehmendem Lebensalter stabiler und schwerer veränderbar wird, kann man daraus ableiten, dass es wichtig ist, für Kinder und Jugendliche eine Welt zu schaffen, die konsistente Erfahrungen ermöglicht, für Belastungsausgleich sorgt und die Einflussnahme auf Entscheidungsprozesse zulässt (ebd., 79). Auch *Künzel-Böhmer/Bühringer/Janik-Konecny* (1993, 28) weisen auf weitere empirische Evidenzen hin, nach denen es in Bezug auf Suchtprävention protektiv wirkt, wenn ein Individuum sich selbst wertschätzt und von seiner Fähigkeit, mit den Anforderungen des Lebens fertig werden zu können, überzeugt ist (vgl. auch Hildebrandt 1992, 32 u. Schmidt 1998, 43).

Paulus (1995, 10) erscheint eine realistische und pragmatische Integration von strategischer Gesundheitsförderung und entwickelter Risikofaktoren-Prävention angebracht, die er als „Neue Prävention“ bezeichnet. Die strategische Gesundheitsförderung als Grundlage und wesentlicher Inhalt wird hier um präventiv konzipierte Anteile ergänzt, die sich auf das jeweils spezifische Problemverhalten und das zugehörige Setting beziehen. Ansätze der „Neuen Prävention“ erkennen die subjektive Vernunft bzw. psychosoziale Funktion des Risikoverhaltens zwar an und berücksichtigen die Lebenslage und die Entwicklungsgegebenheiten. Sie kommen aber auf Ressourcen und/oder Protektivfaktoren der Gesundheit zurück und streifen damit die Defizitorientierung der traditionellen Prävention ab und öffnen sich so der „salutogenetischen Perspektive“. Der „Neuen Prävention“ schreibt *Paulus* (ebd., 11) die größten Chancen als übergreifendes Konzept zu, wenn sie deutlicher als bisher ihren allgemein-gesundheitsförderlichen Ansatz herausarbeitet, ihn in der Arbeit stärker gewichtet und sich mehr als unspezifischer Präventionsansatz versteht.

3. 3. 2 Identität als pädagogisches Problem: Neubestimmung einer individualistischen Identität

Die Analyse der fortschreitenden Modernisierung zeigt: Identität, so wie sie hier als individualistisches Konstrukt eingeführt wurde, ist bedroht. Sie zersetzt sich in Bestandteile, die durch süchtige Beziehungsstrukturen zusammengehalten werden. Das Ich als unverwechselbare Einheit konstruiert sich sozusagen über ein Koordinatensystem, das zunehmend seine Ankerpunkte in der Sozialität der Menschen verliert.

Identität wird dadurch zu einem zentralen pädagogischen Problem der Suchtprävention. Im Folgenden sollen daher Neubestimmungsversuche einer individualistischen Identität dargelegt werden, denen präventive Überlegungen abgerungen werden können.

Identität und Kohärenzgefühl

Man könnte vermuten, das Konzept des Kohärenzgefühls sei ein Ausdruck einer „gefestigten Identität“, die im Sinne des vorgeschlagenen Suchtmodells in nicht süchtige Beziehungsstrukturen führt, sondern dem Individuum die Freiheit gibt, sich ohne Furcht vor Identitätsverlust auf neue Erfahrungen einzulassen.

Antonovsky (1997, 41) unterscheidet an dieser Stelle zwischen dem Selbst, das sich auf die grundlegenden Schichten der Persönlichkeit bezieht und einen Sinn für unvergängliches Gleichsein vermittelt, und der Identität, die sich auf den Komplex der sozialen Rollen des Individuums bezieht. Ein starkes Selbst ermöglicht dann eine stabile Identität, ist umgekehrt aber unabhängig von der expliziten Identität, in der sich das Selbst zu einem beliebigen Zeitpunkt manifestiert. Nach *Antonovsky* (ebd., 42) wird eine Person mit einem schwachen Selbst und schwacher Identität ein schwaches Kohärenzgefühl haben. Aber eine Person mit einem schwachen Selbst kann sich wie verblendet in rigider Weise an einer vorgegeben Identität festbeißen, in dem Bestreben, die schrecklichen Ängste zu zerstreuen, die sich ihrer gerade wegen ihres schwachen Selbst bemächtigen. Solch eine Person würde ein rigides Kohärenzgefühl aufweisen, dessen beträchtliches Ausmaß an Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Bedeutsamkeit keine Substitution zulässt. Auch wenn ich in dieser Arbeit von einem anderen Identitätsbegriff ausgehe, ist dies anlog zum verwendeten Suchtbegriff zu verstehen, der Identität als einen Zustand sieht, der zwar ein starkes Kohärenzgefühl aufweist – dazu dient die *Sucht* ja –, aber keinen Ausbruch mehr aus diesem erlaubt. Um bei sich verändernden Bedingungen das Gefühl der Kohärenz dauerhaft aufrechtzuerhalten, werden dann funktionale Beziehungen aufgebaut, um so das schwache Selbst zu stärken.

Ein starkes Kohärenzgefühl ist also nicht unbedingt Ausdruck eines nicht süchtigen Individuums, sondern in erster Linie Ausdruck eines gesunden Individuums. Dies macht auch wieder die Funktion süchtiger Verhaltensweisen für das Kontinuum der Gesundheit-Krankheit-Balance deutlich. Sind die durch die Identität (in Antonovskys Sinn) vermittelten Rollen funktional, bildet sich ein starkes Kohärenzgefühl. Sind sie es nicht, kann sich kein starkes Kohärenzgefühl ausbilden und das Individuum verschiebt sich auf dem Kontinuum in Richtung auf den Krankheitspol. Eine Person mit einem starken Kohärenzgefühl vertraut nämlich

darauf, dass mit neuen Information etwas Sinnvolles anzufangen ist, während einer Person mit einem schwachen Kohärenzgefühl dieses Vertrauen abgeht (ebd.).

Identität als aktive Passungsleistung

Doch nicht der Kampf um die Kohärenz der Selbsterfahrung ist im Sinne des Suchtmodells dysfunktional, sondern die Verweigerung, die Nichtaufnahme dieses Kampfes, der nach *Keupp* u.a. (2002, 94) zwar schwieriger geworden sein mag, aber unabdingbar ist, um der Gefahr der Auflösung zu begegnen.

Heiner Keupp und seine Mitarbeiter (ebd., 30) gehen davon aus, dass die von den gesellschaftlichen Signaturen der Individualisierung, Pluralisierung und Globalisierung bestimmte Identitätsbildung nicht mehr als Entstehung eines inneren Kerns thematisiert wird, sondern als ein Prozessgeschehen beständiger „alltäglicher Identitätsarbeit“, als permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten. Identitätsarbeit wird hier als aktive Passungsleistung des Subjekts unter den Bedingungen einer individualisierten Gesellschaft beschrieben und in ihren wesentlichen Funktionsprinzipien rekonstruiert.

Keupp u.a. (ebd., 60) verstehen Identität als das individuelle Rahmenkonzept einer Person, innerhalb dessen sie ihre Erfahrungen interpretiert und das ihr als Basis alltäglicher Identitätsarbeit dient. Das Subjekt versucht dabei situativ stimmige Passungen zwischen inneren und äußeren Erfahrungen zu schaffen und unterschiedliche Teilidentitäten zu verknüpfen. Subjekte nehmen in ihrer Selbstkonstruktion Bezug auf soziale, lebensweltlich spezifizierte Anforderungen und auf eigene, individuelle Selbstverwirklichungsentwürfe. Passung versteht sich hier nicht (nur) als Anpassung an außen oder innen, sondern ist stets ein subjektiver Aushandlungsakt zwischen oftmals (inhaltlich wie zeitlich) divergierenden Anforderungen. Deshalb beschreiben *Keupp* u.a. (ebd., 215/216) diesen Aspekt der Identitätsarbeit auch als eine konfliktbezogene Aushandlung, bei der unterschiedliche Selbsterfahrungen nicht im Sinne eines auf Widerspruchsfreiheit angelegten Gleichgewichtsmodells aufgelöst, sondern in ein dynamisches Verhältnis gebracht werden, das als konfliktorientierter Spannungszustand beschrieben wird. Identität ist in diesem Sinn weitgehend eine narrative Konstruktion, deren zentrales Medium die Selbsterzählung ist. Damit meinen *Keupp* u.a. (ebd., 216) die Art und Weise, wie das Subjekt selbstrelevante Ereignisse auf der Zeitachse aufeinander bezieht und „sich“ und anderen mitteilt. Passung muss nicht (nur) hergestellt werden, wichtig ist vor allem, dass sie narrativ interpretiert wird (ebd., 269/270).

Auf die Frage, wie es bei der Vielzahl von möglichen Lebensentwürfen gelingen kann, ein für sich stimmiges Identitätsprojekt zu realisieren, weisen *Keupp* u.a. (ebd., 267) auf drei zentrale Syntheseleistungen hin, die ein Subjekt in seiner Identitätsarbeit vollbringen muss:

1. Identität und Kohärenz: In vielen Lebensbereichen können Subjekte heute unter vielen möglichen Lebensentwürfen wählen, ohne dass sie jedoch sicher wissen, welche langfristigen Konsequenzen mit dieser Entscheidung verbunden sind (ebd., 243). Daher steht hinter der Frage, wie man sich unter diesen Bedingungen überhaupt noch eine stabile Identitätsbildung vorstellen kann, ein klassisches Identitätsverständnis (geschlossene Identität), das unterstellt, dass zu einer stabilen Identität so etwas wie eine verlässliche und zeitlich stabile Realisierung eines Identitätsprojektes (wie und wer man sein will) unabdingbar ist. Da aber alle Gegenwartsanalysen der postmodernen oder der individualisierten, globalisierten Risikogesellschaft gegen

das Deutungsmuster einer kohärenten Sicht der eigenen Biographie und Identität sprechen, schlagen *Keupp* u.a. (ebd., 245) vor, sich von einem Begriff von Kohärenz zu verabschieden, der als innere Einheit, als Harmonie oder als geschlossene Erzählung verstanden wird. Vielmehr kann Kohärenz auch eine offene Struktur haben, in der die individuell hergestellten Verknüpfungen für das Subjekt eine authentische Gestalt haben und einen Kontext von Anerkennung, also in einem Beziehungsnetz von Menschen Wertschätzung und Unterstützung finden. Es kommt daher weniger darauf an, auf Dauer angelegte „Fundamente“ zu zementieren, sondern eine reflexive Achtsamkeit für die Erarbeitung immer wieder neuer Passungsmöglichkeiten zu entwickeln. Voraussetzung für eine befriedigende Identitätsbildung ist, beim Prozess der Transformation von Entwürfen zur Realisierung von sehr unterschiedlichen Identitätsprojekten ein Gefühl des Sinnhaften (das Alte war nicht sinnlos, und das Neue macht Sinn), des Verstehbaren (z.B. die Notwendigkeit der Veränderung eines Identitätsprojekts) und der eigenen Gestaltbarkeit (Identitätsprojekt als Teil eines selbstrealisierten Entwurfs) zu haben. Kohärenz entsteht dabei weniger inhaltlich denn als prozessuales Ergebnis (ebd., 245/246). Hier wird deutlich, dass jedes Zeitalter und jede Kultur für Kohärenz unterschiedliche Maßverhältnisse und Normen hat. Während man in der „organisierten Moderne“ im Allgemeinen das tut und will, was erprobt und vorgeschrieben ist, wird Kohärenz als eine „innere, in sich harmonische Einheit“ verstanden. Identitäten mit dem heute verbreiteten Offenhalten von Optionen und der Verknüpfung widersprüchlicher Arrangements würden nach diesem Verständnis als sehr inkohärent abqualifiziert werden, während sie sich in der Praxis jedoch als zeitgemäß erweisen (ebd., 267).

2. *Identität und Anerkennung*: In der Postmoderne ist nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Produkten des „richtigen Lebens“ notwendig – wie sie z.B. in der Drogenprävention gehandelt werden. Die Analyse der Postmoderne zeigt vielmehr auf, dass Subjekte zunehmend auf einzelne auszuhandelnde Beziehungen mit jeweils unterschiedlichen Anerkennungskulturen angewiesen sind. Da ein allgemeingültiger Vermittlungsrahmen fehlt, gehört dazu eine gehörige Portion Konfliktfähigkeit. Dies erfordert weit mehr beziehungsorientierte Aushandlungskompetenzen als zu Zeiten der organisierten Moderne. Andererseits können die Subjekte mehr und von Autorität(en) weniger stark beeinflusst eigene Identitätsprojekte entwickeln und umsetzen (ebd., 260). Die Fähigkeit zur „Ambiguitätstoleranz“ fordert zudem dazu auf, sich auf Menschen und Situationen offen einzulassen, sie zu erkunden, sie nicht nach einem Alles-oder-nichts-Prinzip als nur gut oder nur böse zu beurteilen. *Keupp* u.a. (ebd., 55) geht es dabei um die Überwindung des „Eindeutigkeitszwanges“ und die Ermöglichung von neugieriger Exploration von Realitätsschichten, die einer verkürzenden instrumentellen Logik unzugänglich sind. Stärker als in früheren Bezügen muss heutige Identitätsbildung daher durch Anerkennung im dialogischen Austausch mit anderen Subjekten erst ausgehandelt werden, und dabei besteht auch immer die Möglichkeit des Scheiterns (ebd., 268). Da jedoch nur Menschen, die eine reflektierte Vorstellung davon haben, wie und warum sie geworden sind, was sie sind, auch Phantasien der Besserung entwickeln können, erachten *Keupp* u.a. (ebd., 283) auch die Einsicht in das Scheitern als produktiv. Ohne diese Reflexion und ohne Trauer über Verluste kann auch keine Kraft, insbesondere nicht zur Utopie, geschöpft werden.

3. *Identität und Authentizität*: Identitätsarbeit besteht nicht primär in dem Versuch, Ambivalenzen und Widersprüche aufzulösen, sondern diese in ein für die Person akzeptables Spannungsverhältnis zu brin-

gen. Sieht man nämlich Ambivalenzen prospektiv auch als Herausforderungen für die Weiterentwicklung von Identität, so sind sie ein fundamentaler Bestandteil gelungener Identitätsarbeit. Hinter diesen Überlegungen steht die Frage, wie es dem Subjekt gelingt, Prozess und Konstruktion der Identitätsarbeit in ein Passungsverhältnis zu bringen, das aus der Sicht des Subjekts „stimmig“ ist. Dieses Gefühl, selbst etwas Gelungenes geschaffen zu haben, fassen *Keupp* u.a. (ebd., 263) mit dem Begriff der Authentizität. Wer nämlich gegenüber seinen tiefsten Bedürfnissen unsensibel ist, kann werterational handeln und ist zugleich nicht-authentisch.

Weil die Syntheseleistungen in der Regel in einem dynamischen Zusammenhang stehen und dadurch in Widerstreit geraten können, ist gelungene Identität in den allerseltensten Fällen ein Zustand der Spannungsfreiheit. Unter gelungener Identität verstehen *Keupp* u.a. (ebd., 276) einen temporären Zustand einer gelungenen Passung. Doch gelungene Identität bedarf materieller Ressourcen. Dieser Umstand verweist auf ein zentrales und höchst aktuelles soziales Problem. Eine Gesellschaft, die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskräfte des Markts verlässt, lässt die Ungleichheiten in den Chancen zur Lebensgestaltung weiter wachsen und vertieft so die gesellschaftliche Spaltung. Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird alltägliche Identitätsarbeit nur allzu oft zu einem prekären Schwebestand, der nur aus einer recht zynischen Beschreibung als postmodernes Reich der Freiheit deklariert werden kann (Stichwort für den Arbeitsmarkt: „Ich-AG“). Derzeit nimmt gerade der Bestand gegebener, schon vorhandener sozialer Netzwerkbezüge mehr und mehr ab, während der Anteil des sozialen Beziehungsnetzes, das durch die Subjekt selbst zu schaffen und durch stete Eigenaktivität aufrechtzuerhalten ist, größer wird. Dadurch steigen nicht nur die Freiheitsgrade, sondern auch die Risiken, des Abgewählt- und Verlassenwerdens. Das Streben nach gelingender Identität verlangt dem Subjekt inzwischen sehr eigenwillige Verknüpfungen und Kombinationen verschiedenster Teil-Realitäten ab. Dazu sind die Fähigkeiten zum Aushandeln und ein geschärfter Möglichkeitssinn Voraussetzung. Auch individueller Sinn wird immer weniger übernehmbar, indem man bewährte Sinnangebote und Lebensstilpakete benutzt. Das kluge Subjekt sollte in der Lage sein, dem Leben Sinn zu geben – einen Sinn, der dem Leben nicht abzulesen, sondern in das Leben hineinzulegen ist, um aus ihm herausgelesen werden zu können (ebd., 276 ff.).

Differenzakzeptanz als Ich-Akzeptanz

Die Identität findet sich in der Nichtübereinstimmung mit den eigenen Möglichkeiten.
Niklas Luhmann, Copierte Existenz und Karriere

Auch wenn wir alle Anstrengungen unternehmen, es zu verdrängen, läuft das Leben doch unerbittlich einem Ende entgegen. Alles, was wir erreicht haben, ist vergänglich; keine Lösung ist von Dauer. Das wahre Glück sieht *Peter Gross* (1999 (a), 255 ff.), da sich der Hunger trotz der Erkenntnis menschlicher Begrenztheit nie stillen lässt, in der Überwindung des Glücksstrebens und damit in seiner Anerkennung. Glück hat keinen Ort und keine Zeit. Da man alles Begehrte wieder loslassen muss, bleibt alles Dasein Leiden, solange man sich nicht vom Objekt abkehrt.

In der Akzeptanz der Differenz von Möglichkeit und Wirklichkeit, deren Übereinstimmung in der *Sucht* angestrebt wird, sind Glück und Unglück gleichzeitig anwesend. *Differenzakzeptanz* heißt nach Gross (ebd., 287), selbstwach sich selbst zu erkennen und zu werden, was man ist, nämlich nicht und nie mit sich im Reinen, identisch mit sich als nicht sich, zu leben versuchen mit einer Krankheit, von der es keine Heilung gibt, und die deshalb gar keine Krankheit ist, mit der Wahrheit, dass wir uns nicht erlösen können davon weder im Aufgehen in der Gesellschaft und in Anderen noch in der Vereinigung mit uns selbst. In der Differenzakzeptanz löst sich der Mensch von der Vorstellung, alles müsse neu, anders, besser hergestellt oder vervollkommen werden. Wenn alles unter dem Druck unerfüllter Hoffnungen steht und jedes Mittel für die Erreichung der Zukunft recht ist, ist alles, was ist, obsolet noch bevor es entsteht (vgl. Gross 1994, 405). Wer darüber stöhnt, dass der Computer, den man kauft, in dem Moment alt ist, in dem man ihn aus dem Geschäft trägt, zeigt, wie sehr die Fähigkeit, das Gegebene unpolemisch anzunehmen, statt es aufzuladen und fortzutreiben, geschwunden ist. Wir haben schon so viel zu tun, um das festzuhalten, was die alltägliche Lebensführung ermöglicht.

In der Anerkennung und im Gelten-lassen des Du, des Anderen, der anderen Existenz und der anderen Seinsweise lässt sich die Fähigkeit zur Differenzakzeptanz erproben. Und aus dem Sich-Einlassen und dem Belassen von Unterschieden, aus der Anerkennung von Differenzen resultiert ein Ablassen und Desinteresse am Steigerungsprojekt. Glücklich wird der Mensch nämlich erst, wenn er den Riss in sich akzeptiert und versucht, mit sich auszukommen, wie er ist, statt sich seiner zu schämen und panisch Möglichkeiten nachzujagen (vgl. Gross 1999 (b), 125). Peter Gross (1994, 410) fordert daher keine Weltsucht und keine Weltflucht, sondern vielmehr ein Ja-so-ist-die-Welt. Sinn, den man, da er nicht mehr gegeben ist und auch nicht einfach mehr erzeugt werden kann, nun suchen muss, erschließt sich in dieser Sichtweise aus dem Erkennen von Zusammenhängen.

Da sich Identität aus dem letztendlich immer bleibenden Spannungsverhältnis von innerer und äußerer Realität konstruiert (vgl. Mansel 1995,94), wird im Sinne der Suchtprävention an den erwachsenen Menschen der Anspruch einer realen Selbsteinschätzung gestellt, die den Selbstbesitz nicht mit dem Weltbesitz gleichsetzt, sondern in der vorgegebenen Begrenzung akzeptiert, damit überhaupt erst eine Beziehung zum gesellschaftlichen Du und zur Dingwelt möglich wird. In der *Sucht* wird die kindliche Gleichsetzung von Selbstbesitz und Weltbesitz nicht überwunden. Hinter dem Phänomen der *Sucht* steht daher ein Nicht-Akzeptieren des In-der-Welt-Seins, d.h. dass das Verfallensein an die welthafte Kontingenz – Begrenzung und Tod – als solches nicht gesehen und noch viel weniger bewältigt wird. Das infantile Freiheitsgefühl wird als Egoismus beschrieben: „Die Suche nach der Freiheit wird zur Sucht nach der Freiheit von der Weltlichkeit und damit zur Unfreiheit“ (Mieth 1996, 72). Über Individualität als dringendstes Ziel von Identität zu verfügen, heißt daher, seine Begrenztheit zu akzeptieren und die phantasierte Autarkie aufzugeben (vgl. Wintels 2000, 256). Wer aber versucht, z.B. durch ideelles Engagement der Weltlichkeit zu entfliehen, verfällt ihr um so mehr. Dieser Aufruf geht insbesondere an die Richtung der „Helfer“, da zum menschlichen Selbstbesitz und damit zur Hingabefähigkeit nur der gelangt, der das Verfallensein an die Welt erfährt und ernst nimmt (vgl. Mieth 1996, 72).

Wenn das Leben derart im Konjunktiv steht, wie es die These der Multioptionsgesellschaft annimmt, ist insbesondere die Situation von Jugendlichen vielfach von der Frage geprägt, ob der eigene Wille stark genug ist oder ob es stärkere Instanzen gibt, die einen veranlassen, etwas zu tun, was man gar nicht will. Dies ist nach *Zimmermann* (1999, 51) die Grundsituation jeder Versuchung. Wenn in der Prävention bezüglich der „Immunisierung gegen Suchtgefahren“ immer wieder vom einem „starken Willen“ gesprochen wird, muss dann auch darauf hingewiesen werden, dass in der *Sucht* ebenfalls ein gewaltiger Wille wirkt. Wenn es z.B. darum geht, das benötigte Suchtmittel zu besorgen, werden alle Anstrengungen unternommen, die das Individuum aufbieten kann. Da aber die Möglichkeit zum Verzicht die Grundlage eines freien Willen ist, ist die Frage: „Wie ergreife ich meinen Willen?“ „Was sind überhaupt die Motive, meinen Willen zu ergreifen?“ Es gibt wohl kaum ein Souveränitätserlebnis, das so intensiv ist wie die Fähigkeit zum Verzicht und einem das Gefühl vermittelt: „Ich bin ich“. Die bei der Essensverweigerung im Zusammenhang mit der Kontrolle erlebte Euphorie bei Magersüchtigen legt davon Zeugnis ab.

Es geht also in der Suchtprävention auch darum, den eigenen Willen so stark zu verankern, dass das, was an Instanzen von Fremdbestimmung kommt – also auch von Seiten der Suchtprävention –, nicht wirksam wird. Dem Denken über sich selbst kommt dabei eine besondere Rolle zu. Der ganze Jugendliche, in seinem Denken, in seinem Verhalten und an seinem Körper sagt aus, dass er sich selbst verändern will, damit er überhaupt erst er selbst werden kann. Der Jugendliche will „zu sich selbst“ kommen, d.h. in Eigentätigkeit kommen. Er will auf keinen Fall so bleiben, wie er ist. Ist aber der Wille noch nicht im Denken, führt das dazu, dass sehr häufig das aufkeimende Denken durch das Gefühl überwältigt wird, dass das Denken noch gar nicht fähig ist, sich selbst zu behaupten. „Es ist das Denken, das nicht willentlich erfüllt ist, um sich selbst Gesichtspunkte zu erarbeiten, das nur bestrebt ist, das Bestehende zu kritisieren oder zu analysieren“ (ebd., 58).

Aus der Sicht der Suchtprävention bedarf es daher einer gefestigten inneren Position, um äußeren Zwängen entgegentreten zu können. Erst wenn eigene Einstellungen und Normen inklusive ihres Ursprungs bewusst gemacht werden, um diese dann in einem zweiten Schritt neu überdenken zu können, besteht eine gute Chance, bereits vorhandene Verhaltensweisen dauerhaft zu modifizieren (vgl. Freitag 1995, 24).

Identität als Aneignungsmodus

In den modernen Identitätskonzeptualisierungen geht es nicht mehr um konkrete, lebenslanglich stabile Festlegungen auf gesellschaftlich anerkannte Rollen, sondern es geht vielmehr um Einzigartigkeit oder aber um flexible Mannigfaltigkeit. So wird das Ziel von Identitätsarbeit als die Herstellung individueller Einmaligkeit beschrieben. Diese Einmaligkeit ist ein Besitz, den wir langsam aufbauen, indem wir Unterschiede zwischen uns und anderen Menschen betonen. Wir konstruieren sie allein aus den Zeichen, die uns bedeuten, inwiefern wir anders sind als die anderen. „Damit sind Inhalte, und zwar solche, für die gilt, dass sie einzigartig sind, konstitutiv für Identität“ (Nunner-Winkler 1990, 674). In der traditionellen Fassung wird Identität gleichgesetzt mit überlieferten Inhalten (vorgegebene Rollen), in der postmodernen Fassung der Patchwork-Identität wird sie gleichgesetzt mit der bunten Mannigfaltigkeit je wechselnder und austauschbarer, aber eben einzigartiger Inhalte oder Kombinationen von Inhalten.

Gertrud Nunner-Winkler (ebd., 675) hingegen gründet Identität nicht in der Art ihrer Inhalte, sondern im Modus der Aneignung von Inhalten. Nach ihrem Konzept gewinnt Identität, wer die Frage nach der eigenen Identität autonom stellt und beantwortet. Das heißt, dass selbst wenn eine Person ihre Anschauungen und Meinungen und vielleicht sogar bestimmte Charaktermerkmale ändert, sie ihre Identität behauptet, wenn dann nur gilt, dass wir diese Änderungen als Lernprozess rekonstruieren können, in dem das Individuum die neuen Ansichten mit Gründen autonom erworben hat. Damit beschreibt Nunner-Winkler (ebd.) *Autonomie* als Kern von Identität, wenn nämlich ein Gesinnungswandel als durch Gründe motiviert und nicht durch Ursachen bloß bewirkt gelten kann. Dabei werden drei Stufen als Entwicklung zur Autonomie unterschieden (vgl. Nunner-Winkler 1990, 676 ff.):

1. Die erste Stufe von Autonomie ist die *Freiheit*, zu tun, was man will. Diese Freiheit kann durch innere wie äußere Einschränkungen begrenzt sein. Äußere Einschränkungen sind physische Grenzen, innere Einschränkungen sind die mangelnde Fähigkeit zu kognitiver oder affektiver Distanz. Einem Menschen steht z.B. frei, Drogen zu nehmen.
2. *Selbstbestimmung* ist die Fähigkeit, wollen zu können, was ich tun will. Dies bedeutet, zu seinem unmittelbaren Wollen mit Gründen Stellung nehmen zu können: Ich bestimme mit Gründen, ob ich etwas wirklich will, was ich unmittelbar will. Selbstbestimmung wird aber verfehlt, wenn das Subjekt glaubt, die Entscheidung, was es wollen soll, ließe sich zwingend aus Gründen allein – also ohne eine eigene wertende Stellungnahme ableiten. Sie wird ebenfalls verfehlt, wenn Gründe überhaupt keine Rolle spielen. Wenn das Subjekt nämlich auf Überlegungen überhaupt verzichtet, bestimmt es nicht selbst, sondern überlässt zu bestimmen, was es will, dem Zufall oder den Umständen. Liegt ein nicht durch Gründe motiviertes, sondern durch Ursachen bloß bewirktes Verhalten vor, kann dies durchaus mit der Produktion von Pseudogründen einhergehen. In solchen Fällen ist es sowohl möglich, Gründe vorzubringen, die mein Verhalten scheinbar rechtfertigen, in Wahrheit jedoch nur mich oder andere darüber hinweg täuschen sollen, dass mein Verhalten nicht selbstbestimmt, sondern durch innere oder äußere Ursachen, die meiner Kontrolle entzogen sind, bewirkt worden ist, als auch dass ich meine eigene Abhängigkeit erkenne und dennoch unfähig sein kann, mich davon zu befreien.
3. *Autonomie* heißt, dass ich selbst bestimme, was ich wollen will, gemäß Kriterien, die ich selbst bestimmen kann. Der Unterschied zwischen Selbstbestimmung und Autonomie besteht nach Nunner-Winkler (ebd., 678) in der Art der Gründe, die die Stellungnahme zum eigenen unmittelbaren Wollen anleitet: „Im Falle von Selbstbestimmung übernimmt das Individuum vorgegebene Standards, im Falle von Autonomie setzt es sie selbst“. Beim autonomen moralischen Handeln z.B. kann man einer Norm folgen wollen, weil man sie für richtig hält. Der Unterschied zum selbstbestimmten Handeln liegt in der Begründung für die Gültigkeit der Norm.

Der Übergang von Selbstbestimmung zur Autonomie ist im engeren Sinn der spezifischen Gefährdung ausgesetzt, autonome Kriterien zu missdeuten. „Im Modernisierungsprozess hatte der Appell an Selbstverwirklichung in Beruf oder romantischer Liebe bei der Partnerwahl zunächst die Funktion einer Abwehr von Fremdbestimmung“ (ebd., 679). Diese Abwehr von Fremdbestimmung, die im Medium zunehmend

stärker subjektiv bestimmbarer Bewertungskriterien (Projekt des schönen Lebens) erfolgt, wird aber im Interesse eines inhaltlichen Engagements für eine bestimmte Tätigkeit artikuliert. Das Missverständnis tritt dann auf, wenn diese Kriterien, die zunächst der Abwehr sozialer Kontrolle dienen und im Interesse der Realisierung bestimmter Inhalte erhoben werden, sich inhaltsleer formal verselbstständigen, wenn also Selbstverwirklichung, ohne auf ein spezifisches inhaltliches Engagement abgestützt zu sein, als Selbstzweck gefordert wird.

Nunner-Winkler (ebd., 681) verdeutlicht dies an der Aussage eines Jugendlichen: „Wenn ich weiß, dass meine Mutter möchte, dass ich tue, was ich tun möchte – wenn wir beide dasselbe wollen – stört mich das und ich höre auf zu tun, was ich tue“. Hier verwechselt der Jugendliche Inhalt und Aneignungsmodus. Aus dieser möglichen Missdeutung folgert *Nunner-Winkler* (ebd.), dass Zustände von Autonomie und damit auch Sinnstiftung als konstituierende Inhalte einer geglückten Identität nicht willentlich herbeigeführt werden können, sondern dass der Versuch, dies zu tun, notwendig zur Verfehlung führt. „Man kann sich nicht nicht-autonom entscheiden, autonom zu werden“. Daher muss der Versuch, Einzigartigkeit durch inhaltliche Besonderung zu erringen, zwangsläufig scheitern. Wer Einzigartigkeit zum Problem macht und auf sie abzielt, bringt einen sachfremden Faktor in die Wahrheitsfrage ein. Nur wer die Identitätsfrage, was für ein Mensch er sein will, selbstständig stellt, wird zu Ergebnissen kommen, die ihn als einzigartig erscheinen lassen.

Der Kern der Gefährdung beim Übergang von Selbstbestimmung zu Autonomie ist ein Missverstehen des Wesens notwendiger Nebenprodukte. Es handelt sich hier um eine theoretische und praktische Verkenning der Tatsache, dass bestimmte erwünschte Zustände wie etwa Autonomie, Selbstverwirklichung, Sinnstiftung, Einzigartigkeit – und auch Glück zählt dazu – Begleitprodukte der Hingabe an eine Sache oder an einen Menschen sind, die zu verfolgen das Subjekt mit guten Gründen für würdig und wichtig erachtet, und dass diese Zustände in direktem Zugriff nicht zu erreichen sind. „Der Kern der Verfehlung, liegt also in einem Mangel an inhaltlichem Engagement für eine Sache, die dem Individuum wichtig ist, dass Metafragen nach Selbstverwirklichung, Sinnstiftung oder Einzigartigkeit als echte Frage nach Handlungsanleitung („was soll ich tun?“) sich gar nicht erst stellen“ (ebd., 682). Eine solche Instrumentalisierung führt zur Entwertung der Tätigkeit und untergräbt so das Engagement an Inhalten, durch das allein Befriedigung zu gewinnen wäre. Dadurch verschärft sich dann auch die Dringlichkeit der Frage nach Sinnstiftung und Selbstverwirklichung und forciert den Versuch – wie für die *Sucht* charakteristisch –, die Lösung im direkten Zugriff anzugehen. Der Kern des Missverständnisses liegt also in der Unfähigkeit, sich für Inhalte zu engagieren.

Demnach läuft auch die Intention der Suchtprävention, „unabhängige Individuen“ hervorzubringen, ins Leere, weil sie sich damit zwangsläufig nicht für Inhalte engagiert und ein Signal an ihre Klientel aussendet, dass die Botschaft auch so versteht: Was ein „unabhängiges Individuum“ ausmacht, darüber wissen präventive Ansätze am wenigsten zu sagen. Wüssten sie mehr darüber, würden sie sich verdächtig machen, hinfällig zu sein.

3. 3. 3 Vom „Ich“ zum „Selbst“: Konstruktionistischer Wandel in der Identitätskonstruktion

*Ein Individualist betrachtet Bindungen als Einschränkungen,
Werte als Meinungen oder Voreingenommenheiten und Bräuche als Bevormundung.
Kenneth J. Gergen, Konstruierte Wirklichkeiten*

Die Entfaltung der *Sucht*, ihr sozialer Charakter und ihre Funktion innerhalb eines Beziehungsnetzwerkes sind bisher auf dem Hintergrund von individualistischen Identitätsprozessen beschrieben worden. Das Konstrukt der „Ich-Identität“ nach *Erikson* fungiert dabei als Folie, um darauf den sich im Laufe der jüngsten Modernisierungsschübe vollziehenden Wandel der darin angelegten individuellen und überindividuellen Anteile als Suchtprozesse darzustellen. Identität oder das, von dem wir als „Ich“ sprechen, dient vorwiegend dazu Gleichheit und Kontinuität in der Selbstwahrnehmung zu gewährleisten. Da dies durch gesellschaftliche Strukturen und ihre individuellen Abbilder immer weniger gewährleistet wird, dient die *Sucht*, das „Komplement“ zur Identität, als „Strategie“, die Vorstellung von sich selbst als unabhängig und einmalig aufrecht zu erhalten. In der *Sucht* geht es darum, sich zu individualisieren, zu „sich selbst“ zu kommen, also zu werden, wer man schon zu sein glaubt, durch Überwindung struktureller Hindernisse, die sich in der Gemeinschaft mit anderen dieser „Selbstverwirklichung“ in den Weg stellen.

Es wurde auch gezeigt, dass sich die Prävention im Laufe der Modernisierung ebenfalls der individualistischen Identitätskonstruktionen bedient, in der Hoffnung, den darin diagnostizierten Auflösungsprozessen („präventiv“) zuvorkommen zu können. Doch wer dabei „mehr Individualität für unabhängigere Individuen“ fordert, fordert ebenfalls eine Logik heraus, die die *Sucht* erst entstehen lässt und treibt diese fort in eine nächste Sphäre, die noch weitgehend unerkannt vor uns liegt. Deshalb gilt es von der Vorstellung bedingungsloser eigener Autonomie wegzukommen und davon, die Vorstellung einer chancengleichen Selbstverwirklichung zum allgemeinen Ziel zu erklären (vgl. Ladewig 1998, 95). Prävention, die auf dem Individuum beharrt, „vergesellschaftet“ *Sucht* hochgradig, so dass das Leben letztlich nur noch über Präventionsstrategien zu bewältigen ist. Der Ausbruch aus dieser Logik muss sich demnach dahin ausrichten, der „Selbsterzählung“ einen neuen Kontext zu verschaffen. In einer als Suchtsystem identifizierten Gesellschaft kann Prävention nur darauf hinauslaufen, den Fokus süchtiger Verhaltensweisen vom Individuum weg hin auf die zwischenmenschliche Interaktion zu lenken und somit die *Sucht* nicht als „Störung im Individuum“ zu verankern.

Das „Selbst“: Beziehungsgetragene Identität

*Das Ich kann gar nicht ein wirkliches sein ohne sein Du.
Jürgen Reyer, Die leiblichen Wurzeln des Selbstgefühls*

Die „Karriere“ der *Sucht* ist nicht zufällig. Seit den 1930er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat sich die Sozialpsychologie vorwiegend einer individualistischen Sicht der Person verschrieben. Diese Wertschätzung des Individuums beinhaltet die Vorstellung eines persönlichen, inneren Bewusstseins („Ich“), dem eine externe Welt gegenübersteht (vgl. Gergen 2002, 19). Beziehungen hingegen, die aus dieser Sichtweise das Nebenprodukt der Zusammenkunft unabhängiger Individuen sind und sich somit wieder auf einen individuellen Geist zurückführen lassen, halten die meisten Sozialpsychologen für eher uninteressant und das Individuum

steht eindeutig im Zentrum der meisten Forschungsbemühungen. Da wir zudem an das Individuum als eine in sich geschlossene Einheit glauben, sind wir bei auffälligen Verhaltensweisen schließlich dazu geneigt, den „Fehler“ beim Individuum zu suchen (ebd., 155 ff.).

Kenneth Gergen (ebd., 149) will daher die traditionelle Vorstellung eines individuellen Selbst (hier bisher *Ich* genannt) durch die Sicht eines in Beziehungen eingebundenen Selbst (im Folgenden das *Selbst* genannt) ersetzen. Ich will an dieser Stelle versuchen, die Überzeugung *Gergens* (ebd., 156), dass das Wissen, was wir von der Welt haben, aus Beziehungen entsteht und nicht in einem individuellen Geist, sondern in interpretative oder gemeinschaftliche Traditionen eingebettet ist, für den Gedanken der Prävention fruchtbar zu machen. Solche konstruktionistischen Dialoge betonen Beziehungen statt Individuen, Verbindungen statt Isolation und Kooperation statt Konkurrenz.

Eine wichtige Alternative zu der individualistisch geprägten Sozialpsychologie ist bereits 1934 mit *George H. Meads* Klassiker *Geist, Identität und Gesellschaft* entstanden. Nach *Mead* (1973) gibt es kein Denken und kein Gefühl eines Selbst, das unabhängig von sozialen Prozessen existiert (vgl. auch *Gergen* 2002, 157). Ein Individuum entwickelt Identität daher erst aus den Beziehungen zu anderen Mitgliedern der Gemeinschaft. Innerhalb des menschlichen gesellschaftlichen Erfahrungs- und Verhaltensprozesses spiegelt jede einzelne Identität die organisierten Beziehungen dieses Prozesses als Ganzen in ihrer Struktur wider und wird auf diese Weise gebildet. Jede einzelne Identitätsstruktur spiegelt aber einen andersartigen Aspekt dieser Beziehungen wieder, da sie diese Beziehungen ja aus ihrer eigenen einzigartigen Position spiegelt (vgl. *Mead* 1973, 244/245). So versteht man erst allmählich durch das Einnehmen der Rollen anderer Personen, wie sie auf das eigene Verhalten reagieren, wer und was man ist; man wird sich seiner selbst bewusst. Im Laufe der Zeit entwickelt man dann ein Gefühl eines *generalisierten Anderen*, das heißt, einer viele Situationen einschließenden Zusammenfassung aller Reaktionen anderer auf sich und seine Handlungen. Daraus entsteht eine kohärente Wahrnehmung des Selbst, dessen, „was ich wirklich bin“. Nach *Mead* (ebd., 324) besteht Identität daher sowohl aus dem „I“ („Ich“) wie aus dem „me“, also das sich selbst als Objekt erfahrende Ich, wobei letzteres die Situation bestimmt, auf die das „I“ reagiert. Sowohl „I“ als auch „me“ sind in der Identität gegeben und unterstützen sich gegenseitig. Auf diese Weise sind wir auch engstens mit anderen verbunden. Den laut *Mead* lässt sich zwischen unserem Selbst und dem Selbst anderer Personen keine endgültige und eindeutige Linie ziehen, da unser Selbst nur insofern existiert und zum Bestandteil unserer Erfahrungen wird, als auch das Selbst anderer existiert und als solches in unsere Erfahrungen eingeht (vgl. auch *Gergen* 2002, 158).

Persönliche Subjektivität wird in *Meads* Ansatz nie wirklich in Frage gestellt, denn Kommunikation erfolgt hier von einer individuellen Subjektivität zur anderen. *Gergen* (ebd., 165 ff.) sucht nun nach einem Weg, dass wir uns selbst als Bestandteile eines Prozesses verstehen, in dem es kein Individuum gibt, der sich aber gleichzeitig aus individuellen Elementen zusammensetzt. Das Selbst ist nach seiner Vorstellung vollkommen in Beziehungen eingebunden, wenn Personen über den Dialog zu ihrer Identität finden. Sein bedeutet dann Kommunizieren und die Bedeutung von Äußerungen geht erst aus einer dialogischen Beziehung hervor. Es gibt daher keine Bedeutung, die nicht auf einer Beziehung beruht (vgl. auch *John L. Austins* „Theorie der Sprechakte“, 1979). „In der Entstehung von Sinn und Bedeutung bilden das Selbst und der An-

dere eine Einheit“ (ebd., 166). Bewusstsein findet sich daher auch stets in einer intensiven Beziehung mit einem anderen Bewusstsein. Der individuelle Geist ist dann aber entscheidend für die Generierung und Interpretation von Bedeutung. Und wenn man handelt, bringt man dann eine lange Geschichte von Beziehungen zum Ausdruck, die alle Bewegungen durchdringt. Die eigenen Handlungsvollzüge sind wiederum Bestandteile von Beziehungen, die nicht nur von einer langen Geschichte von Beziehungen geprägt sind, sondern auch von jenen Beziehungen, die durch sie beeinflusst werden sollen. Da es aus dieser Sicht kein unabhängiges Territorium des „Geistes“ mehr gibt, erfolgen Handlungen innerhalb von Beziehungen, die ihnen auch ihren Sinn verleihen.

Gergen (ebd., 174) bringt seine Überlegungen folgendermaßen auf den Punkt: „Wir bestehen auseinander“. Innerhalb dieser Sichtweise gibt es weder Ursache noch Wirkung, da wir uns gegenseitig bedingen. Isoliert „bedeuten“ wir nichts, sondern erst durch die ergänzenden Handlungen anderer erlangt man die Fähigkeit „etwas zu bedeuten“. Damit steht die Bedeutung der eigenen Worte und Handlungen nicht grundsätzlich unter der eigenen Kontrolle. Da unsere Möglichkeit, gemeinsam Bedeutung zu erzeugen, erst aus Teilhabe an Beziehungen entsteht, erlangt der Ausdruck eines Individuums nur durch die Ergänzung durch andere seine volle Bedeutung (ebd., 175 ff.). Das Selbst ist daher ein reflektiert-reflektierendes Gebilde, das auch die Einstellungen, die andere ihm gegenüber haben, spiegelt. Der Mensch wird er selbst aus einer Dialektik zwischen Identifizierung durch Andere und Selbstidentifikation, zwischen objektiv zugewiesener und subjektiv angeeigneter Identität (vgl. Berger/Luckmann 1980, 142).

Das Selbst mag zwar wenig sein, wie *Liotard* (1999, 55) bemerkt, aber es ist nicht isoliert, sondern in einem Gefüge von Relationen „gefangen“, das schließlich noch nie so komplex und beweglich war wie in der Postmoderne. Hier bedeutet eine Idee anzunehmen, Beziehungen anzunehmen. Die Ablehnung einer Idee ist zugleich die Absage an eine Gemeinschaft (vgl. *Gergen* 2002, 200). Während also das Ich auf der Autonomie des Individuums beharrt und seine Unhabhängigkeit von Beziehungen betont, beruht das Selbst, die Vielfalt aller gespeicherten Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten, auf Beziehungen und meint den eigenen Anteil daran, der aber nicht abgelöst und isoliert betrachtet werden kann. Hier wird nicht die Frage nach der Identität gestellt, sondern die Frage, was das gemeinsame Problem, besser: was die gemeinsame Aufgabe ist. Erst dieses Selbst anzunehmen durchbricht die Logik der Suchtgesellschaft, in der alles zur Prävention wird, und legt nahe, mit der individualistischen Sicht von Identität auch gleich das Konzept der *Sucht* mit abzuschaffen. Wo sich Individuen nicht als vereinzelt, einmalige Nomaden bergreifen, die sich fernab ihres Gegenüber suchen und verwirklichen wollen, kann es keine Vorstellung von *Sucht* geben, da jedes Handeln auf wechselseitigen Beziehungen beruht. Identität braucht dann auch keine *Sucht* mehr, um ihren eigenen Zerfall aufzuhalten oder zu kompensieren. Es geht dann nicht mehr um die Frage, wie wir sein können, was wir sind, sondern wir sind dann, was wir sind, wenn wir uns die Frage stellen, worin unsere Aufgabe besteht. Neue Formen von Beziehungen können schließlich zur Entstehung neuer Welten führen, wenn unser Gefühl für Lebenssinn aus Beziehungen entsteht (ebd., 262). Und eine neue Welt wäre dann eben eine ohne *Sucht*, nicht weil wir die *Sucht* besiegt hätten, sondern weil wir uns von ihr abwenden.

Beziehungsfähigkeit als Beziehungsaufgabe

Wenn wir unsere eigenen Schwächen und Stärken kennen und uns Zeit nehmen, die Schwächen und Stärken der Kinder und Jugendlichen kennen zu lernen, wissen wir vielleicht, welche Arbeit auf uns wartet.
Heinz Kaufmann, Suchtvorbeugung in der Praxis

Da Individualisierung aber nach *Beck/Beck-Gernsheim* (1990, 218) nicht einfach zurückgenommen und auf alte Gemeinsamkeitsformeln zurückgeschraubt werden kann, ist die Fähigkeit, in Beziehungen zu denken und darüber sein Selbst zu beschreiben, nicht eine selbstverständliche, sondern eine Sichtweise, die unserem Alltagsverständnis erst mühsam abgerungen werden muss. Eben weil Gemeinsamkeiten in der Postmoderne so schwer herstellbar sind, rückt die interpretative Fähigkeit des eigenen Selbst in den Mittelpunkt der Beziehungen und zieht so die Aufmerksamkeit auf sich. Das Selbst kann hier erst als Identitätsgefühl angenommen werden, wenn man sich selbst als beziehungsfähig erfährt. Die nun folgenden Versuche, *Beziehungsfähigkeit* zu konkretisieren, setzen daher wieder an einer individualistischen Sichtweise von Identität an und sind als Hinweise darauf zu verstehen, was in der Beziehung zwischen Klientel und „Agenten“ der Suchtprävention akzentuiert werden muss, damit sich Beziehungsfähigkeit im Sinne des Selbst als identitätsstiftendes Verständnis in den Handlungen der Beteiligten „verankern“ kann.

Nicht zuletzt weil Jugendliche gelernt haben, dass ihre persönlichen Probleme nicht gefragt sind, als störend oder unwichtig angesehen werden, bieten süchtige Verhaltensweisen einen Ausweg, um aus der unangenehmen Situation herauszukommen, auf die Frage, wohin sie mit ihren Problemen sollen, keine Antwort zu erhalten. Da Konflikte im Alltag häufig durch subjektiv unterschiedliche Sichtweisen der Beteiligten entstehen, dürfen Jugendliche aus Sicht der Suchtprävention nicht die Erfahrung machen, dass ihre Konflikte nicht ernst genommen werden. Vielmehr ist es notwendig, den Jugendlichen zu einer kritischen Reflexion seines Standpunktes zu befähigen bzw. ihm erst einmal überhaupt dabei zu helfen, einen solchen in Anlehnung an die eigenen Bedürfnissen und Interessen zu entwickeln (vgl. Klawe 1983, 149). Erwachsene dürfen deshalb ihrerseits auf keinen Fall ein Vakuum hinsichtlich Werthaltungen und Einstellungen entstehen lassen, sondern sie müssen Stellung beziehen und ihren Standpunkt erläutern (vgl. Seifert/Gross 2000, 80).

Das alleine ist schon eine gewaltige Aufgabe, da uns die postmoderne Neubetrachtung dazu einlädt, bei uns selbst zu suchen und die eigenen Alltagsaktivitäten zu hinterfragen. Der postmoderne Ansatz bemüht sich ja gerade darum, die Entstehung von Bedeutungsveränderung zu untersuchen. Es geht dabei vor allem um eine gemeinschaftliche Konstruktion der Welt und weniger um Nachfolgeprojekte. Dies liegt zum Teil an der postmodernen Ablehnung der Vorstellung, dass es eine „falsche“ Gesellschaft gibt, von der sich der Mensch emanzipieren muss. In dieser Sicht sind alle Positionen diskursive Konstruktionen (vgl. Gergen 2002, 260). Wenn es in unserer Alltagswelt nämlich keine allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, dann ist auch nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des „richtigen Lebens“ (vgl. Drogenprävention) notwendig, sondern Fähigkeiten des Aushandelns. Regeln, Normen, Ziele und Wege müssen beständig in Form demokratischer Willensbildung im Alltag neu ausgehandelt werden (vgl. Keupp 1994, 345).

Die psychische Voraussetzung für eine positive Verunsicherung der beschriebenen Art ist die *Ambiguitätstoleranz*, also die Fähigkeit, sich auf Menschen und Situationen offen einzulassen, sie zu erkunden, sie

nicht als nur gut oder nur böse zu abzuurteilen. Hier geht es also um die Überwindung des „Eindeutigkeitszwanges“ und „die Ermöglichung von neugieriger Exploration von Realitätsschichten, die einer verkürzten instrumentellen Logik unzugänglich sind“ (ebd., 346). Dennoch gilt, dass, wer die Wirklichkeit nicht parteiisch wahrnimmt, sie überhaupt nicht wahrnimmt. Wer z.B. durch eine willkürliche Vielzahl sozialer Nähebeziehungen Unterschiede nivelliert und zwangsläufig die Intensität und „Gültigkeit“ einer jeden einzelnen Beziehung zurückstufte, zerstört durch diese „Ideologie der Intimität“ die wichtigste Bedingung für alle wirkliche Nähe: Unterscheidungsfähigkeit. Allen nah zu sein, heißt letztlich, niemandem nah zu sein. „Es ist gerade das Gefühl für die sozialen Distanzen, welches uns das intensive Erlebnis von Nähe erst ermöglicht“ (Guggenberger 2000, 100).

Zimmermann (1999, 59) hält die „Sehnsucht nach dem Du“, also die Sehnsucht nach einer Beziehung für ein ganz wichtiges Element des Jugendalters. In einer in diesem Sinne „echten“ Beziehung kann man die Erfahrung machen, dass beide vom anderen genau so viel lernen und profitieren. Erfährt man eine Beziehung aber als „Einbahnstrasse“, in der einer immer nur gibt und der andere immer nur nimmt, weil man z.B. als Sozialarbeiter in der Suchtprävention glaubt, immer nur geben zu müssen, gehen beide geschwächt aus der Beziehung hervor.

Es muss aber auch deutlich herausgestellt werden, dass man nicht beliebig viele „echte“ Beziehungen aufbauen kann. Wer das versucht, muss sich in süchtige Strukturen begeben, weil er gar nicht verbindlich sein kann. Die selbstvergessene Sorge um andere, ein Übermaß an Zuwendung für andere kann schließlich die Wahrnehmung der eigenen Bedürfnisse blockieren (vgl. Müller-Kohlberg 1990, 113) und somit „süchtige“ Strukturen im Hilfeangebot schaffen, die auf mangelnde Abgrenzung beruhen. Daher gilt es, eine zufriedenstellende Balance zu finden zwischen den eigenen Kräftekapazitäten und der Veränderbarkeit der äußeren Bedingungen. Nur wer nicht nur an andere, sondern auch an sich selbst denkt, kann erfolgreich Suchtprävention leisten. Wer nicht für sich selbst verantwortlich sein kann, kann dies auch nicht bei anderen bewirken. *Kaufmann* (1997, 50 ff.) spricht in diesem Zusammenhang von einer „Dualität“ der Verantwortung für andere und der Verantwortung für sich selbst.

Zentraler Aspekt bei der Gestaltung von Beziehungen im Rahmen einer Suchtprävention ist also eine klare Grenzziehung. Die Konflikte, die in diesem Prozess aufgeworfen werden, sollten beharrlich angegangen und nicht verwischt werden. Grenzziehung heißt, ein angemessenes Verhältnis von Nähe und Distanz zu anderen Menschen zu finden. Dies beinhaltet sowohl das Engagement für die Klientel als auch die Möglichkeit, ohne Schuldgefühle eigene Wege zu gehen und für die eigene Entwicklung zu sorgen. Abhängigen darf nicht ihre Verantwortung abgenommen werden und sie dürfen auch nicht in ihrer süchtigen Lebensform bestätigt werden (vgl. Blum 2002, 217). Die Schaffung stabiler menschlicher Beziehungen kann schließlich niemals durch eine Einzelperson geleistet werden oder das Engagement einer Einzelperson immer nur auf eine bestimmte Gruppe bezogen sein (vgl. Voß 1995, 108).

Doch um sich abgrenzen zu können, muss der Mensch zunächst eine Beziehung zu sich selbst herstellen, d.h. wissen, was er fühlt und denkt. Erst dann kann er eine klare Beziehung zu seiner Umwelt haben, sonst besteht immer die Gefahr, dass Nähe dazu führt, vom anderen vereinnahmt, ja förmlich „aufgefressen“

zu werden. „Wenn man nicht weiß, wo der eine aufhört und der andere anfängt, kann man dem anderen nicht wirklich begegnen“ (Schaef 2002, 59).

Die Agenten der Suchtprävention unterliegen zudem Hierarchien und Ebenen der Macht, sollen diese aber nach unten hin nicht fortsetzen, da die Logik der Machtstrukturen nicht die Logik ist, in der Gesundheit, Leben und Wachstum gedeihen können (vgl. Hildebrandt 1992, 33). Beziehungsfähig zu sein, heißt daher auch, konfliktfähig zu sein. Konfliktfähigkeit setzt voraus, den innerhalb sozialer Beziehungen damit evtl. verbundenen Freundschaftsverlust in Kauf nehmen zu können. Dies verlangt wiederum Autonomie und Nicht-Abhängigkeit innerhalb der Beziehung. Frauen stellt sich hier ein besonderes Problem, da sie doch der traditionellen Frauenrolle gemäß eher auf die Konfliktvermeidung vorbereitet werden und zudem noch eher abhängigen Lebensbedingungen ausgesetzt sind als Männer (ebd., 39).

Das im Zusammenhang mit der „Pädagogisierung sozialer Probleme“ (vgl. 2. 3. 1) aufgeworfene neue Paradigma der „Selbstsozialisation“ zielt hier in Fragen der Erziehung darauf ab, dass die Fremdbestimmung von Erwachsenen kontinuierlich ab- und die Selbstbestimmung der Heranwachsenden stetig zunehmen. Da man selbst schließlich der einzige Mensch ist, an dem man planvoll „arbeiten“ kann und zwar so, dass es auch seinen wirklichen Motiven und Interessen entspricht, spricht *Homfeldt* (1991, 100 ff.) hier von „Selbsterziehung“. Zentrale Maxime der Selbsterziehung ist, sich in einen anderen Bezug zur Welt zu setzen, als es üblich ist. Das bedeutet, über das hinauszugehen, was ohnehin läuft, auf etwas gespannt sein, was man nicht bereits in sich trägt und erfolgt gerade nicht nach dem Wahlspruch „Werde, der du bist“. Wenn nämlich die eigenen Horizonte und die eigenen Aneignungsgewohnheiten immer im Vordergrund stehen, werden andere Perspektiven und andere Situationsangebote vorschnell als ich-fern eingestuft und lösen Unbehagen, Überdross oder Überforderungsgefühle aus. Dann mag es zwar eine tiefsitzende Sehnsucht nach Veränderungen geben, aber diese wird durch die Fixierung auf das Gewohnte immer schon zurückgestuft (vgl. Ziehe 2000, 6). Selbsterziehung ist daher als Reise ohne Landkarte zu begreifen, in deren Verlauf Erzieher und Klienten sich nicht verhalten können, als sei das Feld, auf dem sich beide bewegen, schon abgesteckt, sondern mit ihrer Person dieses Feld zuallererst zu strukturieren haben. Es geht also darum, sich selbst und andere möglichst differenziert wahrzunehmen (vgl. Kaufmann 1997, 53/54).

Selbsterziehung gibt dann in ihrem Resultat Möglichkeiten frei, sich entscheiden zu lernen. Das Problem aus der Sicht vieler Eltern und professionell Erziehender ist dabei sicher, dass die Erziehung zu Eigenständigkeit, Widerspruchsfähigkeit und Stärke auch dazu führen kann, dass Kinder und Jugendliche den Erwachsenen gegenüber einmal ein deutliches „Nein!“ aussprechen oder sich sperren (vgl. Freitag 1995, 27). Den bei derartigen Verweigerungen der nachfolgenden Generation hin und wieder aufkeimenden Ehrgeiz des Pädagogen, vom Erzieher zum Therapeuten „aufzusteigen“, sich also zum „Experten“ für die Probleme Jugendlicher zu machen, hält *Homfeldt* (1991, 102) für einen Irrweg der Professionalisierung. *Bürgin* (1994, 136) weist hierzu perspektivisch auf Ansätze der Suchtprävention hin, die eine Alternative zu der expertengeleiteten, normativen Vorgabe und zu der sozialen Kontrolle mittels Präventionsprogrammen anstreben, die weniger auf Verhinderung eines bestimmten Verhaltens als vielmehr auf zwischenmenschliche Unterstützung und Aktivierung abzielen. Die Überwindung von Pessimismus und Resignation in einem von Strukturkrisen befallenen System ist demnach nur durch den tätigen Mensch selbst zu leisten.

Damit Jugendliche befähigt werden können, ihre Probleme selbstverantwortlich zu lösen, ist aber eine soziale Atmosphäre nötig, in der Konflikte ausgetragen werden können. Misserfolge müssen dann zugelassen und Enttäuschungen verarbeitet werden (vgl. Hurrelmann/Bründel 1997, 109). *Felicitas Vogt* (1999, 15 ff.) fordert, einen Raum zu schaffen für „Selbstfindung durch Weltbegegnung“. In diesem Raum soll der Mensch lernen, alles, was er erlebt, als zu sich gehörig zu betrachten, da alles, was den Menschen innerlich berührt, mit ihm zu tun hat; er soll lernen, sein Denken und Fühlen als genauso real und bedeutungsvoll anzusehen wie die materielle Welt; er soll lernen, unabhängig von Lob und Tadel, Sinn im Tun zu erleben. Schließlich können weder Zustimmung noch Ablehnung etwas daran ändern, dass man sich einer Aufgabe gewidmet hat. Durch diese Haltung wird auch ein neues Verhältnis zu Fehlern gewonnen, die dann nicht mehr nur bedauernde Entgleisungen sind, sondern vor allem ein hilfreiches Potential an Lernmöglichkeiten.

Auf dem hier skizzierten Weg über Beziehungsfähigkeit ein Gefühl für das Selbst zu erlangen, erfordert viel Zeit und Geduld und ist weder als „Crashkurs“ noch durch ein „Informationspaket Suchtgefahren“ herbeizuführen. Viel wahrscheinlicher ist, dass es dabei Rückschläge und Frustration geben wird, die Ausdauer und Kontaktfreudigkeit erfordern, um die psychophysischen Befindlichkeiten zu stabilisieren (vgl. Kaufmann 1997, 40). Und wenn es so etwas wie ein „Sozialisationsvorsprung“ gibt, dann muss der Jugendliche am Erwachsenen erleben, wie dieser im Scheitern die Kraft findet, wieder neu zu beginnen (vgl. Vogt 1999, 16).

„Sinn vermitteln“ als Beziehungsangebot

*Sehnsucht transzendiert sowohl das Individuelle, wo es verankert ist,
als auch das Gesellschaftliche, in das es hineinreicht.
Alexander Schuller, Sehnsucht*

Als wesentliche Erkenntnis der neueren Anthropologie gilt, dass der Mensch notwendiger Sinngeber seines Lebens sein muss. Sinn ist ihm weder durch vermittelnde Institutionen vorgegeben, noch kann der Mensch ihn aus seiner eigenen Natur ablesen. Damit ist Sinnfindung eine ständige Aufgabe für den Einzelnen (vgl. Busch 1988, 84). Oder wie *Niebling* (1997, 212) es ausdrückt: „Menschliches Sein ist nicht abzutrennen von dem Sinn, zu dem es sich verhält“. Die Erweiterung von Möglichkeitshorizonten in der Postmoderne muss daher nicht grundsätzlich eine subjektive Überforderung darstellen. Denn erst wenn der Mensch über seine Notwendigkeiten hinaustritt, macht er Sinnerfahrungen. *Ziehe* (1989, 76) will deshalb auch nicht ausschließen, dass sich Lernprozesse etablieren, die diese Möglichkeitseröffnungen möglichst angstfrei und innovativ umzusetzen erlauben und die es ermöglichen, kulturelle Modernisierung potentiell als Abstraktionsgewinn und als Erweiterung von Kontingenzspielräumen zu sehen.

Lernprozesse, die es erlauben die Erweiterung von Kontingenzspielräumen positiv als Möglichkeit zur Sinnfindung zu deuten, sind im dialektischen Denkmodell anzusiedeln. Im dialektischen Denkmodell entsteht aus der Reflexion von These und Antithese die Synthese die Möglichkeit zu einem höheren Maß an Selbstbestimmung (vgl. Busch 1988, 20/21). Die darin enthaltene kritische Beurteilung der innerhalb einer Struktur verbundenen Gegensätze stellt eine Emanzipationsleistung dar, mit der die Fixierung auf das vorhandene Bild der Realität aufgelöst werden kann. Sinn entwickelt sich aus dialektischer Sichtweise aus der Refle-

xion über die Gegensätze der vorhandenen Wirklichkeit. Der daraus abzuleitende Entwurfscharakter einer neu zu bildenden Wirklichkeit trägt die „Sinnforderung“ bereits in sich, nämlich eine wahrere und auch höhere Wirklichkeit zu entwerfen. Die damit verbundenen Sinn- und Wertstrukturen sind allerdings nicht absolut, sondern machen sich wie die Synthese wieder zum Ausgangspunkt einer erneuten Kritik und einer erneuten Reflexion. Indem das dialektische Denken so die Widersprüche der individuellen Lebensgeschichte verdeutlicht, ermöglicht es dem Individuum, sich selbst wieder als sinnvoll zu bestimmen oder sich Vorstellungen von sich selbst als sinnvoll anzuzeigen.

Mit Hilfe des dialektischen Denkmodells kann zwar nicht der Sinn des Lebens, dafür aber der „bisherige“ Sinn des Lebens in seinen Gegensätzen und in seinem subjektiven Bedeutungszusammenhang aufgeschlüsselt werden, was nach *Busch* (ebd., 22) fast zwangsläufig sinnstiftend ist. Die auf dieser Grundlage verarbeiteten Identitätskonflikte ermöglichen dann im Sinne der Suchtprävention, eine konstruktivere Lebensperspektive zu entwickeln. Dazu müssen allerdings unterschiedlichste und in ihren Anforderungen widersprüchliche Situationen bewältigt werden. Suchtprävention ist dementsprechend auf die verstärkte Wahrnehmung der Strukturen des Alltags, auf die Durchsichtigkeit seiner Bedeutungszusammenhänge und auf die Freisetzung bisher verstellter Erfahrungsmöglichkeiten und Perspektiven zu beziehen (ebd., 76/77).

Im Hinblick auf die beschleunigte Lebenszeit halten *Beck/Beck-Gernsheim* (1990, 214) die „Entdeckung der Langsamkeit“ und Überschaubarkeit für einen wesentlichen Schritt dahin, soziales Leben und Erleben überhaupt von seinen äußeren Rahmenbedingungen her neu zu ermöglichen. Dazu gehört das Zurückblicken auf das Gewesene genauso wie die Vorfreude (vgl. Zimmermann 1999, 54). Werden Ereignisse nicht nacheinander „verschlungen“, um nur auf das nächste Ereignis gierig zu werden, sondern durch Erinnern und vorweggenommene Antizipation nach außerhalb ihres eigentlichen Zeitrahmens „transportiert“, erhalten sie Bedeutungsschwere – wenn sie sich nicht sogar auf diese Weise erst einstellen – und laden ein, im eigenen Leben zu verweilen. Es geht schließlich darum, sich selbst wieder als in Veränderung befindlich begreifen zu können.

Da aber eher konsumiert als produziert wird, ist die „Sinneskost“, von der viele Kinder und Jugendliche leben (müssen), monoton im Verhältnis zu den eigentlich vorhandenen Möglichkeiten. *Kaufmann* (1997, 55/56) plädiert daher dafür, Möglichkeiten für subjektives Spüren und Wahrnehmen zu schaffen, „was hier und jetzt in mir, mit mir und um mich herum vorgeht“. Je mehr wir uns auf unsere eigenen Sinne verlassen lernen, desto besser gelingt es uns, unser Leben in die eigene Hand zu nehmen in Richtung auf zunehmende Un-Abhängigkeit. Begeisterung und Lebensfreude ergeben sich auch nach *Gergen* (2002, 253) nicht aus dem, was ist, fern jeder Konstruktion, sondern sind gerade von diesen Prozessen des Erschaffens abhängig.

Wer glaubt, dass in *Paul Goodmans* Aussage „Die beste Erziehung ist eine Welt, in der zu leben sich lohnt“ (1956 zitiert nach: Griese 1998, 90) die Aufforderung enthalten ist, dem Gedanken der Prävention entsprechend eine solche Welt quasi in planerischer Absicht zu gestalten, wird die dialektische Auseinandersetzung zwischen den Menschen verfehlen. Sinn ist nicht in das Leben von außen hineinzulegen, sondern die „Sinngelalte“ sind in der vorhandenen Realität aufzuspüren und produktiv auszugestalten. Sinn wird dann „erzeugt“, indem er ins Leben „hineingeholt“ wird, als Nebenprodukt eigener Hingabe an die Welt. Den

„Lohn“ der Welt, also ihr Sinn, muss dann durch jeden Einzelnen durch sein Wirken und Erleben erst gestiftet werden und kann nur als „zwischen den Dingen“, also als beziehungsimmanent beschrieben werden. Daher ist Prävention als Schaffung attraktiver Lebensräume nur das eine, das andere sind Anstrengungen nach den Möglichkeiten der eigenen, beherrschten und bewussten Lebensgestaltung (vgl. Thiersch 1996, 67). „Sozialtechnische Seenotrettungsdienste in Sachen sozialen Sinnwissens verfehlen das Problem“ (Guggenberger 2000, 38).

Luftschlösser bauen wir alle, wie *Neil Postman* (1988, 99) anmerkt, problematisch wird es dann aber erst, wenn wir versuchen, in ihnen zu wohnen. Wer Sehnsucht hat, träumt sich selbst, entwirft sich selbst und begibt sich auf den Weg. Doch Sehnsüchte, die sich auf beschreibbare und begründbare Ziele richten, sind schnell ernüchert. Wie *Alexander Schuller* (1993, 13) feststellt, sucht Sehnsucht unstillbar, denn die Erfüllung der konkreten Erwartungen lässt immer noch Unerfülltheit zurück und bleibt Ersatz. Hier sieht *Mieth* (1996, 74) den Menschen am Schnittpunkt zwischen Realitätsprinzip, das Begrenzung auf das Mögliche einschließt, und Idealitätsprinzip, das Unerfüllbarkeit und damit Entbehrung mit einschließt. Soweit das Idealitätsprinzip permanente Steigerung verlangt, ist es im Recht, aber wenn es versucht, diese Steigerung theoretisch zu formulieren als Idealperson, Idealwert oder Idealgesellschaft, dann übergeht es die gewordenen Konkretionen, die Vorgegebenheit und wird leicht zur Illusion. Das Realitätsprinzip hingegen wird schnell von der Gesellschaft der Erwachsenenwelt gegenüber Jugendlichen geltend gemacht. Daran ist richtig, dass Begrenzung und Konkretion verlangt wird. Aber es wird leicht übersehen, dass mit der Begrenzung oft eine repressive Verengung und mit der Konkretion oft die Bestätigung des Bestehenden verbunden ist. Nach *Mieth* (ebd., 76 ff.) bleiben deshalb am Schnittpunkt von Idealität und Realität Entfaltungsmöglichkeiten offen, die sich aber zugleich in den Grenzen der menschlichen Vorgegebenheit halten. Wo aber die Erfahrung, dass zur Personenwerdung auch jene Sinnerfahrung der „Verfallenheit an die Welt“ gehört, fehlt, verdrängt oder kompensiert wird, muss man von einer misslungenen Kompensation des In-der-Welt-Seins sprechen. In der *Sucht* wird dann zwar die Befreiung von diesem Übel gesucht, dies aber nicht in der Tiefe des Erlebens der verantworteten Weltlichkeit.

Anthropologisch gesehen gibt es nämlich kein Glück ohne Glücksentzug und es muss damit gerechnet werden, dass in jeder Erwartung auch ein Stück Unerfüllbarkeit enthalten ist, ja dass aufgrund dieser partiellen Unerfüllbarkeit das Glück überhaupt erst als Glück erlebt werden kann. Andererseits aber kann man Glück im Erlangen eines Wertes nur empfinden, wenn einem nicht zugleich ein Entzug bewusst ist. Nur in der *Sucht* scheint es der Fall zu sein, dass einen ein Wert dermaßen ausfüllt, dass der damit verbundene Entzug anderer Werte nicht empfunden werden kann. Dennoch schenkt sie weder Befriedigung noch Erfüllung. Es muss deshalb so sein, dass das Glückserleben der Erarbeitung des Entzugs bedarf. Zum Glückserlebnis gehört dann zwar, dass man alles in einem hat, aber zum Glücklich-Sein, das eben wieder die Voraussetzung des Erlebens ist, gehört das Haben in Form des Entzugs. Wenn man nicht zu lassen versteht, gibt es nichts in der Welt, das nicht Besitz von einem ergreift, so man es in Selbstsucht zur Alleinbefriedigung besitzen will. Daher fordert *Mieth* (ebd., 82), eine Lehre vom Glück zu vermitteln, in welcher der Entzug als ein autonomer Akt, als ein kreativer Akt eingearbeitet ist.

Da Identitätsproblematiken wie die *Sucht* auf eine fehlende Passung von strukturell verankerten Anforderungen der Umwelt und den individuellen Fähigkeiten und Interessenlagen hinweisen, sieht *Mansel* (1995, 98) die Aufgabe einer „Sinnvermittlung“ darin, Personen in die Lage zu versetzen, Anforderungen in einer Weise zu bewältigen bzw. Situationen so zu gestalten, dass sich neue Entwicklungsmöglichkeiten für die Persönlichkeitsentfaltung in Richtung der eigenen Bedürfnislage ergeben. Ein optimaler Verlauf der Persönlichkeitsentwicklung erfolgt nach dieser Auffassung dann, wenn in jeder Lebenssituation und in jeder aktuellen Handlungssituation ein Arrangement mit den Bedingungen der äußeren Realität möglich ist, das in Einklang mit den persönlichen Interessen und Bedürfnissen (innere Realität) steht. Doch *Busch* (1988, 109) weist darauf hin, dass der Erwerb einer sinnerfüllten Lebensperspektive ermöglicht, Entscheidungen auch gegen die im Alltag zwangsläufig stattfindenden Frustrationen durchzustehen. Mit „Sinn“ lässt sich dann nicht nur ein eigenes Leben gestalten, man kann sich auch der Rationalität von Präventionsbemühungen entziehen. Nur wer sein Tun als sinnvoll erfährt, ergreift die Flucht vor Präventionslogiken, die wahlweise das „richtige Leben“ oder „Suchtgefahren“ im Angebot haben. Suchtprävention, die die Logik der Suchtgesellschaft durchbrechen will, ist dann erfolgreich, wenn die angesprochene Klientel ihr gegenüber skeptisch ist.

Positiv gedeutet, ist der Süchtige schließlich hungrig nach Leben; er verzehrt sich nach den Augenblicken, in denen er eins ist mit seinen Wünschen, in denen die Identität von Wirklichkeit und Möglichkeit vollkommen scheint. Der Süchtige versucht die Palette von Empfindungen eines ganzen Lebens eben auf wenige Augenblicke zu reduzieren. Wenn wir uns aber nur an einem bestimmten Punkt in der Gegenwart betrachten, ohne auf die Vergangenheit und die Zukunft zu blicken, werden wir uns verstrickt in Widersprüchen finden. Das Spannungsverhältnis zwischen diesen Widersprüchen und dem Ringen um Identität, das Überwinden innerer Grenzen also, zwingt uns bei mangelnder Frustrationstoleranz in die „Engführung des Lebens“, in die *Sucht*. Das Leiden an diesem Spannungsverhältnis führt uns aber letztendlich zu einer entscheidenden Konsequenz für unsere Glückseligkeit: Wir können erkennen, dass ein Leben nur als Ganzes glücklich sein kann.

3. 3. 4 Sport als Beziehungsmodell

*Es ist eine Sache, zu forschen und nachzudenken.
Alternativen hervorzubringen ist jedoch weitaus schwieriger.
Kenneth Gergen, Konstruierte Wirklichkeiten*

Ähnlich wie das Projekt *LaOla* (vgl. 2. 3. 2) geht die Kampagne *Kinder stark machen* der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), die in Kooperation mit dem Deutschen Turner-Bund, dem Deutschen Leichtathletik-Verband, dem Deutschen Fußball-Bund sowie dem Deutschen Handball-Bund und dem Deutschen Sportbund als Dachorganisation durchgeführt wird, davon aus, dass der Sportverein der richtige Ort für Suchtvorbeugung ist, da er nach wie vor über einen erheblichen Zugang zu Kindern und Jugendlichen verfügt. Doch im Unterschied zu *LaOla* bemüht sich *Kinder stark machen* nicht nur um ein suchtmittelkritisches Klima, sondern hat verstärkt die Persönlichkeitsentwicklung im Blick. Damit gliedert sich die Kampagne in das Bemühen um ein ganzheitliches Gesundheitskonzept ein. Zielsetzung des Präventionsgedanken

ist hier, eine Persönlichkeitsentwicklung zu erreichen, die es ermöglicht, auf illegale Drogen zu verzichten und einen eigenverantwortlichen, bewussten Umgang mit legalen Drogen zu erlangen. *Kinder stark machen* zielt darauf ab, das Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl von Kindern und Jugendlichen zu stärken, ihre Konflikt- und Kommunikationsfähigkeit zu fördern, damit sie von sich aus „nein!“ zu Suchtmitteln sagen können. Die BzGA setzt damit auf eine Vorbeugestrategie, die eine Förderung von Lebens- und Handlungskompetenzen mittels ressourcenorientierter Stärkung des Lebensraums der Heranwachsenden in den Mittelpunkt stellt. Diese sollen Fähigkeiten erwerben und Kompetenzen erlangen, die ihnen ermöglichen, Lebenschancen zu nutzen und resultierende Lebensrisiken auszugleichen (vgl. Brinkhoff/Gomolinsky 2003, 53).

Auch bei *Kinder stark machen* gelten die Trainer und Betreuer als die wichtigsten Multiplikatoren, die dafür sorgen können, dass sich Kinder und Jugendliche durch Erlebnisse und Erfahrungen in der „kleinen Welt“ Sportverein zu starken Persönlichkeiten entwickeln. Die Jugend- und Übungsleiter werden an Aktionstagen im Rahmen einer *Kinder-stark-machen*-Sporttour angesprochen, um ihnen exemplarisch zu zeigen, wie das angeblich suchtpreventive Potential der Sportvereine durch eine Orientierung an den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen in der Vereinsarbeit gestärkt werden kann. Dabei werden Wettbewerbe zur Förderung innovativer Kinder- und Jugendprojekte auch außerhalb des Sport- und Spielbetriebs durchgeführt. Vor allem soll es durch attraktive Angebote auch außerhalb der jeweiligen Sportarten gelingen, dass sich Kinder und Jugendliche langfristig an den Verein binden. Zusätzlich setzt man auf massenkommunikative Maßnahmen wie Plakate mit der Aufschrift „Wir machen Kinder stark gegen Sucht und Drogen – Sportvereine“ (vgl. Schmid/Pauli 2001, 111 ff.).

Dieser Strategie entsprechend bilanzieren *Schmid/Pauli* (ebd., 115/116) erfolgreich: In einem Zeitraum von fünf Jahren hat sich die Kampagne *Kinder stark machen* an 130 Veranstaltungen mit insgesamt zwei Millionen Besuchern beteiligt. Die Berichterstattung über diese Veranstaltungen hat eine Gesamtauflage von 150 Millionen erreicht, über die Seminare ist in einer Auflage von 60 Millionen berichtet und in Funk und Fernsehen sind 150 Exklusivbeiträge zu den Aktionstagen sowie 60 Berichte über die Fortbildungen gesendet worden. Im Rahmen von *Kinder stark machen* wurden 1999 exakt 62 Seminare mit insgesamt 1551 Teilnehmern durchgeführt. Man sollte meinen, dass dies Wirkung zeigt.

Kinder stark machen geht von der Prämisse aus, nach der es in erster Linie auf das Individuum ankommt, ob es dem Konsum von Drogen widerstehen kann. Die Gefährlichkeit der Droge selbst spielt dabei zunächst nur eine untergeordnete Rolle. Weil sich die Gesamtstrategie damit nicht auf einen speziellen Suchtmittelgebrauch beschränkt, wird hieraus abgeleitet, dass Kinder in pädagogisch gestalteten Räumen für den Umgang mit gesellschaftlichen Problemen vorbereitet werden müssen. Dass es ausgerechnet die Räume des Sports sind, denen diese damit verbundene Aufgabe zugesprochen wird, hält *Digel* (2001, 74) zumindest nicht für selbstverständlich.

Da *Brinkhoff/Gomolinsky* (2003, 56) der Auffassung sind, dass der Sport ein geeignetes Feld für suchtvorbeugende Maßnahmen darstellt, weil er ein ideales Lernfeld für junge Menschen ist, in dem diese Gruppenerlebnisse und ein „Wir-Gefühl“ erleben können, verwundert es nicht, dass nach ihrer Einschätzung (ebd., 108) die Kampagne *Kinder stark machen* mit den dazugehörigen Seminaren den Breitensport als Präventionsfeld erschlossen hat, das ungeheure Potenziale aufweist. Enttäuscht zeigt man sich indes lediglich

von der Tatsache, dass die Teilnehmer an den *Kinder stark machen*-Seminaren nur den „harten Kern“ der für die sportspezifische Ausbildung zuständigen Übungsleiter repräsentieren (ebd., 110). Dass die Mehrzahl der Teilnehmer sowohl von einem deutlichen Wissenszuwachs als auch von einem erhöhtem Maß an Sensibilität für suchtrelevante Fragestellungen berichten, sich aber auf der Handlungsebene weniger deutliche Veränderungen zeigen, wird von *Brinkhoff/Gomolinsky* (ebd., 111) mit einem „wie üblich“ abgetan. Da sie außerdem feststellen, dass vom Verstehen zum pädagogischen Gestalten und vom pädagogischen Gestalten zum konzeptionellen Planen die vermittelte Kompetenz und Umsetzungsbereitschaft deutlich nachlässt und nur eine Minderheit berichtet, dass sie das Thema Suchtprävention im Rahmen der Vereinsarbeit auf die Tagesordnung gebracht hat, ist doch die Frage zu stellen, wo überhaupt mit Suchtprävention im Sport anzusetzen ist.

Angesichts des bisher Gesagten wäre es nach meiner Auffassung falsch, nun ein weiteres Projekt „Sport gegen Sucht“ konzipieren zu wollen. Ich distanziere mich hier also deutlich von „pädagogischen Inszenierungen“, wobei ich aber gleichzeitig nicht sagen will, dass pädagogische Interventionen für Suchtprävention nicht notwendig sind. Da es nämlich ebenfalls wirkungslos bliebe, strukturelle Änderungen anzumahnen, will ich hier lediglich aufzeigen, wie das Vorhandene auch gedeutet werden kann. Sollten sich einige der im Folgenden aufzuzeigenden „alternativen“ Deutungen in der Wirklichkeit soweit etablieren, dass sie gleichberechtigt neben den gängigen Deutungen stehen und sich die Menschen in ihrer „Selbstkonstruktion“ auf diese beziehen können, so wird sich die Wirklichkeit von alleine ändern und nicht durch einen von „außerhalb“ erwirkten Präventionsimpuls.

Als im Sinne der Sucht- und Suchtpräventionsthematik „kritischer Sporttheoretiker“ ist man dann nicht Erfinder oder Konstrukteur einer alternativen Sportpraxis, so wie es häufig den Erwartungen entspricht, sondern es sind die Sporttreibenden selbst. Der Theoretiker kann bestenfalls ein solidarisch mitgestaltender Teil dieser Praxis sein, muss aber auch kritisch Position beziehen (vgl. Gerich/Lüddecke/Pickener/Schulke 1981, 173).

Der Leib als „Treffpunkt“ zwischen Mensch und Welt

Wenn Sport und Bewegung als „pädagogische Medien“ in der Suchtprävention eingesetzt werden sollen, stellt sich zunächst die Frage, wie denn der Zusammenhang zwischen einer Sport- und Bewegungspraxis in pädagogischer Perspektive und den angestrebten Wirkungen theoretisch zu fassen ist. Eine Bewegungstheorie, die einen kausalen Zusammenhang herstellt und bei der die Bewegungspraxis Ursache und die erhoffte Veränderung der Subjekte die Wirkung darstellen, ist – wie wir gesehen haben – wenig aussagekräftig.

Eine andere Perspektive von „Sich-Bewegen“ bietet *Andreas Trebels* (1992) mit dem *dialogische Bewegungskonzept* an (*Trebels* bezieht sich dabei wesentlich auf *Gordijn* (1975) und *Tamboer* (1989)). In seiner Perspektive ist Bewegung des Lebendigen nur begreifbar zu machen, wenn Bezug genommen wird auf

- einen Akteur, der Subjekt der Bewegung ist;
- eine konkrete Situation, in welche die Bewegungsaktion eingebunden ist;

- und eine Bedeutung, welche die Bewegungsaktion leitet und sie in ihrer Struktur begreiflich macht (ebd., 22).

Das menschliche „Sich-Bewegen“ ist demnach untrennbar in den „Mensch-Welt-Bezug“ eingebunden und kennzeichnet auf diesem Hintergrund menschliches Bewegen als Sich-Bewegen, als ein Verhalten eines Aktors in einem persönlich situativen Bezug. Sich-Bewegen ist also ein relationales Ereignis, weil es immer auf etwas bezogen ist, was außerhalb des Subjekts ist. Als situatives Handeln erweist sich Selbstbewegen immer als weltbezogen. „Verhaltend gehe ich auf etwas außerhalb von mir ein. Ich gebe darauf eine Antwort“ (Gordijn 1975 zitiert nach Trebels 1992, 22).

Das Bewegungsverhalten ist also als Antwort auf vorgefundene und gestiftete Bewegungsbedeutungen zu verstehen und erfolgt in Form persönlich-situativer Bewegungsgeformtheiten. Die Antwort realisiert sich im bewegenden Dialog als „Geformtheit von subjektiven und objektiven Bedeutungen“, wodurch wieder die Welt in ihrem So-Sein als subjektive Welt entsteht. Voraussetzung für eine so beschriebene Struktur ist nach *Trebels* (1992, 23) die „intentionale Bezogenheit auf die Welt“. Die Gestalt von Bedeutungen bildet sich dann erst im persönlich-situativen Bezug. Eine Laufsituation ist also z.B. je situativ zu betrachten und diese Betrachtung muss unterschiedlich ausfallen, wenn es sich in einem Fall um einen Dieb handelt, der sich ertappt sieht und flüchtet, oder in einem anderen Fall um einen Sprinter, der sich anschickt, eine Wettkampfdistanz von 100 Metern möglichst schnell zu überwinden. Es handelt sich zwar in beiden Fällen um einen Wettlauf, aber das sich aus der Situation ergebende So-Sein unterscheidet sich radikal.

Bewegung ist immer Selbstbewegung, ist immer die handelnde Auseinandersetzung eines Bewegungsaktors in einer konkreten Bewegungssituation und dies unter der Perspektive eines Bedeutungshorizontes, welcher dem Bewegen Sinn verleiht. Eine Bewegung ist nicht zufällig, sondern gerichtet und als solche bedeutungsbezogen. Bewegen folgt Bedeutungen, die nicht nur vom Bewegungsaktor gestiftet werden, sondern die auch aus der jeweiligen Bewegungswelt entspringen. Dies eröffnet über Bewegung einen „Dialog“, in dem die Welt befragt und Fragen der Welt in Form gerichteten Bewegungsverhaltens beantwortet werden (vgl. *Trebels* 1993, 22).

Auch *Schmersow/Tillmann* (2002, 134) deuten ein Verhältnis zur Welt an, in dem nicht nur Instrumentalität und Funktionalität für Menschsein konstitutiv sind, sondern ein ganzheitliches Erleben, das Reflexion weit überschreitet. Sie verdeutlichen dieses Verhältnis anhand des Beispiels eines Blinden, für den der Stock, mit dem er sich orientiert, nicht nur irgendein Objekt ist, sondern zum Teil seines Körpers wird. Der Körper wird sozusagen ausgedehnt, indem wir uns an die Dinge bzw. die Dinge an uns „anschließen“. Im alltäglichen Er-Leben werden dann nicht nur Objekte wahrgenommen, zwischen denen funktionale Beziehungen gedacht werden, sondern auch die Bedeutungen, die sie für uns haben, werden als ein Zugang zur Welt gespürt. Das Subjekt dieser Wahrnehmung ist aber der Körper. Was er wahrnimmt, bleibt ihm als gespürtes Wissen über Bedeutung. Erst wenn der Mensch aus dieser körperlichen Unmittelbarkeit austritt, wenn er Distanz zu den Dingen und Menschen schafft und darüber in die Reflexion eintritt, scheint in unserer Kultur dieses widersprüchliche Weltverhältnis wegerzogen zu werden. Als Leib bewegt und erlebt, haben wir nämlich zwei gegensätzliche Dimensionen: „Wir nehmen die Differenz zwischen den Dingen wahr und wir heben die Spaltung zwischen Ich und Welt auf“ (ebd., 136/137).

Sich-Bewegen ist also leibliche Aktion. Der Leib ist jedoch nicht Mittel der Bewegung, sondern Organ der Bewegung; der Leib bewegt sich. Wenn man dann nicht einen Körper „besitzt“, sondern – damit ist der Leib gemeint – ein Körper ist, wird in der Bewegungshandlung die Entgegensetzung von Mensch und Welt überschritten. Dass die Welt überhaupt ist, kann nämlich erst sinnlich überzeugen, weil über den Leib und seine Sinnlichkeit Erfahrungen des „Außerhalb des Leibes“ gemacht werden. *Gordijn* (1975 nach: Trebels 1992, 24) bezeichnet den menschlichen Leib deshalb als „Treffpunkt zwischen Mensch und Welt“ und macht auf drei aufeinander aufbauende Formen des über Bewegung eröffneten Weltbezugs aufmerksam, bei der durch die ursprüngliche Einheit von Welt und Mensch eine imaginäre Grenzen zwischen Mensch und Welt überschritten wird:

- Die *direkte Überschreitung*. Man könnte auch von der Verschmelzung von Mensch und Welt sprechen, ohne bewusste Unterscheidung von innen und außen, bei der diese Welt problemlos verfügbar und gegenwärtig ist. Dieser direkten Überschreitung entspricht eine präreflexive Intentionalität. Der Leib „antwortet“ spontan mit dem, was er weiß, und vermag es, sich durch angemessenes Bewegungsverhalten auf unterschiedliche situative Bedingungen einzustellen (z.B. Gehen im tiefen Sand).
- Die *erlernten Überschreitung*. Die Überschreitung der „imaginären Grenze zwischen Mensch und Welt“ gelingt nicht immer problemlos, sie stößt auf Hindernisse. Da die Bewegung hier nicht mehr spontan gelingt, muss sie über Lernprozesse erworben werden. Aus der Sicht des Sich-Bewegenden meldet sich die „Außenwelt“ als das fordernde, unentrinnbare So-und-So-Sein von Menschen, Dingen und Zuständen, auf die bewegend reagiert werden muss (z.B. vom Skianfänger am steilen Hang).
- Bei der *inventive Überschreitung* geht es im Unterschied zur „erlernten Überschreitung“ nicht darum, den Anforderungen der Außenwelt zu entsprechen, sondern die Relativität der Forderungen der Außenwelt zu entdecken und eine „inventive Welt“ zu konstruieren. Der Mensch kann hier die Erfahrung machen, dass er mit der Außenwelt auch formgebend und plastisch umgehen kann. Ein Hut kann dann zum Beispiel als Jongliergegenstand entdeckt werden.

Zwar haben alle drei Formen der Überschreitung der imaginären Grenze Bedeutung für die Ausbildung des Selbst, doch um diesen Prozess „ins Bewusstsein“ zu holen, also pädagogisch-präventiv damit umzugehen, scheint mir besonders die inventive Überschreitung geeignet zu sein. Über sie kann vermittelt werden, dass alles auch anders sein könnte und dass das, was wir als so-seiend anerkennen, nur so ist, weil wir uns darauf geeinigt haben und als „gültig“ anerkennen.

Da ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Individuum und der Gesellschaft in der Nicht-Körperlichkeit der Gesellschaft bzw. der Körperlichkeit der menschlichen Person besteht, können die Individuen ihre gesellschaftlichen Beziehungen zwar verkörpern, aber nur bezogen auf die primäre Existenz des individuellen Körpers (vgl. Stielow 1981, 372). Schließlich ist die einfachste Vorstellung, die wir von uns haben können, die Wahrnehmung unseres eigenen Körpers, während uns die Sinneswahrnehmungen bei wahrnehmbarer Berührung mit diesen sinnlichen Grenzen, in denen unser geistiges Leben eingeschlossen ist, durch Widerstand den Begriff fremder Realität aufdringen. So leiten wir erst aus dem Gegensatz zwischen

Innerem und Äußerem die Vorstellung von einem Ich ab (vgl. Reyer 1999, 24). Man könnte auch sagen: das *Ich* besitzt den Körper, das *Selbst* erfährt sich als Leib.

Je mehr sich ein Kind entwicklungsbedingt seiner selbst als eines von der Umwelt unterschiedenen Individuums gewahr wird, desto mehr muss es sich für die Ganzheit und Unversehrtheit seines Körpers interessieren (vgl. Stielow 1981, 92). Die selbstkontrollierten Körper zeugen dann von den Schwierigkeiten, unter den heutigen Bedingungen seine Identität noch in der Abhängigkeit von Bindungen und Beziehungen akzeptieren zu können (vgl. Wintels 2000, 208). Weil Kinder und Jugendliche im Rahmen der Unterhaltungsindustrie kaum eine Chance haben, Körperlichkeit und Sinnlichkeit mit der Realität zu synthetisieren, ist mit *Terbuyken* (2003, 6) zu fordern, die Menschen auf dem Weg zu begleiten, sich die für die Entwicklung von Identität entscheidende Selbstreflexivität von der Körpererfahrung zum leiblichen Spüren in Verbindung mit sprachlicher Selbstvergewisserung biographisch anzueignen.

„Zwischenleiblichkeit“

Das Verhältnis des Menschen zur Welt ist also nicht ein isolierendes, sondern das Ich wird jeweils nur in einem bestimmten Verhältnis zur Welt beschrieben. Es stiftet Beziehungen. Eine Umorientierung vom *Ich* zum *Selbst* verlangt dann soziales Lernen, also zu lernen, was die Menschen verbindet. Doch wenn man die meisten Ansätze zum sozialen Lernen im Sport resümiert, kann man mit *Jürgen Funke-Wieneke* (1997) feststellen, dass das Thema des sozialen Lernens gar nicht das Sich-Bewegen ist. Die wesentliche Arbeit beim sozialen Lernen setzt bei der sprachlichen Reflexion an, in der etwas vom Sich-Bewegen bewusst werden und einer Veränderung zugeführt werden soll, da Sich-Bewegen durch das System Sport sozial bestimmt ist. Daraus ergeben sich folgende Probleme:

- Es ist ungewiss, ob soziales Lernen wirklich durch Sporttreiben in einem pädagogisch nicht regulierten Sinne zustande kommen kann.
- Für das didaktisch bewusst angestrebte Lernziel des sozialen Lernens braucht man keinen Sport.
- Der einzig positive Ansatzpunkt, dass Jugendliche gerne Sport treiben und man diese Motivation nutzen kann, allgemeine, soziale Lernziel hier anzuschließen, liefert eine nur dürftige Begründung.

Soziales Lernen im Sport ist daher im Kontext der Leiblichkeit des Menschen zu thematisieren.

Zwischen Sportlern gibt es „Zwischenräume“, in denen sie eine ungeheuer geschärfte Aufmerksamkeit für die anderen Sportler entwickeln. Sie spüren mit allen Sinnen die Mitspieler, nicht nur jene der eigenen Mannschaft, sondern auch die Gegner. *Gebauer* (2002, 159) verdeutlicht dies am Beispiel einer individuellen Sportdisziplin (denn das Gesagte gilt ja nicht nur für Mannschaften): Ein Läufer folgt in einem „taktischen Rennen“ den Führenden, bringt sich in eine günstige Position, lässt sich vom gleichen Rhythmus erfassen, hört die Laufbewegung der ganzen Gruppe, das Geräusch der Schritte, legt sich in den Windschatten der vor ihm Laufenden, spürt das allmähliche Schwächerwerden der Führenden, sieht mit einem Mal, wie sich seine Chance auftut.

Im Sport bewegen sich Menschen gemeinsam. Sie jagen und fangen sich, betreiben spiegelbildlich Gymnastik, wippen alternierend, kämpfen paarweise oder spielen mannschaftsweise Ball. Indem sie das tun,

gehen sie eine von Fall zu Fall verschiedene Bewegungsbeziehung ein und stiften einen je spezifischen, für das Thema charakteristischen Zusammenhang koordinierter Bewegungen. Dieser Zusammenhang wird erzeugt, indem die Menschen sich je individuell wirkend mit ihrem Bewegungsbeitrag in die gemeinsame Aufgabe einbringen. Aber – und hier setzt *Funke-Wieneke* (1997, 34) an – das, was sie damit bewirken, übersteigt diesen je individuellen Beitrag hin zu einer überindividuellen Gemeinsamkeit. Aus phänomenologischer Perspektive wird damit die Sozialität des Menschen, also das, was die Menschen verbindet, fundamental als zugehörig in das gemeinsame Medium der Leiblichkeit verwiesen. Der menschliche Leib ist also keine Unterabteilung der menschlichen Person, sondern der Leib ist ein Aspekt, der in all unseren Aktivitäten ständig mit anwesend ist und der im Zusammenhang koordinierter Bewegungen besonders thematisiert wird.

Die ausdrückliche Herstellung einer Sphäre der Gemeinsamkeit, das also, worum es beim gemeinsamen Sich-Bewegen zuallererst geht, nennt *Funke-Wieneke* (ebd., 34) „Zwischenleiblichkeit“. Wenn die Bewegungsbeziehung funktioniert, geht die individuelle Leiblichkeit in einem Sozialleib auf, der alle Beteiligten umgreift.

Üblicherweise wird für das soziale Lernen im Sport angenommen, dass die Beteiligten einander verstehen lernen müssen und dass darin das Soziale bestehe. Aus phänomenologischer Sicht bildet jedoch der „sachbezogene Dialog“ den eigentlichen Ausgangspunkt für die soziale Beziehung. Daher stellt sich nicht primär die Frage: „Wie kann ich den anderen verstehen?“, sondern: „Welches ist die Aufgabe die wir hier und jetzt in unserer Welt zu erfüllen haben?“ Es kommt also erst die gemeinsame Praxis und danach die Entdeckung, dass wir in diesem Tun auch einander näher gekommen sind. Die besondere, unersetzliche und unaustauschbare Funktion, die dem Bewegungsbereich zukommt, besteht also in phänomenologischer Perspektive darin, dass Menschen lernen, mehr oder weniger anspruchsvolle, thematisch vielfältige Bewegungsbeziehungen zu realisieren und sich dabei nicht zuallererst verbal, sondern in Aktion zu verständigen (ebd., 34/35).

Eine didaktische Struktur für den sich vertiefenden Umgang mit Bewegungsaufgaben kann gefunden werden, wenn man sich zuerst an den Eckpunkten des Beziehungsmusters (kooperativ vs. konkurrierend), der Form des Kontakts (direkt vs. indirekt) und der Wirkungsrichtung (gleichgerichtet vs. ursächlich auf den anderen bezogen) orientiert. *Funke-Wieneke* (ebd., 34) unterstellt aus Erfahrung, dass kooperative, indirekte Kontakte verlangende und in gleiche Wirkungsrichtung gehende Beziehungen leichter fallen als solche, in denen Konkurrenz aufgebaut wird, die direkten Kontakt verlangen und ursächlich auf den anderen wirken.

Doch welche Struktur der Zwischenleiblichkeit soll nun als wertvoll gelten? Sind das z.B. nur die kooperativen oder auch die konkurrierenden? Für die Beantwortung dieser Frage müssen außersachliche Gesichtspunkte herbeigezogen werden, in unserm Fall also gesellschafts- und kulturphilosophische Überlegungen zur *Sucht*, in denen sich die Sorge um die Entwicklung der Menschen ausspricht. Erziehung allgemein und Suchtprävention im Speziellen kann weder über eine bessere Gesamtpraxis einer zukünftigen Gesellschaft entscheiden, noch kann sie die Praxis individueller Lebensführung normierend vorwegnehmen – dies bleibt Aufgabe der betreffenden Personen selbst. Was hier aber legitimerweise getan werden kann, besteht in der aufklärenden Vorbereitung von individueller Lebensführung.

Nach *Funke-Wieneke* (ebd., 36) gehört es nun zur Aufgabe der „Klärung der Sachen“, sich auf die im Sport und seinen Alternativen entwickelten Beziehungsformen ühend einzulassen. Aus phänomenologischer Sicht zeigt sich, dass es bei der sportlichen Konkurrenzbildung (nicht unbedingt von der realisierten) Struktur her um den Versuch geht, gegensätzliche Bestrebungen sozialer Art in eine Beziehung zu setzen. Es geht darum, wie man im Gegeneinander zugleich miteinander handeln kann, wie man Egoismus, der den Sieg will, mit Altruismus, der sich der Fürsorge für den Anderen verpflichtet weiß, in Balance halten kann. Dies als zwischenleibliche Beziehungsform zu realisieren und sich auf dem schmalen Grat selbstbestimmt und zur Selbstkorrektur fähig bewegen zu können, stellt geradezu eine Analogie um das Ringen nach Balance in der *Sucht* dar.

Außerdem schließen denkende Wesen an ihre zwischenleibliche Praxis Reflexionen darüber an, in denen davon etwas zu Bewusstsein kommt, was geschehen ist oder wieder geschehen soll. Wenn Bewegungsbeziehungen also nicht nur eingegangen und vollzogen werden, sondern man sich auch gedanklich damit auseinandersetzt und dies ggf. auch sprachlich ausdrückt und anderen mitteilt – was laut *Funke-Wieneke* (ebd., 37) ein recht natürliches Verlangen sporttreibender und sich bewegender Menschen ist und eigentlich nur durch künstliche Inszenierung von sprachlosem Bewegungsbetrieb unterbunden werden kann –, dann ergibt sich eine im Grunde unabschließbare Reihe von Themen, die Menschen beschäftigen können.

Das gemeinsame Sich-Bewegen ist nämlich durch mangelnde oder ungleich zwischen den Partnern verteilte Bewegungsfähigkeit vielfach bedroht und brüchig, so dass bestimmte Zusammenhänge erst gar nicht zugelassen werden. Außerdem gelten manche Bewegungsthemen als langweilig, einer bevorzugt dies, der andere das. Weil es letztlich immer schwer ist, zusammenzukommen, gibt es einen Gesprächsbereich, „in dem diese Schwierigkeiten identifiziert und benannt werden und der darüber hinaus der Vorbereitung und ggf. der Wiederaufnahme oder dem Aufrechterhalten von gemeinsamem Sich-Bewegen dient (ebd.). Es geht hier darum, dass auf der Grundlage der für jeden Beteiligten bereits offenkundigen leiblichen Ungleichheiten, die es nach dem Realitätsprinzip anzuerkennen und nicht zu vertuschen gilt, angemessene Aufgaben für die Realisierung von gemeinsamem Sich-Bewegen gefunden werden („Unter welchen Bedingungen können wir eine Gemeinschaft bilden?“). Ein Umarrangieren der gegebenen Bewegungsaufgabe erscheint angemessener als die moralische Forderung nach Verzicht auf leibliches Erleben, wie es mit Bezugnahme auf eine zu erweiternde „Ambiguitätstoleranz“ in der Praxis häufig geschieht.

Weil Motion auch immer Emotion ist, führt gemeinsames Bewegen als vollzogene und beabsichtigte Praxis schließlich zu tiefen Gefühlen. Dabei kann es sich um innere Bewegungen sozialen Wohlbefindens ebenso handeln, wie um niederdrückende des Missbefindens. Nach *Funke-Wieneke* (ebd., 38) kann es ein Anliegen einer Bewegungsgemeinschaft sein, diese Emotionen nicht nur als spontane Äußerungen zur Kenntnis zu nehmen, sondern sie auch ausdrücklich zu thematisieren. In diesem Fall geht die Bewegungsbeziehung über in eine ganzheitliche Beziehung, deren Anlass aber in der Bewegung zu finden ist.

Weg von der Körpererfahrung – hin zum Spiel

Im Abschnitt 2. 3. 2 („Sport statt Drogen“) ist deutlich geworden, dass sich der Sport als „funktionale Alternative“ zu Risikoverhaltensweisen der Prävention aus der Richtung von Körpererfahrungen genähert hat. Im

Rahmen postmoderner Erlebniswelten übernehmen solche Körpererfahrungen dann die Funktion der *Sucht*. Die Frage ist nun, ob es, gerade im Hinblick auf die Unterscheidung von *Ich* und *Selbst*, eine „echte“ Alternative zu süchtigen Verhaltensweisen gibt. Nicht zuletzt aus der Perspektive der „Zwischenleiblichkeit“ bieten sich sportliche Spiele als solche Alternative an.

Kinderspiele verschwinden nach den Beobachtungen von *Neil Postman* (1987, 146) mehr und mehr. Und wo sie immer noch unter der Kontrolle der Kinder und Jugendlichen selbst stehen, sind die Spiele – und dies trifft wohl nicht nur auf amerikanische Jugendliche, wie sie *Postman* im Blick hat, zu – zusehends offiziell oder pseudo-professionell geworden und werden mit äußerstem Ernst betrieben. Nach *Postman* (ebd., 147/148) ist das Kinderspiel zu einer Hauptbeschäftigung der Erwachsenen geworden, es ist professionalisiert worden und bildet nicht mehr eine von der Sphäre der Erwachsenen getrennte Welt für sich. In diesen Zusammenhang gehört für ihn auch das Vordringen von Kindern in den Bereich des Spitzensports. Die Aufnahme von Trendsportarten in die Werbung (Streetball), in den Sportzirkus (Snowboard) und auch in die Prävention (etc.) sind weitere Beispiele. Es setzt sich hier offensichtlich eine Auffassung durch, nach der es eine Vergeudung wäre, das Spiel nur um seiner selbst Willen zu spielen; das Spiel hat im Hinblick auf äußere Zwecke zu erfolgen. Es geht dabei nicht nur um körperliche Ertüchtigung, sozialen Aufstieg, Prestige oder soziales Lernen; es geht dabei eben auch um Prävention. Daher ist das Spiel insbesondere für die Erwachsenen eine ernste Sache geworden. „Gerade als ein Handeln, das keinen Zweck außerhalb seiner selbst verfolgt, ist Sporttreiben multifunktional instrumentalisierbar und damit ein attraktives Projektionsfeld für Leistungserwartungen aus anderen gesellschaftlichen Teilbereichen“ (Bette/Schimank 1995 (a), 26).

Im Spiel kommt der Mensch auf eine spezifische Weise zum Vorschein. Im pädagogischen Bemühen um das Spiel geht es aber nicht darum, den Menschen durch das Spiel zu verbessern, sondern das Spiel selbst zu verbessern (vgl. Schaller 1973, 5/6). *Schaller* (ebd., 230 ff.) hält es deshalb nicht für sinnvoll, auf Wirkungen des Spiels aufgrund der „Bildsamkeit“ des Menschen und der „Bildungsgehalte“ des Spiels zu hoffen. Es gilt nach ihm vielmehr, das Am-Werk-Sein stets zu überprüfen, und zwar von der Aufgabe her, wie weit ihr in Gestalt des Werkes entsprochen wird. Dazu bedarf es der Kommunikation, zu deren Beteiligten die Spieler und das Spiel in der konkreten Situation gehören, welche für die Erörterung den Anstoß geben. Wer das Spiel auf diese Weise zu seiner „Sache“ macht, nimmt es ebenso ernst, wie sich selbst. Anlass der Erörterung ist dann aber nicht ein Subjekt, auch nicht das Objekt, sondern die Situation, also der kleine Ausschnitt, in dem der Mensch zeitweilig an prägnanter Stelle angesprochen wird.

Wer spielt, verfolgt also keine partikulären Ziele, sondern lässt sich vielmehr auf ein Geschehen ein, dass ihn ganz einnimmt und seinen Sinn in sich selbst zu tragen scheint. Wer spielt, ist auch nicht nur mit seinen Bewegungen dabei oder mit den Gedanken woanders. Spiele erzeugen sozusagen eine Wirklichkeit, deren allgemeine Merkmale *Grupe/Krüger* (1997, 237) wie folgt zusammenfassen:

- Das Spiel ist seinem Wesen nach zwecklos. Es verfolgt keine unmittelbaren Zwecke außer denen, die in ihm selbst begründet liegen.
- Es ist anders als das alltägliche Leben, es ist so gesehen nicht-ernst.

- Das Spiel ist im Hinblick auf die Existenzsicherung und Daseinsbewältigung des Menschen nicht notwendig.
- Es ist frei gewählt, also frei von Nötigungen und lebensnotwendiger Bedürfnisbefriedigung.
- Es ist „existentiell“ in dem Sinne, als es die unaustauschbare Erfahrung besonderen Seins, autonomer Tätigkeit und des Selbst-Ursache-Seins vermittelt und somit eine Form menschlicher Daseinsauslegung.
- Es ist lustvoll, spannend, aufregend, dem Augenblick verhaftet und dem Gegenwärtigen verbunden.

Nach *Grupe* (2000, 69) stellt das Spielmotiv das klassische Deutungsmotiv des Sports dar. Das Spiel bezieht sich auf die besondere Erfahrung des eigentlich Nicht-Notwendigen im Sport. Dadurch tritt man in eine andere Ebene der Wirklichkeit, nämlich eine der spezifischen Bedeutungen und Symbole, der knappen Zusammenfassung von Gegensätzen unseres Lebens, von Niederlage und Erfolg, Ordnung und Unordnung, von Rollen und Rollenumkehrung. Der Begriff des Spiels verbietet es daher auch, in einer der von *Kurz* (1986) aufgezeigten Sinngebungen allein die Erfüllung irgendeines Sports zu sehen. „Sport, der dieser Idee des Spiels entspricht, verbindet immer mehrere der partiellen Sinngebungen miteinander und geht über sie hinaus auf einen Sinn zu, in dem wir etwas Umfassendes, Totales ahnen können“ (ebd., 63).

Apter (1994, 75 ff.) bezeichnet den Sport als ein Beispiel für die institutionalisierte Einrichtung eines Sicherheitszonenrahmens, da sich im Prinzip nichts, was hier geschieht, auf die reale Außenwelt bezieht. Auch wenn gewisse Aspekte der realen Welt innerhalb des Sports simuliert werden, ist klar, dass man sich mit einer Vereinfachung auseinandersetzt und nicht mit der realen Welt selbst. Ist dieser Sicherheitszonenrahmen nicht installiert, besteht eine ständige Gefahrenquelle in der Bedrohung der eigenen Selbstachtung. Ist die sportliche Situation aber erst einmal hergestellt und der „magische Kreis“ gezogen, spielt sich hier das ganze menschliche Leben in vereinfachter und idealisierter Form ab und man kann in den Genuss der Aufregung kommen.

Csikszentmihalyi (1985, 65) geht davon aus, dass durch die Organisation des Spiels als Wettkampf auch diejenigen Menschen in seinen Bann gezogen werden, die sonst nicht motiviert wären: „Wird das Verlieren zu einem der möglichen Handlungsergebnisse, entsteht ein Druck, sich der betreffenden Aktivität intensiver zu widmen“. So werden denn auch seit Ende des 19. Jahrhunderts Sportspiele stärker geregelt und formell organisiert, um Wettspiele austragen zu können. Den deutlichsten Ausdruck für diesen Prozess der Globalisierung und Universalisierung hat die moderne Spiel- und Sportkultur mit den Olympischen Spielen gefunden (vgl. *Grupe/Krüger* 1997, 250/251).

Wird aber der Wettbewerb zur vorherrschenden Form des Spiels, wird damit auch Gewinnen zum Hauptziel. Die intrinsischen Belohnungen treten dann zugunsten äußerer Belohnungen in Form von Prestige und Profit zurück. Dadurch wird Gewinnen so wichtig, dass das durchschnittliche Individuum nur geringe Chancen hat, sich im Spiel zu behaupten und der Kritik zu entgehen. In der Folge wächst die kritische Selbstbeobachtung ins Extrem und es steht schließlich so viel auf dem Spiel, dass sich die Menschen aus dem Gebiet des Spiels zurückziehen, da sich das Risiko für sie nicht mehr lohnt. Zudem nehmen durch die Bedeutung strukturierter, geübter und genauer Handlungsausführungen die Regeln überhand, so dass Impul-

sivität und individuelle Kreativität zurückgedrängt werden. Dadurch wandelt sich der Sinn des Spiels vom Erleben unmittelbarer Freude zum Erzielen größtmöglichen Erfolgs, letztlich vom Mittel zum Zweck (vgl. Mitchell 1991, 71 ff.).

Nach *Cachay/Thiel* (2000, 196 ff.) ist das den Sinnzusammenhang der Handlungen von Sportspielen wesentlich prägende Merkmal die konkurrierende Beziehung zwischen den Gegenspielern. Dadurch werden all jene Spiele aus sportdidaktischen Konzepten ausgeschlossen, die kein konkurrierendes Verhältnis zwischen den Gegenspielern haben, also im eigentlichen Sinne keine Gegenspieler kennen. Obwohl in didaktischen Konzeptionen betont wird, dass die Gegenspieler auch als „Mitspieler“ zu verstehen sind, wird das Verhältnis untereinander durch die Struktur des Sportspiels auf eine reine Konkurrenzbeziehung reduziert. Damit wird aus dem Blickfeld ausgeschlossen, dass die Gegenspieler auch kooperativ handeln müssen, und zwar sowohl den eigentlichen Spielhandlungen vorausgehend als auch während des Spiels. Diese Konkurrenzbeziehung besteht übrigens auch innerhalb von Mannschaften. Ich kann mich hierzu noch gut an ein Beispiel aus meinem allgemeinen Schulpraktikum erinnern. Der mich betreuende Sportlehrer hat mich auf einen „didaktischen Kunstgriff“ hingewiesen, als er nämlich bei geschlechtsheterogenen Mannschaften im Fußball die Regel eingeführt hat, dass ein Tor einer Mannschaft nur dann zähle, wenn zuvor mindestens ein Mädchen mit ins Spiel einbezogen (damit ist eine Ballberührung gemeint) wird. Was als Aufforderung zur Kooperation gedacht ist, entwickelt sich aber zur Frustration für alle Beteiligten. Die Mädchen werden dann nämlich, wenn sie den Ball (unfreiwillig) an die gegnerische Mannschaft abgeben, zunehmend als unfähig beschimpft und haben ihrerseits immer weniger Interesse, am Spiel teilzunehmen.

Unabhängig von der inhaltlichen Ausprägung der jeweiligen Regeln, unter denen gespielt werden soll, gilt als Basis-Regel des Sportspiels die reziproke Gültigkeit der Spielregeln. Wenn man sich z.B. darauf geeinigt hat, dass der Ball nur mit der Hand gespielt werden darf, bedeutet das Spiel des Balls mit dem Fuß durch einen Spieler die Aufhebung der Chancengleichheit, der Vergleichbarkeit und damit die Zerstörung des Sportspiels. Somit ist das Sportspiel nicht nur durch ein Gegeneinander-Agieren, sondern auch durch ein Miteinander-Handeln, also durch Formen kooperativer Beziehungen geprägt. Dieses soziale Arrangement zwischen zwei gegnerischen sozialen Parteien bezeichnen *Cachay/Thiel* (2000, 197/198) als *Assoziierung*. Darunter werden nicht nur Prozesse verstanden, die auf das Zustandekommen des Spiels gerichtet sind, sondern auch solche, die der Aufrechterhaltung des Spielgeschehens dienen. Auf diese Weise wird im sportlichen Wettkampf zwischen den Opponenten ein relatives Gleichgewicht geschaffen, das jedoch für Störungen anfällig ist. Zur Aufrechterhaltung des Spiels bedarf es nämlich nicht nur des stetigen Engagements, der andauernden assoziierenden Bemühungen seiner Mitglieder. Erst aus dem Konkurrenzprinzip und der Offenheit des Ausgangs erwächst ein wesentliches Merkmal des Sportspiels, die Spannung, die ja wesentlich zu seiner Attraktivität beiträgt. „Das Sportspiel ist im Grundsatz also geradezu durch eine Komplementarität zwischen Konkurrenz und Assoziierung geprägt, indem einerseits der Aufbau und die Erhaltung des Spiels eine Form der Zusammenarbeit, das Interesse am Gewinnen andererseits konkurrierende Handlungen erfordern“ (ebd., 197/198).

Im organisierten Sportbereich – und dabei kann es sich auch um das von einem Jugendtreff organisierte Fußballturnier handeln – wird letztlich (latent) vermittelt, dass das Sportspiel ein Sporttreiben in (for-

malen) Organisationen voraussetzt. Dadurch wird gelernt, dass das Sportspiel generell keinerlei Assoziierung bedarf, da die Assoziierung immer schon durch den Sportverband gewährleistet ist und die Spieler kaum die Fähigkeit benötigen, assoziierend zu handeln. Damit wird auch gleichzeitig zur Negierung alternativer Sinnformen erzogen (ebd., 198 ff.).

Im nicht organisierten Sportbereich hingegen bestehen keine formalen Kriterien der Mitgliedschaft. Mitglied ist vielmehr derjenige, der anwesend ist und sich im Weiteren auf die Befolgung der Regeln der Gruppe verpflichtet. Eintritts- und Austrittsbedingungen sind also ebenfalls nicht formalisiert. Damit handelt es sich beim nicht organisierten Sport um ein System, das jeder relativ leicht betreten, aber auch wieder verlassen kann. Allein die gemeinsame Verpflichtung aller Mitglieder auf ein und dieselben Regeln ist die Voraussetzung für das Funktionieren der gemeinschaftlichen Handlung (ebd., 200).

Wenn Menschen im nicht organisierten Sportbereich nicht unter dem Bezug der Körpererfahrung oder Fitness zusammenkommen, wenn sie also nicht gemeinsam Klettern, ins Fitnessstudio gehen etc., dann kann man davon ausgehen, dass sie gemeinsam etwas spielen. Im Gegensatz zum organisierten Sportbereich gibt es bei solchen Spielen dann meist keinen Gewinn in Form von Punkten oder Meisterschaftstiteln. Damit ist verbunden, dass über die Teilnahme am Spiel keine Erhöhung des Sozialprestiges erzielt werden kann. Dadurch ergibt sich auch kein Zwang, die spielerischen Handlungen in einer bestimmten Weise zu organisieren, sondern es besteht vielmehr die Möglichkeit zum Aufbau einer variablen Struktur, die sich erheblich von der formalen Struktur im Bereich des organisierten Sporttreibens unterscheiden kann. Es ergibt sich daraus aber nicht nur ein erweiterter Handlungsspielraum der Mitglieder. Aufbau und Erhaltung der Struktur solcher Spielsysteme erfahren von außen keinerlei Entlastung, und so sind die Mitglieder des Systems gehalten, Strukturaufbau und -erhaltung selbst zu leisten (ebd., 201).

Durch ihre sportspezifische Sozialisation und der formalisierten Mitgliedschaft herrscht unter den Mitgliedern im organisierten Wettkampfbereich, was die grundsätzlichen Interessen am und Voraussetzungen zum Spiel anbelangt, relative Gleichheit. Nicht organisierte Spielsysteme zeichnen sich hingegen durch die zumeist heterogene Zusammensetzung ihrer Mitglieder hinsichtlich ihres sportmotorischen Könnens und ihrer Interessen aus. Neben den unterschiedlichen sportmotorischen Voraussetzungen werden nämlich auch verschiedenartige individuelle Zielvorstellungen mit dem Spiel verbunden. Wenn also die Mannschaften in nicht formalisierten Spielen willkürlich zusammengesetzt sind, dann entstehen häufig Gruppierungen, die in ihrer Leistungsstärke sehr unterschiedlich sind, so dass das Spielsystem unter dem Ziel gegenseitiger Überbietung nicht funktionieren kann (ebd., 201/202).

Daher erfordert schon die Bestimmung dessen, was gespielt werden soll, und die Einigung auf bestimmte Regeln, die die divergierenden Zielvorstellungen berücksichtigen müssen, sprachliche Verständigung. Sprache ist immer dann notwendig, wenn anstehende Probleme durch Strukturveränderungen gelöst werden müssen, wenn also im Fall der nicht organisierten Sportspiele Regeln geändert, Rollen getauscht oder deren Handlungsspielräume erweitert werden müssen. Dazu kommt hier zumindest noch ein hohes Maß an Wissen über die Funktionsbedingungen des Spiels, also welche Bedeutung bestimmte Regeln für das Spiel haben und welche Wirkungen erzielt werden, wenn einzelne Regeln verändert werden (ebd., 204).

Nicht formalisierte Sportspiele halte ich deshalb für den Bereich der Suchtprävention wichtig, weil, je weniger Spiele standardisiert sind, sie desto weniger das *Ich* umsorgen und umso mehr das *Selbst* fordern. Eine besonders wichtige Sozialisationsfunktion von Spielen sieht Grupe (2000, 155) deshalb auch in der Umkehrung von Verhaltensweisen und der Vertauschung von Rollen. Dabei spielen Kinder konflikthafte Situationen durch, die ohne Folgen bleiben. Nach Mead tritt die soziale Gruppe dem Individuum im Spiel als der „generalisierte Andere“ gegenüber. Es genügt nun nicht mehr, die anderen als Individuen wahrzunehmen, sondern der Einzelne muss eine Generalisierungsleistung erbringen, indem er die sozialen Prozesse insgesamt in seiner Erfahrungswelt verankert. Im Spiel erfährt und lernt man zum einen, dass und wie die eigenen Handlungen auf andere bezogen sind. Zugleich wird man im Spielen ein Mitglied der Gesellschaft, indem man die Handlungen der anderen und die Regeln der Gruppe als das „generalisierte Andere“ übernimmt (vgl. Grupe/Krüger 1997, 248). Da hier nahezu jede Regel eine konstitutive Regel ist, also das Spiel erst funktionieren lässt und nicht weiter spezifiziert, erzeugt der Aushandlungsprozess über die Regeln eine unmittelbare Sinnggebung. Schließlich müssen die Regeln von allen Mitspielern bewusst bejaht werden, wenn das Spiel funktionieren soll. Wird das Spiel aber von „außen“ organisiert, erfolgt die Bejahung nur latent und die Teilnahme impliziert keine Sinnggebung. Wenn nämlich der bewusst-verarbeitende Schritt fehlt, dann kann bei im Sport(spiel) Gelerntem nur in seltenen Fällen eine Transferwirkung auf andere Lebensbereiche festgestellt werden (vgl. Lehmann 1988, 9).

In phänomenologischer Sicht wird die konkrete Zwischenleiblichkeit des Spielens zu einem Symbol einer vermittelten Zusammengehörigkeit. Die leibliche Handlung bietet sich an, über sich selbst hinauszugehen und etwas und mehr zu bedeuten. Das gespielte Spiel ist sowohl spontan leibliches wie symbolisch soziales Geschehen, und es ist dies nur im Ganzen oder gar nicht (vgl. Funke-Wieneke 1997, 37). Hierzu können aspekthaft verdeutlichende Reflexionen stattfinden, die die Symbolik des Geschehens zu Bewusstsein bringen und dies besonders, weil man die Menschen nicht nur bloß in die Praxis der Bewegungsbeziehung einüben will, sondern ihnen die Implikationen dieser Praxis auch aufdecken möchte.

Spiele haben gerade in modernen Gesellschaften weniger die Funktion, Kinder an Normen und Sinnmuster anzupassen, als vor allem auch innovative Funktionen. Wie wir gesehen haben, werden vor allem im unorganisierten Spiel Verhaltensweisen sozusagen „auf Vorrat“ gelernt, die vielleicht später, möglicherweise aber auch nie gebraucht werden, und es werden Haltungen gefördert, die (noch) nicht in einer Kultur vorkommen, die für deren Bestand aber wichtig sein könnten. Vielfältige Spiele üben gerade keine festen Handlungsmuster ein, sondern bereiten flexibles und phantasievolles Entscheidungsverhalten vor (vgl. Grupe 2000, 155). Im Sinne einer sich von der *Sucht* abwendenden Prävention hieße das, dass man sich nicht auf ein Bild, von dem, was man ist, festlegen muss, sondern offen auf das Unbekannte zugehen kann. Dies gelingt aber eben nur, wenn es sozusagen noch „unverbrauchte“ innere Strukturen gibt, deren Anknüpfungspunkte nicht innerhalb der eigenen Identität „besetzt“ worden sind, sondern Anschlüsse an das ermöglichen, was da noch kommen mag.

Handlungsfähigkeit im Tun

*Unsere Lebendigkeit wird desto mehr angeregt,
je prozesshafter die Situationen und Dinge uns entgegenreten.
Rudolf zur Lippe, Am eigenen Leibe. Zur Ökonomie des Lebens*

Es ist vielfach angedeutet worden, dass der Sport nicht per se erzieherisch wertvoll oder suchtpreventiv ist. Ob gewünschte Sozialisationswirkungen nämlich tatsächlich eintreten, hängt entscheidend von der Gestaltung des Sports ab. Diese Aufgabe ist von der Sportpädagogik und in der Sportpraxis zu lösen, wenn Sport einen Beitrag zur Lösung der Probleme individueller Handlungsführung in unserer Gesellschaft leisten will (vgl. Heinemann 1990, 237).

Die Ursache, schon beim Versuch Sinn zu stiften zu scheitern, wird in der Unfähigkeit, sich für Inhalte zu engagieren, beschrieben. Dann kann man auch nicht nur mit *Zimmermann* (1999, 59) fordern, eine Anregung zur Eigentätigkeit zu schaffen. Die sich daraus ergebende Frage zielt darüber hinaus darauf ab, wie inhaltsbezogenes Interesse geweckt werden kann (vgl. Nunner-Winkler 1990, 682). Bedenkt man nun, dass die Entstehung eines kaum mehr zu überschauenden sportiven Handlungsrepertoires auch ein Ausdruck dafür ist, dass Jugendliche Sport und Bewegungsanlässe selektiv aufnehmen und produktiv ausgestalten und dass sie darüber auch entscheidende Impulse für Lebenssinn und Lebensstil erschließen (vgl. Brinkhoff 1994, 25), verschiebt sich die Frage dahin, wie man vermeiden kann, dass inhaltliches Interesse abstumpft. Hier ist nun ein „offenes“ Sportverständnis gefordert, also eine Offenheit dafür, was als Sport überhaupt und was als sportlich sinnvoll zu gelten hat. Dann kommt es erst zu der Situation, dass Sporttreiben unter mehreren Perspektiven ermöglicht wird, also unter individuell zu erfahrenden Sinnrichtungen.

Wer das Gegebene selektieren und für sich produktiv ausgestalten kann, besitzt eine Fähigkeit, die *Kurz* (1995, 22) als „Handlungsfähigkeit im Tun“ beschreibt. Im Unterschied zum bloßen *Tun* versteht er unter *Handeln* eine Sinn geleitete, Sinn erprobende, nach Sinn suchende Tätigkeit. Handlungsfähigkeit im Sport meint dann vor allem die Fähigkeit, die vorgefundenen, angebotenen Formen des Sports auf ihre Sinnhaftigkeit zu prüfen. Dazu sind Fragen zu stellen, wie: Was habe ich, was haben andere davon, für so etwas Zeit aufzuwenden? Was bedeutet es für unser übriges Leben? Handlungsfähigkeit erfordert dann auch die Fähigkeit, das Vorgefundene, Angebotene oder Institutionalisierte abzuwandeln, wenn sich der erwartete Sinn dadurch eher verwirklichen lässt. Handlungsfähig ist der, der aus der Vielfalt sportlicher Sinnbezüge einige ihm angemessene Formen finden und diese im eigenen Sporttreiben befriedigend und bereichernd verwirklichen kann. Handlungsfähigkeit lässt einen also selbstverantwortlich entscheiden, welcher Art von Sport unter welcher Perspektive man welchen Platz in seinem Leben einräumt. *Aufmuth* (1988, 222) sieht im Sport sogar die Möglichkeit einer echten Klärung und Veränderung des Ich. Eine Voraussetzung dazu ist, die eigenen seelischen Erfahrungen auf das Ganze der Person zurückzubeziehen. Es geht darum Fragen zu klären wie: Warum brauche ich Sport? Was gibt er mir? Wovor schützt er mich? Wovor muss ich mich schützen? Dies hat wiederum die Bereitschaft zur Voraussetzung, unangenehmen und schmerzlichen Selbsteinsichten nicht auszuweichen. In einer Beziehungsarbeit ist dies sowohl auf Seiten der Anbieter als auch auf Seiten der Nutzer von Sportangeboten zu leisten.

Wenn wir, wie *Kurz* (1986, 45) es fordert, alle Tätigkeiten, die die sportliche Aktivität vorbereiten, unterstützen, begleiten usw., daran messen, inwieweit sie dazu beitragen, dass die Aktiven „ihren“ Sinn des

Sports verwirklichen können, dass sich also keine dieser begleitenden Tätigkeiten gegenüber dem dem Sport individuell zu gebenden Sinn verselbständigen darf, dann kann man auch nicht im Namen einer Suchtprävention einen „präventiv wertvollen“ Sport als solchen benennen. Man kann nur arrangieren, dass die Aktiven sich selbst einen Sinn erschließen. Das heißt, Handlungssituationen, auch und gerade in einer sportbezogenen Suchtprävention, sind immer als allgemeine soziale Situationen zu fassen. Neben Sozialisationsvorgängen und Beziehungsaspekten sind auch immer die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu reflektieren und im Handeln zur Geltung zu bringen. „Sozialpädagogisches Handeln und ebenso Sportsozialarbeit müsste sich somit permanent mit der eigenen Widersprüchlichkeit und auch Vergeblichkeit konfrontieren“ (Klein 1989, 51). Eine Suchtprävention, die nicht die kulturelle Bedingtheit ihres Gegenstandes mit einbezieht, um sich Widersprüche zu ersparen, wird ihrer Sache nicht gerecht. Schließlich enthält der Sport wie jeder soziale Sachverhalt Widersprüchliches, zumal in einem widersprüchlichen Anwendungsfeld wie der Suchtprävention. Erst wenn Sport mehrperspektivisch gesehen wird, also unter einer individuell zu erfahrenden Sinnrichtung, spiegelt er soziale Wirklichkeit wider.

Ich will und kann hier deshalb auch keinen Aufgabenkatalog präventiv wirksamer sportlicher Elemente zusammenstellen. Würde ich das versuchen, würde ich damit ebenso süchtige Strukturen schaffen, wie es die Prävention bisher getan hat. Wer aus den hier aufgeführten Überlegungen für seine sportliche Praxis etwas im Sinne der Suchtprävention erschließen will, der muss dies in kritischer Auseinandersetzung und Selbstüberprüfung selber tun und den dabei stattfindenden Prozess in seine Praxis mit einschließen, um seiner „Klientel“ ebenso einen Prozess in Auseinandersetzung mit dem, was sie vorfindet, wie auch mit sich selbst führen zu können. Das ist mit Beziehungsarbeit gemeint.

Die einzige Leitorientierung, die ich hier vorschlagen möchte, ist, im sportlichen Tun Kontrasterfahrungen zu ermöglichen, damit das bestehende Bild über die (eigene) Wirklichkeit und sich selbst in dieser Wirklichkeit erweitert werden kann. Eine solche Kontrasterfahrung zur bestehenden sportlichen Wirklichkeit wäre zum Beispiel im Sportunterricht oder im Vereinssport, anstatt wie bisher bei Laufstrecken eine bestimmte Strecke vorzugeben und anschließend die Zeit zu messen, eine Zeitspanne vorzugeben und anschließend zu schauen, wie weit man in dieser Zeitspanne laufen kann. Wenn durch eine solche Aufgabenstellung die Wirklichkeit erst einmal neu „abgebildet“ worden ist, kann es auch dazu kommen, Laufen ganz ohne Zeit- und Distanzvorgabe anzubieten, um Laufen an sich, in diesem Fall heißt das ohne zeitlichen und räumlichen Bezugsrahmen, anzubieten. Um sich noch weiter vom räumlichen Bezugsrahmen zu lösen, kann man vorschlagen – auf einem entsprechend gesicherten Abschnitt – die Augen beim Laufen zu schließen etc. Hier ist in der Sportpädagogik auch Phantasie gefragt. Wichtig wäre halt immer, den vorhandenen Blick auf sich selbst in der Wirklichkeit zu entschlüsseln und andere Möglichkeiten, dies zu erfahren, zu ermöglichen.

In der körperlichen Zeit wird dann die Zeit zur „Eigenzeit“, man ist selbst die Zeit. Vergangenheit und Zukunft sind, trotz ihrer Nicht-Identität, darin ein Teil der gegenwärtigen Identität, eine nach *Stielow* (1981, 93) im hohen Maße dialektische Erfahrung. *Gebauer* (2002, 135//136) sieht den Sport auch als ein Indie-Gegenwart-Holen von Gefühlen vermittelt Bewegungen. Das willkürliche Hervorrufen von lustvollen Emotionen, das Vergegenwärtigen und Intensivieren von Gefühlen ist wohl die ergiebigste Quelle des Ver-

gnügens am Sport. Wer damit seine Zeit verschwendet, spart letztlich Zeit. Wer sich aber darum bemüht, auf Kosten solcher Erfahrungen Zeit zu sparen, verschwendet sie.

Gesunder Sport

Für *Balz* (1991, 94/95) ist die Selbstbestimmung des Individuums auch in Bezug auf Gesundheit in den Mittelpunkt zu stellen. Dann darf es keine zwanghaft verordneten Trainingspläne geben, auch wenn sie noch so viel Gesundheit versprechen. Man kann nur in pädagogischer Verantwortung einladen und anregen, nicht aber verführen oder verpflichten. Wer sich vielleicht überhaupt nicht gerne bewegt bzw. sportlich betätigt und anderes im Leben für wichtig befindet, der darf, soll und muss das tun, sofern er sich seines Handelns bewusst ist. Und wer gerne Sport betreibt, für den gilt es, den Spaß am Sport zu erhalten, ohne den es kein sportliches Tun gäbe. Wer nämlich Sport betreibt, um „gesund“ zu bleiben, wird bald seinen Spaß verlieren und dann, wie motivationspsychologische Untersuchungen zeigen, schnell wieder aussteigen. Im Vordergrund also sollten sportliche Aktivitäten stehen, die einem auch dann Freude bereiten würden, selbst wenn sie im engeren Sinne nicht vorrangig gesund wären. Es gilt, die eigene Wahrnehmung und Befindlichkeit zur zentralen Steuerungsgröße zu machen.

Individuelles Gesundsein setzt nach *Balz* (ebd., 88/89) vor allem eine intensive sinnliche Selbstwahrnehmung des Menschen voraus. Der Mensch darf sich nicht im Rahmen eines Gesundheitsplanes programmierten Belastungen und Bewegungsnormen, Körperidealen und Diäten unterwerfen. Gesunde Bewegung sollte als ästhetische Selbsterfahrung verwirklicht werden und zusätzlich kommt es darauf an, dass Bewegungen im eigenen Fühlen und Spüren zu steuern sind, dass die Widerstände, mit denen gespielt wird, selbstbestimmt herbeigeführt werden und dass sie nach Maßgabe des eigenen Willens und der aufmerksamen sinnlichen Selbstkontrolle gehandhabt werden können. Menschen sollen mit geschärften Sinnen wahrnehmen, was ihnen in welcher Form gut tut. Gerade für die informell Sport treibenden Menschen wird es wichtig sein, im Umgang mit ihrem Körper beim Sporttreiben mehr Sensibilität zu gewinnen, sich nicht gegen ihn, sondern mit ihm zu bewegen. Daher wird kein spezielles System ausgeklügelter Übungen zur Bewegungswahrnehmung gebraucht, sondern vielmehr geht es darum, bewusst sinnliche Erfahrungen im Sport aufzusuchen, um die in ihm liegenden Chancen zur Selbstwahrnehmung aufzuspüren. Letztlich geht es darum, wieder den Leib, nicht den Körper zu spüren.

Der gesündeste Sport ist denn nach *Kurz* (1986, 64) derjenige, den wir auch dann noch trieben, wenn er nicht gesund wäre. Auch *Rittner/Breuer* (2000, 160) weisen darauf hin, dass die Gesundheitsfunktion des Sports nicht zwangsläufig an die motorischen Aktivitäten gebunden sein muss, sondern vielmehr durch soziale Entdifferenzierungsprozesse die Möglichkeiten der psychischen Entspannung und der individuellen Problembewältigung bietet und im Sinne des Salutogenese-Konzeptes als generalisierende Widerstandsquelle fungieren kann. *Bengel/Strittmatter/Willmann* (1999, 49/50) weisen hierzu auf empirische Befunde hin, nach denen zwar ältere Menschen mit einem starken Kohärenzgefühl mehr Sport treiben als solche mit einem schwachen Kohärenzgefühl. Für jüngere Personen der gleichen Untersuchungsgruppe trifft dieser Befund jedoch nicht zu. Insgesamt korreliert das Kohärenzgefühl auf jeden Fall nicht mit intensivem Sporttreiben.

Von einem Konzept der körper- und sinnesbezogenen Gesundheitsförderung verspricht sich *Hildebrandt* (1992, 50/51) eine sehr viel grundsätzlichere Prävention von Drogenkonsum bis zu Essstörungen als die vielen heute einzeln unternommenen Aufklärungsstrategien. Es gilt, Freundschaft mit dem eigenen Körper und den Sinnen zu schließen. Ohne über gesicherte Erkenntnisse zu verfügen, vermutet *Hildebrandt* (ebd.), dass der wichtigste Grund, z.B. nicht doch mit dem Rauchen anzufangen, für die immerhin ja auch existierenden nichtrauchenden Jugendlichen darin liegt, dass ihnen der Rauch einfach nicht schmeckt. Wenn man davon ausgeht, dass die erste Zigarette wohl kaum ein körperliches Wohlgefühl vermittelt, sondern eher im Gegenteil Übelkeit und Kopfschmerzen verursacht, wird aus anderen Gründen darüber hinweggegangen. Dass solche negativen Körpergefühle in Kauf genommen werden, liegt laut *Hildebrandt* (ebd.) darin begründet, dass die bei uns vorherrschende Körperkultur genau das „Überwinden“ der negativen Gefühle am nächsten Morgen feiert.

Überflüssiges überflüssig sein lassen

Das Sich-wohl-Befinden ist nach *von Krockow* (1972, 92/93) die Grundnotwendigkeit des Menschen, die Notwendigkeit der Notwendigkeiten. Daher ist für den Menschen nur das objektiv Überflüssige notwendig. Das objektiv Notwendige ist für den Menschen nur im Hinblick auf das Überflüssige notwendig. Darin besteht ja auch die Verlockung der *Sucht*. Daher sind Sportler im besten Sinne Nichtsnutze, ihr Tun ist überflüssig, und wo immer man versucht, Nutzen und Notwendigkeit zu begründen – oder mit umgekehrtem Vorzeichen, den Nutzen als Schädlichkeit zu verrechnen –, beginnt die ideologische Verzerrung, die Verfälschung. „Wo immer man Nutzen und Notwendigkeit herbeizwingt, da beginnt der Missbrauch“ (ebd., 92). Der Missbrauch von Spiel und Sport beginnt daher, wenn in irgendeinem Sinne ihr Nutzen in der Welt der Sorgen proklamiert, verrechnet oder herbeigezwungen wird.

Dass uns der Sport körperliche Bewegung, sozialen Kontakt, Leistungserlebnisse usw. verspricht, darf deshalb auch nicht heißen, dass wir dies nur in ihm suchen und die entsprechenden Defizite unseres übrigen Lebens hinnehmen und nun leichter ertragen. Die Vorstellung von einem Sport, auf den wir alle unerfüllten Hoffnungen unseres Alltags konzentrieren, eine Oase des Glücks in einer sonst trostlosen Welt, überfordert den Sport, weil er diese Hoffnungen gar nicht erfüllen kann. Eine segensreiche Wirkung sieht *Kurz* (1986, 66) im Sport deshalb, wenn dieser ausstrahlt, dass unser Leben so doch insgesamt etwas mehr sein dürfte. Damit ist er auch nicht nur Kompensation. Nur für wen Sport „Nebensache“ ist – wenn auch vielleicht die schönste –, darf darauf hoffen, die darin gemachte Sinnerfahrungen als nicht zwingende Anschlussmöglichkeiten für sein Leben zu interpretieren. Wer dennoch glaubt, im Sport den Sinn des Lebens zu finden, wird in ihm letztlich Leere finden.

Wenn in diesem Sinne das Überflüssige wieder überflüssig sein darf, wenn Sporttreiben wieder mehr ein Nebenprodukt von Identitätsarbeit ist und Identität weniger ein Nebenprodukt von Sporttreiben, dann kann es gelingen, Sport im individuellen Lebenslauf als einen nicht nur durch kulturell geprägte Normen vermittelte Spielart moderner Körperlichkeit zu verankern. Nur im Überflüssigen, dem nicht existentiell Notwendigen können wir Sinn erfahren. Oder wie *Grupe* (2000, 56) es ausdrückt: „Der Sinn des Sports muss nicht identisch mit seinen Wirkungen sein“.

Sport soll also nicht Mittel mit dem Ziel Erziehung (zu Gesundheit, Fairness, Persönlichkeit, was auch immer) sein, sondern das Ziel selbst. Das heißt, wenn man Fußball spielt, dann nicht um damit nicht sachgerechte Inhalte nebenbei zu realisieren, sondern um – schlicht – Fußball zu spielen. Wenn das Spiel an sich zustande kommt, ohne pädagogische „Begleitumstände“, dann ist schon mehr geleistet als man sich vorgenommen hat, während man, wenn man es sich direkt vornimmt, immer – um in der Metaphorik des Fußballs zu bleiben – am Tor vorbeischießen wird.

Und was haben diese Überlegungen schließlich mit *Sucht* zu tun? Bestenfalls gar nichts! Die Idee war ja auch, nicht die *Sucht* zu besiegen – weil dies unmöglich ist –, sondern – weil es als einzige Möglichkeit übrig bleibt – sich von ihr abzuwenden.

III. Sport in der Suchtgesellschaft. Eine zusammenfassende Trennung der Konzepte

Im Teil I wird *Sucht* als eine Beziehungsstruktur (vgl. Abbildung 1) beschrieben, die sich im Rahmen von Identitätsbemühungen verstehen lässt. Die Unterscheidung von wechselseitigen und funktionalen Beziehungen dient dabei auf analytischer Ebene dazu, die Komplementärstrukturen *Identität* und *Sucht* voneinander zu trennen. Im Teil II werden dann sukzessive die Bedingungen fortschreitender Modernisierungsprozesse analysiert, unter denen Identität verwirklicht werden muss. Wie sich *Sucht* unter diesen Bedingungen als zur Identität komplementär „herausschält“ und sich dadurch in ihren Erscheinungsformen ändert, soll hier zusammenfassend dargestellt werden. In gleicher Weise werden die im Teil II parallel analysierten Konzepte *Sport* und *Prävention* hier gegenüber der Identitätsarbeit abgesetzt, um so ihren Wandel deutlich hervortreten zu lassen.

Zeitachse	Modernisierungsstufe	Modus von Identität	Funktion der Sucht	Funktion des Sports	Suchtformen	Präventionstypus (Interpretation der Sucht)	Sport in der Prävention
vor 1950	Frühe Moderne	„Ich“ ist durch Gesellschaft festgelegt (Identität kein zentraler Wert)	Sucht ohne Sozialcharakter (Pathogenese)	Sport stabilisiert Gesellschaft	Rauschmittel	Therapie (Sucht als Geisteskrankheit)	
ca. 1950 bis Ende der 1970er	Organisierte Moderne	„Ich“ ist in Gesellschaft eingebettet (geschlossene Identität)	Sucht als innovatives Verhalten (Anthropogenese)	Sport stabilisiert Identität	illegale Substanzen	Drogenprävention: Abschreckung (Sucht als individuelles Problem: „abweichendes Verhalten“)	Sport als „Gegenbild“
seit 1980er (der Postmoderne vorgeordnet)	Reflexive Moderne	„Ich“ beugt sich über Gesellschaft (offene Identität)	Sucht kompensiert Identität als Verlusterfahrung (Soziogenese)	Sport kompensiert Verlusterfahrungen	<i>stoffgebunden:</i> psychoaktive Substanzen <i>stoffungebunden:</i> Esssüchte	Suchtprävention: Risikokompetenzen (Sucht als soziales Problem: psychosoziale Krankheit)	Sport als funktionale Alternative
seit 1980er (der reflexiven Moderne nachgeordnet)	Postmoderne	„Ich“ beugt sich über sich selbst (diffuse Identität)	Sucht ersetzt Identität (Psychogenese)	Sport konstruiert Identitätserfahrungen	Jedes Verhalten kann süchtig entarten	Gesundheitsförderung: Lebenskompetenzen (Sucht als „Leseart“ individualistischer Identitätsentwürfe)	Sport als Beziehungsmodell

Abbildung 2: Sich wandelnde Suchtparameter in der fortschreitenden Modernisierung

Abbildung 2 gibt einen Überblick, wie Identitätsarbeit, also das alltägliche Bemühen um sinnhafte Erfahrungen, im Wandel begriffen ist. Die „Phasen“ der Modernisierung basieren auf der jeweils charakteristischen Identitätsarbeit. Identität bildet sozusagen ein „selbstreflexives Scharnier“ zwischen der inneren und äußeren Welt.

Die Systematik der „fortschreitenden Modernisierung“ ist so zu verstehen, dass die Repräsentanten einer jeweiligen Modernisierungsstufe über die Phase hinaus weiter „gültig“ sind. D.h. die Identitätskonstruktion der organisierten Moderne bestimmt immer noch die Vorstellung darüber, wie individuelle Identität

zu verwirklichen sei, auch wenn sich die Rahmenbedingungen radikal geändert haben. Die Übergänge der Modernisierungsstufen sind daher auch fließend und nur zum Zwecke der Analyse gegeneinander abgesetzt. Dies führt in der Diskussion um Präventionsbemühungen dazu, dass die Schere zwischen Forderungen nach Abstinenz und Resignation, weil *Sucht* als entwicklungsnotwendiges Verhalten verstanden wird, weiter denn je geöffnet ist.

1. Identität im Wandel: Sucht als modernisierte Lebensform

Wir treffen Entscheidungen. Aber wir haben das Gefühl, dass wir dabei nicht wirklich frei sind. Wir sind wie Reisende, die durch ein Seuchengebiet fahren, ohne uns vorher impfen haben zu lassen. Jeden Augenblick könnten wir von diesem Fieber befallen werden – und anfangs fühlt sich das Fieber sogar angenehm an. So können wir am Strand unser mobiles Telefon herausziehen. Wir können nach der Fernbedienung greifen oder uns auf den Weg zum Drive-In machen.
James Gleick, Schneller!

Der Ich-Welt-Bezug (vgl. Schulze 1992, 234/235) bezeichnet die subjektive Festsetzung des Gegebenen und Variablen, d.h. also auch der Vorstellung, unter welchen Bedingungen Identität realisiert werden kann. Realität wird dann tendenziell so rekonstruiert, wie sich die Menschen diese vorstellen, da sie entsprechend ihrer Normalitätsvorstellungen handeln (ebd., 242).

In einem geschlossenen Weltbild gilt sowohl die Welt als auch das in ihr wohnende Ich als gegeben. Beides wird als Bestandteil einer umfassenden und stabilen göttlichen Ordnung zu einer prästabilisierten Subjektivität modelliert, die ihren Ausdruck in einer ständischen Gesellschaftsordnung findet. Ausnahmslos jeder findet hier seinen Platz. Der Durchschnittsmensch erfährt mit seinem Eintritt in die Moderne das Aufbrechen des geschlossenen Weltbildes und damit eine strukturelle Variabilität. Diese muss zunächst jedoch beschränkt sein. Wird die Welt konstant gesetzt, wozu die organisierte Moderne neigt, wird das Ich als zur Welt variabel aufgefasst. Wird, im Gegensatz zur organisierten Moderne, die Welt als variabel aufgefasst, konstruiert sich das Ich als Invariable. In der reflexiven Moderne entsteht auf diese Weise sozusagen im „Rückblick“ die Idealvorstellung einer geschlossenen Identität. Die Postmoderne scheint schließlich Ausdruck eines Ich-Welt-Bezuges zu sein, in dem sowohl die Welt als auch das Ich als variabel gelten. Sie erhält daher erst Kontur, wenn man analytisch „hinter“ alltägliche Verhaltensweisen greift. Das „kollektive Anschauungsmaterial“ begegnet uns hier in Form exzentrischer Zeitgenossen, auf die wir – das macht die Postmoderne aus – ebenso exzentrisch wirken können, auch wenn wir hinreichend „abgesicherte“ Begründungen für unser Verhalten vorweisen.

Würden sich die Normalitätsvorstellungen der Menschen aber nicht ändern, würde Realität immer gleichbleibend rekonstruiert werden. D.h. die Modernisierungsstufen würden sich nicht in der hier vorgeschlagenen Abfolge auseinander ergeben. An diesen Übergängen von einer Stufe der Modernisierung zur anderen bekommt *Sucht* das, was ich als ihre „soziale Funktion“ bezeichnen möchte: Die *Sucht* als Komplementärstruktur zu Identität zeichnet sozusagen ein „Negativ“ der dominanten Realitätsvorstellungen, die jeweils ihrerseits zu Realitätsvorstellungen werden, wenn sie sich im Sinne der Identitätsarbeit als funktional erweisen.

Sucht ohne Sozialcharakter

Das, was ich hier als die *frühe Moderne* bezeichne, ist eigentlich nicht Gegenstand der Analyse, sondern markiert den Zeitraum, bevor die individualistisch ausgerichtete Identität zum beherrschenden Modell alltagsrelevanter Verhaltensweisen geworden ist. In der frühen Moderne bekommt der Einzelne seine Identität zugewiesen. D.h. man weiß, wer man ist und was von einem als männlichem oder weiblichem Mitglied einer Gesellschaftsklasse erwartet wird. Die Passungsfrage zwischen äußeren Anforderungen und subjektiven Anforderungen wird durch eindeutige und vom Subjekt in der Regel nicht einfach hintergehbare Normen gelöst. Identität ist hier also ein gesichertes Gut, solange man sich innerhalb gesellschaftlich akzeptierter Bahnen bewegt. *Individuelle Identität* bildet daher für die breite Masse der Bevölkerung *keinen zentralen Wert*. Die Abgrenzung, die ich hier also vornehmen möchte, tendiert zu einer vormodernen Identitätsarbeit, die sich dadurch auszeichnet, dass das Individuum keinen inneren Zusammenhang produzieren muss, weil die Gesellschaft ihn bietet (vgl. Keupp u.a. 2002, 87). *Das Ich ist also durch die Gesellschaft festgelegt*.

In der frühen Moderne gibt es zwar schon den Begriff „Sucht“, aber nicht im Sinne einer Beziehungsstruktur. All das, was man mit dem Begriff „Sucht“ belegt, weist in erster Linie einen Charakter auf, der durch die Wirkungsweise psychoaktiver Substanzen bestimmt ist und sich in seiner Form als Rausch äußert. Die Ausbreitung stoffgebundener Abhängigkeiten kommt deshalb entscheidend durch die Beschaffungsmöglichkeiten zustande.

Die *Sucht* hat hier noch *keine gesellschaftliche Funktion*, weil sie sich nicht im Zusammenhang mit Identitätsbedürfnissen artikuliert (also *Sucht* im Sinne der Beziehungsstruktur) und muss daher als „abweichendes Verhalten“ ausgesondert werden. So wird „Sucht“ in einem medizinischen Modell der Geisteskrankheit (*Pathogenese*) definiert. Der Süchtige ist „verrückt“, weil er die Kontrolle über sein Verhalten verloren hat. Diese Vorstellung von „Sucht“ als Phänomen krankhaften Kontrollverlustes ist nicht nur dem Alkoholiker oder dem Opiatsüchtigen plausibel.

Sucht im Sinne der Beziehungsstruktur ergibt sich nur für Individuen, deren Identitätsbedürfnisse als Mitglieder von Randgruppen nicht innerhalb der Gesellschaft eingelöst werden. Durch ihren Ausschluss aus der Gesellschaft erlangt die dadurch gewonnene individuelle Identität erst den Status eines zentralen Wertes, während gleichzeitig ihr Verhalten als „krank“ ausgesondert werden kann. In diesem Sinn gehört zur Logik der fortschreitenden Modernisierung, dass die „Kerngruppe“ der Gesellschaft mehr und mehr zur Avantgarde in Eigenregie wird.

Sucht als innovatives Verhalten

In der *organisierten Moderne* von circa 1950 bis Ende der 1970er Jahre durchleben die westlichen Länder eine sehr stabile Periode des „*embedding*“, also der Einbettung individueller Entwicklung in gesellschaftliche Praktiken. Es ist eine Phase konservativer Restauration unter ökonomisch sehr positiven Rahmenbedingungen. Jeder weiß, wo es langgeht. Das Leben wird zwar vom Einzelnen als Veränderung erlebt, aber in einem wohlgeordneten gesellschaftlichen Kontext, der Stabilität signalisiert. Die Gemeinschaft fühlt sich vom Einzelnen anerkannt, und der Einzelne schätzt es, um diese Anerkennung gebeten zu werden. *Das Ich ist in die Gesellschaft eingebettet*.

Die Identitätsarbeit in der organisierten Moderne ist durch die psychosoziale Entwicklungstheorie *Erik Eriksons* gekennzeichnet. Die von ihm verstandene Identitätsfrage, die durch das Hineinfinden in eine wohlorganisierte Gesellschaft gekennzeichnet ist, ist das Zentralproblem der Jugendlichen in den 1950er Jahren. *Erikson* überträgt die Identitätsthematik auf ein modernes Ordnungsmodell regelhaft-linearer Entwicklungsverläufe und unterstellt damit gesellschaftliche Kontinuität und Berechenbarkeit. Seit den 1970er Jahren hat sich dieser Fokus jedoch geändert.

Erikson verbindet die Idee von menschlicher Entwicklung im Lebenszyklus mit jener Thematik, die aus seiner Sicht im Jugendalter zum Fokus der Persönlichkeitsentwicklung wird: der Aufbau von *Ich-Identität*. Unter Ich-Identität ist ein bewusstes Gefühl der *individuellen Identität* zu verstehen, also das Streben nach einer Kontinuität des persönlichen Charakters. Dieses Streben nach Identität gilt als zentrales Element der Entwicklung. In einer erfolgreichen Entwicklung wird das sich bildende Identitätsgefühl vorbewusst als psychosoziales Wohlbefinden erlebt. Die erkennbarsten Begleitumstände sind das Gefühl, Herr seines Körpers zu sein, zu wissen, dass man „auf dem rechten Weg“ ist und die innere Gewissheit, der Anerkennung derer, auf die es ankommt, sicher sein zu dürfen. Nach *Eriksons* Entwicklungsmodell muss die Frage, wer man ist, im Jugendalter gestellt und die Antwort auf diese Frage dann im Erwachsenenalter gelebt werden.

Gewonnen wird Identität nach *Erikson* durch die Bewältigung von Anforderungen, die aus der Einbettung des Individuums in eine Sozialordnung resultiert. Identität ist daher nicht nur als personale Seite der Identität, als Ausdruck von Einzigartigkeit zu verstehen, sondern beinhaltet auch eine soziale Seite, die durch ein Zugehörigkeitsgefühl und die Selbstverortung des Individuums im sozialen Kontext bestimmt ist. Geglückte Identitätsbildung beinhaltet ein permanentes Ausbalancieren beider Seiten.

Während Identität das Kriterium einer relativen psychosozialen Gesundheit ist, ist Identitätsdiffusion das korrespondierende Kriterium relativer Störung, das sich in Symptomen wie des Zerfalls innerer Kontinuität und Gleichheit und der Unfähigkeit, aus irgendeiner Tätigkeit Befriedigung zu schöpfen, ausdrückt. *Erikson* geht aber davon aus, dass in einer „normalen“ Entwicklung Identität dauerhaft überwiegt, womit er Identitätsdiffusion als Abweichung von der Normalität beschreibt.

Erikson gliedert den Lebenslauf in acht Hauptphasen auf, die er alle als spezifische Konflikte charakterisiert und die durch die körperliche Reifung und den damit verbundenen Anforderungen der Gesellschaft erzeugt werden. Diese spezifischen Konflikte lassen sich in konkrete Entwicklungsaufgaben fassen. Diese Entwicklungsaufgaben bilden den Rahmen, in dem Identität verwirklicht wird und verweisen darauf, dass im Gegensatz zur frühen Moderne hier individuelle Identität ein für jeden erreichbares und damit auch eingefordertes Ziel der persönlichen Entwicklung ist. Die zwei wichtigsten Stützpfiler von Identität in der organisierten Moderne sind der Aufbau einer beruflichen Identität und die Entwicklung einer Geschlechtsidentität. Alle anderen Entwicklungsaufgaben hängen mit diesen beiden zentralen Aufgaben zusammen.

Da Identität in der organisierten Moderne als persönliche Aufgabe jedes Einzelnen beschrieben und die individuelle Identität damit zu einem zentralen Wert wird, erhält die *Sucht* zum ersten Mal einen „sozialen Charakter“, d. h. sie wird als Beziehungsstruktur beschreibbar (*Anthropogenese*). Erst in diesem Zusammenhang kann man von einem „süchtigen Verhalten“ sprechen, denn das, was vorher nur Suchtstoffen vor-

behalten war, kann jetzt auch durch andere, sozial unauffällige Verhaltensweisen erreicht werden. Aus der Sicht der Gesellschaft stellt sich süchtiges Verhalten als Folge nicht bewältigter Entwicklungsaufgaben dar, die, da gesellschaftliche Kontinuität unterstellt wird, als Abweichung wahrgenommen wird.

Die Sorge um die Integrität des Subjekts und die Rauschfeindlichkeit, als qualitative Bewertung von Welt, verbünden sich in der organisierten Moderne zu einem Bild der Abweichung, das den Namen der *Sucht* trägt. Diese Abweichung zu beschreiben, bleibt in der organisierten Moderne den stoffgebundenen Süchten vorbehalten. Der Gebrauch *psychoaktiver Substanzen*, d.h. Drogen aller Art mit *illegalen* Status für die jeweiligen Nutzer, steht hier der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben in doppelter Hinsicht entgegen: Zum einen als Ausdruck dafür, dass die gesellschaftliche Kontinuität mögliche Entwicklungspotentiale ausschließt, und zum anderen, dass Abstinenz als implizite Entwicklungsaufgabe verfehlt wird. Die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben steht sozusagen für die Immunisierung gegen Drogenaffinität. Psychoaktive Substanzen werden in nicht bewältigten Belastungssituationen eingesetzt und treten somit an die Stelle einer „angemessen“ Problembewältigung. Das Individuum ist in Bezug auf Drogengebrauch vor die Wahl gestellt, sich anzupassen oder „abzuweichen“. Süchtiges Verhalten steht für den Ausstieg aus normativen Handlungsalternativen.

Der Suchtmittelkonsum dient also insgesamt als Strategie um Entwicklungsprobleme zu bearbeiten oder zu verdrängen, je nach dem, und enthüllt Bedingungen, unter denen es leichter ist, ein Identitätsgefühl mit dem von der Umwelt am wenigsten Gewünschten zu gewinnen (Differenzierungsgewinn). Das deutet nämlich darauf hin, dass anerkannte Rollen vom drogengebrauchenden Menschen mit seinen inneren Reserven nicht erreichbar sind. Der Konsum der Drogen vermittelt hier zwischen „innerer“ und „äußerer“ Realität, was den sozialen Charakter der *Sucht* begründet. Dass es überhaupt eine Vorstellung von „innerer“ und „äußerer“ Realität gibt, löst den Einzelnen aus der Gesellschaft als Individuum heraus. In der organisierten Moderne neigt daher zu süchtigem Verhalten, wer versucht, Identität durch sozial nicht akzeptierte Verhaltensweisen zu entwickeln.

Sucht kompensiert Identität als Verlusterfahrung

Die Phase der *reflexiven Modernisierung* ist geprägt von Umbruchserfahrungen. Seit der Zeit der organisierten Moderne der 1950er Jahre sind umfangreiche Prozesse der Freisetzung zu beobachten, erkennbar am Zerfall bzw. am radikalen Bedeutungswandel einer Vielzahl sozialer Institutionen. Die Verheißung der Moderne, das Subjekt könne bzw. müsse sich auf radikale Weise selbst konstituieren, wird jetzt in großem Umfang und über viele Bevölkerungsgruppen hinweg einlösbar. Die individuelle Lebensführung kann nur noch wenige kulturelle Korsettstangen nutzen, dafür müssen eigene Optionen und Lösungswege gesucht werden. Es kommt zu einer Entgrenzung individueller und kollektiver Lebensmuster.

Zwei Stichworte, die diesen Umbruch kennzeichnen, liefert der Soziologe *Ulrich Beck* (1986). Er beschreibt die wachsende Komplexität der Lebensverhältnisse als *Pluralisierung* von Lebenslagen, in der sich die unendliche Fülle von Alternativen in kein Gesamtbild mehr fügen lassen. Die Freisetzung des Einzelnen aus Bindungen, durch die die traditionellen Instanzen der Sinnvermittlung ihre Bedeutung verlieren, nennt er

Individualisierung, was im Wesentlichen ein verändertes Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft ausdrückt.

Der Einzelne kann nicht nur, sondern er muss das Projekt „Identität“ in seine eigenen Hände nehmen mit der Schwierigkeit, dass Projektentwurf und Realisierung von Identität jetzt miteinander verzahnt sind. Sich entwerfen und leben, fallen in eins. Das Identitätsprojekt wird zu einem imaginären Fixpunkt, der beständig geändert werden kann. An die Stelle der bisher vorherrschenden festen Menschenbilder tritt ein offenes, auch in Abhängigkeit von der Selbstveränderung des Menschen veränderbares Menschenbild. Diese Prozessorientierung ist auch in der entwicklungspsychologischen oder „klassischen“ Identitätsforschung, wie *Erikson* sie betrieben hat, nichts Neues, wohl aber die Vorstellung von der Offenheit des Prozesses.

Nun mag es verheißungsvoll klingen, ein Stück eigenes Leben entwerfen zu sollen, aber die Voraussetzungen dafür, dass diese Chancen auch realisiert werden können, sind bedeutend. Wenn die erforderlichen materiellen, sozialen und psychischen Ressourcen nicht vorhanden sind, wird die gesellschaftliche Notwendigkeit und Norm der Selbstgestaltung zu einer schwer erträglichen Aufgabe. Ist z.B. die Ausbildung einer „Berufsidentität“ in der organisierten Moderne noch ein zentraler Eckpfeiler der Identitätsbildung, so wird Erwerbsarbeit als Basis der Identitätsbildung aufgrund der veränderten strukturellen Rahmenbedingungen des Arbeitsmarktes in der reflexiven Moderne brüchig.

Da sich die menschlichen Vorstellungen über die gesellschaftliche Realität und ihre Normen in der Regel viel langsamer ändern als die Realität selbst, glauben noch immer viele Menschen, dass Identität ein haltbarer Besitz zu sein hat, den man „hat“, wenn, indem und weil man erwachsen wird. Identität wird hier eine potentielle Verlusterfahrung. Das Aufbrechen der organisierten Moderne seit Mitte der 1970er Jahre hat die Dynamik der Individualisierungsprozesse erheblich gestärkt. Die Abgeschlossenheit und Kohärenz von Identität erweisen sich als unerfüllbare Ideale. Das Individuum ist auf eigentümliche Weise für andere wirklicher geworden als für sich selbst. Die Wahrnehmung anderer als kohärente, fassbare Ganzheiten lässt erwarten, dass sich der Traum einer wiederhergestellten Einheit von Ich einlösen lässt. Die Reflexivität, also die Überwindung vorgegebener persönlicher Entwicklungsschablonen, ist das konstitutive Moment spätmoderner Identität geworden. *Das Ich „beugt“ sich hier über die Gesellschaft.* Identitätsarbeit heute ist daher durchgehend von einer Ambivalenz gezeichnet, die, je nach Lesart, als Verlust verlässlicher und unstrittiger Basissicherheiten der individuellen Lebensführung beklagt oder als Potential der Emanzipation gefeiert werden kann.

Die Aufsplitterung des Subjekts wird erst in dem Maße ein Problem, wie die Gesellschaft sich selbst dissoziiert und damit die Kohärenzzumutung an das Individuum weitergibt (vgl. Keupp u.a. 2002, 87). Mit der Bezeichnung *Soziogenese* versuche ich daher auf den Zusammenhang zwischen süchtigen Verhaltensweisen und gesellschaftlichen Freisetzungsprozessen hinzuweisen. In der reflexiven Moderne „selektieren“ die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Beziehungsstruktur *Sucht* gegenüber der Beziehungsstruktur *Identität* als wirksame Strategie, um *Verlusterfahrungen von Identität zu kompensieren*. *Sucht* beschreibt Identitätsprozesse, die im Rückblick auf die organisierte Moderne als zunehmend krankhaft gedeutet werden, weil der innere Zusammenhang des Individuums zerfällt.

Die *Sucht* ist somit ein Versuch, Probleme zu bearbeiten und damit auf die gesellschaftlichen Freisetzungsprozesse zu reagieren. Da die Ich-Identität durch die Offenheit des Prozesses der Identität eine potentiell

le Verlusterfahrung geworden ist, neigt zu süchtigem Verhalten, wer versucht, Identität als geschlossene Einheit zu thematisieren. Die Soziogenese der *Sucht* bezeichnet den gesellschaftlichen Wandel, der den „eingeebten“ Thematisierungen von Identität voraussetzt. Süchtiges Verhalten verspricht nun nicht mehr einen Differenzierungsgewinn, sondern den Verlust innerer Kohärenz zu vermeiden.

In dieser Perspektive stehen süchtige Verhaltensweisen den Entwicklungsaufgaben nicht mehr entgegen. Der Konsum von psychoaktiven Substanzen ist in der reflexiven Moderne nicht nur mehr entwicklungsbedingtes, sondern entwicklungsnotwendiges Verhalten geworden. Jugendliche sind zunehmend gezwungen zu experimentieren und in einer Kultur, die geradezu mit Drogen aller Art überschwemmt wird, ist das Risiko des erstmaligen Konsums zu Beginn des Erwachsenenalters am höchsten bzw. unter den Konsumenten wird die Gebrauchsspitze erreicht. In einer liberalen Auffassung gilt der Konsum von legalen Drogen wie Tabak und Alkohol für die Entwicklung im Jugendalter deshalb als „normal“. Der Umgang mit legalen und illegalen Drogen ist nicht nur Bestandteil der Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen, sondern beschreibt nun eine eigenständige Entwicklungsaufgabe. Bezogen auf das Modell der „Sucht als Beziehungsstruktur“ äußert sich der krankhafte Pol des Kontinuums in einer Verelendung. Probleme werden erzeugt, indem versucht wird, Probleme zu lösen.

Da der Körper zunehmend zum Austragungsort widersprüchlicher Individualisierungsprozesse wird, bildet sich das Ringen um einen eigenen Lebensentwurf auf der Körperebene ab. Das weibliche Schönheitsideal vom schlanken, sportlichen Körper kann als Ausdruck eines komplexen kulturhistorischen Wandels gedeutet werden, der vom ritualisierten Fremd- zum normierten Selbstzwang geführt hat. Die große Mehrheit der Menschen hat die Botschaft akzeptiert, dass Schönheit und damit körperliche Attraktivität eine Angelegenheit des eigenen persönlichen Einsatzes sind und ein Scheitern wird darauf zurückgeführt, dass man sich nicht ausreichend angestrengt hat. Der Bedeutungsgehalt des schlanken Körpers setzt den Einzelnen Zwängen aus, denen er häufig kaum gewachsen ist und an deren Norm er immer wieder scheitern muss.

Es bildet sich eine Tendenz zur Diskriminierung und sozialen Isolierung Übergewichtiger aus. Dadurch werden ganz neue Krankheitstypen geschaffen, die die gesellschaftliche Umbruchsituation der Jahrtausendwende prägen (vgl. Stahr 1998, 152). Die Magersucht und Essbrechsucht (Bulimie) werden rapide durch das Schlankheitsideal forciert. Diät halten und Störungen im Essverhalten sind Normalität insbesondere des weiblichen Lebens geworden. Der Anteil der Mädchen und jungen Frauen mit mehr als 20% Untergewicht hat sich in den letzten zehn Jahren nahezu verdoppelt. Über die Hälfte der unter 18jährigen Mädchen nehmen Appetitzügler und Abführmittel. Die Übergänge zur Essstörung sind fließend.

Essstörungen sind Ausdruck eines Entfremdungsprozesses, der durch eine Überidentifikation mit fremdbestimmten Normen und Werten charakterisiert ist und somit ein Symptom eines Identitätsbildungsprozesses, der aus der Balance geraten ist. Esssüchtig zu sein bedeutet, dem eigenen Körper so entfremdet zu sein, dass seine Steuerungsmaßnahmen bezüglich Hunger und Sättigung nicht wahrgenommen werden. Es handelt sich um eine spezifische Unfähigkeit, körperliche Empfindungen zu identifizieren, den eigenen Körper wahrzunehmen, zu kontrollieren und seine Funktionen zu steuern.

Auch die Esssüchte lassen sich in das Konzept der Entwicklungsaufgaben einbinden. Magersüchtige Frauen lehnen ihre Weiblichkeit ab und versuchen, durch ihr Hungerregime der Objektivität ihres Kör-

pers zu entfliehen. Die Magersucht ist in erster Linie ein Ausdruck von Problemen mit der Aneignung einer weiblichen Körper- und Geschlechtsidentität. Die erreichte Gewichtsabnahme wird von Magersüchtigen als Leistung angesehen, endlich Kontrolle ausüben zu können, etwas beherrschen zu können, da ihnen außerhalb ihres eigenen Körpers Kontrolle versagt bleibt. Die Entwicklung von Essstörungen bei Frauen wird insgesamt als Ausdruck konflikthafter gesellschaftsstruktureller Veränderungen gesehen. Indem Identitätsbildung zunehmend aus der Balance gerät, werden Esssüchte, wie die Magersucht, zunehmend zum Ausdruck in der somatischen Kultur der Frauen und – neuerdings – auch der Männer

Sucht ersetzt Identität

Die *Postmoderne* ist gleichsam als „Nebeneffekt“ der reflexiven Moderne entstanden. Man kann sagen, die reflexive Moderne basiert auf gesellschaftlichen Veränderungen, während die Postmoderne eher einen individuellen Wahrnehmungshorizont dieser gesellschaftlichen Veränderungen darstellt. Als solche „hinkt“ sie, zeitlich gesehen, der reflexiven Moderne immer ein wenig nach.

Die Generation der Postmoderne ist die erste, die in einer Gesellschaft leben muss, deren Konturen bislang nur undeutlich zu erkennen sind. Herkömmliche Lebensweisen werden zuhauf in Frage gestellt und es gibt eine unregelmäßige Entwicklung, die von einer Vielzahl von Einflüssen vorangetrieben wird. Die Weltgesellschaft ist nicht beständig und stabil, sondern angstbeladen und von tiefreichenden Gegensätzen gekennzeichnet. Die Individuen der Postmoderne fühlen sich gewaltigen Kräften ausgeliefert, denen gegenüber sie machtlos sind.

Dem postmodernen Denken ist der Glaube an eine alternative Zukunft abhanden gekommen und insofern ist die Postmoderne eine Krise des Projektes der Moderne. Postmodern ist die Absage an alles Visionäre und Utopische, an alles Ferne, an Ordnung und Sinn, an gemeinschaftliche Ziele und soziale Zukunft, an Idyllen und Ideen. Man erwartet nicht, dass das Leben besser wird, das Glück zunimmt oder Beziehungen sich entfalten. Die Suche nach einer idealen gesellschaftlichen Ordnung, einer Utopie, verkehrt sich in eine „Intopie“. *Das Ich beugt sich über sich selbst.*

Das postmoderne Lebensgefühl ist geprägt von der Erfahrung, dass es keinen Sinn (mehr) gibt für das Ganze, und der Entschlossenheit, dass dies noch lange kein Grund zu sein braucht, Trübsal zu blasen. Das Motto der postmodernen Problementsorger ist: „Wer Sorgen hat, ist selbst dran schuld!“ Man fühlt sich, wie man sich fühlen will. Die „Postmodernen“ sind diejenigen, die es „geblickt“ haben, dass keiner mehr so richtig durchblickt. Damit liegen sie ja auch nicht im Gegensatz zur herrschenden Wirklichkeit, sondern bewegen sich in wesentlicher Übereinstimmung mit ihr.

Eriksons Modell kommt uns nun näher, wenn wir betrachten, wie das Scheitern der Identitätsentwicklung bei ihm aussieht. Figuren des Misslingens kommen uns am Beginn eines neuen Millenniums vertrauter vor als die der gelungenen Identität. In einer empirischen Studie etwa hat *Marcia* (1989) festgestellt, dass sich der Status der Identitätsdiffusion ab etwa 1984 von früher regelmäßig 20 % auf ca. 40 % erhöht hat. Aus der Sicht *Marcias* gibt es eine neue Form der Diffusion: Er nennt sie bezeichnend „kulturell adaptive Diffusion“.

Postmoderne Ansätze zur Identitätskonstruktion bezweifeln die Möglichkeit, strategisches Vorgehen und die Definition persönlicher Projekte gegen die Unsicherheiten und Anforderungen einzusetzen. Die Indi-

viduen werden zu offenen Systemen, ständig auf der Suche nach neuen Kontakten, bereit neue Informationen aufzunehmen, willens Grenzen zu verändern. Man verabschiedet sich hier von der Vorstellung vom Ich als personales Zentrum der Person, weil es kein soziales Umfeld mehr gibt, in der die Interaktionen und Beziehungen eines Individuums, die es von „außen“ zurückgespiegelt bekommt, ein konsistentes Bild dessen ergeben, wer und was es ist. Der Begriff von Identität spielt hier nur noch eine Rolle als Referenz für das illusorische Unternehmen einer kohärenten Selbstkonstruktion. Mit *Patchwork-Identität* bezeichnet man daher ein Konstrukt, das ohne integrative Kraft zusammengesetzt ist und keinen einheitlichen Identitätskern besitzt. Man könnte es auch die Verknüpfung von Nicht-Zusammengehörigem nennen. Werthaltungen und Gewohnheiten stehen unverbunden nebeneinander und widersprechen sich teilweise. Standpunktlosigkeit wird selbst zum Standpunkt, Identität zur Zerfallsdiagnose.

Identität wird daher in der Postmoderne auch nicht mehr als Entstehung eines inneren Kerns thematisiert, sondern als ein Prozessgeschehen beständiger alltäglicher Identitätsarbeit, als permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten. Das Ich versucht ständig die Differenz zwischen den Möglichkeiten und der eigenen Wirklichkeit zu vermindern. Der technische Fortschritt vergrößert täglich die Kluft zwischen dem, was wir kennen, und dem, was wir (ohne es zu kennen) anerkennen. Die authentisch erfahrene Welt schrumpft und, während sich die Wirklichkeit vor uns zurückzieht, tauchen wir ein in die Simulation. Mit dem Übergang in die Postmoderne hat sich das Ich aus seinen Projektionen zurückgenommen und, was bleibt ihm anderes übrig, sich selber zugewandt. Mit der Zuwendung zur „Innensphäre“ löst sich das Ich kulturgeschichtlich aus dem sozialen Selbst, aus dem Wir. Identität entsteht nun in der Auseinandersetzung mit sich selbst (Ich-Jagd).

Wer keinen Sinn mehr sucht und dennoch entschlossen ist, nicht depressiv zu werden, dem eröffnen sich ganz neue Lebenschancen. So spiegelt die *Sucht* in der Postmoderne den Versuch, Probleme zu entsorgen: Wenn Identität im Sinne eines kohärenten Ichs nicht mehr konstruierbar ist, muss, wer keine Erklärungen mehr aufbieten mag, wer die Frage nach dem Woher und Wohin vermeiden möchte, Probleme fortlaufend in Stimmungen auflösen. In der Postmoderne neigt daher zu süchtigem Verhalten, wer versucht, Identität überhaupt als Einheit zu thematisieren (*Psychogenese*). In der *Sucht* wird Identität als geschlossene Einheit idealisiert.

Die autonomiesüchtigen Selbstverwirklichungswünsche erzeugen eine Dauerthematisierung des Ich als impliziter Bestandteil der alltäglichen Lebenspraxis. Der Aufschwung quasi-professionalisierter Selbstsuche in (meditativen) Psychoworkshops, die Entlastung für Körper und Seele verheißen und längst das alte Therapiemodell abgelöst haben, legt davon Zeugnis ab. Das postmoderne Ich, besser: das Postich muss sich alle Optionen offen halten und beschreibt sich in einem Netz von Möglichkeiten. Nach dem Verlust der eigenen Identität will das Ich nur sich selbst finden und sich selbst verwirklichen.

Die menschliche Fähigkeit, süchtig zu werden, verhindert, dass Rationalität auch in den letzten Winkel unseres Lebens eindringt und erhält uns somit einen ewigen Möglichkeitsraum, um dem Traum von Identität hinterher zu jagen. In der *Sucht* setzen sich nur die funktionalen Erfordernisse des Individuums unter einer Zerfallsdiagnose der Identität durch, wie sich in den Zielen der Therapie die funktionalen Erfordernisse der Gesellschaft durchsetzen.

Die *Sucht* löst sich immer mehr von den Bedingungen ihres Gegenstandes und gelangt als Folge zu ihrer Vollendung: alles kann nun süchtig machen, da Identitätsarbeit unausweichlich in süchtige Beziehungsstrukturen führt. Das Aufkommen von Tätigkeitssüchten führt zu einer zunehmenden Pathologisierung „normaler“ Verhaltensweisen und das Individuum trägt nun eine psychische Suchtstruktur, über die es sein Ich als Einheit zu konstruieren versucht. Die Beziehungsstruktur *Sucht* hat die Beziehungsstruktur Identität getilgt; *Identität wird durch Sucht ersetzt*.

Die gewandelte Funktion der *Sucht* lässt sich an den veränderten Mustern des Drogenkonsums ablesen. In den 1960er und 1970er Jahren werden Drogen noch als Begleiterscheinungen gravierender sozialer Probleme gesehen. Sie sind Symbole des Protestverhaltens einer rebellischen Jugend. Heute verschaffen Drogen einen „Kick“. Der von *Timothy Leary* propagierte Slogan „*Tune in, turn on, drop out*“ ist heute keine Bedrohung mehr. Die Technokids von heute teilen nur noch das „*tune in*“ und „*turn on*“. Sie sind gut drauf, haben endlos Energie und – Spaß. Das „*drop out*“, also der Ausstieg aus der Hauptkultur ist ihre Sache nicht. „*Chill out*“ heißt bei ihnen die Rückkehr zur Normalität. Es geht ihnen um maximalen Genuss bei minimalem Risiko. Insgesamt nimmt der Bedrohungsfaktor der *Sucht* für die Gesellschaft ab, während sich ihre Formen vielfach quantifizieren.

Eine richtungweisende Form der *Sucht* zeichnet sich über die Umstellung der Identitätsarbeit auf den Körper ab. Da in der Postmoderne die klassischen Sinn-Instanzen an Bedeutung verloren haben, übernimmt der Körper die Aufgabe einer befriedigenden Selbstidentifikation. Die Formen der Körperthematization sind Techniken der individuellen Selbstvergewisserung in einem sozialen Raum, in dem die tradierten Möglichkeiten der Selbstidentifikation geschwunden sind.

Die körperzentrierten Praktiken werden zu einem Akt der Identitätssuche und Identitätssicherung. Der Körper ist die letzte noch beeinflussbare Größe, bei der Wirkungen noch bewirkt, beobachtet und auch gefühlt werden können. Mit Fitness hat man sein Leben im Griff und zwar in einer Konstellation pluralisierter Lebensstile, in denen die Individuen selbst zu Regisseuren ihrer Identität und Biographie werden müssen. Der Körper ist für Frauen und Männer gleichermaßen zum Austragungsort der Auseinandersetzung im Ringen um einen eigenen Lebensentwurf und soziale Zugehörigkeit, eben um eine eigene Identität geworden. Die Möglichkeit einer Gestaltbarkeit des eigenen Körpers vermittelt die Illusion von Kontrolle über das eigene Leben. In der Postmoderne ist der Körper die ultimative Quelle von Sinnerfahrungen geworden und der Ausdruck der Identität eines Individuums.

Suchtgesellschaft

Die Welt wird zum Spiegel. Und wir wollen zum Spiegelbild des Spiegelbildes werden.
Holdger Platta, Identitäts-Ideen

In der Postmoderne ist nichts unmöglich, geschweige denn unvorstellbar. Alles, was ist, ist bis auf weiteres, und nichts, was war, ist für die Gegenwart verbindlich. Es ist zwar leicht, Identität zu wählen, aber unmöglich, sie festzuhalten. Daher entwickeln wir *Identitäts-Ideen*, Leitvorstellungen unseres Selbstbildes, die wir unaufhörlich aus uns selber heraus produzieren und die ebenso unaufhörlich von außen auf uns eindringen.

Das Fortschreiten der Moderne hat so letztlich zu einer normativen Grundhaltung geführt, die das Individuum in seiner Entwicklungsperspektive einseitig auf Ablösung und Unabhängigkeit festlegt.

Um dem nachkommen zu können, wählt der moderne Mensch mit dem Konsumieren eine Form des Habens, bei der einem das einmal Konsumierte zwar nicht mehr weggenommen werden kann, dessen Befriedigung aber nicht von Dauer ist. Wenn ständig Belohnungen in Aussicht gestellt werden, deren Einlösung zugleich in die Zukunft verschoben werden muss, damit die Spirale der Bedürfnisproduktion aufrechterhalten werden kann, kann unsere Gesellschaft als Ganzes insofern als süchtig bezeichnet werden, als sie immer mehr auf „*instant relief*“ aus ist, d.h. Spannungen und Konflikte nicht mehr aushält (vgl. Klosinski 1996, 126). Es erübrigt sich, diesen als süchtig dargelegten Konsummechanismus in jeder Weise gesellschaftliche Funktionalität zu attestieren. Allein die Angst, aus dem Kreislauf ungesättigter Bedürfnisse auszubrechen und das Eintreten von Wunschlosigkeit zuzulassen, enthält in sich eine Disposition zur *Sucht* (vgl. Wolffersdorff 2002, 36). Alle Versuche, das Problem der *Sucht* in einer Konsumgesellschaft zu lösen, sind daher auch zum Scheitern verurteilt, weil es dabei an einer Legitimation des Verzichts fehlt. Es mag vielleicht eine bestimmte *Sucht* gegen eine andere substituiert werden können, aber an eine Heilung vom Mechanismus der *Sucht* ist nicht zu denken (vgl. Niebling 1997, 193/194).

Die Mechanismen der Quantifizierung sind phänomenologisch als Suchtprozesse anzusehen, die nicht etwa am Rande der Gesellschaft vorkommen, sondern die als zentrales und bewegendes Moment unter dem Banner des Fortschrittsdogmas das Ganze steuern, wenn auch ohne Ziel (ebd., 218). Wir erleben daher eine gewisse „Normalisierung“ der *Sucht* im Sinne einer Veralltäglichung, in der *Sucht* kein moralisches Gebrechen mehr ist, sondern eine merkwürdige Verhaltensweise unter vielen anderen, die auf Wunsch auch therapeutisch behandelt wird, letztlich aber persönliche Eigenheit und eine Option unter vielen darstellt. Allein die Distinktion, dass *Sucht* – je nach ihrer Funktionalität – als Verweigerung eigenverantwortlichen Unternehmers oder als Selbst-Gestaltung wahrgenommen werden kann, trägt zu ihrer Normalisierung bei. „Wenn noch etwas sanktioniert wird, dann nicht Sucht, sondern die mangelnde Fähigkeit, sie zu ästhetisieren und entsprechend darzustellen“ (Legnaro 2001, 128).

Werner Gross (2000, 323) spricht von einer „Versüchtelung“ unserer Gesellschaft, weil immer mehr Menschen nicht mehr unterscheiden können, ob das, was sie tagtäglich tun oder konsumieren, wirklich notwendig ist, ob es ihnen gut tut oder ob sie es wirklich brauchen. Das ist fast harmlos ausgedrückt und darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Drogenkonsum noch immer mit (a)sozialen Randgruppen assoziiert wird, während sich unsere Gesellschaft mit neuen Konsumenten auseinandersetzen muss, die ihren Konsum mit gesellschaftskonformen Motiven legitimieren können. Die Gewöhnung an unsere Alltagsdrogen ist so groß geworden, weil ihnen alltagsbewältigende Funktionen zugewachsen sind und wir sie schon gar nicht mehr als Drogen qualifizieren mögen (vgl. Schmidt-Semisch 2001, 135). In einer Art „gesamtgesellschaftlichen Dopings“ werden sowohl legale als auch illegale stimulierende Drogen nicht konsumiert, um aus der Gesellschaft auszusteigen, sondern vielmehr um sich für sie „fit“ zu machen und zu halten. Die Trends auf dem legalisierten Markt der Medikamente verdeutlichen diese aktuelle Entwicklung. Eine Gesellschaft, die z.B. „schulische Leistungsschwäche“ wie eine Krankheit behandelt, sollte es nicht wundern, dass immer mehr Kinder und Jugendliche selbst zu leistungssteigernden Stimulanzien greifen (vgl. Thönneßen 2000, 104).

Wenn sogar zentrale Bereiche des Alltags Muster süchtigen Verhaltens aufweisen, dann stellt sich die Frage, ob nicht gerade die grundlegenden kulturellen Konventionen der modernen Konsumgesellschaft einer inhärenten Suchtlogik folgen und das gängige Schema von Normalität und Abweichung in Bezug auf *Sucht* damit auf den Kopf gestellt wird (vgl. Wolffersdorff 2002, 34). In der *Suchtgesellschaft* gilt daher nicht die *Sucht* als pathologisch, sondern die Unvereinbarkeit bestimmter Süchte mit der herrschenden allgemeinen *Sucht*. Der Verzicht auf emanzipatorische Ziele hat die soziale Dialektik von Ich und Du, von Subjekt und Objekt, von Mensch und Welt verloren gehen lassen. Mit dem Verlassen des letzten Referenzsystems, der Geschichte, steht in der Postmoderne letztlich das Sein und Werden des Menschen als soziales Wesen auf dem Spiel, da der Mensch in der *Sucht* seiner Urheberschaft über die von ihm gestaltete Welt enthoben wird (vgl. Niebling 1997, 218).

Die Ohnmacht aller Suchttherapeutik liegt darin begründet, dass sie eine bestimmte *Sucht* nicht heilen, sondern gesellschaftlich funktional machen soll, ohne dies in aller Regel selbst zu erkennen. „Wenn also die Heilberufe unter dem Deckmantel von Gesundheit die Anpassung an die funktionale Sucht pädagogisch zustande bringen wollen, dann verkaufen sie die herrschende Krankheit in der Manier von Versicherungsvertretern“ (ebd., 193). Die Schulmedizin und die Psychotherapie sind dem Tabu der Gesellschaft, dass *Sucht* strukturell in ihr verankert ist, verpflichtet und insofern ist die *Sucht* im sozialen Kontext nicht heilbar (vgl. Kleber 1993, 131). Auch die Esssüchte von Frauen sind nicht als eine Form des Protestes oder gar des Widerstandes zu verstehen, sondern als eine Form der Anpassung und damit der Aufrechterhaltung bestehender Verhältnisse, in denen Konflikte diametral entgegengesetzter Anforderungen in weiblichen Lebenszusammenhängen durch die Strategie der *Sucht* gelöst werden (vgl. Beyer 2000, 193). Über ihre Legitimationsgewalten, die die nicht funktionalen Süchte illegalisieren und die funktionalen prämiieren, gelingt es der Gesellschaft, die noch bestehende Ordnung aufrecht zu erhalten (vgl. Niebling 1997, 111).

Sucht äußert sich somit als Reaktion darauf, dass Rationalität bis in die letzte Pore des Lebens eindringt und damit keinen Raum mehr für das Individuum lässt, das nun seinerseits gezwungen ist, rational vorzugehen, um sich aus den mit der Rationalität verbundenen Zwängen zu befreien. Der „äußere“ Zwang wird durch einen „inneren“ abgelöst. So wird am Beispiel der *Sucht* nur deutlich, „dass die zeitgemäße Krankheit gerade im Normalen besteht“ (ebd., 220). In den aufgezeigten gesellschaftlichen und damit verbundenen psychischen Prozessen sind die Grundlagen für latente Suchthaltungen gelegt, die in unserer Gesellschaft als universell angesehen werden können (vgl. Klein 1993, 172). „Die Frage, ob ein Mensch süchtig wird, weicht allmählich der Frage, ob er sich dieser oder jener Sucht ausliefert“ (Scheerer 2000 (a), 53).

2. Sport im Wandel: Inszenierung einer Lebensform

Sporttreiben ist keine Alternative zur gesellschaftlichen Realität, wie er als „schönste Nebensache der Welt“ versprechen möchte, sondern nutzt den jeweiligen aktuellen Entwicklungsstand materieller gesellschaftlicher Realität (vgl. Gerich/Lüddecke/Pickener/Schulke 1981, 180). Damit spielt der Sport die Schwierigkeiten

einer Gesellschaft symbolisch vor und macht so die Tiefenprobleme unserer Kultur sinnlich erfahrbar und für alle Betroffenen erkennbar (vgl. Gebauer 2002, 193).

Sport stabilisiert Gesellschaft

Im Kern geht es beim modernen Sport um den Wettkampf. Der Aufbruch des Sports in das Zeitalter der Moderne ist durch die 1. Olympischen Spiele der Neuzeit gekennzeichnet, die 1896 in Athen stattgefunden haben. Die pädagogische Idee des modernen Sports in der „Olympischen Erziehung“ sieht im Sport ein Mittel zur Erziehung zu Frieden, Fairness und Völkerverständigung. Damit übernimmt der Sport zwei Charakteristika der modernen Welt, nämlich Internationalität und Demokratie.

Diese ehrenhaften Ideen werden in Deutschland von der „politischen Leibeserziehung“ im Nationalsozialismus ab 1933 durchbrochen. Die Leibeserziehung erfolgt nun unter der Kontrolle des Staates mit dem Ziel der „Wehrfähigkeit“, das junge Menschen als form- und manipulierbares Körpermaterial vorsieht. Mit der „Gleichschaltung“ der Vereine und Verbände werden dem Sport seine Grundlagen entzogen, die auf Freiwilligkeit, Eigeninitiative und demokratischer Ordnung basieren.

Der spezifische Beitrag der Leibesübungen zur Gesundheit und zur Bildung aller körperlichen Kräfte werden in der *frühen Moderne* als Beitrag zur Vervollkommnung des Menschen interpretiert. Darüber wird versucht, den Zugang eines jeden Mitglieds der Gesellschaft zum Sportsystem für notwendig zu erklären. Eine so verstandene Körperbildung lässt sich in die gesamtgesellschaftlichen Absichten einordnen, nach denen nur ein gesunder und in all seinen körperlichen Kräften ausgebildeter Mensch der Gesellschaft voll zum Zwecke der Schaffung einer neuen, besseren Welt dienen kann. Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft neigt im Sport dieser Zeit, entsprechend der Zuweisung von Identität, eindeutig dazu, geltende Normen zu untermauern und insgesamt die geltende Ordnung zu Ungunsten individueller Bedürfnisse aufrecht zu erhalten.

Sport stabilisiert Identitätsentwicklung

Die beherrschende Idee des Sports in der *organisierten Moderne* betont seinen autonomen Charakter ohne Einflüsse aus Politik und Wirtschaft und hat bis in die 1980er Jahre Bestand. Der Sport wird wieder demokratisch begründet, aber unter neuen Vorzeichen: Mit der Besinnung auf humanistische Bildungsideale rückt das Individuum in den Mittelpunkt der pädagogischen Legitimation.

Das Besondere des Sports erwächst aus seiner Beiläufigkeit, aus seiner Ausblendung der Alltagswirklichkeit, aber zugleich auch aus der Übernahme alltagswirksamer Elemente wie Wettbewerb, Leistung und Konkurrenz. Das Erlebnis des Spiels und die Bewertung des Erlebnisses sind nicht trennbar. Der Sport hat seinen Sinn in sich selbst und ist nicht verbunden mit außersportlichem Erleben.

Die im Allgemeinen vorherrschende Auffassung von Sport drückt sich in einem traditionellen Sportkonzept aus. In diesem „sportlichen Sport“ gibt es eindeutig definierte Leistungsziele, die durch ein diszipliniertes Training zu verwirklichen sind. Eindeutige Regelwerke organisieren den traditionellen Sportartenkanon als Wettkampf. Der Sportverein ist ein Ort, an dem man sich bemüht, systematisch Lernprozesse zu organisieren, von denen handlungsbestimmende und sozialisierende Wirkungen ausgehen sollen.

Der „sportliche Sport“ zeichnet sich durch eine spezifische, einheitliche Struktur aus, deren Werte wie Fleiß, Bedürfnisaufschub, Fairness, Kameradschaft und die Achtung der Unverletzlichkeit der Person unauflösbar miteinander verbunden sind. Daraus leitet sich eine einheitliche Sportlerrolle ab, die sich in bestimmten Charaktereigenschaften und in einem bestimmten Lebensstil den Werten des Sports verpflichtet fühlt und damit eine Art „Gegenbild“ zu den Nutzern psychoaktiver Substanzen erzeugt. Der Sportler gilt als Vorbild, in der Erfüllung der in ihn gesetzten Erwartungen seine Ich-Identität zu finden.

Dass die Mechanismen der Identitätsentwicklung der organisierten Moderne bis heute wirksam sind und darauf Einfluss nehmen, welche Erwartungen von dem Konstrukt „Identität“ gehegt werden, lässt sich an aktuellen, zentralen Motiven der Lust an sportlicher Bewegung ablesen, wie die Selbstbestätigung durch die Beherrschung des eigenen Körpers und die Bestätigung von außen durch Identifikationsfiguren. Sport stabilisiert den psychosozialen Entwicklungsprozess von Individuen insofern, als dass er dazu beiträgt, sich und den eigenen Körper als leistungsfähig zu erfahren. Im Sportkontext wird der Umgang mit Leistungssituationen geübt und gelernt.

In Bezug auf den produktivistischen Leistungssport lässt sich „die“ Modernisierung am ehesten gleichsetzen mit der Rationalisierung und Technisierung des Trainings, dessen Grad an der Steigerung der Sportresultate gemessen wird. Jeder Sportrekord markiert nicht nur einen bestimmten, einmal erreichten Leistungsstand, sondern formuliert gleichzeitig die Aufforderung nach Überbietung und treibt so durch den Siegescode des Sportsystems, der eine scharfe Verknappung des sportlich positiv Bewerteten etabliert, das Handeln der Athleten in eine unendliche Schleife hinein. Mit dem Ausdruck „Leistungsspirale“ wird das typische Merkmal des Leistungssports beschrieben, bei dem für den Erhalt einer bestimmten Leistung oder einer Position ein immer größerer Trainingsaufwand betrieben werden muss.

Daher ist insbesondere spitzensportliches Handeln von anderen Arten des In-der-Welt-Seins abgegrenzt: Weil nur noch Sieg oder Niederlage zählen, erscheint *Doping* als logische Konsequenz einer sich immer weiter überdrehenden Spirale. Eine Diskussion von Doping gibt es aber nur, solange es eine Vision vom „sauberen Sport“ gibt. Der „saubere Sport“ stellt die ideelle „Verdichtung“ der einheitlichen Wertestruktur des „sportlichen Sports“ dar, der sich die Sportler zu verpflichten haben.

Der „Kampf gegen Doping“ weist Parallelen zum „Kampf gegen Drogen“ auf. In beiden Fällen wird davon ausgegangen, dass die durch das „abweichende Verhalten“ erreichten (sozial akzeptierten) Ziele auch mit sozial akzeptierten Mitteln und Wegen erreicht werden können.

Sport kompensiert Verlusterfahrungen

Der Sport in der *reflexiven Moderne* ist geprägt von einem „Wertewandel“, der dadurch gekennzeichnet ist, dass sich die ehemals einheitliche Wertestruktur des Sports mit neuen Werten vermischt. Durch die „soziale Öffnung“ des Breitensports, die in die Wachstumsbemühungen des organisierten Sports eingebettet ist, bekommen neue Bevölkerungsgruppen Zugang zum Sport, ohne sich aber einem bestimmten Sportlerethos verpflichtet zu fühlen. Dabei ist wesentlich, dass der Anteil jener Gruppen, die bisher im Sport unterrepräsentiert waren, überproportional zugenommen hat: Frauen, Kinder und ältere Menschen. Dadurch kommt es

zu einer Heterogenität sportbezogener Motive. Zudem findet Sport nicht nur mehr auf genormten Sportstätten statt, sondern zu allen Zeiten, an jedem Ort und auch außerhalb des Sportvereins.

Der Sport verliert also seine innere Einheitlichkeit, was unter den Traditionalisten als „nicht-sportlicher Sport“ beklagt wird, er wird unübersichtlich, ambivalent und widersprüchlich in seinen Werte- und Handlungsorientierungen. Auf der einen Seite spiegeln sich ausgeprägte Wünsche nach Individualität und Selbstbestimmung wider. Auf der anderen Seite nimmt die Bereitschaft, vorgeplante und fest organisierte Sportangebote mit intensiver Anleitung, Ausbildung und Animation wahrzunehmen, ebenfalls zu. In diesen Widersprüchen des „nicht-sportlichen Sports“ kommt es zu einer Auffächerung der Sportmotive. Zwei scheinbar widersprüchliche Motivbündel treffen im Sport zusammen: gegenwartsbezogenes Erleben, die Suche nach Spaß und Wohlbefinden paart sich mit einer Instrumentalisierung des Sports in der Suche nach Gesundheit, körperlicher Fitness und einem Ausgleich beruflicher Belastung.

Es scheint daher heute so zu sein, dass über die neuen Wertestrukturen das Sportsystem seine einstmals eher einheitliche Struktur verloren hat und sich über einen Prozess der Wertedifferenzierung eigenständige Sportmodelle entwickelt haben. Während immer mehr Menschen nach Sport verlangen und sich das Sportsystem dementsprechend ausdifferenziert, lösen sich viele Funktionen, die der Sport nun erfüllen soll, vom traditionellen Kern des alten, homogenen Sportsystems ab. Diese Funktionen gewinnen ihren Ausdruck in eigenen Sport-Modellen, die nahezu eigene Wertestrukturen entwickelt haben.

Individuelle Sinnzuschreibungen werden nicht mehr nur allein vom Sport oder von einer Sportart als solcher bestimmt, sondern sind auch von Voraussetzungen kultureller, sozialer und sportspezifischer Art abhängig. Zum anderen können individuelle Sinndeutungen des Sports nicht nur die allgemeinen Sinndeutungen beeinflussen, sondern diese stützen sich in der Regel auf individuelle Sinnmuster. Dem Individualisierungsbedürfnis vieler Menschen bietet die vielfältiger gewordene Sportkultur offensichtlich viel mehr Möglichkeiten als zuvor, auch im Sport so zu sein, wie möglichst kein anderer ist. Die Individuen nehmen ihr eigenes Ich wichtig und dafür Argumente zu finden, bedeutet darüber hinaus, dass Kriterien zur Abwehr der Ansprüche von Institutionen und überindividuellen Moralvorstellungen existieren.

Die These von der Individualisierung wird von der aktuellen Sportlandschaft auch empirisch bestätigt, da sich das gemeinsame Sporttreiben sowie die damit verbundenen Formen der Geselligkeit insofern verändert haben, dass die Menschen verstärkt zwischen den Sportformen und damit zwischen den Gruppen hin und her wechseln. Typisch für den Sport der 1980er und 1990er Jahre ist, dass sich immer mehr Sportler immer weniger durch die Vorgaben der traditionellen Sportarten fesseln lassen.

Die Ausbreitung und Differenzierung des Sports akzentuiert viele Erwartungen, worin ein handfester Nutzen des Sports liegen könnte. Wenn dann im Zuge wachsender Individualisierung neue Ziele im Sport in den Vordergrund treten, beinhaltet das so begründete Sportverhalten die Gefahr, dass der Körper nicht mehr als integrativer Teil der Person verstanden, sondern instrumentalisiert wird. Die Ideologie des Sports spricht dem übenden Individuum ausdrücklich die Verfügungsgewalt über seinen Körper zu. Aus diesem Recht leitet sie auch die Verpflichtung ab, den eigenen Körper zu pflegen und zu verbessern, und mit der Kultivierung seiner physischen Fähigkeiten bringt das Individuum seine Persönlichkeit zum Gedeihen. Diese Erzie-

hungsphilosophie des Sports bildet den Körper in ein lebendiges Besitztum um und macht ihn in dieser Form allgemeinen Bewertungskategorien und damit öffentlicher Vergleichbarkeit zugänglich.

Weil der Körper im Sport zur Leistungspräsentation sowie als Darstellungsobjekt des „wohlgeformten Körpers“ eingesetzt wird, hängt Sportinteresse unmittelbar von solchen Körpervorstellungen ab, die eine „sportliche“ Figur als attraktiv ansehen. Als *Anorexia Athletica* bezeichnet man in diesem Zusammenhang den Zustand im Übergang vom exzessiven Sporttreiben zur Magersucht (*Anorexia Nervosa*). Das ursprüngliche Ziel der Leistungssteigerung kann in den Hintergrund gedrängt werden, weil durch das exzessive Sporttreiben der Appetit unterdrückt wird und die positive Bedeutung der Nahrung verloren geht. Gefördert durch allgemeine und sportimmanente soziale Erwartungen und konkreten Druck kann bei den leistungsorientierten Sportlerinnen das Streben nach geringerem Gewicht bzw. Schlankheit zunehmend an Bedeutung gewinnen. Auf der anderen Seite kann exzessives Sporttreiben von Patientinnen mit Magersucht benutzt bzw. mit dem Ziel „missbraucht“ werden, das Körpergewicht weiter zu reduzieren. Die „Schönheitsläuferin“ benutzt den Sport als eine Möglichkeit der Gewichtsreduktion und ist nicht primär an der Leistungsverbesserung interessiert. Mädchen, die bereits vor dem Laufen magersüchtige Neigungen entwickelt haben, beginnen mit dem Sport, weil dort Schlankheit als lobenswert angesehen wird.

Durch die Auflösung einer einheitlichen Sportlerrolle wird auch der „Immunsierungseffekt“ des Sports gegenüber Drogen entgültig als Mythos entlarvt. Die Zugehörigkeit zu einem Sportverein vermag die Gruppen hinsichtlich des Konsums legaler und illegaler Drogen nicht zu differenzieren. Jugendliche im Sportverein konsumieren sogar potentiell häufiger Alkohol als nicht-vereinsgebundene Jugendliche. Besonders hoch ist der Alkohol- und Nikotinkonsum bei Mannschaftssportarten mit spaßbezogenem Sportmotiv und eher „männlicher“ Prägung. Hinsichtlich des gesundheitlichen Risikoverhaltens unterscheiden sich Sportvereinsjugendliche von den gleichaltrigen Nicht-Mitgliedern nur in einem Punkt: Sie geben signifikant seltener an, zu rauchen. Daher scheint es plausibel, dass Sportler auf Nikotin primär aus Gründen der Wahrung ihrer Ausdauerleistungsfähigkeit verzichten und dann auch zu härteren oder unerlaubten Mitteln greifen, wenn damit keine Beeinträchtigung ihrer sportlichen Leistungen assoziieren.

Die soziale Integration durch den Sportverein kann also sowohl funktional als auch dysfunktional verlaufen. Das Sportvereinsmilieu kann für Heranwachsende die Funktion einer protektiven Ressource übernehmen und vor süchtigen Verhaltensweisen schützen. Ebenso kann es aber auch zur Entwicklung von Problemverhalten beitragen. Eine nachhaltige präventive Wirkung des Sportvereins gegen *Sucht* und Drogen kann auf jeden Fall nicht aufgezeigt werden.

Sport konstruiert Identitätserfahrungen

Sport ist in der *Postmoderne* Teil der Identitätsarbeit von Menschen, denn der Körper rückt als quasi letzte Instanz der Gewissheit ins Zentrum nachhaltiger Aufmerksamkeit und Auseinandersetzung. Über ihn sollen Erlebnisqualitäten realisiert und ein Stück scheinbar noch verfügbare und kontrollierbare Wirklichkeit moduliert werden. Die Entdeckung und Nutzung des Körpers bestätigt die These der ausschlaggebenden Bedeutung veränderter Identitätssuche.

Durch das „individualisierende Nadelöhr“ diverser Sportarten und Körpertechniken wollen die Menschen nicht nur subjektive Gewissheiten erarbeiten, sondern das eigene Ich aus der unendlichen Spirale von Selbstzweifel und Selbstvergewisserung herausholen. Überstandene Situationen der Selbstüberwindung in Training und Wettkampf geraten zu Anlässen, mit denen der Mensch im Meer der unendlichen Möglichkeiten und Kontingenzen seine Individualität und Identität erarbeitet und Fluchtpunkte der Selbstvergewisserung ansteuert. Angesichts zunehmender Ungewissheiten und Orientierungsprobleme „draußen“ ist der Körper daher der Ausgangspunkt für den „Weg nach innen“ und verlässliches Medium der Ich-Suche und Selbsterfahrung.

Der Sport stellt sich so als geeignetes Experimentierfeld dar, um Körperlichkeit zu erfahren und erleben zu können. Die Rückbesinnung auf die Gegenwärtigkeit des Körpers kann ihn zum gesellschaftlich akzeptierten Fluchtpunkt für Sinngebungsprozesse machen, die für Menschen aller Altersstufen gültig sind und desto intensiver ausfallen, je intakter, leistungsfähiger und anpassungsfähiger der Körper ist.

Mit „Fitness“ durchzieht unerkannt eine Kategorie unseren Alltag, die zum Schlüssel für das Selbstverständnis der Individuen geworden ist. Mit dem Begriff „Fitness“ wird nicht nur der Zustand des „Sportlich-leistungsfähig-Seins“ umschrieben, sondern er steht darüber hinaus auch für Leistungsfähigkeit und Erfolg in allen körperlichen, psychischen, beruflichen und sozialen Belangen. Fitness charakterisiert damit die moderne Variante von „Glück“, und zwar ein aktiv erarbeitetes Glück und muss vor allem als neue Form der Identitätssuche und Identitätsbestimmung verstanden werden. Unverkennbar sind dabei aber auch die neuen Zwänge zur Präsentation des „richtigen Körpers“. Fitness muss individuell „geleistet“ werden. Mit dem Bemühen um Fitness investiert man in die eigene Existenz und begründet sich selbst. Wer ruht, gilt als faul.

Die Hinwendung zum eigenen Körper gerät zu einem demonstrativen Akt der eigenen Selbstgenügsamkeit. Im Narzissmus konstituiert sich so ein ursprüngliches, aber nicht dauerndes Verhältnis des Menschen zu seinem eigenen Körper. Auch dass sportungeübte und sportunvertraute Bevölkerungsgruppen für den Sport gewonnen werden, bestätigt die These der Beitragskraft des Sports für die Identitätsbehauptung und Selbstvergewisserung. Besonders der kommerzielle Sport lebt von seiner Fähigkeit, das Ich zu umschmeicheln, von einer Politik des Eingehens auf neue Strukturen des Narzissmus. Es ist eine Rücksichtnahme auf das „Um-sich-selbst-Besorgtseins“ des Menschen. Der Narzissmus hält das Bild einer Einheit wach, die an die Stelle der unerträglichen Erfahrung einer Zerstückelung tritt. Diese Identitätskrise kann unter Umständen ein quasi chronisches Lebensproblem werden und gibt dem Sport hier die Funktion einer momentanen Überwindung. Es handelt sich dabei um „eine Identitätserfahrung ohne Selbsterkenntnis“. Wer auf diese Weise seine Abhängigkeit von anderen leugnet, muss dem kompensatorischen Selbstkonzept Tribut zollen, indem man Anpassungserscheinungen gegenüber der idealen Einstufung vornimmt und enorme Kraftanstrengungen darauf verwendet, nach Zeugen zu suchen, die die phantasierte Grandiosität bestätigen. So führen alle Versuche, der Abhängigkeit von anderen zu entkommen, umso tiefer in sie hinein.

Der Sport wird nur deshalb für so gut und gesundheitsfördernd gehalten, weil in ihm gelingt, unseren Körper bis zur Schmerzgrenze zu bearbeiten, was vor allem der Psyche gut tut. Man läuft und läuft, um zu zeigen, das man fähig ist, an seine Grenzen zu gehen. Dabei geht es offenbar immer um Grenzen des Erfahr-

baren, um die Vergewisserung der eigenen Lebendigkeit und Unverwechselbarkeit, um einen neuen Absatzmarkt des Ich und seiner Darstellung. So wird nun auch im Freizeitsport nicht so sehr um „den Sieg an sich“ gerungen, sondern um den „Sieg über sich“, bei dem man sich die persönliche (Best-)Leistung zweifelsfrei selbst zuschreiben kann.

Da wir im Alltag aber nur selten das Gefühl haben, dass unser Handeln ganz unserer Kontrolle unterliegt, besteht eine der angenehmsten Begleiterscheinungen des Sports darin, dass er uns überwiegend vor dem Chaos des Alltags schützt. Im Sport können wir uns ganz auf eine Tätigkeit konzentrieren, die weitgehend unserer Kontrolle unterliegt. Die Möglichkeiten dessen, was passieren kann, sind beschränkt. Wenn es dann zu dem *flow*-Erlebnis kommt, in dem alles zusammenzupassen scheint, kann dies so viel Freude bereiten, dass man davon abhängig wird. Dieses Gefühl kann dann zum Maßstab dafür werden, wie unser Leben immer sein sollte. Flow befreit den Menschen von Unsicherheit und Selbstzweifeln, weil einfach nicht genug Aufmerksamkeit übrig bleibt, um sich um all die Dinge zu sorgen, die uns im Alltag oft keine Ruhe lassen.

In den selbstgewählten Angstsituationen der Fun- und Extremsportarten geht es fast immer darum, das Risiko in den Griff zu bekommen. Wagnissituationen im Sport werden nur dann aufgesucht, wenn die Ereignisse und Handlungsanforderungen kontrollierbar scheinen und wenn Momente der Angst und Bedrohung als stimulierend und lustvoll eingeschätzt und erlebt werden. Im Extrem- und Risikosport geht es daher um eine „Grenzsuche“, in deren Verlauf sowohl die eigene Leistungsgrenze als auch die Risikogrenze ausgetestet werden. Bedeutsame Anreize ergeben sich hier aus Kontrollerfahrungen und Erfahrungen der Selbstwirksamkeit. Der eigene Körper wird dabei zur ultimativen Lustquelle und zum Austragungsort individueller Einzigartigkeit.

Die für Extrem- und Risikosportarten typische Intention, in extremen und riskanten Aktionen nicht alltägliche Erlebnisse zu suchen, wird aber nicht endgültig aufgehoben, wenn die Erfahrung außergewöhnlicher Erlebnisse und erlebnisintensiver Augenblicke gemacht worden ist. Es entsteht vielmehr ein starkes Bedürfnis, Situationen immer wieder aufzusuchen, die als besonders lustvoll und anregend erfahren werden, da es beim Erlebnisbedürfnis keinen Sättigungsgrad gibt. Kommt es wiederholt zu der positiven Erfahrung, Risikosituationen durch eigene Fähigkeiten kontrolliert zu haben, kann dies dann auch zur Steigerung des Risikowunsches führen. Auf ihrer ständigen Suche nach neuen Zielen wird Extrem- und Risikosportlern das ursprünglich Außergewöhnliche zum Normalen, das nicht mehr genügt und nach einer Dosissteigerung verlangt, um das Gefühl von einer außergewöhnlichen Aktivität aufrecht erhalten zu können.

Angesichts konkurrierender Angebote wird zunehmend für die Sportangebote in Form von Erlebnisversprechungen geworben. Die Suche nach einem Erlebnis ist die Suche nach dem aus dem Kontinuum menschlicher Existenz herauspringenden Ereignis, das aber erst durch die Verarbeitung zum Erlebnis wird und deshalb auch vom Subjekt „gemacht“ wird. Das Erlebnis wird in „Events“ durch das Zusammenfügen verschiedener Erlebniselemente im Freizeitsport nach ästhetischen Gesichtspunkten vor den „Kulissen des Glücks“ inszeniert. Bei einem Event geht es daher um die Rationalisierung von Erlebnissen zwecks Intensität: Das Erlebnis wird mehr gesucht als gefunden, eher gefordert als das Nebenprodukt einer Hingabe zu sein; der Augenblick ist nicht mehr geschenkt, sondern erzwungen. Sport wird so rationalisiert, um das zu erleben, was man sich zu erleben erhofft. Parallel zur *Sucht* liegt das Integrative des inszenierten (Erlebnis-

)Sports darin, dass er zur Reproduktion des gesellschaftlichen Ganzen beiträgt, indem er wunschbestimmte Erlebniswelten bereitstellt, innerhalb derer Affekte der Auflehnung gegen die soziale Alltagspraxis zugleich angesprochen und gebannt werden können. Das Ungewöhnliche geschieht, damit das Gewöhnliche bleiben kann, wie es ist.

Sportler geraten in allen Funktionsmodellen des Sports in einen „Sog“, jedes Jahr das vorangegangene im Hinblick auf Leistungsgrenzen oder Erlebnisintensität ungeschehen zu machen. Jedes Jahr werden die Ziele neu gesteckt, zuerst höher, später dann niedriger. Aber ohne einem Ziel hinterherzueilen, ohne Suche geht es nicht. Die Furcht, durch das Aufhören ein abschließendes Urteil über den eigenen Wert zu eröffnen, sitzt den Sportlern im Nacken. Es zeigt sich, dass der Wunsch, seine Existenz in dieser Welt zu rechtfertigen, ein endloser, siegloser Kampf gegen die eigenen Grenzen ist. Nur solange sie nicht mit dem Sport aufhören, können Sportler den Glauben an ihre eigene Selbstverwirklichung aufrechterhalten. Die letzte Referenzgröße, an der sich der Einzelne messen lassen muss, ist schließlich er selbst.

Wie Sport in das Konzept der Sucht Einzug hält

Im Gegensatz zu vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen konnte der Sport lange Zeit an traditionellen Werten festhalten und sich dabei gegen eine vorschnelle Modernisierung erfolgreich wehren. Die Entwicklung des Sports findet also im Vergleich zur allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung mit einer zeitlichen Verzögerung statt (vgl. hierzu auch die Funktionen des Sports in der Prävention in: 3. „Prävention im Wandel“).

Insbesondere im Sport zeigt sich, dass die Mechanismen der Identitätsentwicklung der organisierten Moderne bis heute wirksam sind und darauf Einfluss nehmen, welche Erwartungen an das Konstrukt „Identität“ gehegt werden. Dies macht auch deutlich, dass die Modernisierungsschübe nur aufeinander aufbauend denkbar sind und ihre Reihenfolge nicht umkehrbar ist.

Solange der Sport den Liebhabern vorbehalten geblieben ist, die ihn aus reinem Vergnügen betrieben haben, ist er für die Insider eine höchst lustvolle Tätigkeit gewesen, zeitlich nach der Arbeit in einer Gemeinschaft der Gleichgesinnten, die sich hier ihr Leben verschönern haben. Aber Sport ist wichtig geworden und keine Nebensache mehr. Ihm wird Können und Virtuosität, Willen und Verbissenheit abverlangt (vgl. Gebauer. 2002, 57). Nach *Gebauers* (1988 (b), 209/210) Einschätzung befindet sich der zeitgenössische Sport mit der Aufgabe, dem Genussbegehren und der Verlustangst einen Halt zu geben und beide im Streben nach Gesundheit und körperlicher Fitness zu beruhigen, am Nullpunkt der Gemeinschaft. Das eigene Ich ist zum größten aller Gegner geworden und sitzt im Mittelpunkt unseres Denkens und bezweifelt alles. Nur vor ihm müssen wir uns noch rechtfertigen, seine Zweifel müssen dadurch erstickt werden, dass wir es in Bewegung halten. Das Begehren ist das wichtigste Mittel gegen seine Zweifel. Wenn das Ich selbst das Denken in Frage stellen kann, kann es nur noch die Jagd nach sich selbst nicht mehr bezweifeln.

Zusammenfassend lässt sich der Wandel des Sports in dieser Tendenz beschreiben: Während früher (vor unbestimmt genauer Zeit) Sport eher dazu beitrug, einen aus der Zeit zu „katapultieren“ hinein in eine „Eigenzeit“, so trägt Sport heute dazu bei, teilzuhaben an „vergesellschafteter Zeit“, nicht hinten herunterzu-

fallen, ohne den neuesten Trend wenigstens mitbekommen zu haben, und jederzeit sich anpassungsfähig, gleichsam sich anschiegend an die jeweils stärkere Strömung zu halten. „Innenwelt“ wird hier äußerlich „beackert“. Und dazu werden zunehmend funktionale Beziehungsstrukturen im Sport aufgesucht, die sich auf der anthropologischen Ebene als Suchtprozesse darstellen lassen.

3. Prävention im Wandel: Interpretationsformen der Sucht

Prävention ist nichts weiter als der gesellschaftlich-kompensatorische Blick auf einen Ausschnitt der Realität, der als problematisch wahrgenommen wird. Insofern wird *Sucht* gesellschaftlich funktionalisiert, um damit „Gegenmaßnahmen“ zu legitimieren. Prävention ist daher nur die den jeweiligen Funktionen der *Sucht* entsprechende *Interpretation der Sucht*. Die *Präventionstypen* richten sich dementsprechend aus. Daher hat Prävention auch nie verhindern können, was sie zu verhindern vorgibt, sondern „funktioniert“ ihrerseits im Dienste der *Sucht*, indem sie die Suchtformen auf die jeweils nächste Stufe der *Sucht* führt. Prävention ist insofern ein Versuch, einen Umgang mit Verhaltensweisen zu finden, die sich gesellschaftlich nicht „einlösen“ lassen.

Drogenprävention

Nach dem medizinischen Modell der Sucht als *Geisteskrankheit* in der *frühen Moderne* kann man nicht von Präventionsbemühungen im heutigen Sinne sprechen. Geisteskranke bzw. Devianz werden „therapiert“, worunter eine moralische Behandlung zu verstehen ist, die vom Geisteskranken Selbstbeherrschung abverlangt. So wird der Süchtige zwar zum Mahnmal aller potentiellen Verfehlungen der Trieb-, Gefühls- und Wertewelt, aber man vermag noch keine Erklärungen heranziehen, wie dies zu verhindern sei.

Erst mit Beginn der *Drogenprävention* in der *organisierten Moderne* wird die *Sucht* vergesellschaftet. Vergesellschaftung heißt, *Sucht* wird als zum Menschen und seinem gesellschaftlichen Leben zugehörig erachtet und ihr wird damit ein Anteil an der gesamtgesellschaftlichen Praxis eingeräumt. Drogenprävention sondert *Sucht* zwar nicht mehr als Geisteskrankheit aus, beschreibt sie aber noch als *Abweichung*. *Sucht* wird damit zum *individuellen Problem*.

Die Drogenprävention der organisierten Moderne hat sich, fest im dem Glauben, das Drogenproblem „in den Griff zu bekommen“, gezielt dem „Kampf gegen Drogen“ verschrieben. Dieser Kampf richtet sich vor allem gegen *illegale Drogen*. Als Strategie setzt die Drogenprävention auf *Abschreckung*. Potentielle und praktizierende Konsumenten sollen durch „Stoffkunde“, die über gesundheitliche Risiken aufklären will und auch die Aufklärung über Gefahren sozialer Isolation bei Drogengebrauch mit einschließt, und durch Androhungen von Sanktionen von dem Gebrauch illegaler Substanzen abgeschreckt werden. Diese gefahrenbetonenden Botschaften richten sich generell gegen jeden Konsum illegaler Drogen sowie gegen den Missbrauch legaler Drogen und gegen die damit verbundenen abweichenden Lebenshaltungen und Lebensweisen. Die Verteufelung der Konsumenten wird dabei billigend in Kauf genommen.

In der Drogenprävention konzentriert man sich dementsprechend auf die Gefahren, die im „Stoff“ zu finden sind und die über den Weg der Einnahme und die darüber veränderte Realitätswahrnehmung Einzelner oder Gruppen von Individuen den „Wahrheitsgehalt“ objektiver Wirklichkeitsauffassungen entwerten und somit die gesellschaftliche Stabilität gefährden. Es handelt sich dabei um eine besondere Variante der sozialen Kontrolle individueller und kollektiver Verhaltensweisen und Lebensstile.

Die Drogenprävention ist also bemüht, süchtiges Verhalten als ein Bild vom „falschen Leben“ zu zeichnen. Der Sport passt insofern in dieses Konzept, als dass er mit seinen einheitlichen Wertestrukturen, die auch noch weit über die organisierte Moderne hinausreichen, ein *Gegenbild* vom „richtigen Leben“ vermittelt. Inhaltlich wird hierzu auf eine einheitliche Sportlerrolle verwiesen, durch die sich die Sportler den Werten des Sports verpflichtet fühlen und die „Abweichungen“ nicht zulässt. Wie rigoros Verstöße gegen die verpflichtende Werteeinheit gehandhabt werden, lässt sich am Umgang mit „Dopingsündern“ ablesen. Wenn also die Sportverbände mit Slogans wie *Keine Macht den Drogen* für sich werben, dann tun sie dies, weil nach ihrer Auffassung der Sport imstande sei, gegen Suchtgefahren zu immunisieren.

Suchtprävention

Da alle wissenschaftlichen Erkenntnisse darauf hindeuten, dass nicht – wie noch in der organisierten Moderne angenommen wird – die Drogen an sich das Problem sind, sondern die Bedingungen des gesellschaftlichen Umgangs damit, zeichnet sich mit dem Übergang von der Drogenprävention zur *Suchtprävention* in der *reflexiven Moderne* ein Paradigmenwechsel ab. Die Erweiterung des Suchtbegriffs auf den Bereich der nicht-stofflichen Drogen und das Bemühen, Suchtverhalten zu verstehen, bedeuten eine Kritik an der ideologisch geprägten Drogenprävention. Es wird nun verstärkt nach den Funktionen der Suchtmittel gefragt.

Der Suchtprävention geht es darum, jene personalen und sozialen Kompetenzen zu stärken, die zu einer gelingenden Bearbeitung von Entwicklungsaufgaben erforderlich sind, wobei der Umgang mit Rauschmitteln als eigenständige Entwicklungsaufgabe besondere Berücksichtigung findet (die Prävention von Esssüchten bezieht sich vor allem auf geschlechtsdifferenzierende Aspekte). In ihrer konzeptionellen Orientierung an den Entwicklungsaufgaben ist die Suchtprävention methodisch experimentierend und versucht Alternativen zu Risikoverhalten anzubieten und zu fördern. Unter *Risikokompetenzen* versteht man den Erwerb von Erfahrungen und Entwicklung von Entscheidungs- und Handlungskompetenzen im Umgang mit gesundheitsbezogenen Risikoverhaltensweisen bzw. Risikosituationen. Die Aufklärung über Substanzen ist eingebunden in ein „funktionales Verständnis“ von Risikoverhalten.

Die Suchtprävention kommt somit in die paradoxe Situation, Probleme bearbeiten zu wollen, die sich daraus ergeben, dass im Phänomen der *Sucht* dem Individuum die Reflexion seiner Einheit aufgegeben ist. Dabei geht es um Probleme, die sich aus der modernen Gesellschaft für den Einzelnen ergeben, was wiederum ausschließt, dass die Gesellschaft zugleich auch die Lösung dieser Probleme vorgibt. Mit der Identifikation der *Sucht* als „*psychosoziale Krankheit*“, die als Reaktion des Menschen auf das Aufbrechen der gesellschaftlichen Kontinuität entsteht, wird sie zu einem *sozialen Problem*. Gesamtgesellschaftliche Strukturen rücken nun ins Blickfeld.

Mit ihrem Anspruch, die hinter den süchtigen Verhaltensweisen stehenden Probleme und damit die Ursachen zu verstehen und zu bearbeiten, tendiert die Suchtprävention dann dazu, immer mehr Themen und Probleme als „pädagogische Herausforderung“ zu definieren und an pädagogische Instanzen zu delegieren („Pädagogisierung sozialer Probleme“). In der Folge kommt es zu einer Ausdifferenzierung von präventiven Ansätzen, die sich jeweils auf ein spezifisches Problem beziehen, das als Ursache für süchtiges Verhalten ausgemacht werden kann.

Insbesondere der Versuch, „funktionale Alternativen“ zum „Kick & Thrill“ des Drogenexperimentierens zu entwickeln, kennzeichnet die Szenerie der Suchtprävention. In diesem Zusammenhang gewinnen körperliche Extremerlebnisse und auch Philosophie und Praxisansätze der Erlebnispädagogik, als Umsetzung der Forderung nach „faszinierender“ Prävention, eine große Popularität.

In *funktionaler Alternative* zu Risikoverhaltensweisen werden unter dem Motto „Sport statt Drogen“ Fun-Sportarten als suchtpreventive „Events“ inszeniert. In der „Bespäugung“ von Jugendlichen durch „attraktive Alternativen“ sieht man die Möglichkeit, individuelle Bedürfnisse nach Spaß, Spiel, Spannung, sinnhafter Erfahrung und sozialer Anerkennung zu vermitteln. Indem so tendenziell jede Sportart für suchtpreventive Interventionsprogramme „entdeckt“ wird, interpretiert man den Sport als „natürlichen Kick“ im Gegensatz zum „synthetischen Kick“.

Die sportliche Betätigung entpuppt sich als Mittel zum Zweck, um Jugendliche zu „erreichen“. Die „pädagogische Einbettung“ erfolgt darüber, das Erlebnis an die Stelle von Risikoerfahrungen zu rücken, um dadurch ein „kontrolliertes Risiko“ pädagogisch fruchtbar zu machen. Aus den vielen Begleitumständen des Sports soll man dann lernen, sich auch ohne Drogen wohl zu fühlen. Im „Kampf gegen das eigene Ich“ soll der „Siegesrausch“ zur eigenen Wertschätzung der Individuen beitragen. Damit gibt der Sport – teilweise ohne es zu merken – sein „Immunsierungsversprechen“ auf und bedient sich statt dessen der Kompensationsmöglichkeit für die Verusterfahrungen im Ringen um Ich-Identität.

Gesundheitsförderung

Die Kritik der Präventionslogik richtet sich gegen die Neigung, über Präventionsstrategien Krankheiten, die die Gesellschaft durch ihren Zwang hervorruft, durch noch mehr Zwang zu bekämpfen. Dazu werden Kategorien wie Gefahren und Abweichung herangezogen, um diesen zuvorzukommen. In ihre Defizitorientierung ersetzt die Suchtprävention Kompetenzen durch Inkompetenzen und gründet sich damit auf ein präventives Misstrauen, welches Kompetenzen durch Inkompetenzen ersetzt und auf einem defizitären Kinder- und Jugendbild beruht. Dadurch richtet sich die Aufmerksamkeit auf potentielle Gefährdungen und beansprucht, Probleme zu behandeln, die noch gar nicht existieren. In dieser „Risikofaktoren-Prävention“ werden die Gefahren des Lebens nur sehr einseitig nach dem Motto „Leben gefährdet die Gesundheit“ beleuchtet und die Lebenswelt potentiell Gefährdeter wird mit „präventionistischer Kolonialisierung“ bedroht. Immer neue Risikofaktoren ziehen dann immer wieder neuen Präventionsbedarf nach sich.

Im Übergang von der Orientierung an Risikofaktoren zur Orientierung an Protektivfaktoren richtet sich die Prävention der Postmoderne in einem übergeordneten Gesundheitskonzept an den *Lebenskompetenzen* (soziale Kompetenzen und Selbstwertförderung) aus und gibt damit ihre Defizitorientierung auf. Die

Vermittlung von Lebenskompetenzen ist eingebettet in den umfassenden Anspruch, die Lebensbedingungen Jugendlicher zu verbessern und Lebensräume zu schaffen, in denen nicht bestimmte Verhaltensweisen unterdrückt oder abgewöhnt werden müssen, sondern durch bessere, gesündere ersetzt werden und diese somit nicht mehr notwendig sind. Hinter der Anerkennung von Lebenskompetenzen als eines der vorrangigsten Präventionsziele steht die Vorstellung von einem Menschen, der bewusst über eine Reihe von effektiven Fähigkeiten zur Lebensbewältigung verfügt und daher nicht Gefahr läuft, in negative Entwicklungsprozesse wie z.B. Drogenabhängigkeit hineinzugeraten. Die globale Orientierung am Konzept der Gesundheit, verstanden als psychosoziales Wohlbefinden, eröffnet zudem die Möglichkeit, die Gesamtheit süchtiger Verhaltensweisen ins Blickfeld zu bekommen.

Der Grundgedanke der „Salutogenese“, zu erforschen, was Menschen gesund erhält und nicht, was sie krank macht, erweist sich hierbei als richtungsweisend. Das Risikofaktorenmodell der Gesundheit, auf das sich die Suchtprävention stützt, besagt, dass bestimmte Risikofaktoren dazu beitragen, Gesundheit zu beeinträchtigen. Die „salutogenetische“ Ausrichtung kommt hingegen zum Konzept des Kohärenzgefühls, das sich durch die subjektive Verstehbarkeit und Handhabbarkeit von Lebensbedingungen sowie durch die subjektive Bedeutsamkeit von Handlungen auszeichnet.

Mit der in der Analyse der fortschreitenden Modernisierung aufgezeigten Zersetzungstendenzen und mit dem Konzept der „Salutogenese“ rückt Identität in das Zentrum der pädagogischen Aufmerksamkeit. Die Thematisierung von Identität erfolgt aber nicht mehr als Entstehung eines „inneren Kerns“, sondern als permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten. Dabei wird eine „Differenzakzeptanz“ abverlangt, zu werden, was man ist, nämlich nicht und nie mit sich im Reinen, identisch mit sich als nicht sich. In der Akzeptanz der Differenz von Möglichkeit und Wirklichkeit, deren Übereinstimmung in der *Sucht* angestrebt wird, sind Glück und Unglück gleichzeitig anwesend. Das Streben nach gelingender Identität verlangt dem Subjekt demnach eine aktive Leistung sehr eigenwilliger Verknüpfungen verschiedenster Teil-Realitäten ab. Dazu sind die Fähigkeiten zum Aushandeln und ein geschärfter Möglichkeitssinn Voraussetzung. Das Subjekt sollte in der Lage sein, Sinn in sein Leben „hineinzulegen“ statt ihn aus ihm herauslesen zu wollen.

Sinnstiftung wird als ein Begleitprodukt der Hingabe an eine Sache oder an einen Menschen dechiffriert, das im direkten Zugriff nicht zu erreichen ist. Sinn wird verfehlt, wenn die Metafrage nach Sinn so vordringlich das Problem stellt, dass sich Fragen nach Handlungsanleitung gar nicht erst stellen. Der Kern der Verfehlung liegt in einem Mangel an inhaltlichem Engagement für eine Sache. Eine solche Instrumentalisierung führt zur Entwertung der Tätigkeit und untergräbt so das Engagement an Inhalten, durch das allein Befriedigung zu gewinnen wäre. Dadurch verschärft sich wiederum die Dringlichkeit der Frage nach Sinnstiftung und forciert den Versuch – wie für die *Sucht* charakteristisch –, die Lösung im direkten Zugriff anzugehen.

Da sich gezeigt hat, dass das *Ich*, die individualistische Konstruktion von Identität, als Einheit nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, wird eine neue Form der Selbstbeschreibung notwendig. Konstruktionistische Dialoge betonen daher Beziehungen statt Individuen. Innerhalb dieser Sichtweise gibt es weder Ursache noch Wirkung, da wir uns gegenseitig bedingen. Damit steht die Bedeutung der eigenen Handlungen nicht

grundsätzlich unter der eigenen Kontrolle. Unsere Möglichkeit, gemeinsam „Bedeutung“ zu erzeugen, entsteht dann erst aus Teilhabe an Beziehungen, und der Ausdruck eines Individuums erlangt nur durch die Ergänzung durch andere seine volle Bedeutung. Das *Selbst* ist daher ein reflektiert-reflektierendes Gebilde, das auch die Einstellungen, die andere ihm gegenüber haben, spiegelt. Der Mensch wird er selbst aus einer Dialektik zwischen Identifizierung durch Andere und Selbstidentifikation, zwischen objektiv zugewiesener und subjektiv angeeigneter Identität.

Während das *Ich* auf der Autonomie des Individuums beharrt und seine Unhabhängigkeit von Beziehungen betont, beruht das *Selbst*, die Vielfalt aller gespeicherten Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten, auf Beziehungen und meint den eigenen Anteil daran, der aber nicht abgelöst und isoliert betrachtet werden kann. Während also die individualistische Sicht von Identität besagt, dass Beziehungen Nebenprodukt der Zusammenkunft unabhängiger Individuen sind, strebt der soziale Konstruktivismus die Umkehrung in eine Sichtweise an, in der Identität das Nebenprodukt einer Beziehung ist.

Um das *Selbst* als neue „Leseart“ von Identität im Sport erfahrbar zu machen, muss dieser nicht in einer Art „pädagogischer Inszenierung“ neu „erfunden“ werden, sondern es muss sich parallel zur Identität die „Leseart“ dessen, was im Sport gesucht wird, verändern. Es wird also darauf ankommen, wie wir die jeweilige Sportart, die wir ausüben, interpretieren und damit einen „Plot“ unserer eigenen Lebensgeschichte schreiben.

Da sich gezeigt hat, dass Sport als „pädagogisches Medium“ in der Suchtprävention keinen kausalen Zusammenhang zwischen der Bewegungspraxis als „Ursache“ und einer erhofften Veränderung beim Subjekt als „Wirkung“ stiftet, muss der Zusammenhang einer pädagogischen Perspektive des Sports in der Suchtprävention theoretisch neu gefasst werden. Nach dem „dialogischen Bewegungskonzept“ ist das menschliche „Sich-Bewegen“ untrennbar in den „Mensch-Welt-Bezug“ eingebunden und kennzeichnet auf diesem Hintergrund menschliches Bewegen als Sich-Bewegen, als ein Verhalten eines Aktors in einem persönlich situativen Bezug. Sich-Bewegen ist also ein relationales Ereignis, weil es immer auf etwas bezogen ist, was außerhalb des Subjekts und gleichzeitig leibliche Aktion ist. Wenn man dann nicht einen Körper „besitzt“, sondern ein Körper ist (Leib), wird in der Bewegungshandlung die Entgegensetzung von Mensch und Welt überschritten.

Auch Bewegungshandlungen schöpfen ihren Sinn daraus, dass sie innerhalb von Beziehungen erfolgen. Bewegung bedingen sich demnach gegenseitig. Aus phänomenologischer Perspektive wird damit die Sozialität des Menschen, also das, was die Menschen verbindet, fundamental als zugehörig in das gemeinsame Medium der Leiblichkeit verwiesen. Der menschliche Leib ist also keine „Unterabteilung“ der menschlichen Person, sondern der Leib ist ein Aspekt, der in all unseren Aktivitäten ständig mit anwesend ist und der im Zusammenhang koordinierter Bewegungen besonders thematisiert wird.

Die ausdrückliche Herstellung einer Sphäre der Gemeinsamkeit, das also, worum es beim gemeinsamen Sich-Bewegen zuallererst geht, kennzeichnet die „Zwischenleiblichkeit“: Wenn die Bewegungsbeziehung funktioniert, geht die individuelle Leiblichkeit in einem „Sozialleib“ auf, der alle Beteiligten umgreift. In phänomenologischer Sicht wird die konkrete Zwischenleiblichkeit des Spielens zu einem Symbol einer

vermittelten Zusammengehörigkeit. Die leibliche Handlung bietet sich an, über sich selbst hinauszudeuten und etwas und mehr zu bedeuten.

Beim nicht organisierten Sport handelt es sich um ein System, das jeder relativ leicht betreten, aber auch wieder verlassen kann. Mitglied ist derjenige, der anwesend ist und sich im Weiteren auf die Befolgung der Regeln der Gruppe verpflichtet. Allein die gemeinsame Verpflichtung aller Mitglieder auf ein und dieselben Regeln ist die Voraussetzung für das Funktionieren der gemeinschaftlichen Handlung. Weil im nicht organisierten Sportbereich die Teilnehmer unter sehr heterogenen Voraussetzungen zusammenkommen und über die Teilnahme am gemeinsamen Spiel keine Erhöhung des Sozialprestiges erzielt werden kann, ergibt sich kein Zwang, die spielerischen Handlungen in einer bestimmten Weise zu organisieren. Vielmehr besteht die Möglichkeit zum Aufbau einer variablen Struktur, die sich erheblich von der formalen Struktur im Bereich des organisierten Sporttreibens unterscheiden kann. Es ergibt sich daraus aber nicht nur ein erweiterter Handlungsspielraum der Mitglieder. Aufbau und Erhaltung der Struktur solcher Spielsysteme erfahren von außen keinerlei Entlastung, und so sind die Mitglieder des Systems gehalten, Strukturaufbau und -erhaltung selbst zu leisten. Nicht formalisierte Sportspiele entfalten ihren Wert für die Suchtprävention daher durch die Tatsache, dass, je weniger Spiele standardisiert sind, desto weniger sie das *Ich* umsorgen und umso mehr das *Selbst* fordern.

Wie Sucht das Konzept der Prävention ändert

Prävention entsteht dadurch, dass sie sich auf ein Phänomen bezieht, das sie zu verhindern versucht. Im vorliegenden Zusammenhang bezieht sich Prävention auf das Phänomen *Sucht*, das in der Prävention durchgehend als „abweichendes Verhalten“ aufgefasst wird. Der Wandel der Präventionsarbeit lässt sich nun dadurch erklären, dass sich der „Bezugsrahmen“ für die Abweichung ändert:

- Frühe Moderne: „abweichendes Verhalten“ bezieht sich auf den „gesunden Menschen“. Im entsprechenden Modell der *Therapie* kommt es zur „Geburtsstunde“ der *Sucht* als „Krankheit“, die die Wahrnehmung süchtiger Verhaltensweisen bis heute prägt (Pathogenese).
- Organisierte Moderne: „abweichendes Verhalten“ bezieht sich auf „fehlgeleitete“ Sozialisierung (Anthropogenese), die in der „Drogenprävention“ durch Abschreckung und Aufklärung „korrigiert“ werden soll.
- Reflexive Moderne: „abweichendes Verhalten“ bezieht sich auf gesellschaftliche Probleme und deren Reflexion durch Individuen (Soziogenese), die in der Suchtprävention über Risikokompetenzen und funktionale Ausstiegsmodelle des Rausches „abgefedert“ werden sollen.
- Postmoderne: „abweichendes Verhalten“ bezieht sich auf die Selbstreflexion des Individuums (Psychogenese). Hier kommt die *Sucht* gewissermaßen „zu sich selbst“, da der Grad der Abweichung nicht mehr im Vergleich mit einer „Normalität“, sondern nur noch in Abgleichung mit dem „inneren Gleichgewicht“ beschrieben werden kann.

Damit ist festzustellen, dass ein Problem erst als solches wahrgenommen wird, wenn es in einem entsprechenden Kontext steht. Eine verallgemeinernde Betrachtung eines „Suchtproblems“ und damit einhergehende Lösungsvorschläge sind daher abzulehnen.

Wenn man dann noch davon ausgeht, dass wir in einer „Suchtgesellschaft“ leben, beinhaltet Suchtprävention Arbeit an der Gesellschaft, also am Miteinander, einerseits und Arbeit an der emanzipatorischen Subjektwerdung von Individuen andererseits. In der „Suchtgesellschaft“ ist weder der Süchtige auffällig – vom Leben kann man schließlich nicht geheilt werden –, noch können die Anzeichen dafür, dass wir schon durch Prävention (mittels „Lebenskompetenzen“) lebensfähig gemacht werden müssen, darüber hinwegtäuschen, dass, wer *Sucht* vorbeugen will, einer allgemeinen Verhaltensweise entgegenwirken muss. Wer in einer Suchtgesellschaft also noch von „Prävention“ spricht, hat einen ausgeprägte Anspruch von „Machbarkeit“.

Schlussbetrachtung

In der Schlussbetrachtung will ich nun noch einmal kurz einen „Blick zurück“ werfen, darauf, was ich ausgesagt habe und was nicht. Gleichzeitig will ich vorsichtig einen „Blick nach vorne“ werfen, auf das, wohin die gemachten Aussagen führen.

Selbstverortung und Abgrenzung

Obwohl die Forderung besteht, dass präventive Maßnahmen von einem wissenschaftlich begründbaren und überprüfbareren Konzept abgeleitet sein müssen, um kostspielige Versuch-Irrtum-Verfahren zu vermeiden (vgl. Künzel-Böhmer/Bühringer/Janik-Konecny 1993, 13), scheint es mir gerade im Zusammenhang mit einer so fragwürdigen Realitätskonstruktion, wie sie die *Sucht* darstellt, notwendig, eine generative Theorie aufzustellen, d.h. nach *Gergen* (2002, 248/149) eine Darstellung unserer Welt zu versuchen, welche die als selbstverständlich geltenden Konventionen des Verstehens herausfordert und gleichzeitig in neue Welten von Bedeutung und Handlung einlädt. Eine der wichtigsten Möglichkeiten zu sozialen Veränderungen besteht schließlich in kühnem Theoretisieren.

Ich sagte ja auch eingangs, dass mich nicht die Wirklichkeit selbst interessiert, sondern lediglich der Blick auf die Wirklichkeit. Daher muss ich auch noch daran erinnern, dass mit dem hier vorgeschlagenen Erklärungsmodell die *Sucht* als Krankheit ein wenig „zur Seite rückt“. Ich will ausdrücklich nicht die Mechanismen untersuchen, die Menschen krank werden lassen. Dies mag Leser irritieren, die sich mit Suchtphänomenen beschäftigen. An dieser Stelle will ich deshalb nur noch einmal zur Kenntnis bringen, dass ich ihre Kritik nicht leichtfertig abtue, sondern dass ich mit dieser Arbeit eben nicht die Realität der Suchtkrankenhilfe betrachte.

Was in meiner Analyse und in vielen anderen Untersuchungen als auslösende oder bedingende Determinanten für süchtige Verhaltensweisen ausgemacht worden ist, trifft für nahezu alle Menschen zu, sofern sie an der hier beschriebenen Gesellschaft und Kultur „teilnehmen“. Dennoch wird nur ein Bruchteil von Menschen süchtig im Sinne der Krankheit (vgl. Wöbcke 1995, 40). Daher verweisen die gesellschaftliche Analyse und ihre psychologischen Implikationen hier auf das, was ich unter „Sucht als Beziehungsstruktur“ im ersten Teil gefasst habe.

Dass Menschen unter vergleichbaren Entwicklungsbedingungen dennoch keineswegs zwangsläufig zu süchtigem Verhalten kommen, nährt zum einen die Hoffnung auf die Wirksamkeit präventiver Maßnahmen und demonstriert zum anderen die Macht der individuellen Bedingungen der Verhaltensregulation, die in der Regel im Nachhinein interpretierbar erscheinen, aber bislang keineswegs mit hinreichender Verlässlichkeit zu Voraussagen nutzbar sind (vgl. Perlwitz 1995, 57). Die hier aufgezeigten Bedingungen gesellschaftlichen Wandels erklären lediglich die Zunahme von süchtigen Verhaltensweisen insgesamt auf der grundlegenden Annahme, dass alle süchtigen Verhaltensweisen etwas gemeinsam haben. Und dieses Gemeinsame, das weit hinter den offen zu Tage tretenden Verhaltensweisen zu suchen ist, hat seinen Ursprung im Zusammenwirken psychischer Entwicklung und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, was ich hier als Identitätsentwicklung beschrieben habe.

Obwohl, wie aufgezeigt, Identität nur als ein kommunikativer Prozess begriffen werden kann, wird Identität in der westlichen Welt in einer ichbezogenen Form erzählt und präsentiert. Wir begegnen der Idealgestalt des „modernen Menschen“ in einer möglichst perfekt ausgeübten Kontrolle nach außen und innen. Alles, was sich dieser Herrschaft entzieht, wird verdrängt oder vernichtet (dies gilt auch für die Suchtprävention). Weil alles Ambivalente, Widersprüchliche, Fremde, Heterogene uns Angst einflößt, die Kontrolle zu verlieren, hat sich ein Subjektverständnis etabliert, in dessen Zentrum die individuelle Akkumulation „innerer Besitzstände“ steht, die durch ein steuerndes und zentralistisch gedachtes „Ich“ zusammengehalten sind. In dieser Vorstellung ist das Subjekt wesenhaft Eigentümer seiner eigenen Person oder seiner eigenen Fähigkeiten, für die es nichts der Gesellschaft schuldet (vgl. Keupp u.a. 2002, 17 ff.). Deshalb kann das Thema *Sucht* auch Ängste auslösen, indem es herausfordert, das eigene Leben zu reflektieren. Doch wer letztlich nicht bereit ist, eigene Ziele in Frage zu stellen, braucht von *Sucht* nicht zu reden. Ein Problem wird schließlich nur dann bearbeitet, wenn es als zu einem zugehörig erkannt wird.

Was kann dann aus Sicht der Suchtprävention erreicht werden? Nach der vorliegenden Analyse lautet die Antwort: *soziale Kompetenzen*. Was soziale Kompetenzen sind oder zu sein haben, steht dabei nicht so sehr im Vordergrund, da eine Definition dafür aufzustellen, allein wieder verhindern würde, sie sich anzueignen. Im Vordergrund steht die Frage, wie sie erworben werden. Wer hat schließlich soziale Kompetenzen? Etwa die Menschen, die nicht nur Verantwortung für sich selbst, sondern auch für ihre Mitmenschen, für die Gemeinschaft, gar für die Gesellschaft allgemein tragen? Worin liegt hier die Verantwortung eines jeden Einzelnen? Wo liegt meine Aufgabe? Wenn es gelingt, diese letzte Frage den Menschen ans Herz wachsen zu lassen, dann ist das die globale Orientierung, nach der sich Suchtprävention ausrichten kann. Es geht darum, sich selbst als einen Teil einer größeren Ordnung zu verstehen, aber nicht funktional als „Rädchen“ ohne Bedeutung für das Ganze, sondern als „Sinnkonstrukteur“ für eine Zukunft, die gestaltet werden will, weil wir uns auf nichts festzulegen haben. Nur weil die Gesellschaft sich verändert, weil wir sie verändern, haben auch wir Gelegenheit, uns zu verändern. Diese Gelegenheit sollte genutzt werden.

Aufklärung über Suchtgefahren kann im Sinne einer emanzipatorischen, demokratischen Erziehung dabei unverzichtbar sein. Doch kann man von einer solchen Aufklärung nicht erwarten, dass sie Suchtverhalten verhindert (etwa nach dem Motto: „Wir haben euch ja gewarnt“). Aufklärung über Gefahren erweitert lediglich den Handlungsspielraum. Letztendlich kann sich aber nur das Individuum selbst aus der Zwanghaftigkeit seiner Existenzform befreien, indem es in seinem Weltbezug dem Anderen, dem „Fremden“ entgegentritt.

Ausblendung der Gender-Thematik

Wie in der Einleitung angedeutet, tauchen geschlechtsdifferenzierende Unterscheidungen nur dann auf, wenn der spezifische Blick auf eine „männliche“ oder „weibliche“ Realität einen Beitrag zu leisten vermag, sich der *Sucht* in der Sichtweise als Beziehungsstruktur anzunähern. Insbesondere im Fall der Esssüchte ist der Hinweis auf die Gender-Thematik notwendig. Doch gleichzeitig wird die Diskussion von Essstörungen in der Prävention vernachlässigt. Der Analyse folgend, hieße Prävention von Essstörungen bzw. Esssüchten, Arbeit an weiblichen (auch: männlichen) Rollen- und Körperbildern. Diese Aufgabe einer geschlechtsdiffe-

renzierenden Betrachtung ist aus meiner Sicht der Systematik der vorliegenden Analyse hinderlich oder würde sie, wenn man sie befriedigend durchführen wollte, ausufern lassen.

Daher möchte ich hierzu nur den Hinweis von *Lotte Rose* (1999, 11) aufnehmen, dass sich die Frauenforschung bisher sehr intensiv den weiblichen Essstörungen gewidmet hat, der weiblichen Esslust jedoch so gut wie gar nicht. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass die Frauenforschung vom Paradigma des an seinem Körper leidenden, ohnmächtigen und verwundeten Mädchens beherrscht wird. Der Blick auf den Mädchenkörper ist eher problembezogen. Wir sind sehr wachsam geworden für verletzende, kränkende, traumatisierende Momente weiblicher Körperlichkeit. Wer weiß z.B. nicht von den Ängsten der Väter, gemeinsam mit ihren präpubertierenden Töchtern zu baden? Wie *Rose* (ebd., 10) feststellt, sind wir sehr sensibel geworden für all die Erfahrungen, die es Mädchen schwer machen, sich in ihrem eigenen Körper wohl zu fühlen und darin geschult, an vielen scheinbar profanen Stellen des Mädchenalltags Gefährdungen, Begrenzungen, Entwicklungsverhinderungen und Ungerechtigkeiten zu sehen. Die Blicke sind kaum auf die Momente einer gelingenden, lustvollen, entgrenzenden, bestätigenden, also auf die Momente einer gesundmachenden Körperlichkeit von Mädchen gerichtet.

Auch in der Frauenforschung bestätigt sich also, dass Identität gleichsam erst als Problem geboren worden ist. Im feministischen Diskurs um den Mädchenkörper werden unter der Hand ungewollte Idealisierungen von widerspruchsfreien, vereinseitigenden, vereindeutigenden Bildern von Mädchen produziert, die weibliche Körperlichkeit auf ihre Leidens- und Behinderungsaspekte reduzieren. *Rose* (ebd., 10) hält dem jedoch entgegen, dass das Paradigma des leidenden, schmerzenden und unterlegenen Mädchenkörpers den Lebensrealitäten von Mädchen so nicht gerecht werden kann, weil in ihm Unterschiedlichkeiten, Vielfältigkeiten und Ambivalenzen keinen Raum finden.

Aus der Problematisierung, dass Schönheitszwänge für Mädchen eine bedeutende Rolle spielen und dass Mädchen viel dafür tun, den Zwängen zu genügen, entwickelt die Mädchenarbeit in direkter Konsequenz viele Projekte, die Mädchen helfen sollen, kritische Distanz zu den herrschenden Schönheitsidealen zu gewinnen und sie sozusagen gegen das Zerstörerische des Attraktivitätskults zu immunisieren (vgl. den Problemzusammenhang der Suchtprävention). Diese Arbeit tut sich schwer mit dem Angebot von Schmink- und Kosmetikkursen und steht indirekt auch Fitness-Kursen ablehnend gegenüber. Und dennoch fragt hier *Rose* (ebd., 11) ob das „Sich-schön-machen“ nicht auch der Versuch sein kann, sich seinem Körper wieder zu nähern und sich mit ihm zu versöhnen, der in der Pubertät fremd geworden ist. Wer einmal das Vergnügen gehabt hat, die „Mutter aller Emanzen“ *Alice Schwarzer* mit der „Mutter aller *girlies*“ *Verona Feldbusch* diskutieren zu hören, wird die Fronten leicht auseinander halten können.

Können also ästhetische Bemühungen um den eigenen Körper gerade im Zusammenhang mit der Gender-Thematik nicht als Ansatz begrüßt werden, der Verunsicherung und Depression aktiv etwas entgegenzusetzen, sich selbst zu stabilisieren und durch eigenes Tun ins Gleichgewicht zu bringen, anstatt nur das Bedenkliche zu sehen, das den wertschätzenden Blick auf die Ressourcen verstellt, die Mädchen zur Lebensbewältigung entfalten? *Rose* (ebd., 11) fordert daher einen Balanceakt zwischen der Wahrnehmung von Belastungen und Konfliktpunkten, sowie der Wahrnehmung von vorhandenen Ressourcen einer gelingenden Körperlichkeit: „Sowohl die ausschließende Kaprizierung auf die Leidens- und Beschädigungsaspekte des

Mädchenseins wie auch umgekehrt eine unkritische Glorifizierung von ‚Mädchen-Power‘ werden den heutigen Mädchenalltagen nicht gerecht“.

Skepsis gegenüber praktischer Umsetzung

Es ist wohl mehr als blauäugig, zu glauben, präventive Arbeit mit Sport und Bewegung könne irgendein gesellschaftliches Problem lösen, das nicht durch Sport erzeugt worden ist. Sport- und bewegungsbezogene Sozialarbeit allgemein kann ebenso wenig wie andere staatliche Interventionsagenturen strukturbedingte Konflikte lösen (genauso wie das Arbeitsamt Arbeitsplätze nur vermitteln, nicht aber schaffen kann). *Becker* (1989, 189) weist darauf hin, dass sie lediglich in „sozialhygienischer“ Absicht vorhandene Bedürfnisse befriedigen oder als „abweichend“ bezeichnete Verhaltensweisen bearbeiten kann. Die Strukturen, die am Zustandekommen von Verhaltensweisen beteiligt sind, werden damit aber nicht tangiert.

Suchtprävention, die sich aus einer Gesellschaft ausdifferenziert, die sich für die Identitätskonstruktionen ihrer Individuen von der *Sucht* inspirieren lässt, hat daher eigentlich nur eine Chance: Ein paar Individuen mehr in ihrem Streben nach Unabhängigkeit zu stärken. Dabei kann sie die strukturellen Bedingungen von *Sucht* in der Gesellschaft an einem Ausschnitt zum Zwecke der Präventionsarbeit aufbrechen, aber sie kann niemals eine Veränderung der Gesamtpraxis anstreben. Deshalb wird der Suchtprävention auch nur vereinzelt Erfolg beschert sein. Prävention kann nur diejenigen bestärken, die ein suchtfreies Leben führen wollen und denen, die dies aus irgendwelchen Gründen nicht wollen oder nicht können, wieder eine Entscheidungsmöglichkeit für oder gegen süchtige Verhaltensweisen vermitteln. Eine solche Suchtprävention kann aber kaum die Möglichkeit bieten, Selbstbeschränkung zu lernen, d.h. ein Verzicht auf alles Machbare und somit die Individuen aus einer handlungsfähigen Form von „Freiheit“ schöpfen lassen.

Bestimmt hat *Bürgin* (1994, 137) Recht, wenn er davon ausgeht, dass der Weg zum präventiven Erfolg steinig ist, da es kein Patentrezept gegen soziales, psychisches oder seelisches Elend gibt, weder beim einzelnen noch bei der Gesellschaft. Die Diskussion spezifischer Kompetenzen für eine gelingende Identität zeigt, dass diese Qualitäten gewissermaßen selbst ein Stück Utopie sind. *Keupp* u.a. (2002, 285) halten es auch für einen Irrtum zu glauben, dass schnell erwerbbar und schnell einsetzbare Fertigkeiten zukunftsfähig sind. Doch ob sich daraus die Folgerung ableiten lässt, dass das vorhandene Potential nur mit großen, bescheiden-kritischen Anstrengungen zu realisieren ist, erscheint mir fragwürdig.

Aus dem vorgeschlagenen Suchtmodell wird deutlich, dass der Erfolg von Präventionsmaßnahmen bisher nur dort gemessen worden ist, wo sie einen Grad an Gesundheit und Krankheit nachweisen können, also dort, wo die Funktionalität des Verhaltens in einem gesellschaftlichen Kontext bestimmt werden kann. *Sucht* wird dann mit Krankheit gleichgesetzt und Identität mit psychosozialer Gesundheit. Mit der „Sucht als Beziehungsstruktur“ habe ich eine andere Analyseebene vorgeschlagen: eine anthropologische Ebene, die sich mit Beziehungen des Menschen auseinandersetzt. Dabei werden immer wieder zwei zwiespältige Beziehungsreferenten in die Betrachtung miteinbezogen: die Beziehung des Menschen zur Gesellschaft und die Beziehung des Menschen zu sich selbst. Aus den Überschneidungen dieser beiden (zunächst) entgegengesetzt zu denkenden Variablen lässt sich menschliches Verhalten auf einer Beziehungsebene abbilden. Folglich kommt es zu einer Verschiebung der Kriterien, nach denen Präventionserfolge abzulesen sind. Präventi-

on kann dann nicht mehr vordergründig daran gemessen werden, was man tut, sondern daran, wie wir uns in dem, was wir tun, verhalten und zueinander stellen (auf die Beziehungsebene begeben).

Wie die Fähigkeit, süchtig zu werden, ist auch die Möglichkeit, der *Sucht* zu entgehen, im menschlichen Leben angelegt. In dieser Arbeit geht es mir ja darum, aufzudecken, was *Sucht* auf einer anthropologischen Ebene ausmacht, um darüber erkennen zu können, welche Möglichkeiten der menschlichen Entwicklungen „verschüttet“ werden. Dies lässt sich aber nicht einfach in ein „präventives Konzept“ übersetzen, sondern zielt darauf ab, die Beziehungen der Menschen zu sich, untereinander und zu der sie umgebenden Welt zu ändern. Es geht quasi darum, sich selbst in eine neue Selbsterzählung einzubetten. Dazu müssen die gängigen Wahrnehmungshorizonte, die im Wesentlichen die *Sucht* bestimmen, verändert werden.

Wenn man die Ergebnisse der vorliegenden Auseinandersetzung noch einmal grob umreißen will, sind zwei Dinge zu ändern: Wie wir uns selbst betrachten und – das ergibt sich aus dem ersten – wie wir mit anderen umgehen. Gelingt es, uns auch als von Beziehungen getragene *Selbste* zu sehen, können wir unsere Begegnungen mit anderen als zu uns gehörig verstehen und folglich darauf beharren, den jeweils anderen nicht als für uns funktional zu bestimmen.

Übertragen auf die Ebene der Wissenschaftstheorie bleibt davon übrig, das Wissenschaft gut beraten ist, keinen Absolutheitsanspruch zu inszenieren im Hinblick darauf, was menschliches Leben ausmacht, sondern sich auf ihren Horizont zu beschränken und diesen in Beziehung zu anderen gesellschaftlichen Realitätsdeutungen zu setzen. Wenn Wissenschaft also für gesellschaftliches Leben fruchtbar sein will, kann sich dies nach der vorliegenden Analyse nur in einem dialogischen Verhältnis zu anderen Bereichen gesellschaftlicher Wirklichkeit ereignen. In diesem Sinne versuche ich der „Suchtfalle“ zu entgehen und verstehe diese Arbeit als Diskussionsvorlage.

Ausblick

Wenn ich auf die vorliegende Arbeit zurückblicke, entdecke ich noch Lücken in dem, was ich hätte noch betrachten können. Ich denke da beispielsweise an süchtige Strukturen im Ehrenamtswesen der Sportorganisationen (als White-Male-System zu dechiffrieren). Und wenn ich auf die Gender-Thematik zurückkomme, wäre es auch interessant zu untersuchen, in welchem Zusammenhang die Ausweitung der Esssüchte bei Männern mit den sich wandelnden Geschlechterrollen steht. Das Modell der *Sucht als Beziehungsstruktur* scheint mir hier ebenfalls hilfreich. Außerdem stehen, wie auch *Keupp* u.a. (2002, 271) fordern, Überlegungen an, den körperbezogenen Teil der Identitätsarbeit genauer zu fassen.

Doch es bleibt vor allem darauf hinzuweisen, dass je mehr mit dem Suchtbegriff gewuchert wird, ohne entsprechende Erhöhung seiner Erklärungskraft, desto eher der Süchtige nicht mehr der Andere, der Fremde ist – denn Millionäre gibt es während einer Inflation ja haufenweise (vgl. Schmidt-Semisch 2001, 136). Eine weitere Dramatisierung der *Sucht* gerät daher eher zu einer Therapeutisierung des „Normalen“. Ich halte es aber auf der anderen Seite auch für gefährlich, wenn es, wie *Mieth* (1996, 80) berichtet, im Zusammenhang mit neueren Überlegungen zur Suchtprävention darum geht, Süchte möglicherweise gesellschaftlich zu reintegrieren, statt sie gesellschaftlich an die Peripherie zu drängen. Solange wir uns derart weiterhin auf *Sucht* beziehen, brauchen wir unser Verhalten auch nicht moralisch zu begründen.

Wenn *Sucht* gesellschaftlich-kulturell bedingt ist, dann müssen Überlegungen zur Suchtprävention eben auch immer Gesellschaftskritik beinhalten und als Kulturkritik wirken, die sich gegen die Verwendung von Begrifflichkeiten wendet, die versuchen, „beschädigtes Leben“ in den Begriff *Sucht* „einzusperren“. Die Frage ist dann vielmehr, ob *Sucht* nicht ein abzuschaffendes Konzept ist, das als Ausdruck einer nicht mehr aufrecht zu erhaltenden Sozialität von Identität steht. Der Mensch erschafft sich in der *Sucht* schließlich nach seinem Bild:

Wer das Unendliche an das Endliche knüpft – und nicht mehr wie in der Prämoderne das Endliche an das Unendliche –, der schafft irrationale Strukturen. Wo die Einsicht in die Endlichkeit des Menschen verloren geht und die narzisstische Kränkung der Vergänglichkeit des einzelnen und seiner Gesellschaft nicht bearbeitet wird, da wachsen unendliche und maßlose Verhaltensweisen, deren exponierteste die allerorten beklagte Sucht symbolisiert (Niebling 1997, 217).

Weil die Sehnsucht, jede Sorge loszuwerden, den modernen Menschen durch und durch prägt, erscheint es schon fast lächerlich, die Selbstsorge noch immer unter Egoismus-Verdacht zu stellen. Der reale Egoismus hat längst eine griffige Formel parat: „Sorge dich nicht – lebe!“ (vgl. Keupp u.a. 2002, 284). Doch eigentlich müsste jedem klar sein, dass Glück kein konsumierbares Erleben ist. Ein Leben kann nur als Ganzes glücklich sein. Das Leben ist Veränderung; jeder Bezugspunkt unseres Lebens ist im Fluss. Es gibt nichts, was oder woran man sich festhalten könnte. Doch die Aufforderungen der Prävention an das Individuum, den „Suchtgefahren“ zu widerstehen, kommen als Durchhalteparolen daher, die individualistische Konstruktion der Identitätsentwürfe gegen Modernisierungsprozesse zu verteidigen und damit die Chancen der Zerfallsdiagnosen ungenutzt zu lassen. *Sucht* ist der soziale Tod von Identität – ob man sie als Lebensform wählt oder mit ihrer Hilfe versucht „abweichendes Verhalten“ zu beschreiben. Daher ist dies mein letztes Wort: Der Menschen muss sich wieder vor Augen führen, wie verzweifelt er eigentlich ist.

Quellenverzeichnis

- Achenbach, Gerd B.: Ethos der Selbstverwirklichung. In: Müller, B. / Thiersch, H. (Hrsg.):
Gerechtigkeit und Selbstverwirklichung. Moralprobleme im sozialpädagogischen Handeln.
Freiburg 1990, 49 – 62
- Alkemeyer, Thomas: Sport, die Sorge um den Körper und die Suche nach Erlebnissen im Kontext
gesellschaftlicher Modernisierung. In: Hinsching, J. / Borkenhagen F. (Hrsg.): Modernisierung
und Sport. Sankt Augustin 1995, 29 – 64
- Altenkirch, Holger: Schnüffelstoffe als Schülerdroge. In: Bartsch, N. / Knigge-Illner, H. (Hrsg.): Sucht
und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim 1995, 113 – 124
- Altmeyer, Martin: Im Spiegel des Anderen. Warum der Narzissmus von Jugendlichen ein
Beziehungsangebot ist. In: Deutsche Jugend 4/2002, 162 – 169
- Amendt, Günter: Die Droge, der Staat, der Tod. Auf dem Weg in die Drogengesellschaft. Hamburg
1992
- Amendt, Günter: Von der Drogensubkultur zur Spaßgesellschaft. In: Kemper, P. / Sonnenschein U.
(Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000,
293 – 307
- Amesberger, Günther: Psychosoziale Aspekte des Dopings. Doping oder warum es so einfach ist, sich
zu orientieren. In: Worz, T. / Schleinitz, H.-W. v. (Hrsg.): Doping. Gefahren, Verantwortung –
Alternativen. Berlin 2002, 69 – 72
- Andressen, Bernd / Vogt, Michael: Sport statt Drogen. Die Hilfe zur Selbsthilfe. Berlin 1993
- Antonovsky, Aaron: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen 1997
- Apter, Michael: Im Rausch der Gefahr. Warum immer mehr Menschen den Nervenkitzel suchen.
München 1994
- Arnold, Helmut / Stein, Gebhard: Übergang in die Arbeitswelt und Drogengebrauch. In: Arnold, H. /
Schille, H.-J. (Hrsg.): Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder –
Handlungskonzepte – Praxisschritte. Weinheim und München 2002, 175 – 195
- Aufmuth, Ulrich: Risikosport und Identitätsbegehren. Überlegungen am Beispiel des Extrem-
Alpinismus. In: Hortleder, G. / Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main
1986, 188 – 215
- Aufmuth, Ulrich: Zur Psychologie des Bergsteigens. Frankfurt am Main 1988
- Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart 1998
- Balz, Eckart: Sinnliche Bewegung – Gesunder Sport. In: Homfeldt, H. G. (Hrsg.): Sinnliche
Wahrnehmung – Körperbewusstsein – Gesundheitsbildung. Praktische Anregungen und
Reflexionen. Weinheim 1991, 85 – 98
- Barb-Priebe, Ingrid: Schöner, schlanker, straffer...Mädchen und Frauen zwischen Diät und
Essstörungen. In: Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-
Westfalen (Hrsg.): Zwischen Utopie und Wirklichkeit: Breitensport aus Frauensicht.
Düsseldorf 1998, 203 – 213
- Bartl, Gregor: Sport und Sucht – Extremsportarten. In: Poppelreuter, S. / Gross, W. (Hrsg.): Nicht nur
Drogen machen süchtig. Entstehung und Behandlung von stoffungebundenen Süchten.
Weinheim 2000, 209 – 232
- Bauer, Hans G.: Erlebnis- und Abenteuerpädagogik. Eine Literaturstudie. München und Mering
1993 (a)
- Bauer, Hans G.: Erleben als Aktionismus oder Bildungsansatz? In: Homfeldt, H. G. (Hrsg.):
Erlebnispädagogik. Hohengehren 1993 (b), 145 – 153
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. „Auf dem Weg in eine andere Moderne“ In: Pongs, A. (Hrsg.): In
welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich (Band 1).
München 1999, 47 – 66
- Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt am Main
1990
- Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth: Individualisierung in modernen Gesellschaften –
Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, U. /
Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main 1994, 10 – 42
- Becker, Peter: Normalitätsfabrik Sportverein. Zur strukturellen Sozialisation von Training und
Wettkampf. In: Pilz, G. A. (Hrsg.): Sport und Verein. Reinbek 1986, 145 – 158
- Becker, Peter: Jugendsozialarbeit und Sport. Zur Tauglichkeit des Sports als sozialpolitisches
Entsorgungs- und Steuerungsinstrument. In: Klein, M. (Hrsg.): Sport und soziale Probleme.
Reinbek 1989, 172 – 192
- Becker, Peter: Plädoyer für eine abenteuer- und bewegungsorientierte Jugendarbeit. Entführt mich in

- ein anderes Leben, aber holt mich zum Abendessen zurück. In: Deiters, F.-W. / Pilz, G.A. (Hrsg.): *Aufsuchende, akzeptierende, abenteuer- und bewegungsorientierte, subjektbezogene Sozialarbeit mit rechten gewaltbereiten jungen Menschen – Aufbruch aus einer Kontroverse*. Münster 1998, 70 – 87
- Becker, Peter: Normalisierungsarbeit am Körper. Anmerkungen zur Sozialformierung in modernen Gesellschaften. In: Becker, P. / Koch, J. (Hrsg.): *Was ist normal? Normalitätskonstruktionen in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie*. Weinheim und München 1999, 33 – 46
- Behrendt, Rainer: *Mutproben zwischen Waldteufel, Rhönrad und Computer*. Oschersleben 1996
- Bengel, Jürgen / Strittmatter, Regine / Willmann, Hildegard: *Was erhält den Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese – Diskussionsstand und Stellenwert*. Köln 1999
- Berger, Peter L.: *Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit*. Frankfurt am Main 1994
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt am Main 1980
- Berndt, Inge: *Über den Umgang mit dem Körper: Bewegung, Sport und Gesundheit im Lebensalltag heranwachsender Mädchen*. In: Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): *Zwischen Utopie und Wirklichkeit: Breitensport aus Frauensicht*. Düsseldorf 1998, 214 – 222
- Bette, Karl-Heinrich: *Systemtheorie und Sport*. Frankfurt am Main 1999
- Bette, Karl-Heinrich / Schimank, Uwe: *Sportlerkarriere und Doping*. In: Bette, K.-H. (Hrsg.): *Doping im Leistungssport – sozialwissenschaftlich beobachtet*. Stuttgart 1994, 29 – 48
- Bette, Karl-Heinrich / Schimank, Uwe: *Doping im Hochleistungssport*. Frankfurt am Main 1995 (a)
- Bette, Karl-Heinrich / Schimank, Uwe: *Zuschauerinteressen am Spitzensport – Teilsystemische Modernisierung des gesamtgesellschaftlich Verdrängten*. In: Hinsching, J. / Borkenhagen F. (Hrsg.): *Modernisierung und Sport*. Sankt Augustin 1995 (b), 181 – 191
- Beyer, Kathrin: *Esssucht ist weiblich. Über die gesellschaftliche Konstruktion weiblicher Konfliktlösungsstrategien*. Hannover 2000
- Blödorn, Manfred: *Wenn der Ruhm vergeht. Der alternde Leistungssportler*. In: Grube, F. / Richter, G. (Hrsg.): *Leistungssport in der Erfolgsgesellschaft*. Hamburg 1973, 169 – 181
- Blum, Cornelia: *Co-Abhängigkeit*. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): *Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte*. Weinheim und München 2002, 209 – 218
- Böhmer, Henning: *Erlebnispädagogik zwischen Tradition und Aufbruch*. In: Pilz G. A. / Böhmer, H. (Hrsg.): *Wahrnehmen – Bewegen – Verändern. Beiträge zur Theorie und Praxis körper- und bewegungsbezogener Sozialer Arbeit mit jungen Menschen*. Hannover 2002, 59 – 78
- Böhnisch, Lothar: *Drogengebrauch in den Jugendphasen*. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): *Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte*. Weinheim und München 2002, 107 – 119
- Böhnisch, Lothar / Schille, Hans-Joachim: *Drogengebrauch als Risiko- und Bewältigungsverhalten*. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): *Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte*. Weinheim und München 2002, 41 – 50
- Böllinger, Lorenz: *Die Sucht der Helfer*. In: Legnaro, A. / Schmieder, A. (Hrsg.): *Suchtwirtschaft*. Münster 2001, 27 – 40
- Bouillon, Hardy: *Mein Körper – wessen Eigentum?* In: Homfeld, H. (Hrsg.): *„Sozialer Brennpunkt“ Körper*. Hohengehren 1999, 8 – 16
- Brauner, Klaus: *Tabak als erste Droge*. In: Bartsch, N. / Knigge-Illner, H. (Hrsg.): *Sucht und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen*. Weinheim 1995, 83 – 98
- Brettschneider, Wolf-Dietrich: *Bewegungswelt von Kindern und Jugendlichen*. In: Bundesinstitut für Sportwissenschaft: *Bewegungswelt von Kindern und Jugendlichen*. Schondorf 1989, 31 – 43
- Brettschneider, Wolf-Dietrich / Brandl-Bredenbeck, Hans Peter: *Sportkultur und jugendliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Studie über Deutschland und die USA*. Weinheim 1997
- Brettschneider, Wolf-Dietrich / Kleine, Torsten: *Jugendarbeit in Sportvereinen. Anspruch und Wirklichkeit*. Schorndorf 2002
- Brettschneider, Wolf-Dietrich / Kleine, Torsten / Brandl-Bredenbeck, Hans Peter: *„Jugendarbeit in Sportvereinen – Anspruch und Wirklichkeit“*. Eine Evaluationsstudie zur Leistungsfähigkeit der Sportvereine in Nordrhein-Westfalen. In: *Spectrum der Sportwissenschaft* 1/2002, 81 – 100
- Brinkhoff, Klaus-Peter: *Trades, Trends, Traditionen*. In: *Sportpädagogik* 2/1994, 25 – 28
- Brinkhoff, Klaus-Peter: *Zur Ambivalenz von Sport und Drogen*. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): *Suchtprävention im Sportverein. Erfahrungen, Möglichkeiten und Perspektiven für die Zukunft*. Köln 2001, 80 – 81

- Brinkhoff, K.-P. / Ferchhoff, W.: Jugend und Sport – Eine offene Zweierbeziehung. Osnabrück 1990
- Brinkhoff, K.-P. / Gomolinsky, Uwe: Suchtprävention im Kinder- und Jugendsport. Theoretische Einordnung und Evaluation der Qualifizierungsinitiative „Kinder stark machen“. Köln 2003
- Burger, Doris: Fitness statt Nikotin. Aufhören, durchhalten, in Form kommen. München 2001
- Bürgin, D.: Prävention süchtigen Verhaltens aus psychoanalytischer Sicht. In: Nissen, G. (Hrsg.): Abhängigkeit und Sucht. Prävention und Therapie. Göttingen 1994, 134 – 144
- Busch, Hans-Joachim: Subjektivität in der spätmodernen Gesellschaft. Konzeptionelle Schwierigkeiten und Möglichkeiten psychoanalytisch-sozialpsychologischer Zeitdiagnose. Weilerswist 2001
- Busch, Peter M.: Auf der Suche nach Sinn. Zur Problematik der Sinnvermittlung in der Drogenarbeit. Weinheim 1988
- Cachay, Klaus: Sport und Gesellschaft. Schorndorf 1988
- Cachay, K. / Thiel, A.: Soziologie des Sports. Zur Ausdifferenzierung und Entwicklungsdynamik des Sports der modernen Gesellschaft. Weinheim und München 2000
- Coupland, Douglas: Generation X. Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur. Hamburg 1992
- Csikszentmihalyi, Mihaly: Das flow-Erlebnis. Jenseits von Angst und Langeweile: Im Tun aufgehen. Stuttgart 1985
- Csikszentmihalyi, Mihaly: Das flow-Erlebnis und seine Bedeutung für die Psychologie des Menschen. In: Csikszentmihalyi, M. u. I. (Hrsg.): Die außergewöhnliche Erfahrung im Alltag. Die Psychologie des Flow-Erlebnisses. Stuttgart 1991, 28 – 49
- Csikszentmihalyi, Mihaly / Jackson, Susan A.: Flow im Sport. Der Schlüssel zur optimalen Erfahrung und Leistung. München 2000
- Dammer, Ingo: Das falsche Leben. Sucht als Selbstbehandlung der Kultur. In: SuchtReport 2/1996, 29 – 36
- DeGrandpre, Richard: Die Ritalingesellschaft. ADS: Eine Generation wird krankgeschrieben. Weinheim und Basel 2002
- Dieckert, Jürgen: Freizeitsport versus Leistungssport. In: Grube, F. / Richter, G. (Hrsg.): Leistungssport in der Erfolgsgesellschaft. Hamburg 1973, 147 – 168
- Dieckert, Jürgen: Spaß und Erlebnis. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 229 – 234
- Dietrich, Knut: Fitnesssport als Teil der Großstadtkultur. In: Eichberg, H. / Hansen, J. (Hrsg.): Körperkulturen und Identität. Versuche einer alternativen Aufmerksamkeit. Münster 1989 (a), 101 – 112
- Dietrich, Knut: Inszenierungsformen des Sports – Die Einheit und die Vielfalt des Sports. In: Dietrich, K. / Heinemann, K. (Hrsg.): Der nichtsportliche Sport. Schorndorf 1989 (b), 29 – 44
- Dietrich, Knut / Landau, Gerhard: Sportpädagogik in Deutschland. In: Trautlein, G. / Pigeassou, C. (Hrsg.): Sportwissenschaft in Deutschland und Frankreich. Entwicklung und Tendenzen. Hamburg 1997, 21 – 28
- Dietrich, Michael: Abenteuer- und Erlebnispädagogik als Chance für die suchtpreventive Arbeit mit Jugendlichen. In: Krätzschar, L. / Krauß, G. (Hrsg.): Schaden verhüten – Perspektiven eröffnen. Prävention mit Jugendlichen und jugendlichen Drogenkonsument/innen. Nürnberg 1994, 178 – 187
- Digel, Helmut: Über den Wandel der Werte in Gesellschaft, Freizeit und Sport. In: Deutscher Sportbund (Hrsg.): Die Zukunft des Sports. Materialien zum Kongress „Menschen im Sport 2000“. Frankfurt am Main 1986, 14 – 43
- Digel, Helmut: Sport in der Risikogesellschaft. Zum Konflikt zwischen Sport und Umwelt. In: Klein, M. (Hrsg.) Sport und soziale Probleme. Reinbek 1989, 71 – 120
- Digel, Helmut: Suchtprävention – eine zusätzliche Aufgabe für Sportvereine und Sportverbände. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): Suchtprävention im Sportverein. Erfahrungen, Möglichkeiten und Perspektiven für die Zukunft. Köln 2001, 67 – 76
- Dirschauer, Johannes: Der Narr der Moderne – Bruder Jogger. In: Kemper, P. / Sonnenschein, U. (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000, 123 – 130
- Eberspächer, Hans: Sportpsychologie in Deutschland. In: Trautlein, G. / Pigeassou, C. (Hrsg.): Sportwissenschaft in Deutschland und Frankreich. Entwicklung und Tendenzen. Hamburg 1997, 87 – 98
- Edelmann, Birthe / Terbuyken, Gregor: Drogenkonsum als Modifikation des Körpererlebens. In: Pilz, G. A. / Böhmer, H. (Hrsg.): Wahrnehmen – Bewegen – Verändern. Beiträge zur Theorie und Praxis körper- und bewegungsbezogener Sozialer Arbeit mit jungen Menschen. Hannover

2002, 159 – 193

- Eichberg, Henning: Modernisierung – Modernisierungen – Transmoderne? Ein dritter Weg des Sports. Dänische Erfahrungen. In: Hinsching, J. / Borkenhagen F. (Hrsg.): Modernisierung und Sport. Sankt Augustin 1995, 119 – 139
- Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. (Zweiter Band). Baden-Baden 1977
- Elias, Norbert: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt am Main 1987
- Elias, Norbert: Über die Zeit. Baden-Baden 1988
- Elkind, David: Egozentrismus in der Adoleszenz. In: Döber / Habermas / Nummer-Winkler (Hrsg.): Entwicklung des Ichs. Königstein 1980, 170 – 178
- Endrikat, Kirsten: Jugend, Identität und sportliches Engagement. Lengerich / Berlin / Riga / Rom / Wien / Zagreb 2001
- Erikson, Erik H.: Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt am Main 1988
- Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main 2000
- Faltermaier, Toni: Subjektive Konzepte von Gesundheit in einer salutogenetischen Perspektive. In: Kolip, P. (Hrsg.): Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung. Weinheim und München 1994, 103 – 119
- Ferchhoff, W. / Neubauer, G.: Patchwork-Jugend. Eine Einführung in postmoderne Sichtweisen. Opladen 1997
- Finkielkraut, Alain: Eine endlich jugendlich gewordene Gesellschaft. In: Liessmann K. / Zenaty G. (Hrsg.): Vom Denken. Einführung in die Philosophie. Wien 1998, 352 – 353
- Franzkowiak, Peter: Risikokompetenz – Eine neue Leitorientierung für die primäre Suchtprävention? In: neue praxis 5/1996, 409 – 425
- Freitag, Marcus: Sucht und Gewalt: Zwei Seiten einer Medaille? Hintergründe und neue Ergebnisse aus Sicht der Suchtprävention. In: Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen / Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V. (Hrsg.): Erst gegen Drogen und Aids, jetzt gegen Gewalt. Von der Risiko-Orientierung zu einer übergreifenden Prävention? Hannover 1995, 21 – 27
- Fritsch, Ursula: Tanz im Trend. Aufschwung und Abstraktion im Bereich der symbolisch-expressiven Bewegungskultur. In: Dietrich, K. / Heinemann, K. (Hrsg.): Der nichtsportliche Sport. Schorndorf 1989, 84 – 97
- Fritz, Karsten: Mediengesellschaft und Drogengebrauch. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte. Weinheim und München 2002, 51 – 71
- Funk, Heide: Drogengebrauch bei weiblichen Jugendlichen. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte. Weinheim und München 2002, 131 – 138
- Funke-Wieneke, Jürgen: Soziales Lernen. In: Sportpädagogik 2/1997, 28 – 39
- Gebauer, Gunter: Das Begehren des Athleten. In: Hortleder, G. / Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main 1986 (a), 167 – 187
- Gebauer, Gunter: Größenphantasien des Sports. In: Hortleder, G. / Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main 1986 (b), 216 – 232
- Gebauer, Gunter: Die Masken und das Glück – Über die Idole des Sports. In: Gebauer, G. (Hrsg.): Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport. Berlin 1988 (a), 125 – 143
- Gebauer, Gunter: Zwischen Besitz und Gemeinschaft – Individualismus und Holismus im Sport. In: Gebauer, Gunter (Hrsg.): Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport. Berlin 1988 (b), 191 – 218
- Gebauer, Gunter: Sport in der Gesellschaft des Spektakels. Sankt Augustin 2002
- Gebauer, Gunter / Hortleder, Gerd: Die künstlichen Paradiese des Sports. In: Hortleder, G. / Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main 1986, 7 – 24
- Gebken, Ulf: Geselligkeit und Gemeinschaft. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 252 – 261
- Geiger, Ludwig V.: Die sportliche Entwicklung unserer Kinder zwischen jugendlichem Altersdiabetes und Doping. In: FdSnow – Fachzeitschrift für den Skisport 7/2002, 36 – 39
- Gergen, Kenneth J.: Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus. Stuttgart 2002
- Gerich, M. / Lüddecke, G. / Pickener, U. / Schulke, H.-J.: Erweiterung der Realitätskontrolle durch sportliche Tätigkeit – Zur Perspektive und Praxis alternativer Sport- und Bewegungserziehung. In: Dietrich, M. (Hrsg.): Kritische Sporttheorie – Alternativen für die Sport- und Bewegungserziehung. Köln 1981, 170 – 216

- Giddens, Anthony: Die moderne Gesellschaft. In: Pongs, A. (Hrsg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? (Band 2). München 2000, 53 – 77
- Giddens, Anthony: Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert. Frankfurt am Main 2001
- Gleick, James: Schneller! Eine Gesellschaft auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Stuttgart und München 2000
- Görlich, Bernard: Ohne Hand und ohne Worte – wie der Fußball mit der Seele spielt. In: Hartmann, Hans A. / Haubl, Rolf (Hrsg.): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz. Opladen 1996, 125 – 146
- Gottschalch, Wilfried: Drogengebrauch bei männlichen Jugendlichen. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte. Weinheim und München 2002, 139 – 154
- Griese, Hartmut M.: Probleme Jugendlicher oder „Jugend als soziales Problem?“ – Thesen zur Vermittlung von Jugendtheorie und Theorie sozialer Probleme. In: Brusten, M. / Malinowski, P. (Hrsg.): Jugend – Ein soziales Problem? Opladen 1983, 2 – 16
- Griese, Hartmut M.: Wider die Re-Pädagogisierung in der Jugendarbeit. Eine soziologisch-provokative Kritik der Erlebnispädagogik. In: Deiters, F.-W. / Pilz, G. A. (Hrsg.): Aufsuchende, akzeptierende, abenteuer- und bewegungsorientierte, subjektbezogene Sozialarbeit mit rechten, gewaltbereiten jungen Menschen – Aufbruch aus einer Kontroverse. Münster 1998, 88 – 112
- Griese, Hartmut M.: Das neue Paradigma heißt „Selbstsozialisation“. In: Erziehung und Wissenschaft 9/2001, 31 – 34
- Gronemeyer, Reimer: Die neue Lust an der Askese. In: Kemper, P. / Sonnenschein U. (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000, 42 – 51
- Gross, Peter: Multioptionsgesellschaft. Frankfurt am Main 1994
- Gross, Peter: Ich-Jagd. Frankfurt am Main 1999 (a)
- Gross, Peter: Die Multioptionsgesellschaft. „Alles ist möglich“. In: Pongs, A. (Hrsg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich (Band 1). München 1999 (b), 105 – 126
- Gross, Werner: Hinter jeder Sucht ist eine Sehnsucht. Die geheimen Drogen des Alltags erkennen. Freiburg 1995
- Gross, Werner: Live fast, love deep, die young: Von den positiven Seiten des süchtigen Lebens – Versuch einer Ehrenrettung In: Kemper, P. / Sonnenschein U. (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000 (a), 59 – 65
- Gross, Werner: Auf der Suche nach dem „Kick“. In: Kemper, P. / Sonnenschein U. (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000 (b), 119 – 123
- Gross, Werner: Die „Versüchtelung“ grassiert. In: Kemper, P. / Sonnenschein U. (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000 (c), 322 – 327
- Gross, Werner: Hinter jeder Sucht ist eine Sehnsucht. Alltagssüchte erkennen und überwinden. Freiburg 2002
- Grundmann, Antje: Drogenkonsum und Suchtprävention bei Jugendlichen. Sinngehalt von Prävention und Intervention an einem ausgewählten Beispiel. Frankfurt am Main 1998
- Grupe, Ommo: Vom Sinn des Sports. Kulturelle, pädagogische und ethische Aspekte. Schorndorf 2000
- Grupe, Ommo / Krüger, Michael: Einführung in die Sportpädagogik. Schorndorf 1997
- Grymer, Herbert: Protest in der jungen Generation als gesellschaftliches Problem – Überlegungen zu einem „alternativen“ Verständnis. In: Brusten; M. / Malinowski, P. (Hrsg.): Jugend – Ein soziales Problem? Opladen 1983, 54 – 72
- Guggenberger, Bernd: Sein oder Design. Im Supermarkt der Lebenswelten. Reinbek 2000
- Günter, Michael: Reifung, Ablösung und soziale Integration. Einige entwicklungspsychologische Aspekte des Kindersports. In: Cierpka, M. / Lehmkuhl, U. / Lenz, A. / Seiffge-Krenke, I. / Streeck-Fischer, A. (Hrsg.): Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 4/2002, 298 – 312
- Günther, Thomas: Strukturwandel der Intimsphäre. Zur Modernisierung des Privaten. Hamburg 1997
- Habermas, Jürgen: Individuierung durch Vergesellschaftung. In: Beck, U. / Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main 1994, 437 – 446
- Habermas, Tilmann: Essstörungen der Adoleszenz. In: Oerter / Montada (Hrsg.): Entwicklungspsychologie (4. Auflage). München / Trier 1998, 1069 – 1075
- Hallman, Hans Jürgen: Suchtprävention als Kompetenzbildung. Grundlagen erlebnisorientierter Suchtvorbeugung in der Jugendarbeit. In: Krätzschmar, Lutz / Krauß, Günter (Hrsg.): Schaden verhüten – Perspektiven eröffnen. Prävention mit Jugendlichen und jugendlichen Drogenkonsument/innen. Nürnberg 1994, 19 – 31

- Handschuh-Heiß, Stephanie: Von Muskelspielen und Titanenkämpfen. Körper, Kostüme und Klamauk. In: Hartmann, H. A. / Haubl, R. (Hrsg.): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz. Opladen 1996, 167 – 198
- Harant-Hahn, Liane: Überlegungen zu einer Verbesserung der Zusammenarbeit von Schule und (Sport-)Verein hinsichtlich der Primärprävention gegen Sucht und Gewalt. Thalhofen 1998
- Harm, W. / Klawe, W.: Erlebnispädagogik – Zugänge zur eigenen Sozialisation und Lebensgeschichte. In: Fischer, D. / Klawe, W. / Thiesen, H.-J. (Hrsg.): (Er-)leben statt reden. Erlebnispädagogik in der offenen Jugendarbeit. Weinheim und München 1985, 213 – 216
- Hartmann, Hans Albrecht: The Thrilling Fields oder: „Bis ans Ende – und dann noch weiter“. Über extreme Outdoor Activities. In: Hartmann, Hans A. / Haubl, Rolf (Hrsg.): Freizeit in der Erlebnisgesellschaft. Amusement zwischen Selbstverwirklichung und Kommerz. Opladen 1996, 67 – 94
- Heckmann, Wolfgang: Die illegalen Drogen. In: Bartsch, N. / Knigge-Illner, H. (Hrsg.): Sucht und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim 1995, 147 – 156
- Heim, Nikolaus: Vom Trieb zur Sucht. In: Schuller, A./ Kleber, J. A. (Hrsg.): Gier. Zur Anthropologie der Sucht. Göttingen 1993, 244 – 250
- Heimann, H.: Zur Psychopathologie der Abhängigkeit und Sucht. In: Nissen, G. (Hrsg.): Abhängigkeit und Sucht. Prävention und Therapie. Göttingen 1994, 13 – 24
- Heinemann, Klaus: Zum Problem der Einheit des Sports und des Verlusts seiner Autonomie. In: Deutscher Sportbund (Hrsg.): Die Zukunft des Sports. Materialien zum Kongress „Menschen im Sport 2000“. Frankfurt am Main 1986, 112 – 128
- Heinemann, Klaus: Sind Einheit und Selbstbestimmung des Sports in Gefahr? In: Gieseler, K. / Grupe, O. / Heinemann, K. (Hrsg.): Menschen im Sport 2000. Dokumentation des Kongresses „Menschen im Sport 2000“. Frankfurt am Main 1988, 68 – 82
- Heinemann, Klaus: Der „nicht-sportliche“ Sport. In: Dietrich, K. / Heinemann, K. (Hrsg.): Der nichtsportliche Sport. Schorndorf 1989, 11 – 28
- Heinemann, Klaus: Einführung in die Soziologie des Sports. Schorndorf 1990
- Heinemann, Klaus: Einführung in die Soziologie des Sports (4., völlig neu bearbeitete Auflage). Schorndorf 1998
- Hildebrandt, Helmut: Lust am Leben. Gesundheitsförderung mit Jugendlichen. Ein Ideen- und Aktionsbuch für die Jugendarbeit. Frankfurt am Main 1992
- Hitzler, Ronald / Honer, Anne: Bastelexistenz: Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U. / Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main 1994, 307 – 315
- Hoffmann, Dieter: Leibes-Übung. Ein Streitbuch über die neuen Moden in der Körperkultur. Darmstadt und Neuwied 1984
- Höhn, M. / Vogelsang, W.: Körper, Medien, Distinktion. Zum Körperkult und zur Körperkultivierung in Jugendszenen. In: Homfeld, H. G. (Hrsg.): „Sozialer Brennpunkt“ Körper. Hohengehren 1999, 136 – 155
- Homfeldt, Hans Günther: Selbsterziehung – ein wichtiges Element pädagogischer Ausbildung. In: Homfeldt, H. G. (Hrsg.): Sinnlich Wahrnehmung – Körperbewusstsein – Gesundheitsbildung. Praktische Anregungen und Reflexionen. Weinheim 1991, 99 – 111
- Homfeldt, Hans Günther: Riskierte Körper – kann Erlebnispädagogik helfen? In: Homfeld, H. G. (Hrsg.): „Sozialer Brennpunkt“ Körper. Hohengehren 1999, 238 – 248
- Honer, Anne: Körperträume und Traumkörper. Vom anderen Selbst-Verständnis des Bodybuilders. In: Dietrich, K. / Heinemann, K. (Hrsg.): Der nichtsportliche Sport. Schorndorf 1989, 64 – 71
- Honneth, Axel: Die gespaltene Gesellschaft. In: Pongs, A. (Hrsg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? (Band 2). München 2000, 79 – 102
- Horkheimer, M. / Adorno, T. W.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main 2002
- Hurrelmann, K. / Bründel, H.: Drogengebrauch – Drogenmissbrauch. Eine Gratwanderung zwischen Genuss und Abhängigkeit. Darmstadt 1997
- Huysen, Andreas: Postmoderne – eine amerikanische Internationale? In: Huysen, A. / Scherpe, K. R. (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek 1997, 13 – 44
- Illies, Florian: Generation Golf. Eine Inspektion. Frankfurt am Main 2001
- Inglehart, Ronald: Die postmoderne Gesellschaft. In: Pongs, A. (Hrsg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? (Band 2). München 2000, 125 – 148
- Jacobi, C. / Thiel, A. / Paul, T.: Kognitive Verhaltenstherapie bei Anorexia und Bulimia nervosa. Weinheim 1996
- Jameson, Fredric: Postmoderne – zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: Huysen, A. / Scherpe, K. R. (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek 1997,

- Joch, Winfried: Der Mensch und sein Körper im Spiegel der neueren deutschen Sportgeschichte. In: Imhof, A. E. (Hrsg.): Der Mensch und sein Körper. Von der Antike bis heute. München 1983, 197 – 208
- Kamper, Dietmar: Narzissmus und Sport – Einige Überlegungen zur Macht des imaginären Todes, nach Lacan. In: Gebauer, G. (Hrsg.): Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport. Berlin 1988, 116 – 124
- Kamper, Dietmar: Bilderflut und Körperschwere. Rückfragen nach dem „Horror Vacui“ der Moderne. In: Schuller, A. / Kleber, J. A. (Hrsg.): Gier. Zur Anthropologie der Sucht. Göttingen 1993, 34 – 42
- Kaufmann, Heinz: Suchtvorbeugung in der Praxis. Ein Arbeitsbuch für Schule und Jugendarbeit. Weinheim und Basel 1997
- Keupp, Heiner: Ambivalenzen postmoderner Identität. In: Beck, U. / Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main 1994, 336 – 352
- Keupp, Heiner: Die Hoffnung auf den Körper. Jugendliche Lebensbewältigung als riskante Chance. In: Becker, P. / Koch, J. (Hrsg.): Was ist normal? Normalitätskonstruktionen in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Weinheim und München 1999, 47 – 62
- Keupp, H. / Ahbe, T. / Gmür, W. / Höfer, R. / Mitzscherlich, B. / Kraus, W. / Straus, F.: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek 2002
- Keyserling, Arnold: Der Körper ist nicht das Grab der Seele, sondern das Abenteuer des Bewusstseins. Bern 1982
- Klawe, Willy: Anpassen, aussteigen – oder was sonst? – Zur gegenwärtigen Lebenssituation Jugendlicher und notwendigen pädagogischen Konsequenzen. In: Brusten, M. / Malinowski, P. (Hrsg.): Jugend – Ein soziales Problem? Opladen 1983, 136 – 153
- Klawe, W. / Fischer, D. / Thiesen, H.-J.: Erlebnispädagogik als Erfahrungsfeld für Jugendliche und Pädagogen. In: Fischer, D. / Klawe, W. / Thiesen, H.-J. (Hrsg.): (Er-)leben statt reden. Erlebnispädagogik in der offenen Jugendarbeit. Weinheim und München 1985, 37 – 41
- Kleber, Jutta Anna: Ver/Blendung. Das dritte Auge, die Gesellschaft und die Sucht. In: Schuller A. / Kleber, J. A. (Hrsg.): Gier. Zur Anthropologie der Sucht. Göttingen 1993, 131 – 158
- Klein, Michael: Sport und soziale Probleme. In: Klein, M. (Hrsg.): Sport und soziale Probleme. Reinbek 1989, 9 – 70
- Klein, Michael: Erleben und Abenteuer in der Suchtprävention und Suchttherapie. In: Abenteuer – Ein Weg zur Jugend? Tagungsdokumentation 1993, 171 – 174
- Kleve, Heiko: Zwei Logiken des Helfens. Ambivalenz- und systemtheoretische Betrachtungen. In: Soziale Arbeit 6/2003, 220 – 227
- Klosinski, Gunther: Entwicklungspsychopathologische Aspekte der Sucht bei Kindern und Jugendlichen. In: Längle, G. / Mann, K. / Buchkremer, G. (Hrsg.): „Sucht“. Die Lebenswelten Abhängiger. Tübingen 1996, 126 – 136
- Knobloch, J. / Allmer, H. / Schack, T.: Sport und Sucht – Ausdauer- und Risikosportarten. In: Poppelreuter, S. / Gross, W. (Hrsg.): Nicht nur Drogen machen süchtig. Entstehung und Behandlung von stoffungebundenen Süchten. Weinheim 2000, 181 – 208
- Koch, Josef: Der riskierte Körper und die Pädagogik. Zur Rolle von Wagnis und Abenteuer bei benachteiligten Jugendlichen. In: Homfeldt, H. G. (Hrsg.): Erlebnispädagogik. Hohengehren 1993, 57 – 69
- Kohut, Heinz: Die Heilung des Selbst. Frankfurt am Main 1979
- Kolb, Michael: Körperzentrierung und Selbsterfahrung. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 278 – 285
- Kolip, Petra: „Gesundheit ist, wenn ich mich wohl fühle“. Ergebnisse qualitativer Interviews zu Gesundheitsdefinitionen junger Frauen und Männer. In: Kolip, P. (Hrsg.): Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung. Weinheim und München 1994, 139 – 159
- König, Eugen: Körper – Wissen – Macht. Studien zur historischen Anthropologie des Körpers. Berlin 1989
- Krätzschar, L. / Krauß, G.: Drogenkonsum verhindern oder Schaden vorbeugen? Für einen Paradigmenwechsel präventiver Jugend- und Drogenarbeit. In: Krätzschar, L. / Krauß, G. (Hrsg.): Schaden verhüten – Perspektiven eröffnen. Prävention mit Jugendlichen und jugendlichen Drogenkonsument/innen. Nürnberg 1994, 4 – 13
- Krockow, Christian Graf von: Sport und Industriegesellschaft. München 1972
- Kröner, Sabine: Sportsystem und Sucht aus feministischer Sicht. In: Behm, K. / Petzschke, K. (Hrsg.): Mädchen und Frauen im Sport. Hamburg 1998 (a), 35 – 48
- Kröner, Sabine: Sport und Sucht – der andere Blick. In: Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Zwischen Utopie und Wirklichkeit:

- Breitensport aus Frauensicht. Düsseldorf 1998 (b), 191 – 202
- Kuhlmann, Detlef: Leistung und Wettbewerb. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 262 – 269
- Kuhn, R.: Beitrag zur Daseinsstruktur von Suchtverhalten. In: Nissen, G. (Hrsg.): Abhängigkeit und Sucht. Prävention und Therapie. Göttingen 1994, 54 – 61
- Künzel-Böhmer, J. / Bühlinger, G. / Janik-Konecny, T.: Expertise zur Primärprävention des Substanzmissbrauchs. Baden-Baden 1993
- Kurz, Dietrich: Vom Sinn des Sports. In: Deutscher Sportbund (Hrsg.): Die Zukunft des Sports. Materialien zum Kongress „Menschen im Sport 2000“. Frankfurt am Main 1986, 44 – 68
- Kurz, Dietrich: Handlungsfähigkeit im Sport als Leitidee für den Schulsport in Sek 2. In: Universität Rostock (Hrsg.): Legitimation und Gestaltung des Schulsports in der gymnasialen Oberstufe. Rostock 1995, 22 – 23
- Ladewig, Dieter: Sucht und Suchtkrankheiten. Ursachen, Symptome, Therapie. München 1998
- Lampert, C. / Hasebrink, U.: Alkohol im Fernsehen – Ergebnisse einer Programmanalyse. In: Hamburgische Anstalt für neue Medien (Hrsg.): Alkohol Fernsehen Jugendliche. Programmanalyse und medienpädagogische Praxisprojekte. Berlin 2002, 33 – 190
- Legnaro, Aldo: Rausch und Wirklichkeit in der europäischen Zivilisationsgeschichte. In: Landschaftsverband Westfalen-Lippe Abteilung Gesundheitswesen (Hrsg.): Forum Sucht. Beiträge aus Praxis und Wissenschaft. Tagungsbericht: Legalisieren – warum (nicht)? Münster 1994, 9 – 17
- Legnaro, Aldo: Der flexible Mensch und seine Selbstkontrolle – eine Skizze. In: Legnaro, A. / Schmieder, A. (Hrsg.): Suchtwirtschaft. Münster 2001, 117 – 132
- Lehmann, Anton: Konstruktiver Umgang mit Aggressionen – Sport als Lernfeld im Suchtbereich. In: Magglingen 10/1988, 9 – 13
- Lenk, Hans: Leistungssport in der Erfolgsgesellschaft. In: Grube, F. / Richter, G. (Hrsg.): Leistungssport in der Erfolgsgesellschaft. Hamburg 1973, 13 – 39
- Leppin, Anja: Suchtgefahren im Jugendalter – Ursachen und Häufigkeit. In: Längle, G./ Mann, K. / Buchkremer, G. (Hrsg.): „Sucht“. Die Lebenswelten Abhängiger. Tübingen 1996, 110 – 125
- Lindner, Werner: Zwischen Eigen-Sinn und Ausverkauf. Jugendkultur als symbolische Arbeit. In: deutsche jugend 7-8/2000, 299 – 307
- Lindner, W. / Freund, T.: Der Prävention vorbeugen? Thesen zur Logik der Prävention und ihrer Umsetzung in der Kinder- und Jugendarbeit. In: deutsche jugend 5/2001, 212 – 221
- Lippe, Rudolf zur: Anthropologie für wen? In: Kamper, D. / Rittner, V. (Hrsg.): Zur Geschichte des Körpers. Perspektiven der Anthropologie. München / Wien 1976, 91 – 130
- Lippe, Rudolf zur: Am eigenen Leibe. Zur Ökonomie des Lebens. Frankfurt am Main 1979
- Locher, Beate: Bedeutung suchtpreventiver Maßnahmen im Kontext der Inzidenz und Prävalenz von Alkohol und Nikotin 13- bis 16-jähriger Jugendlicher in Sportvereinen. In: Sucht 1/2001 (a), 33 – 48
- Locher, Beate: LaOla – Suchtvorbeugung im Sportverein. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): Suchtprävention im Sportverein. Erfahrungen, Möglichkeiten und Perspektiven für die Zukunft. Köln 2001 (b), 116 – 120
- Locher, Beate: Zwischen „Feuchtbiotop“, „Dritter Halbzeit“ und „Heiler Welt“. Über die Notwendigkeit und Möglichkeit suchtpreventiver Maßnahmen im Jugendlichen Vereinssport. In: Unsere Jugend 5/2003, 202 – 214
- Lüdtke, Hartmut: Freizeitsoziologie. Arbeiten über temporale Muster, Sport, Musik, Bildung und soziale Probleme. Münster 2001
- Luhmann, Niklas: Copierte Existenz und Karriere. Zur Herstellung von Individualität. In: Beck, U. / Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main 1994, 191 – 200
- Lutz, Ronald: Hans im Glück – Laufkultur und Identitätsarbeit. In: Eichberg, H. / Hansen, J. (Hrsg.): Körperkulturen und Identität. Versuche einer alternativen Aufmerksamkeit. Münster 1989, 123 – 132
- Lytard, Jean-Francois: Das postmoderne Wissen. Wien 1999
- Macbeth, Jim: Das Hochseesegeln. In: Csikszentmihalyi, M. u. I. (Hrsg.): Die außergewöhnliche Erfahrung im Alltag. Die Psychologie des Flow-Erlebnisses. Stuttgart 1991, 233 – 253
- Mansel, Jürgen: Sozialisation in der Risikogesellschaft. Eine Untersuchung zu psychosozialen Belastungen Jugendlicher als Folge ihrer Bewertung gesellschaftlicher Bedrohungspotentiale. Neuwied / Kriftel / Berlin 1995
- Mauss, Marcel: Soziologie und Anthropologie. Band 2. München 1978
- Mead, George H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main 1973
- Meyer, Gerhard: Glücksspiel als Sucht. In: Bartsch, N. / Knigge-Illner, H. (Hrsg.): Sucht und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim 1995, 125 – 136

- Michels, Harald: Ausdruck und Gestaltung. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 270 – 277
- Michl, Werner: Anthropologische Grundlagen der Erlebnispädagogik. In: Homfeldt, H. G. (Hrsg.): Erlebnispädagogik. Hohengehren 1993, 203 – 217
- Mieth, Dietmar: Anthropologie und Ethik der Sucht. In: Längle, G. / Mann, K. / Buchkremer, G. (Hrsg.): „Sucht“. Die Lebenswelten Abhängiger. Tübingen 1996, 70 – 86
- Miethling, W.-D. / Schirmer, E.: Was ist „Anorexia athletica“? In: Sportpädagogik 2/1999, 3 – 7
- Mihciyazgan, Ursula: Türkische Mädchen im Sportunterricht. Oder: Über die religiösen Wurzeln des Sports. In: Bröskamp, B. / Alkmeyer, T. (Hrsg.): Fremdheit und Rassismus im Sport. Sankt Augustin 1996, 87 – 108
- Miller, Patricia: Theorien der Entwicklungspsychologie. Heidelberg 1993
- Milz, Helmut: Der wiederentdeckte Körper. Vom schöpferischen Umgang mit sich selbst. München 1992
- Mitchell, Richard G.: Soziologische Implikationen des flow-Erlebnisses. In: Csikszentmihalyi, M. u. I. (Hrsg.): Die außergewöhnliche Erfahrung im Alltag. Die Psychologie des Flow-Erlebnisses. Stuttgart 1991, 50 – 76
- Montada, Leo: Fragen, Konzepte, Perspektiven. In: Oerter, R. / Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie (4. Auflage). München / Trier 1998, 1 – 83
- Mrazek, Joachim: Sport als Gesundheitsverhalten – Beispiel Jogging. In: Dietrich, K. / Heinemann, K. (Hrsg.): Der nichtsportliche Sport. Schorndorf 1989, 111 – 119
- Müller-Kohlenberg, Hildegard: Der heimliche Gewinn der Helfer. In: Müller, B. / Thiersch, H. (Hrsg.): Gerechtigkeit und Selbstverwirklichung: Moralprobleme im sozialpädagogischen Handeln. Freiburg 1990, 110 – 121
- Müller-Schneider, Thomas: Die Erlebnisgesellschaft – der kollektive Weg ins Glück? In: Das Parlament B 12/2000, 24 – 30
- Negt, Oskar: Jugendliche in kulturellen Suchbewegungen. Ein persönliches Resümee. In: Deiters, F.-W. / Pilz, G. A. (Hrsg.): Aufsuchende, akzeptierende, abenteuer- und bewegungsorientierte, subjektbezogene Sozialarbeit mit rechten, gewaltbereiten jungen Menschen – Aufbruch aus einer Kontroverse. Münster 1998, 113 – 124
- Neumann, Johannes: Sucht als gesellschaftliches Phänomen. In: Längle, G. / Mann, K. / Buchkremer, G. (Hrsg.): „Sucht“. Die Lebenswelten Abhängiger. Tübingen 1996, 14 – 36
- Neumann, Peter: Wagnis und Abenteuer. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 235 – 241
- Niebling, G. Gottfried: Die Suchtgesellschaft. Zur Soziogenese eines Phänomens „individueller“ Pathologie. Aachen / Mainz 1997
- Nissen, Gerhardt: Sucht und süchtiges Verhalten. In: Nissen, G. (Hrsg.): Abhängigkeit und Sucht. Prävention und Therapie. Göttingen 1994, 9 – 12
- Nordlohne, E. / Kolip, P.: Gesundheits- und Krankheitskonzepte 14- bis 17jähriger Jugendlicher: Ergebnisse einer repräsentativen Jugendbefragung. In: Kolip, P. (Hrsg.): Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung. Weinheim und München 1994, 121 – 138
- Nunner-Winkler, Gertrud: Jugend und Identität als pädagogisches Problem. In: Zeitschrift für Pädagogik 5/1990, 671 – 686
- Nutz-Voiges, Roswitha: Liebe, Lust und Leidenschaft – ein zentrales Thema suchtpräventiver Jugendarbeit? In: Krätzschar, L. / Krauß, G. (Hrsg.): Schaden verhüten – Perspektiven eröffnen. Prävention mit Jugendlichen und jugendlichen Drogenkonsument/innen. Nürnberg 1994, 203 – 210
- Oerter, Rolf: Kultur, Ökologie und Entwicklung. In: Oerter, R. / Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie (4. Auflage). München / Trier 1998, 84 – 127
- Oerter, R. / Dreher, E.: Jugendalter. In: Oerter, R. / Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie (4. Auflage). München / Trier 1998, 310 – 395
- Opaschowski, Horst W. : Jugend im Zeitalter der Eventkultur. In: Das Parlament B 12/2000, 17 – 23
- Paul, Günter: Chancen und Risiken von Krisen im Jugendalter. Zwischen Entwicklungskrise und psychiatrischer Krankheit. In: Becker, P. / Koch, J. (Hrsg.): Was ist normal? Normalitätskonstruktionen in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Weinheim und München 1999, 163 – 173
- Paulus, Peter: Erst gegen Drogen und Aids, jetzt gegen Gewalt. Von der Risiko-Orientierung zu einer übergreifenden Prävention. In: Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen / Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V. (Hrsg.): Erst gegen Drogen und Aids, jetzt gegen Gewalt. Von der Risiko-Orientierung zu einer übergreifenden Prävention? Hannover 1995, 6-12

- Paulus, Stanislaw: Identität außer Kontrolle. Handlungsfähigkeit und Identitätspolitik jenseits des autonomen Subjekts. Hamburg 2001
- Perlwitz, Erich: Psychologie süchtigen Verhaltens. In: Bartsch, N. / Knigge-Illner, H. (Hrsg.): Sucht und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim 1995, 51 – 68
- Peter, H. / Sünker, H.: „Jugendfrage“ und Sinnproblematik. In: Brusten, M. / Malinowski, P. (Hrsg.): Jugend – Ein soziales Problem? Opladen 1983, 113 – 135
- Pilz, Gunter A.: Wandlungen der Gewalt im Sport. Eine entwicklungssoziologische Analyse unter besonderer Berücksichtigung des Frauensports. Ahrensburg 1982
- Pilz, Gunter A.: Jugend, Gewalt und Rechtsextremismus. Möglichkeiten und Notwendigkeiten politischen, polizeilichen und (sozial-)pädagogischen Handelns. Hannover 1993
- Pilz, Gunter A.: Dopingsünder – die Avantgarde eines neuen Identitätstyps? In: Bette, K.-H. (Hrsg.): Doping im Leistungssport – sozialwissenschaftlich beobachtet. Stuttgart 1994, 49 – 66
- Pilz, Gunter A.: Sport: Preiswerteste Sozialarbeit, Schutzimpfungseffekt gegen Jugendkriminalität. Kritische Anmerkungen zur sozialpolitischen und sozialpädagogischen Vereinnahmung des Sports. In: Klein, Michael (Hrsg.): „Guter Sport“ in „schlechter Gesellschaft“? – Heilversprechen, Legitimationskrisen und strukturelle Probleme des Sports nach dem Ende des 20. Jahrhunderts. Erfurt 2000, 166 – 195
- Pilz, G. A. / Peiffer, L.: Mitternachtssport in Mühlenberg. Erfahrungen und Perspektiven aus praktischer Arbeit und wissenschaftlicher Begleitung. Hannover 1998
- Platta, Holdger: Identitäts-Ideen. Zur gesellschaftlichen Vernichtung unseres Selbstbewusstseins. Gießen 1998
- Postman, Neil: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt am Main 1987
- Postman, Neil: Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. Frankfurt am Main 1988
- Raithel, Jürgen: Sportpartizipation vs. Sportabstinenz und Gesundheit im Jugendalter. Befunde zu vermuteten ressourcenstärkenden und entwicklungsfördernden Leistungen des Sports. In: Z. f. Gesundheitswiss., 2/2003, 146 – 164
- Ramme, Manfred: Lernen im Sport. Zur kategorialen Begründung und Integration sportwissenschaftlicher Lerntheorien. Köln 1988
- Raulet, Gérard: Zur Dialektik der Postmoderne In: Huyssen, A. / Scherpe, K. R. (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek 1997, 128 – 150
- Reyer, Jürgen: Die leiblichen Wurzeln des Selbstgefühls. Eine problemgeschichtliche Skizze. In: Homfeld, H. (Hrsg.): „Sozialer Brennpunkt“ Körper. Hohengehren 1999, 17 – 32
- Richter, Horst-Eberhard: Das Ende der Ego manie. Die Krise des westlichen Selbstbewusstseins. Köln 2002
- Rittner, Volker: Sportvereine und gewandelte Bedürfnisse. In: Pilz, G. A. (Hrsg.): Sport und Verein. Reinbek 1986, 43 – 55
- Rittner, Volker: Körper und Identität: Zum Wandel des individuellen Selbstbeschreibungsvokabulars in der Erlebnisgesellschaft. In: Homfeld, H. (Hrsg.): „Sozialer Brennpunkt“ Körper. Hohengehren 1999, 104 – 116
- Rittner, V. / Breuer, C.: Soziale Bedeutung und Gemeinwohlorientierung des Sports. Köln 2000
- Rohrbach, Martina: Essen als Suchtproblem. In: Bartsch, N. / Knigge-Illner, H. (Hrsg.): Sucht und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim 1995, 137 – 146
- Rose, Lotte: Mädchenkörperwelten. Mädchen und ihre Körper: nicht nur schwach und hilflos, sondern auch sportlich und lustvoll. In: Sozial Extra 5/1999, 10 – 11
- Rumpf, Horst: Der normalisierte Körper. Über pädagogische Begründung und Stilllegung. In: Becker, P. / Koch, J. (Hrsg.): Was ist normal? Normalitätskonstruktionen in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Weinheim und München 1999, 19 – 31
- Schaeff, Anne Wilson: Co-Abhängigkeit. Die Sucht hinter der Sucht. München 2002
- Schaller, Hans-Jürgen: Zur pädagogischen Theorie des Spiels. Ahrensburg 1973
- Scheerer, Sebastian: Die Gesellschaft der Süchtigen. In: Kemper, P. / Sonnenschein U. (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000 (a), 51 – 54
- Scheerer, Sebastian: Suchtvermeidung durch Risikomanagement. In: Kemper, P. / Sonnenschein U. (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000 (b), 310 – 315
- Scherler, Karlheinz: Die Instrumentalisierungsdebatte in der Sportpädagogik in Deutschland. In: Treutlein, G. / Pigeassou, C. (Hrsg.): Sportwissenschaft in Deutschland und Frankreich. Entwicklung und Tendenzen. Hamburg 1997, 41 – 54
- Scherpe, Klaus R.: Dramatisierung und Entdramatisierung des Untergangs – zum ästhetischen Bewusstsein von Moderne und Postmoderne. In: Huyssen, A. / Scherpe, K. R. (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek 1997, 270 – 301

- Schiffer, Eckhard: Warum Huckleberry Finn nicht süchtig wurde. Anstiftung gegen Sucht und Selbstzerstörung bei Kindern und Jugendlichen. Weinheim und Basel 1999
- Schille, Hans-Joachim: Drogenenerleben. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte. Weinheim und München 2002 (a), 101 – 103
- Schille, Hans-Joachim: Der Umschwung von Drogengebrauch als jugendlichem Experiment zu habitualisiertem Verhalten. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte. Weinheim und München 2002 (b), 165 – 174
- Schmersow, S. / Tillmann, J.: Vom Denken ohne Körper zu Bewusstsein mit Leib- Plädoyer für ein bewegliches Lernen. In: Pilz, G. A. / Böhmer, H. (Hrsg.): Wahrnehmen – Bewegen – Verändern. Beiträge zur Theorie und Praxis körper- und bewegungsbezogener Sozialer Arbeit mit jungen Menschen. Hannover 2002, 128 – 158
- Schmid, Harald: Selbstvertrauen schützt vor Missbrauch und Suchtmitteln. In: Handballtraining 8/1999, 28 – 31
- Schmid, H. / Pauli, M.: Von der Idee in die Praxis – Die Umsetzung der BZgA-Kampagne „Kinder stark machen“. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): Suchtprävention im Sportverein. Erfahrungen, Möglichkeiten und Perspektiven für die Zukunft. Köln 2001, 111 – 115
- Schmidt, Bettina: Suchtprävention bei konsumierenden Jugendlichen. Sekundäransätze in der geschlechtsbezogenen Drogenarbeit. Weinheim und München 1998
- Schmidt-Semisch, Henning: Palais des Drogues oder: Psychedelische Dienstleistungen aller Art. In: Legnaro, A. / Schmieder, A. (Hrsg.): Suchtwirtschaft. Münster 2001, 133 – 142
- Schmitt-Kilian, Jörg: Vom Junkie zum Ironman. Die zwei Leben des Andreas Niedrig. Stuttgart 2000
- Schmundt, Hilmar: Mörderischer Lauf. In: Der Spiegel 49/2000, 198 – 204
- Schulke, Hans-Jürgen: Marathon: Zwischen Monotonie und Magie. In: Dietrich, K. / Heinemann, K. (Hrsg.): Der nichtsportliche Sport. Schorndorf 1989, 89 – 110
- Schuller, Alexander: Sehnsucht. In: Schuller, A. / Kleber, J. A. (Hrsg.): Gier. Zur Anthropologie der Sucht. Göttingen 1993, 11 – 33
- Schuller, Philipp: Abschied vom Leistungssport. Tagebuch eines Entzuges. In: Schuller, A. / Kleber, J. A. (Hrsg.): Gier. Zur Anthropologie der Sucht. Göttingen 1993, 251 – 268
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt / NewYork 1992
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. „Das Erleben des Lebens“. In: Pongs, A. (Hrsg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich (Band 1). München 1999, 219 – 236
- Schulze, Gerhard: Was wird aus der Erlebnisgesellschaft? In: Das Parlament B 12 / 2000 (a), 3 – 6
- Schulze, Gerhard: Der Erlebnismarkt. In: Kemper, P. / Sonnenschein U. (Hrsg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft. Stuttgart 2000 (b), 25 – 30
- Schwanitz, Dietrich: Bildung. Alles, was man wissen muss. München 2002
- Seeßen, Georg: Wisch und weg. Vom Verschwinden und Auferstehen der Jugend in der postmodernen Gesellschaft. In: Kultur! News 11/1994, 18 – 19
- Seifert, B. / Gross, M.: Teenex – ein Programm zur primären Suchtprävention im Jugendalter. Stuttgart 2000
- Semmler, Gert: Die Lust an der Angst. Warum Menschen sich freiwillig Risiken aussetzen. München 1994
- Silbereisen, Rainer K.: Entwicklungspsychologische Aspekte von Alkohol- und Drogengebrauch. In: Oerter, R. / Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie (4. Auflage). München / Trier 1998, 1056 – 1068
- Silbereisen, Rainer K.: Differenzierungen und Perspektiven für Prävention aus entwicklungspsychologischer Sicht. In: Kolip, Petra (Hrsg.): Programme gegen Sucht. Internationale Ansätze zur Suchtprävention im Jugendalter. Weinheim / München 1999, 70 – 88
- Singler, Andreas: Psychologie des Doping. Die Delinquenten mit dem guten Gewissen. In: Psychologie Heute 10/2002, 30 – 33
- Sobiech, Gabriele: „... nur wer fit ist, ist ein König!“ – Das Heilversprechen Gesundheit als Stabilisator sozialer Ordnung. In: Klein, Michael (Hrsg.): „Guter Sport“ in „schlechter Gesellschaft“? – Heilversprechen, Legitimationskrisen und strukturelle Probleme des Sports nach dem Ende des 20. Jahrhunderts. Erfurt 2000, 79 – 99
- Sommerfeld, Peter: Erlebnispädagogisches Handeln. Ein Beitrag zur Erforschung konkreter pädagogischer Felder und ihrer Dynamik. Weinheim und München 1993
- Spiel, W.: Süchtiges Verhalten in der Sexualität. In: Nissen, G. (Hrsg.): Abhängigkeit und Sucht. Prävention und Therapie. Göttingen 1994, 97 – 106

- Splitter, Hartmut: Alkohol – die Droge Nr. 1. In: Bartsch, N. / Knigge-Illner, H. (Hrsg.): Sucht und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim 1995, 69 – 82
- Spode, Hasso: Der Anspruch auf die Begierde. Die Revolution des medizinischen Wissens über die Trunkenheit. In: Schuller, A. / Kleber, J. A. (Hrsg.): Gier. Zur Anthropologie der Sucht. Göttingen 1993, 158 – 186
- Sportjugend im Landessportbund Niedersachsen und Institut für Sportwissenschaften der Universität Göttingen: Der Sportverein – Freizeitpartner für Jugendliche. Clausthal-Zellerfeld 1988
- Sportjugend Niedersachsen: Go Sports on Tour 1999 – erLeben ohne Drogen. Informationen für Veranstalter. Hannover 1999
- Springer, Werner: Auf den Alltag kommt es an! Der sozialräumliche Ansatz als Prävention. In: jugend & Gesellschaft 2 /2000, 10 – 12
- Stahr, Ingeborg: Frauen-Körper und Gesundheit. Ein Plädoyer wider die Entkörperung des Leibes. In: Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Zwischen Utopie und Wirklichkeit: Breitensport aus Frauensicht. Düsseldorf 1998, 151 – 165
- Stahr, I. / Barb-Priebe, I. / Schulz, E.: Essstörungen und die Suche nach Identität. Ursachen, Entwicklungen, Behandlungsmöglichkeiten. Weinheim und München 1998
- Stichweh, Rudolf: Sport und Moderne. In: Hinsching, J. / Borkenhagen F. (Hrsg.): Modernisierung und Sport. Sankt Augustin 1995, 13 – 28
- Stielow, Reimar: Körper – Sinnlichkeit – Sinn – Menschen- und Weltbilder als Strukturelemente zu einer Theorie der ästhetischen Erziehung. Königstein 1981
- Stimmer, Franz: Narzissmus. Zur Psychogenese und Soziogenese narzisstischen Verhaltens. Berlin 1987
- Terbuyken, Gregor: Körper – (k)ein Thema der Sozialarbeit und Heilpädagogik? Erweiterte Fassung des Vortrages auf der Fachtagung Heilpädagogik an der Evangelischen Fachhochschule Hannover am 09. 04. 2003. Hannover 2003
- Thiersch, Hans: Drogenprobleme in einer süchtigen Gesellschaft. In: Längle, G. / Mann, K. / Buchkremer, G. (Hrsg.): „Sucht“. Die Lebenswelten Abhängiger. Tübingen 1996, 51 – 69
- Thönneßen, Angelika: Doping in der Schule? Leistungsstimulierende Substanzen als thematische Gegenstände der Gesundheitserziehung im Sportunterricht. Hamburg 2000
- Tillmann, Klaus-Jürgen: Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. Reinbek 2001
- Trebels, Andreas H.: Das dialogische Bewegungskonzept. Eine pädagogische Auslegung von Bewegung. In: Sportunterricht 1/1992, 20 –29
- Trebels, Andreas H.: Bewegen und Wahrnehmen. In: Sportpädagogik 6/1993, 19 – 27
- Trosien, Gerhard: Tourismus und Freizeitsport. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 159 – 166
- Vogt, Hartmut: Über die Gesellschaft des Fremden im Zeitalter der Globalisierung. Unveröffentlichtes Manuskript. Celle 2000
- Vogt, Hartmut: Erfahrung von und Umgang mit Sinn im therapeutischen Bereich. Unveröffentlichtes Manuskript. Celle 2002 (a)
- Vogt, Hartmut: Aus ganz normalen Familien kommen ganz normale Suchtkranke. Unveröffentlichtes Manuskript. Celle 2002 (b)
- Vogt, Felicitas: Entstehungsbedingungen und Umgang mit der Sucht im Jugendalter. In: Haar, J. v. d. (Hrsg.): Sucht im Jugendalter. Entstehung und Umgang. Dornach 1999, 12 – 19
- Voss, Dietmar: Metamorphosen des Imaginären – nachmoderne Blicke auf Ästhetik, Poesie und Gesellschaft. In: Huyssen, A. / Scherpe, K. R. (Hrsg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek 1997, 219 – 250
- Voß, Reinhart: Medikamente als heimliche Alltagsdrogen. In: Bartsch, N. / Knigge-Illner, H. (Hrsg.): Sucht und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim 1995, 99 – 112
- Wassenberg, Karl: Die kulturelle Genese der Sucht. In: Legnaro, A. / Schmieder, A. (Hrsg.): Suchtwirtschaft. Münster 2001, 11 – 25
- Watzlawick, Paul: Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen. München 2002
- Weikert, Matthias: Rambo: stahl-schön und cool. Männliche Körperbilder (Body-Images) und ihre Bedeutung für Jungengesundheit. In: Sozial Extra 5/1999, 15 – 16
- Weiser, Fedor: Fußball als Droge? Psychosoziale und gesellschaftspolitische Aspekte der jugendlichen Fankultur beim Fußballverein Eintracht Frankfurt. Gießen 1990
- Welsch, Wolfgang: Unsere postmoderne Moderne. Berlin 2002
- Wintels, Andreas: Individualismus und Narzissmus. Analysen zur Zerstörung der Innenwelt. Mainz

2000

- Winter, Karin: Evolution und Sucht. In: Schuller, A. / Kleber, J. A. (Hrsg.): Gier. Zur Anthropologie der Sucht. Göttingen 1993, 235 – 243
- Winter, Reinhard: No risk, no fun? Jungensozialisation, Gesundheitsprobleme und „präventive“ Jungenarbeit. In: Kolip, P. (Hrsg.): Lebenslust und Wohlbefinden. Beiträge zur geschlechtsspezifischen Jugendgesundheitsforschung. Weinheim und München 1994, 193 – 219
- Wöbcke, Manfred: Ursachen der Drogenabhängigkeit. In: Bartsch, N. / Knigge-Ilner, H. (Hrsg.): Sucht und Erziehung. Ein Handbuch für Lehrer und Sozialpädagogen. Weinheim 1995, 31 – 50
- Wolf, Klaus-Peter: Auf dem Weg in die Suchtgesellschaft. In: Pädagogik 5/2002, 57
- Wolffersdorff, Christian v.: Drogengebrauch als interkulturelles Phänomen. In: Arnold, H. / Schille, H.-J. (Hrsg.): Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder – Handlungskonzepte – Praxisschritte. Weinheim und München 2002, 15 – 40
- Woll, Alexander / Bös, Klaus: Fitness und Gesundheit. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 242 – 251
- Wopp, Christian: Aktuelle Entwicklungen im Sport. In: Landessportbund Niedersachsen (Hrsg.): Sport in Niedersachsen. 9/1998, 27 – 29
- Wopp, Christian: Gesellschaft und Freizeitsport. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002 (a), 45 – 61
- Wopp, Christian: Selbstorganisiertes Sporttreiben. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002 (b), 175 – 184
- Wopp, Christian / Dieckert, Jürgen: Sport und Freizeit – Freizeitsport. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 11 – 21
- Wopp, Christian / Wehr, Peter: Events und Management. In: Dieckert, J. / Wopp, C. (Hrsg.): Handbuch Freizeitsport. Schorndorf 2002, 167 – 174
- Württembergische Sportjugend (Hrsg.): Wertewandel in der sportlichen Jugendarbeit und Perspektiven für das Jahr 2000. Stuttgart 1990
- Ziegenspeck, Jörg: Erlebnispädagogik. In: Deutsches Zentrum für Erlebnispädagogik (Hrsg.): Hinweise und Informationen zur Erlebnispädagogik. o.O. u. o. J., 2 – 7
- Ziehe, Thomas: Pubertät und Narzissmus. Sind Jugendliche entpolitisiert? Frankfurt am Main 1975
- Ziehe, Thomas: Die unablässige Suche nach Nähe und Gewissheit. In: Böllert, K. / Otto, H.K. (Hrsg.): Soziale Arbeit auf der Suche nach Zukunft. Bielefeld 1989, 73 – 88
- Ziehe, Thomas: Zeitvergleiche. Jugend in kulturellen Modernisierungen. Weinheim und München 1991
- Ziehe, Thomas: „Das hätte es früher nicht gegeben!“ Jugendliche in einer gewandelten Alltagskultur. In: Jugend & Gesellschaft 2/2000, 4-6
- Ziehe, Thomas / Stubenrauch, Herbert: Plädoyer für ungewöhnliches Lernen. Ideen zur Jugendsituation. Reinbek 1982
- Zimmermann, Heinz: Was kann die Pädagogik des Jugendalters zur Suchtprophylaxe beitragen? In: Haar, J. v. d. (Hrsg.): Sucht im Jugendalter. Entstehung und Umgang. Dornach 1999, 50– 67
- Zinnecker, Jürgen: Erwachsene als „soziales Kapital“ für das Aufwachsen in modernen Gesellschaften – Zur Bilanzierung der sozialen Beziehung zwischen Jung und Alt. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): Suchtprävention im Sportverein. Erfahrungen, Möglichkeiten und Perspektiven für die Zukunft. Köln 2001, 34 – 52